Aus

Welt und Kirche.

Bilder und Skizzen

von

Dr. Franz Hettinger.

Zweiter Band.

Deutschland und Frankreich.

Zweite, sehr vermehrte Auflage.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1888.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhaltsverzeichniß.

Zweiter Band.

Deutschland und Frankreich.

Deutschland.

Frankreich.

Deutschland.

I. Bilder aus den Alpenländern.

1. Aus dem Gasteiner Thale.

Universitätsfeste und Ferienreise. — In Oesterreich. — Thal und Quelle; die Auswanderer aus Gastein. — Hofgastein.

I.

Der Universitätsfestjubel war verklungen, die Fahnen, Kränze, Blumengewinde und bunte Wimpeln von den Häusern verschwunden, die Straßen, auf denen eine Woche vorher viele Tausende sich freudig und vielbeschäftigt, alte Freunde suchend und neue gewinnend, bewegt hatten, waren stille geworden, recht stille. Würzburg hatte wieder sein Alltagsgewand angelegt, die bunten Mützen auf jugendlich blonden Locken und auf den grauen Häuptern der alten Herren tauchten nur noch sporadisch auf; hie und da flatterte noch ein Fähnchen einsam in der Luft, wiegte sich noch ein Kranz, von Regen und Wind zerzaust, unter einem verlassenen Dachfenster. ‚Es war ein schönes Fest, das unsere Universität gefeiert hat', so tönte es aus aller Mund, nachdem alles vorüber war und es galt, den Gesammteindruck sich noch einmal zu vergegenwärtigen — ein Fest der Wissenschaft, ein Fest der Freundschaft und Geselligkeit, ein Bürger- und Volksfest, aber nicht minder auch ein religiöses Fest, und die weihevolle Stimmung, welche sich der gesammten Bevölkerung und der vielen tausend Fremden bemächtigt hatte, die in diesen Tagen die Alma Julia um sich gesammelt, gewann bei dem großartigen Festzuge ihren

unverkennbaren Ausdruck. Da begann denn auch der Roheste zu ahnen, daß es doch noch eine andere Aristokratie gibt, als die der Geburt und des Geldes, und an innerem Werthe beiden gewiß ebenbürtig.

‚Unsere Universität — das ist doch eigenthümlich neu, überraschend, im Munde aller, der Lehrer, Studenten, Bürger, bis zum Geringsten herab‘, bemerkte mir ein Professor aus London; ‚das kennt man nicht bei uns, das wäre bei uns nicht möglich.‘ Sie ist eben ein Baum, unsere Julia, dessen Wurzeln tief hinabgedrungen in das Geistesleben unseres Volkes; seine Fasern haben sich eingesenkt in jedes Herz, und so mit sich zur lebendigen Einheit verbunden. ‚Diese Theilnahme, dieses freudige Interesse, diese Opfer, dargebracht zum Gelingen des Ganzen, diese würdige Haltung ohne jeglichen Mißton, das alles wäre bei uns unmöglich‘, erklärte ein anderer von einer deutschen Universität. Würzburg weiß eben, was es an seinem Julius hat, und daß sein Schicksal in glücklichen Zeiten wie unter schweren Stürmen stets aufs innigste mit der Alma Julia verflochten war.

Die reich geschmückte Via triumphalis, auf welcher die Ankömmlinge von der Station zur Festhalle geleitet wurden, hatte sich wieder in den prosaischen, bald von Stürmen durchfegten, bald von Sonnenbrand durchglühten Bahnhofplatz verwandelt, als ich über denselben hinfuhr, um nach den Alpen zu reisen. Ich wartete im Saale. Eben brauste der Courierzug ‚Paris=Wien‘ heran, der in wenigen Stunden uns in entfernte Gegenden trägt. Er kam und ging, ich wartete immer noch. Auf wen denn? Auf den Bummelzug, der nahezu drei Stunden braucht für eine Entfernung von zwölf Gehstunden. Aber mein Gott! wer wird denn noch mit dem Bummelzug fahren, im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, im Zeitalter des Telegraphen und Telephons, und nicht viel lieber mit dem ‚Blitzzug‘? Schleicht ja doch selbst der Eil=

zug in Deutschland viel zu träge dahin, und nun erst der Bummelzug, der so recht geeignet ist, vor Ungeduld uns nervös zu machen? Mag sein; trotz alledem, ich ließ die Reisenden nach Süd und Ost einsteigen und wartete geduldig auf den Bummelzug.

Da wäre denn nun eine ganz erwünschte Gelegenheit gegeben, das Lob des ‚Güterzuges mit Personenbeförderung‘ zu verkünden gegenüber seinen Verächtern. Man könnte hinweisen auf die Nothwendigkeit, in die er uns versetzt, uns recht gründlich in der Geduld zu üben, wenn man aus- und einladen sieht, wobei sie sich so recht Zeit nehmen, als ob sie nur Hopfensäcke, Kaffeeballen und allerlei Vieh zu befördern hätten, als ob nicht unter dieser lebendigen Fracht hie und da auch Wesen wären mit Vernunft und freiem Willen begabt, welche gewöhnt sind, diese besonders zum Räsonniren zu gebrauchen. Da ich jedoch keinen Tractat über Ascese zu schreiben gedenke, so will ich von diesem besondern Vorzuge des Bummelzuges heute ein Absehen nehmen, zumal ich bezüglich dieses Zweiges unserer Literatur meine ‚sonderbare Meinung‘ habe. Ich halte nämlich dafür, daß auf mindestens ein halbes Jahrhundert hinaus der Bedarf an derartigen Schriften vollständig gedeckt ist, da manche Buchhändler seit Jahren fast fabrikmäßig derartiges produciren, gewiß zu Nutz und Frommen deutscher Seelen, aber auch des eigenen Geldbeutels. Wenn aber wieder einmal einer ein ‚Reisegebetbuch‘ herausgibt, so möge er nicht versäumen, diesen Vorzug des Bummelzuges zum Gegenstand seiner besondern Aufmerksamkeit zu machen. Doch eine andere höchst bedeutsame Eigenschaft dieses Zuges ist es, daß er an jeder Station hält, an vielen lange, sehr lange, ganze Stunden hindurch. Was ist nun einladender, gründliche Bierstudien zu machen, als diese Haltzeit, die ein echter Bayer doch nicht ungenützt versäumen darf? Wenn auch die Klagen über die gute alte Zeit, die

nun längst hinter uns liegt, in den letzten Jahren überlaut geworden, so maschirt trotz allem und allem unser bayerisches Vaterland in dem Geheimnisse der Bierbereitung immer noch an der Spitze der Civilisation. Auf die altehrwürdige Gepflogenheit der Bierprobe jetzt wieder zurückzugreifen ist nun freilich nicht mehr wohl thunlich, und es ist auch nicht mehr nothwendig, da das neuestens mit vielem Geld gegründete Institut für Hygieine zu München den Gehalt des Bieres jedesmal exakt darzustellen wissen wird. Aber welch' lohnende Aufgabe wäre es nicht für einen Experten, von der Mainlinie an bis nach Lindau und Kiefersfelden eine Reise in diesem Sinne zu unternehmen! Herr v. Liebig hat zwar den Verbrauch von Seife als Gradmesser der Cultur eines Volkes bezeichnet; ein richtiger Altbayer kann jedoch über solche Anschauungen nur mitleidig lächeln und mit Bedauern sich von Völkern abwenden, welche gleich Bismarck und den Lobrednern des Branntweins die Culturmission des Bieres noch nicht begriffen haben.

Es gibt geographische Karten, welche die Religionsverhältnisse Deutschlands darstellen, und dabei die katholischen Länder kohlschwarz anstreichen, die Kreise mit gemischter Bevölkerung in Chiaroscuro, die ganz protestantischen lichthell erscheinen lassen. Man würde gewiß einem tief gefühlten Bedürfnisse entgegenkommen, und manchem Biedermanne den nützlichsten Dienst erweisen, wenn man unser liebes Bayerland nach diesem Muster in Bezug auf Bierbereitung darstellen wollte. Auch könnten dabei unsere Finanzen nur gewinnen. Zündet ja doch jeder loyale Oesterreicher täglich sein Brandopfer an auf dem Altare des Vaterlandes in der Gestalt von Schwarzkraut und Virginia-Cigarren; ‚wohin kämen wir denn mit unseren Finanzen‘, entgegnete mir neulich allen Ernstes ein Abgeordneter des Wiener Reichsrathes, als ich das viele Rauchen selbst bei Knaben und Frauen in Tirol beklagte,

‚wenn wir nicht das Tabaksmonopol hätten, zu dem jeder Staatsbürger sein Scherflein beitragen muß?‘ Auch der brave Bayer weiß es wohl zu beherzigen, daß in dem Malzaufschlag eine ergiebige Einnahmequelle für sein Vaterland fließt, und er thut darum sein Möglichstes, daß dieselbe nicht versiegt, namentlich in heißen Sommermonaten. Je mehr er trinkt, desto reicher fließt sie, so zwar, daß in der guten Stadt Würzburg täglich dreiviertel Liter auf den Kopf kommt, Männlein und Weiblein und selbst den Säugling mit eingerechnet. Für die letzteren Kategorien müssen natürlich die Erwachsenen stellvertretend einstehen.

Es genügt, die Idee einer solchen Karte angeregt zu haben; vielleicht findet sie im Geiste eines Experten fruchtbaren Boden, der sie praktisch zu ‚verwerthen‘ weiß. Denn heutzutage ‚verwerthet‘ man alles, nicht bloß die Abfälle in der Branntweinbrennerei und den Straßenkehricht, sondern auch Ideen. Mit der Verjüdelung unserer Sprache ist es bereits so weit gekommen, daß man auch das Höchste und Geistigste, Philosophie, Poesie und die edle Kunst nur nach seinem klingenden Werthe schätzt; was sich nicht verwerthen läßt, wie der Banquier seine faulen Actien und der Bändeljude einen windschiefen Hut oder ein paar lebensmüde Stiefel verwerthet, hat eben keinen Werth.

Was das aber heißt, ein Experte sein, sollte ich zu meinem Staunen gelegentlich des Jubelfestdiner's erfahren. Man hatte nämlich bei der Berathung über die Wahl der Weine, die sämmtlich auf fränkischem Boden gewachsen waren, sowie bezüglich der Reihenfolge, in welcher sie kredenzt werden sollten, die zwei berühmtesten Kenner um ihr Gutachten gebeten. Wohl hatte ein Professor-Poet gesungen:

Hat der Brite seine Meere
Und der Cäsar seine Heere,
Deutschland hat die Wissenschaft.

Würzburg aber hat noch etwas dazu, was auch nicht zu verachten, den edlen Rebensaft; den aber sollten die Collegen aus Nord und Süd näher kennen und würdigen lernen. Denn

Das Pergament ist nicht der heil'ge Bronnen,
Aus dem ein Trunk den Durst auf ewig stillt.

Moltke, als er den Plan zur Schlacht von Sedan entwarf, konnte nicht nachdenklicher erscheinen, als diese beiden Herren Experten bei der Weinprobe. Galt es doch ihrem eigenen Renommée, das unrettbar verloren gewesen wäre, hätte der Fremde Anlaß zu Tadel gehabt. Doch sie haben diese nicht minder wie der Wein siegreich bestanden. Die stille Wonne, die auf dem Antlitz meines Nachbars von der nordöstlichen Grenze Deutschlands lag, als er den duftigen ‚Stein' kostete, die Seligkeit, mit welcher er den auserlesenen ‚Leisten' schlürfte, gaben vollgiltiges Zeugniß dafür, daß die Experten keinen Fehlgriff gethan hatten. Und als ich ihm versicherte, als treuer Eckart an seiner Seite aushalten zu wollen, wenn er auch mit seiner Weltanschauung etwas ins Schwanken gerathen sollte, da fand sein Enthusiasmus keine Worte mehr.

Aus diesen Erinnerungen weckte mich der Ruf des Stationsdieners: ‚Güterzug nach Heidingsfeld, Ochsenfurt, Marktbreit, Steinach, Ansbach, Treuchtlingen — einsteigen!' Ich stieg ein und o Wonne! ich war allein, ganz allein; nicht hineingepfercht zwischen sieben Commis-voyageurs. ‚Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen' — die Ellenbogen und Füße nämlich. Außerdem räuchern sie dich an, daß der Tabaksgeruch dich noch nach drei Tagen überall hin verfolgt, bringen sie dich, was noch unerträglicher ist, mit ihren Reden fast zur Verzweiflung. Im glücklichsten Falle bildet das ‚Geschäft' den Gegenstand ihrer lebhaften Unterhaltung. Das Geschäft ist ihr Gott, der Gewinn, ‚Verdienen', ihr kategorischer Imperativ, der rücksichtslos gebietet. Armer

Fichte! ‚Der kategorische Imperativ, die sittliche Weltordnung‘, hat er einst gelehrt, ‚ist unser einziger Gott; einen andern kennen wir nicht, und wir haben auch für ihn keinen Platz in unserem Systeme.‘ Aber die sittliche Weltordnung ohne Gott läßt sich ja nicht verwerthen. ‚Werth‘, antwortete neulich ein junger Nationalökonom aus dem Stamme Juda, der in der Volkswirthschaftslehre geprüft wurde, ‚hat nur das, wofür mir einer etwas gibt.‘ ‚Aber ohne Luft kann niemand athmen; hat die Luft darum keinen Werth?‘ ‚Nein,‘ entgegnete resolut der künftige Banquier, ‚für die Luft bezahlt man mir keinen Pfennig.‘ Der Lehrer, der diese Prüfung mit seinem Zögling angestellt hatte, erzählte mir dies mit dem Ausdrucke der Bewunderung und des Lobes der nationalökonomischen Anlagen seiner jüdischen Zöglinge, die sich besser als ihre christlichen Mitschüler darauf verstehen, die Dinge zu werthen. Sie verdienen an der Börse und im Differenzspiel, sie verdienen durch glückliche Speculationen und geschickten Bankerott; hat mir doch einer aus dieser Gesellschaft einst auf dem Wege nach München mit der Miene des ehrlichsten Mannes versichert: ‚An der Spitzeder ist viel verdient worden‘. Was Geschäftsleute dieser Art in Wahrheit verdienten, darf man nicht laut sagen im Hinblick auf den bekannten Paragraphen des Strafgesetzbuches, das jeden Deutschen in seiner bürgerlichen Ehre schützt. Schopenhauer sagt nun freilich einmal, er habe die Handelsleute deswegen besonders lieb, weil sie gerade heraussagen, was sie wollen: verdienen. Andere, meint er, wollen dies gerade so, aber sie hüllen sich in den Phrasenmantel von Patriotismus, Volksbildung, Kampf gegen die ‚im Finstern schleichende Partei‘, Abwehr ‚ultramontaner Uebergriffe‘ u. s. f.; im Grunde suchen sie aber dabei zu verdienen.

Immerhin bleiben beiderlei Arten von Unterhaltung gleich widerwärtig, und um ihnen zu entfliehen, suchst du dir ein

Coupé für Nichtraucher; anderswo freilich sind die Rauchcoupés Ausnahmen, die Nichtrauchcoupés Regel. Doch da bist du so recht vom Regen in die Traufe gekommen. Willst du einsteigen, so wehrt dir ein dienstbarer Geist in Gestalt einer Kammerfrau, der an der Thüre Posto genommen, den Zutritt; du schiebst ihn, sanft oder unsanft, je nachdem, zur Seite; doch welche Ueberraschung! Eine ganze Judenfamilie hat darin, just wie in den Tagen ihres Nomadenlebens in der Wüste, ihr Nachtquartier aufgeschlagen; zwei hoffnungsvolle Sprößlinge liegen auf den Sitzen umher; der ältere von ihnen findet es recht ‚ekelig‘, daß er Platz machen soll, und die Mama gibt ihm mit bedeutungsvoller Miene nicht Unrecht. Dabei liegt und steht auf und unter den Sitzen allerlei Hausgeräthe, wie man es auf einer Reise mit den lieben Kleinen bei Tage und auch bei Nacht braucht, und die impertinente Jüdin entschuldigt sich nicht einmal; sie hat ja ihre Plätze bezahlt. ‚Tu l'as voulu, George Dandin‘, sagte ich mir vorwurfsvoll; denn nachgerade ward die Atmosphäre vor Patchouli, Knoblauch und anderen Dingen unausstehlich.

Ein andermal bat ich den Schaffner wiederum um ein Nichtrauchcoupé zweiter Klasse und erhielt es. Da saß wieder eine Mama, graziös und ätherisch wie eine Sylphide; ihr gegenüber die Amme in der Tracht südfranzösischer Bäuerinnen mit dem Kinde auf dem Schoße. Da triffst du doch eine hochgebildete Frau, dachte ich mir. Aber mit einem Blick voll Haß ward ich empfangen; die zornflammenden schwarzen Augen scheinen mich durchbohren zu wollen. Prüfend greife ich in meine Brust; doch ich bin mir keiner Schuld bewußt. Ich war hineingetreten, wie es einem Manne von guten Allüren ziemt, hatte verbindlichst gegrüßt und mich höchst bescheiden in mein Eck gedrückt. Noch einmal fällt ein Blick souveräner Verachtung auf mich, dann verbirgt sich das zarte Antlitz

hinter ein Buch in ziemlich großem Octavformat. Mein Auge betrachtet diesen improvisirten Fächer; da steht auf dem Umschlage mit großer Schrift gedruckt, weiß auf blau, daß ich es ohne Augenglas lesen konnte: ‚Torquemada'. Nun ist das Räthsel gelöst; die Edelfrau liest eben die neueste Tragödie von Victor Hugo. Ihre Phantasie sieht die Scheiterhaufen rauchen, hört den Jammer der Edlen, welche die Camarilla dem Feuertode opfert, erblickt die von Dummheit, Fanatismus und allen niedrigen Leidenschaften getriebene Bande der Inquisitoren, die Victor Hugo so lebenswahr zu malen versteht. Mein schwarzer Rock läßt sie vermuthen, daß auch ich etwas von den Geheimnissen der Inquisition weiß und zu jener ‚kleinen aber mächtigen Partei' gehöre, die den freisinnigen Hus verbrannt, Galilei gefoltert und den edlen Ganganelli vergiftet hat. Bekanntlich hat Garibaldi, der Heros zweier Welten, seine hirnlosen Phrasen aus Victor Hugo herausgelesen, dem einzigen Schriftsteller, den er überhaupt las; einer heißblütigen Französin dürfen wir es darum nicht so schwer anrechnen, wenn sie von gleichem Haß gegen die Clericalen erfüllt wird. Wer sollte sich auch noch wundern, daß ein so zartes Gemüth sich mit Entrüstung von mir abwendet, wenn selbst der Consistorialrath Dr. Ebrard, ein Mann, der doch diese Sachen besser wissen muß, seine Apologie des Christenthums nicht besser zu begründen weiß als dadurch, daß er die Kirche ‚Lüge und Fäulniß', ein ‚verpestetes Pseudochristenthum' nennt. Uebrigens hat beiden, dem französischen Poeten sowohl wie dem wälschen Flibustier, ihr Kampf gegen die Clericalen, diesem mit seinen Rothhemden, jenem mit der Feder, ein Erkleckliches eingetragen. Es ist doch eine lohnende Sache um die Freisinnigkeit.

Der Leser wird mir darum sicher Beifall zollen, wenn ich nach solchen Erfahrungen mit dem Bummelzug fuhr. Mit Hochgefühl sah ich mich in meinem Coupé um, in dem ich

Herr war wie ein König in seinem Reiche; ich konnte sitzen, liegen, stehen und selbst spazieren gehen.

Frei in den Lüften ist meine Bahn,
Bin nicht mehr diesen unterthan.

Allmählich brach die Nacht herein; mehr und mehr verschwanden die Umrisse der Landschaft im Dunkel, tiefer Friede legte sich über die Natur. Das gleichmäßige Rasseln der Maschine schläferte mich ein; im Traume verwandelte es sich in die herrlichen Klänge des Allelujah von Händel, die unvergeßlich mir in der Erinnerung nachtönten, dessen Aufführung in einer des Meisters würdigen Vollendung den Festact der Jubiläumsfeier geschlossen hatte.

II.

Angekommen am Bahnhofe zu Salzburg, sagte ich zu einem Freunde, der in München sich mir zugesellt hatte: ‚Nun sind wir wieder in dem gemüthlichen Oesterreich! Wie höflich fragen sie einen, ob man nichts Mauthbares habe! Als in den vormärzlichen Tagen die „Gelben Blätter“ einmal eine unschuldige Anspielung sich erlaubt hatten auf den findigen Spürsinn der österreichischen Finanzwache und ihre hastige Jagd auf den Tabaksbeutel der Reisenden, da waren sie nahe daran, im ganzen Reiche verboten zu werden; es bedurfte der Vermittlung hoher und einflußreicher Persönlichkeiten, um dieses Schicksal von ihnen abzuwenden. Wie ist dies jetzt ganz anders geworden!

Ja, gemüthlich geht es zu in Oesterreich, vielleicht zu gemüthlich. Als ich meinen Gepäckschein nicht gleich zur Hand hatte, sagte mir der Bedienstete beschwichtigend: ‚Machen Sie sich keine Sorgen, es ist so auch gut.‘ Unter Beust machte man sich bekanntlich am Ballplatz zu Wien auch keine Sorgen, es war so auch gut. Die Ungarn rissen sich von der Gesammtmonarchie los, um nach eigenem Plane sich einzurichten. Die Geschichte

beweist auf allen ihren Blättern, daß die Magyaren kühne Reiter und flotte Tänzer sind, daß sie aber nie gute Haushälter waren; ritterliche Gestalten, liebenswürdige Wirthe, noble Passionen mögen recht interessant sein hie und da, aber ein Staatswesen kann man auf sie nicht gründen. Immerhin, es war so auch gut. Die Piemontesen dringen gegen alles Völkerrecht, mitten im Frieden, trotz der heiligsten Verträge durch die Bresche an der Porta Pia in Rom ein, und erklären so thatsächlich, daß ein europäisches Staats- und Völkerrecht nicht mehr existirt. Und der erste Minister eines Reiches, das über ein halbes Jahrhundert das Schiedsrichteramt unter den Völkern Europa's geübt hatte, vergißt die vielhundertjährigen katholischen Traditionen desselben, reiht sich selbst unter die Gegner des Papstthums [1], läßt das alles geschehen, und zwar in einem Augenblicke, als Frankreich und Deutschland in einem Riesenkampfe engagirt waren, und Oesterreich, an Siegen und an Ehren reich, vollständig freie Hand hatte. Es war so auch gut. Zwei Armeecorps hätten hingereicht, um Cordona von den Mauern Roms wegzurufen, da die blutigen Lehren, welche die piemontesischen Truppen zu Custozza und Lissa von den Oesterreichern empfangen hatten, trotz der kühnen Hahnenfedern auf den Hüten der Bersaglieri und der Siegeslieder der Garibaldiner, noch allen wohl im Gedächtnisse waren.

Il Garibaldi l' ha detto
E questo è verità,
Chi muore per la patria,
Nel paradiso va va va! [2]

---

[1] Le vote de l' infaillibilité, sagte der Graf Beust (G. Rothan L' Allemagne et l' Italie. II. p. 67), a changé la situation de l' une des parties contraitantes, il a fait du gouvernement pontifical une puissance qui n' admet ni discussion ni tempérament. Dieu ne signe pas des traités qui définissent et limitent sa puissance.

[2] Garibaldi hat's versprochen,
Drum muß es Wahrheit sein:

hatte ich letztere singen hören auf ihrem Marsch durch den Apennin; es genügte jedoch eine Abtheilung Jäger mit der Studentencompagnie, um sie weit hinter die Tirolergrenzen zurückzutreiben, wobei sie an unschuldigen Bildstöcken und Kirchen auf ihrer Retirade ihren Muth kühlten. Wir wären nach Trient hineingekommen, demonstrirte mir zu Novi einer von den tausend Tapferen, der wieder zu seinem ehrsamen Metier als Kellner zurückgekehrt war, indem er die Serviette, welche seit Jahr und Tag weder Seife noch Wasser gesehen hatte, gleich einem Kriegspanier schwang, wenn nicht — ja wenn nicht Garibaldi einen neuen Angriffsplan entworfen hätte. Als dieser kürzlich den Weg alles Fleisches ging, schämte sich ein Repräsentant derselben Austria, welcher er tausendmal ein ‚Morte all' Austria' zugerufen hatte, durchaus nicht, eine schwarzumflorte Fahne auszuhängen. Es ist bisweilen gar zu gemüthlich in Oesterreich.

Sie heißen das ‚mit den realen Verhältnissen rechnen', als ob die Unabhängigkeitsfrage des Heiligen Stuhles die Dinge im Monde angehe und nicht von der allerrealsten Bedeutung für Europa und in erster Linie für Oesterreich wäre! Oesterreich gibt seinen Platz im europäischen Völkerconcert auf, wenn es von seinen Traditionen läßt. Omne imperium iisdem artibus retinetur, quibus initio partum est' [1], hat schon Sallustius gesagt; freilich ist sehr zu bezweifeln, ob viele von den Staatsmännern Oesterreichs sich mit classischen Schriftstellern sehr beschäftigen; Dumas, Balzac und in neuester Zeit Zola, sowie die Feuilletons der ‚alten' und ‚neuen Presse' bieten eine viel weniger anstrengende Lectüre. Aber das sollten sie doch

---

Wer gefallen für das Vaterland,
Geht zum Paradiese ein.

[1] Jedes Reich wird durch dieselben Mittel erhalten, durch welche es anfangs gegründet wurde.

wissen, die Männer, die einseitig und ohne jeden triftigen Grund das Concordat bei Seite gelegt, daß, wenn das canonische Recht nicht mehr gilt, das Kanonenrecht an dessen Stelle tritt. Dann aber wird früh oder spät Rußland, im Bunde mit einem Theil der Slaven und Wälschen, dem zu Tode gehetzten, von Preußen verlassenen Oesterreich den Gruß bieten: Finis Austriae! Kaiser Franz I. pflegte das Großherzogthum Baden mit seinem Neuerungsfieber das ‚Probirlandl‘ zu nennen. Es ist ihm der bittere Hohn erspart worden, dasselbe von seinem Oesterreich sagen zu müssen, das man zu seiner Zeit als das Urbild starren Conservatismus und politischer Stagnation zu betrachten gewöhnt war. Was ist nicht alles probirt worden in Oesterreich von Beust und dem Trinkgeldminister Giskra, der die Weltanschauung der Hausknechte auf den Ministerstuhl gebracht hat, bis auf Andrassy! Nichts ist constant geblieben, als das stetige Anwachsen von Steuern und Schulden.

Bei alledem muthet uns eines in Oesterreich so wohlthuend an, die Liebe zum Kaiserhause. Den verschiedenen Völkern der Monarchie gemeinsam, bildet sie einen idealen Zug im Charakter dieses großen Reiches, der uns seine Bewohner verehrungswürdig erscheinen läßt, und um so schätzbarer, als überall sonst krasser Egoismus sich geltend macht. Der Tiroler, der Oberösterreicher, der Slovene, der mit Liebe von seinem Kaiser spricht, steht uns doch unendlich höher, als der Züricher Baumwollenfabrikant und amerikanische smart man, der außer dem Dollar kein höheres Interesse mehr kennt. Mit welcher herzinnigen Freude meldete mir am Morgen des 4. October mein italienischer Führer hoch oben im Fleimserthale, daß heute der Kaisertag sei! Diese Menschen wissen nichts von officieller Festfeier, aber man findet die Thatsache bestätigt, daß der Kaiser der populärste Mann im Lande ist. Und er hat sie reichlich verdient, diese allgemeine Liebe, ein Regent von der edelsten Gesinnung und mit dem wärmsten Herzen, dessen Hand

nicht müde wird, Wohlthaten zu spenden. Die schweren Kämpfe und harten Schicksalsschläge, die er mit seinen Völkern seit 1848 erfahren, haben beide durch ein unzerreißbares Band aneinander geknüpft. Im Möllthale in Kärnthen zeigte mir einer unter Thränen der Rührung und Freude das Trinkglas, mit dem er dem Kaiser einen Trunk Wasser gereicht hatte; in einer Truhe, bei seinen übrigen Kostbarkeiten, in ein seidenes Tüchlein gewickelt, hatte er es seitdem aufbewahrt. Und die alte, nun längst verstorbene Postmeisterin zu Schönberg in Tirol drückte in den fünfziger Jahren ihr innigstes Mitleid mir aus mit dem jungen Kaiser, ‚der so viele Schulden hat übernehmen müssen'. —

Es war eine herrliche Reise an den Ufern der Salzach hinauf; ein blauer Himmel, wie ihn das Jahr 1882 so selten sah, wölbte sich über Gebirg und Thal, und im Silberglanz leuchtete der frisch gefallene Schnee von den Berchtesgadener Bergen herüber. Ein Collega aus Cisleithanien war im gleichen Zuge. Mit der den Oesterreichern eigenthümlichen, liebenswürdigen Höflichkeit schloß er sich mir an; bald waren wir im lebhaftesten Gespräche, wodurch allerdings der Blick in die großartige Landschaft weniger gewürdigt wurde. Schopenhauer-Hartmanns Philosophie war auch sein Evangelium; mit beredtem Munde wußte er von der Noth des Daseins zu reden, was ihn jedoch nicht hinderte, zum Trost in seinem Weltschmerz, von Zeit zu Zeit einen ergiebigen Zug aus seiner Flasche, mit echtem Vöslauer gefüllt, zu thun. In vielen Punkten konnte ich ihm Recht geben; auch stritt ich nicht darüber, ob die Summe der Lust jener des Schmerzes im Leben gleichkomme oder nicht. Noch weniger aber berief ich mich mit Jürgen Bona Meyer, dermalen Philosophieprofessor zu Bonn, der zuerst diesen höchst geistreichen Gedanken ausdachte, auf die Illusionen von Glück, die der Mensch doch zuweilen habe, um einen Ueberschuß an Lust zu beweisen. ‚Wäre der Gedanke nicht so entsetzlich dumm,

man könnt' verflucht gescheidt ihn nennen.' Der Fuselrausch also, der den Russen glücklich macht, und alles das, was diesem mehr oder weniger ähnlich ist, woraus nothwendig der Mensch mit schwerem Kopfe und noch schwererem Herzen erwachen muß, soll den Ueberschuß an Lust im Leben beweisen! Als ob die Illusionen uns nicht doppelt unglücklich machten, und es nicht Aufgabe der Philosophie wäre, die Illusionen zu zerstören, um der nüchternen Wahrheit Raum zu schaffen!

So gab ich ihm denn in vielen Punkten Recht; warum denn nicht? Sind es doch Noth, Tod und Sünde, die uns hinführen zu Christus, unserm Erlöser; und wo war ein Weiser der Vorzeit, ein Gewaltiger oder ein König noch so reich, der je gesagt hat oder sagen konnte: Kommet her zu mir, ihr alle, die ihr mühselig seid und beladen, ich will euch erquicken! außer Ihm, Ihm allein? Auch darin fanden wir uns besonders eins, daß wir alle arbeiten im Dienste der Humanität, um die Menschheit ihrem letzten großen Ziele entgegenzuführen, und daß nur dieser Gedanke, diese Aufgabe unserem Leben einen Werth, einen unserer selbst würdigen Inhalt zu geben vermag. Darüber war eben unter uns kein Zweifel; hatte er doch Hartmanns ‚Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins' gelesen, dem er als Erneuerer und Fortbildner der Ideen Schopenhauers seine vollste Zustimmung aussprach.

Bis dahin nun war das alles vortrefflich, und unsere Mitreisenden beneideten uns vielleicht darum, daß wir so gut uns zu unterhalten verstanden. Doch auf meine weitere Frage, was denn doch das Ziel alles Lebens und Strebens in der Menschheit sein dürfte, trat der Zwiespalt zwischen uns hervor, weit und groß wie ‚Siriusfernen', um mit Schopenhauer zu reden. Mit dem Fortschreiten der Humanität, meinte er, entfalte sich doch nothwendig auch das gesuchte Glück. Da hielt ich nun auch nicht länger zurück und erklärte ihm mit Hinweis auf die Geschichte alter und neuer Zeit: ‚Humanität ohne Divinität

ist Bestialität. Die Vorstellung eines Fortschrittes ins Endlose', bemerkte ich weiter, ‚ist eine Contradictio in adjecto[1]; denn wo ein Anfang, ist auch ein Ende und ein Ziel; wo ein Ausgangspunkt, nothwendig auch ein Ruhepunkt. Ein Ziel muß sein; wie ohne oberstes Erkenntnißprincip keine Wissenschaft, so ohne letztes Ziel kein Ethos.' ‚Vielleicht Nirwana', meinte er schließlich. ‚Sie würden sich tausendmal besinnen', entgegnete ich, ‚mit diesem Zuge zu fahren, wenn Sie wüßten, daß er, früh oder spät, in die Salzach stürzt — und die Menschheit ringt, kämpft, arbeitet, leidet, um am Ende in das Nichts zu versinken?' Er antwortete nicht. Der Zug ging langsamer und hielt bei St. Johann in Pongau. Viele Reisende stiegen aus, um von hier die Lichtenstein-Klamm zu besuchen; auch mein Collega. Freundlich grüßend bot er mir die Hand zum Abschied; ich drückte sie herzlich und sagte ihm ins Ohr: ‚Vitam aeternam![2] Herr Collega!' —

Hinter ihm ging ein ‚Bergfex', einer von jenen, wie sie in den letzten Jahren an so vielen Bahnhöfen im Gebirge vor den Damen sich produciren. Doch was ist denn das, ein Bergfex? Der Bergfex ist ein Männlein, groß oder klein, dessen Haupt ein reich ausstaffirter Tirolerhut deckt; Gamsbart und Spielhahnfedern kann man nämlich in Innsbruck und Salzburg kaufen, und Edelweiß bieten sie einem auf der Station Brenner in dicken Sträußen an, wohlfeil wie Brombeeren. Ein tadelloser Leibgurt mit eingesticktem Namenszug umgibt seine schmächtigen Lenden; kurze, enge, schwarzlederne Hosen, grüne ‚Beinhösln', d. i. Strümpfe, welche Knie und Knöchel offen lassen, bedecken die dünnen Waden; eine braune Lodenjoppe und funkelneue genagelte Bergschuhe vollenden das Costüm. Die dünnen Kniee des Stadtherrn schauen aber so bleichsüchtig aus den Beinhösln

[1] Widerspruch in sich. [2] Das ewige Leben.

heraus, daß es einen friert bei deren Anblick. Doch der richtige Bergfex weiß Rath; er überzieht sie mit fleischfarbenem Tuche, das hält warm und ‚schaut kräftiger her‘. Dazu schleppt er einen mächtigen Bergstock mit, wie Don Quixote seine Lanze, auch im Flachlande von Station zu Station, zur nicht geringen Belästigung der Mitreisenden, die ohnehin häufig sich bemüßigt sehen, da der Bergfex mit solcher Waffe ausgerüstet und dem ‚Rucksack‘ auf den Schultern nicht zum Wagen hinein noch hinaus kann, ihm ihre christlichen Dienste anzubieten. Daß der Bergfex in verschiedenen Stellungen sich photographiren läßt, darf uns nicht Wunder nehmen; sah ich doch einmal in der Schweiz einen mit einem Gemsfell auf dem Rücken, das er vom Kürschner erhandelt hatte. Ich bin kein Feind des Bergsteigens, solange es nicht zum halsbrecherischen Sport ausartet, der so häufig den Führern das Leben kostet; auch freuen mich diese Uebungen deutschen Wissenstriebes und deutscher Kraft, und ich habe seiner Zeit weidlich mitgethan. Aber solch hohler Schein wird doch geradezu widerlich.

Eine auffallende Erscheinung im Gebirge bilden die vielen reisenden Frauen; in den Sommerfrischen, der Badeorte gar nicht zu gedenken, übertrifft ihre Anzahl weit jene der Männer. Doch wir wollen ihnen nicht grollen. Theater, Concerte, Abendgesellschaften, Bälle und das unglückselige Piano sind eben Schuld, daß sie regelmäßig mit Beginn des Sommers ihre Nerven bekommen. Bewegung in Gebirgsluft, je höher desto besser, gebietet der Arzt; so will es der neueste Standpunkt der Therapie, für welche die Luft einen wichtigen Factor bildet. Armer, geschlagener Mann; umsonst dein Sträuben. Und wäre das alles nicht, man kann doch anständigerweise nicht den ganzen Sommer über in der Stadt bleiben, wenn alles geht und niemand da ist. Am Ende hat man sich vielleicht wenig amüsirt, vielleicht recht gelangweilt, zumal an Orten, wo man nicht zwei- bis dreimal des Tages Toilette

macht, keine Tanzgesellschaften improvisirt werden und man beim Spazierengehen nichts vor sich sieht, als, wie mir eine im Gasthaus zum Elephanten in Brixen klagte, ‚immer dieselben Bergklötze'. Wie vielen sieht man nicht die innere Herzensfreude an, wenn sie aus den Bergen nach Innsbruck, Salzburg, Bozen, Venedig kommen, wo in den Schauläden ‚das ewig Weibliche' in Putz und in den neuesten Moden sie anzieht! Wie stumpf und gelangweilt kommen dieselben so häufig aus den Vaticanischen Sammlungen, die man nun einmal programmmäßig durcheilen muß, und erwachen erst wieder zu neuem Leben in der Via Condotti und am Spanischen Platze, vor den Auslagen etrurischen und neurömischen Schmuckes bei Castellani! Ob Schiller, würde er noch einmal die ‚Glocke' dichten, schreiben würde: der Mann muß hinaus?

III.

Es ist eine schaurig schöne Fahrt durch die Gasteiner Klamm, durch welche gleich einem riesigen Felsenthore der Weg in das üppiggrüne Gasteiner Hochthal führt. Tief unten zur Linken in der Schlucht, welche die Wasser im Laufe der Jahrhunderte gegraben, braust und schäumt die Gasteiner Ache; bei ihrem Eintritte in das Thal im Wildbad und bei ihrer Mündung in die Salzach bildet sie zwei imposante Wasserfälle. Zur Rechten wölben sich einem Dome gleich die überhängenden Felsen, welche die kühn und wie überall in Oesterreich gut gebaute Straße durchschneidet. Nach dreiviertelstündiger Fahrt liegen still und friedlich die grünen Matten vor uns, von hohem Gebirge umschlossen, deren geognostische Beschaffenheit der Vegetation günstiger ist, als das Kalkgebirge, das anderswo entwaldet und von der Sonne ausgebrannt zum Himmel ragt. Der Hauptbestandttheil des Bodens ist Gneis, gegen die Südgrenze des Thales Granit und der goldhaltige Quarz; gegen Norden erscheint die Glimmerschieferformation; die Quelle ent-

springt aus dem 8000 Fuß hohen Graukogel, der aus dichten Gneisschichten besteht. In der Umgegend von Hofgastein tritt vereinzelt Urkalk auf, gegen Osten der Serpentin, welcher geschliffen zu Ornamenten dient, und Chloritschiefer; bei Dorfgastein auch Thonschiefer.

Endlich, allerdings erst in der elften Stunde, scheint man denn doch in Oesterreich sich aufraffen zu wollen, um der fortschreitenden Waldverwüstung Einhalt zu thun, die zu einer unberechenbaren Landescalamität herangewachsen ist. Die Klöster waren hier schon längst mit ihrem Beispiele vorangegangen; so ist der Waldbestand des Stiftes Fiecht im Unterinnthal nach dem Urtheile der Forstleute einer der schönsten in der Gegend; länger als ein Menschenalter hindurch war P. Coloman, ein Conventuale, des Stiftes Forstmeister, der mit Einsicht und Energie seines Amtes waltete, noch als Siebziger rüstig die steilen Berge bestieg, bis er in diesem Jahre 1882, nach plötzlich eingetretener Altersschwäche, starb. Nicht ohne Grund hat neuerdings das an die Forstämter Oberbayerns erlassene Rundschreiben auf die Fideicommisse hingewiesen, wegen ihrer wohlthätigen Einwirkung auf die Erhaltung des Waldes und damit auf die Agriculturverhältnisse überhaupt. Wer denkt da nicht an das Wort Montalemberts: ‚Mönche und Wälder hat eine kurzsichtige Politik auszurotten gesucht, ohne zu ahnen, daß von hier aus der Schutz gegen elementare und sociale Verheerungen ausgeht.' Der Wald saugt einem Schwamme gleich die Feuchtigkeit in sich, um sie nach und nach wieder in die Ebene abzugeben, er ist so ein von der Natur geschaffenes Reservoir, ein Regulator der Feuchtigkeit, und schützt besser als Dämme und Thalsperren das unten liegende Land. Die liberale Aera in Oesterreich, wie sie überhaupt nicht zu bauen, sondern nur zu zerstören verstand, hat ihre unglückbringende Hand auch an die schönen Wälder in der Monarchie gelegt und viele Tausende von Tagwerken der Speculationsgier geopfert;

die herrlichsten Staatsforste wurden um ein Spottgeld verschleudert, trotz so vielfacher Warnungen; waren es ja doch fast nur die Ultramontanen, die in engherzigem Festhalten am Alten für die neuere Wirthschaftspolitik natürlich kein Verständniß hatten, und mahnend ihre Stimme erhoben; zudem fiel auch so manches Trinkgeld unter dem Bürgerministerium dabei in die Tasche der leitenden Behörden, was ja bekanntlich Giskra ganz selbstverständlich fand. Was Regierung und die Gemeinden und Privaten gesündigt, muß das Land nun schwer büßen. Mehr Werthe sind verloren worden bei der letzten grauenvollen Katastrophe im Pusterthal und Etschland, von Italien nicht zu reden, als seit vielen Jahren aus verkauften Stämmen erlöst wurde; und es bedarf mehr als hundert Jahre, bis wieder nachgewachsen ist, was die Raubwirthschaft des Bürgerministeriums niedergeschlagen hat.

Während meines Aufenthalts in Gastein ging am Frauentage, 15. August, Mittags ein heftiges Gewitter nieder; nach kaum fünfzehn Minuten sah ich schon über die meiner Wohnung gegenüber liegenden Felder mächtige schmutziggelbe Fluten sich wälzen; die Häuser standen gleich darauf unter Wasser, mit Noth konnten die Bewohner sich retten. Man sammelte für die vom Unglück Betroffenen überall — die großen Ueberschwemmungen in Südtirol fanden erst einen Monat später statt —; doch das alles ist umsonst, solange nicht eine starke Hand das Uebel an der Wurzel faßt. Ueberschwemmungen, Abrutschungen, Ueberschüttungen, Murbrüche mehren sich von Jahr zu Jahr, je mehr der Wald schwindet, je nachlässiger seine Pflege und sein Schutz ist, je mehr die gemeinsame Bewirthschaftung der Willkür der Einzelbesitzer weicht. Es thut einem im Innersten wehe, wenn man sieht, wie der Jude von fernher kommend acht- und zehnblätterige Sägen aufstellt, die täglich dreihundert Stämme schneiden, den Wald kahl abtreibt und dann mit dem Gewinn in der Tasche von dannen zieht,

um anderswo von neuem seine Raubwirthschaft anzufangen. Den Besitzer blendet der Glanz des Geldes, er verkauft den Wald und bald dann auch seine ‚Heimat‘, weil er diese nicht mehr bewirthschaften kann; seine Kinder wandern mit dem Bettelstab in die Fremde oder fallen der Gemeinde zur Last. Bei der eben erwähnten Katastrophe konnte selbst das Auge des Laien erkennen, daß es so kommen mußte. Der Kamm des Gebirges ist an dem Orte der Ueberschwemmung entwaldet. Die schweren Kiesel, die zu Haufen niedergefallen waren, Erde und anderes wurden durch den bald darauf folgenden Regen in das Rinnsal zweier Wildbäche geflößt, die rechts und links herabstürzend nicht weit ober den Häusern sich vereinigen. Infolge dessen stauten sich die Wasser und alle Dämme waren nutzlos. Ein Wald auf der Höhe hätte einen natürlichen Schutz geboten und die Wassermasse vertheilt. Die Leute jammerten, wollten aber das nothwendige Verhältniß von Ursache und Wirkung nicht einsehen. Daß es für die österreichische Regierung eine Riesenarbeit ist, bei den complicirten Rechtsverhältnissen, altherkömmlichen Bräuchen und dem unbedingt nothwendigen Bedürfnisse der Waldnutzung von seiten der Bevölkerung hier Ordnung zu schaffen, und, was in Oesterreich noch wichtiger ist, die gegebenen Gesetze richtig, durchgreifend und ohne Rücksichten auf die Wünsche hoher Herren wie die unberechtigten Klagen der Bauern durchzuführen, ist leicht zu ermessen. So lassen die Ziegenheerden einen jungen Wald nur schwer aufkommen, da diese am liebsten die jungen Triebe zur Nahrung aufsuchen. Das haben schon die Römer recht gut gewußt: Harum dentes sationis inimici, sagt Varro [1], und Virgilius [2]: urentes culta capellas. Der Baum wächst desto leichter in die Höhe, sagen die Bauern, wenn die Seiten-

[1] De re rustica II. 3: Ihre Zähne sind den Pflanzen schädlich.

[2] Georgic. II. 196: Die Ziegen, welche die Pflanzen verderben.

sprossen weggefressen sind. Das ist eine faule Ausrede, um den Unfug zu beschönigen, bemerkte dagegen der Pater Forstmeister von Fiecht: jede Ziege verdirbt dreimal mehr, als sie werth ist. Der arme Tiroler, namentlich im Oberinnthal, braucht aber seine Ziegen und der Kaiser braucht die Wehrkraft seiner Tiroler; das mag es uns erklären, warum die Forstgesetze, so rationell sie auch sein mögen, nachsichtiger gehandhabt werden, als anderswo und als es gut ist.

Wildbad Gastein hatte auch in diesem Jahr wieder die Ehre, einige Wochen hindurch den Kaiser Wilhelm zu beherbergen; doch wegen des fortwährend regnerischen Wetters war der hohe Herr nur wenig sichtbar. Sein hohes glückliches Alter mag er doch nicht zum geringsten Theil der Heilkraft dieser Therme zuschreiben, die ihn von Jahr zu Jahr gleichsam zu verjüngen scheint. Krystallhell und geräuschlos, in Strömung und Wärme, bei trockener wie nasser Witterung und zu jeder Jahreszeit immer sich gleich — an der Hauptquelle steigt die Wärme über 39° Réaumur —, tritt sie aus den Felsspalten und dem Gerölle zu tage; bereits im 7. Jahrhundert sollen Jäger, die einen durch Pfeile verwundeten Hirsch verfolgten, diese Quelle entdeckt haben. Ihre seit langem erprobte Heilkraft, welche den gesunkenen Organismus hebt und belebt, verdankt sie nach einigen weniger ihren chemischen Bestandtheilen, als ihrer intensiven Elektricität. Mittelst der Magnetnadel angestellte Versuche wiesen nach, daß das Thermalwasser, völlig geruch- und geschmacklos, eine große Leitungsfähigkeit der Elektricität im allgemeinen besitzt, und namentlich an seinem Ursprunge die Magnetnadel auf weit höhere Grade des Multiplicators brachte und weit gleichmäßiger fortwirkte. Welke Blumen beleben sich in ihm sehr bald, und ihre Blüte dauert länger als im gewöhnlichen Wasser. Diese Wiederbelebung welker Blumen und das Aufspringen der Knospen im Thermalwasser hielt man lange Zeit für eine ausschließende

Eigenschaft dieser Therme; daher hatte man früher fast in jeder Badwanne ein durchlöchertes Brettchen, in das welke Blumen gesteckt wurden, und es war ein tröstender Anblick für den schwer Kranken, wenn er die tags zuvor noch welken Blumen wieder in ihrer frischen Farbenpracht prangen sah. Blumen, welche in Töpfen gezogen werden, von Zeit zu Zeit mit lauwarmem Thermalwasser begossen, entwickeln sich rascher und üppiger. An hellen Tagen bricht sich das Licht in diesem Wasser wie in einem flüssigen Diamant und erhöht den Eindruck der geheimnißvollen, belebenden Kraft, die es in sich trägt. Darum hat man es vorzugsweise das ‚Bad der Alten' genannt; doch sieht man hier auch junge Leute genug, die, von geistiger oder körperlicher Ueberanstrengung, langen Krankheiten, Säfteverlust u. s. w. erschöpft, Genesung an der Quelle suchen. Wer wollte auch läugnen, daß bei dem rastlosen Rennen und Jagen unseres Geschlechtes, ‚das Glück zu erjagen', mehr Nervenkraft verbraucht wird, als dies in früheren Zeiten der Fall war? Dabei heben die Aerzte als besonders wichtige Eigenschaft der Gasteiner Thermen hervor, daß sie alle im Körper ruhenden Krankheitsstoffe, die sich bis dahin der Diagnose auch des schärfsten Auges entzogen hatten, weckt und zum Ausbruche bringt. ‚Nichts ist so fein gesponnen', lautet ihr Spruch, ‚es kommt in Gastein an die Sonnen.'

Der landschaftliche Charakter Wildbads selbst ist von überwältigender Größe und Schönheit. Die Gasteiner Ache kommt anfänglich unter dem Namen Weißbach aus dem hintersten, südöstlichen Graben des Naßfeldes von der Woigstenscharte und den Gletschern ihrer Umgebung, wo sie sich dann durch den Naßfelderboden der Achenschlucht zuwendet. Oberhalb Wildbad stürzt sie sich in einer Höhe zuerst von dreiundsechzig Meter, sodann in einem zweiten Falle von fünfundachtzig Meter in den engen Felsenkessel, den gewaltige Bergesriesen mit ihren grünen Matten, dunkeln Wäldern und glänzenden Gletschern

einschließen, die auch in der heißen Jahreszeit erfrischende Lüfte herabwehen. Darum sagt das ‚Gasteinerlied‘:

Kennst du das Thal im Alpengrün,
Wo abends roth die Gletscher glüh'n,
Wo stolz der Gießbach niederrauscht,
Der Jäger auf den Gemsbock lauscht,
Wo blau der Himmel, klar und rein,
Kennst du das Thal? Es ist Gastein.

Und am Schlusse:

Preis sei dem Schöpfer der Natur,
Der so geschmücket Berg und Flur.
Preis sei der ew'gen Wundermacht,
Die solchen Quell hervorgebracht.
Und alle stimmen jubelnd ein:
Groß ist der Herr im Thal Gastein.

Doch auch von dieser Therme gilt der alte Satz: der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Bei einem Gange in ein Bauernhaus klagte die Alte über Gliederschmerzen, von denen sie stark heimgesucht sei. ‚Aber liebe Frau‘, bemerkte mein Begleiter, ‚warum gebraucht Ihr denn das Bad nicht? Ihr seid ja hier.‘ ‚Ach, gnädiger Herr,‘ antwortete diese treuherzig, ‚das Bad, das ist nur für die fremden Herrschaften; uns Bauersleuten hilft es nichts; darum will ich mir ein Sälblein beim Apotheker holen.‘

IV.

Wem nach dem Treiben der vornehmen Welt nicht gelüstet, die hier in Wildbad auf einen engen Raum zusammengedrängt ist, wo du unmöglich ausweichen kannst; wer das Brausen und Tosen des Wasserfalles nicht gut erträgt, wem das beständige Auf- und Absteigen beschwerlich fällt oder geradezu unmöglich wird, was bei so vielen Gästen, die hier weilen und gerade an Lähmungen leiden, fast eine Ironie und doch

bei der Bodenbeschaffenheit unabänderlich ist, der wähle das anderthalb Stunden entfernte Hofgastein zu seinem Aufenthaltsorte. Der Markt Hofgastein bietet nun allerdings jene Zerstreuungen, Vergnügungen und Anregungen nicht, wie Wildbad, und auch die Natur ist minder großartig. Doch ziehe ich den Aufenthalt hier vor. Das Thal ist weiter und lichter, die Tage sind länger; während die Schatten der Nacht schon stundenlang über Wildbad liegen, leuchtet und wärmt hier die Sonne noch und erfreut Auge und Gemüth. Auch ist in diesen engen Thälern der atmosphärische Niederschlag so stark, daß der Fremde weniger durch Sonnenwärme als Feuchtigkeit zu leiden hat. Gerade von hier aus lassen sich die lohnendsten Ausflüge unternehmen; in nächster Nähe ist Kaltenbrunn mit herrlichem Trinkwasser und schönem Blick das Thal hinauf; Schloß Hundsdorf mit entzückender Aussicht auf den Tischlkar. In einiger Entfernung bietet der Gamskarkogel eine weite Umsicht, ist das Hocheck unweit Dorfgastein mit zwei Seen, der Radhausberg mit Berggebäuden und Goldschachten, besonders für Mineralogen interessant, nicht weit von Böckstein, einem Dörfchen südlich von Wildbad; hier war Sigmund Hauthaler von 1851—1854 Vicar, der durch das Attentat Kullmanns zu Kissingen zu einer Art Berühmtheit gelangte.

Der Markt Hofgastein — sein Name mag vom frühern Sitze der Dynasten-Geschlechter von Peilstein oder Goldegg stammen — verdankt seine gegenwärtige Blüte als Badeort dem Erzbischofe Johann Ladislaus Pyrker, bekannt als Dichter der ‚Tunisias‘ und der ‚Perlen der heiligen Vorzeit‘, später Patriarch von Venedig. Als das Unternehmen geplant wurde, das Thermalwasser vom Wildbad nach Hofgastein zu leiten — die Länge der Leitung beträgt 4471 Wiener Klafter, das Gefälle per Klafter 1/4″, die Zeit des Laufes zwei und eine Viertelstunde —, hatte er an demselben sich in hervorragender

Weise betheiligt. Im Jahre 1828 ward der Gedanke zuerst angeregt, ein Comité niedergesetzt und ein Fonds geschaffen; 1830 war das ganze Werk vollendet. Hofgastein bezieht auf diesem Wege nun 36 000 Kubikfuß Wasser; bei einer Temperatur der Luft von 16° R. ergibt sich ein Wärmeverlust von $1^1/_4$ ° R. Pyrker stiftete auch ein Militärbadhaus, in welchem Personen dieses Standes unentgeltlich Wohnung und Bäder haben; eine Serpentinplatte über dem Eingange trägt die vergoldete Inschrift: Saluti militum D. D. Ladislaus Pyrker, Patriarcha archiepiscopus Agriensis (Erlau) MDCCCXXXII; die Straße, in der es steht, heißt daher die Patriarchenstraße. Es ist ganz recht, wenn jene unter den Bischöfen Oesterreichs, welche mit Einkünften reichlich gesegnet sind, den Ueberfluß zu gemeinnützigen Zwecken verwenden, und auch dazu, um k. k. Obersten und Majoren unentgeltliche Wohnung und Bäder zu verschaffen. Es ist dies immerhin besser, als übermäßiger Prunk mit diensthuenden Haiduken und kostbaren Equipagen. Manche finden nun freilich solchen weltlichen Pomp ganz am Orte; ‚denn‘, sagte mir einer, ‚wenn der Erzbischof nicht mit solchem Prunk auftritt, hat kein Gassenjunge mehr Respect vor ihm.‘ Ich erlaubte mir darauf die bescheidene Frage, ob denn ein Wilhelm Emmanuel von Mainz, ein Nikolaus von Speier, ein Georg Anton von Würzburg, ein Hermann von Freiburg, ein Melchior von Breslau u. s. w. nicht ebenso viel, vielleicht noch mehr Respect einflößten, trotzdem daß sie in ihrer äußern Erscheinung höchst einfach waren. Der Geist ist es, der lebendig macht, das Uebrige ist nichts nütze. Damit soll keineswegs einem finstern Puritanismus das Wort geredet werden; aber zuerst das Geistliche und Geistige, dann das Andere. Es gibt einen Hochmuth unter rauhem Habit, die Geschichte der Ketzer aus dem Franziskaner- und Kapuzinerorden weiß genug davon zu erzählen; und die Seele kann demüthig bleiben, ist auch der Leib in

Purpur gekleidet. Unser Volk liebt es, daß auch im Aeußern die hohe Bedeutung des kirchlichen Amtes erscheint; und es ist gut, daß es so ist, jenen gegenüber, die für das, was nicht gleißt und glänzt, keinen Sinn haben. Aber den Geist pflegt zuerst, das Uebrige wird euch beigelegt werden. Darum besonders hatte das christliche Volk die Bischöfe mit reichen Einkünften ausgestattet, daß sie in den Stand gesetzt seien, der Noth zu steuern, vor allem des eigenen, sogenannten ‚niedern' Clerus. Ich würde es dem Patriarchen Pyrker daher noch mehr gedankt haben, hätte er auch ein Haus gebaut für die vielen tausend armen Priester in Oesterreich, die in diesem Lande, das größtentheils ein Alpenland ist, bei ihren Gängen durch Schnee und Eis, bei Tag und bei Nacht, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt und fast jahraus jahrein im Kampf mit den Elementen einem frühen Siechthume verfallen. Sie können eben nicht, wie die hohen Offiziere, mit guten Besoldungen ‚in Pension gehen', da mit dem Deficientengehalt von zweihundertzehn Gulden heutzutage kein Bauernknecht leben kann. Und doch bildet der katholische Clerus in Oesterreich durch Beruf, Tradition und Ueberzeugung die stärkste, treueste und ausdauerndste Stütze des Hauses Habsburg. Ebenso gut wie vom Heere mag man auf ihn das bekannte Wort anwenden:

In deinem Lager ist Oesterreich,
Wir andern sind nur die Trümmer.

Wie auch anderswo im Oesterreichischen, befinden wir uns hier in der Grafschaft Gastein auf ursprünglich bayerischem Boden; im Jahre 1295 ward sie von den Herzogen Otto und Stephan an das Erzstift Salzburg verkauft. Dieses trat mit dem Aussterben derer von Goldegg bei Beginn des 15. Jahrhunderts in den unbeschränkten Besitz des Thales, wodurch letzteres zu einer außerordentlichen Blüte gelangte. Der Bergbau hob sich mehr und mehr, und der Handelsverkehr

mit dem Süden, der mittelst Saumthieren über das Gebirg nach Kärnthen und Italien betrieben wurde, brachte Wohlstand und selbst Reichthum ins Land; es entstanden Speditions- und Wechselhäuser, bei welchen nicht selten Erzbischof und Domkapitel zu Borg gingen. Gegen dreiundfünfzig Bergbaugewerke hatten in Hofgastein und Umgebung ihren Sitz; die reichen Grabdenkmäler an der gotischen Pfarrkirche, welche vielfach in erhabener Arbeit Scenen aus dem regen Leben der Knappen darstellen, beurkunden den reichen Bergsegen jener Zeit.

Auch das Lutherthum fand im 16. Jahrhundert Eingang in das stille Thal, und mit ihm, wie fast überall, der verheerende Bauernkrieg, besonders durch die Umtriebe der aus der Fremde gekommenen Knappen, welche die leichtblütigen Genossen aufhetzten, die widerstrebenden einschüchterten. Daß, wie so häufig bei der reformatorischen Bewegung, das letztere auch hier der Fall war, beweist die Thatsache, daß im zweiten Jahre des Aufstandes, 1526, die Gasteiner zu ihrem Landesherrn hielten und nur durch Gewalt und die Drohung der Aufständigen, alles mit Feuer und Schwert vertilgen zu wollen, auf ihre Seite gebracht wurden; die bekannte Wallfahrt der ihrem Landesfürsten treuen Pinzgauer datirt aus jener Zeit. Für empfindsame Blaustrümpfe, unwissende Literaten von der Sorte jener, welche vor kurzem in dem Feuilleton der Wiener ‚Presse' Dante zu Ravenna von intriguanten Jesuiten umlauert erblickten, zelotische Pastoren und sentimentale Gymnasiasten bildet die Auswanderung der lutherischen Salzburger aus dem Erzstifte, unter ihnen auch mehrerer hundert Gasteiner, ein viel ‚verwerthetes' Thema, um über katholische Intoleranz und barbarische Verfolgung zu sprechen und zu schreiben. Sogar die Abnahme des Bergsegens soll die Auswanderung der lutherischen Knappen verschuldet haben; warum nicht auch die vielen Kröpfe, die man hier in jeder Form und Größe sehen kann? Gerade die Blütezeit des Bauernstandes daselbst fiel in die Jahre 1740

bis 1790, demnach in die Zeit nach der Auswanderung (1731 und 1732). Schon zehn Jahre nach derselben zeigen die Pfarrbücher keine Verminderung der Seelenzahl auf, da viele Einwanderer sich angesiedelt hatten. Geld war in solchem Maße im Lande, daß schon im Jahre 1740 der Zinsfuß von 5 % auf 4, selbst auf 3½ % sank. Daß mit der Goldausfuhr aus Amerika das Edelmetall in Europa im Preise sank und im Laufe der Jahrhunderte immer mehr entwerthet wurde, so daß der Betrieb die Kosten nicht mehr deckte, weswegen auch die Goldwäschereien im Rheine ‚aufgelassen‘ wurden, wie man sich in der österreichischen Kanzleisprache ausdrückt, was hat denn das alles mit der Religion zu thun? Hat es ja doch in unseren Tagen einzig die Einführung der Goldwährung dahin gebracht, daß im Stammland des Lutherthums, in Sachsen, der Bergbau den Mann nicht mehr nährt und viele auswandern mußten. Difficile est, satiram non scribere![1] Oder haben denn die lutherischen Bergknappen den Radhausberg und die anderen Berge mit ihrem goldenen Segen bei ihrer Auswanderung mit fortgetragen? Wenn nicht, warum habt ihr nicht schon lange ihr Werk wieder aufgenommen? Denn so viel Intelligenz, als jene besaßen, werdet ihr doch auch euch zutrauen, und von nah und fern werden bei gutem Verdienst die Knappen zu Haufen euch zuströmen, auch die Nachkommen jener Auswanderer, statt daß sie jetzt gezwungen sind, nach Amerika auszuwandern. Haben denn jene, welche immer dasselbe Klagelied gedankenlos wiederholen, als ob der Ruin des Bergwesens, ja beinahe von ganz Salzburg und Tirol daher stamme, so gar wenig aus der Geschichte gelernt? Von wo ging denn die Verfolgung zuerst aus? — War denn nicht das katholische Volk so häufig zur Nothwehr gezwungen? Wenn auch tausendmal wiederholt, ist und bleibt es doch eine Fabel, welche die

---

[1] Es ist schwer, nicht satirisch zu werden.

Geschichte auf allen ihren Blättern widerlegt, als ob das neue Evangelium mit Jubel vom Volke aufgenommen worden wäre, und nur durch Gewalt unterdrückt. Gerade das Gegentheil ist wahr. Man lese doch die Belege hierfür bei Janssen im zweiten Band seiner Geschichte des deutschen Volkes (4. Aufl. S. 56. 57. 58. 59. 61. 62. 64. 71. 72. 85. 87. 92. 188. 221. 224. 276. 277. 391); die Intoleranz den Katholiken gegenüber galt als Gewissenspflicht (S. 184). Wem jedoch Janssen, trotz urkundlicher Zeugnisse, weil ultramontan, weniger glaubwürdig erscheint, der höre Döllinger. ‚Völlige Unterdrückung und Ausrottung der katholischen Kirche betrachteten alle Reformatoren als sich von selbst verstehend', sagt dieser (Kirche und Kirchen S. 68. 70). ‚Gleich im Beginne riefen sie die Fürsten und städtischen Gewalten auf, den Gottesdienst der alten Kirche zwangsweise abzuschaffen. In ihren Schriften ließen sie nicht den leisesten Zweifel, daß die katholische Religion überall ausgerottet werden müsse.' Calvin forderte den Herzog von Somerset als Regenten von England auf, er solle alle, welche der neuen Gestaltung des protestantischen Kirchenwesens widerstrebten, mit dem Schwerte vertilgen (ebendaselbst S. 69). Noch jetzt, in dem Jahrhundert, das von Humanität und Toleranz überfließt, und in einem Lande, nach dem so mancher Oesterreicher, obgleich er kaiserliches Brod ißt, in Sehnsucht hinüberschielt, weil er dort das Eldorado seiner naiven Einbildungen erblickt, zu Rostock und Halle, können zur Stunde noch verdiente Professoren, wenn sie nicht lutherisch sind, an der Universität keine Anstellung finden; eher würden wir Juden dulden, hat einmal der Königsberger Philosoph Rosenkranz gerufen, als Katholiken. Lutherisch muß dort alles sein, vom Rector magnificus an bis zum letzten Pedell und Ofenheizer. Es ließe sich hier eine Reihe von Namen berühmter Professoren anführen, deren Berufung noch in der letzten Stunde rückgängig wurde, weil ihnen kein lutherischer

Pfarrer den Taufschein geschrieben hatte. Hat man denn die Verfolgung der Lutheraner in Schlesien und Nassau, die sich der Union widersetzten, welche das Ja und Nein zusammenschweißen sollte, so ganz vergessen, diese Gewalt im Namen des Evangeliums, welche die Suspendirung und Einkerkerung der Prediger nicht scheute [1], und die Ausweisung von mehr als vierzigtausend Polen aus Preußen in neuester Zeit? Da setzt einmal den Hebel an, da ist noch ein Feld zur Agitation für Freiheit und Toleranz, und laßt den todten Erzbischof ruhen! —

Hofgastein ist verhältnißmäßig nicht stark besucht und tritt dem glänzenden Wildbad gegenüber weit in den Hintergrund; vielen ist es zu still, zu todt, zu langweilig. Aber es ist so recht ein Ort der Ruhe, zur stillen Einkehr in sich selbst einladend, namentlich wenn man seine Wohnung aufgeschlagen zu ‚Gutenbrunn'. So heißt nämlich das liebe stille Haus, von mächtigen Ahornbäumen umschattet, von Blumenduft umweht, das am Ende des Marktes steht mit freier Aussicht ringsum. Fromme, aber nichts weniger als unpraktische Barmherzige Schwestern haben es als Eigenthum erworben und zu einem Hotel-garni für Kurgäste, besonders, aber nicht ausschließlich, aus dem geistlichen Stande, wohnlich und geschickt eingerichtet. Eine schöne, zur Andacht einladende Kapelle, zwei Bäder im Hause und eine Küche, welche gesunde, kräftige Hausmannskost liefert, sorgen für die Bedürfnisse von Leib und Seele. Wie wohl thut es einem, wenn man aus den frostigen Räumen der Gasthöfe mit ihrem hohlen Schein von Eleganz und Vornehmheit, wo das ‚Elend im Frack' dich hochnäsig und von oben herab bedient, wenn du nicht mit drei Koffern, jeder einen Meter hoch und lang, angekommen bist, in dieses freundliche, wahrhaft gastliche Haus tritt! Da ist kein Lärmen,

---

[1] Otto Wehrhahn, Meine Suspendirung, Einkerkerung und Auswanderung. Leipzig 1839.

Klingeln, Rufen, Laufen; kein Kellner geht, wenn du speisest, wie eine Schildwache hinter dir auf und ab; still und leise, ohne daß du es gewahr wirst, übt jede der Schwestern ihre Pflicht, geht den ihr vorgezeichneten Weg. Mit skrupulöser Gewissenhaftigkeit halten sie die Zimmer rein und in Ordnung; hüte dich, etwa ein Taschentuch auf dem Tische liegen zu lassen; im Nu hat es eine unsichtbare Hand weggenommen, um nach ein paar Tagen es blendend weiß wieder an denselben Ort zu legen. Hast du die Schuhe dreimal des Tages etwas beschmutzt, dreimal werden sie dir wieder spiegelblank vor die Thüre gestellt. Dabei nur freundliche Gesichter, heitere Mienen, kein Klatschen und Wichtigthun; aber auch keine verdrehten Augen noch Kopfhängerei, sondern eine gesunde Frömmigkeit in echt christlicher Einfalt, und dabei ein so herzliches Wohlwollen, daß einem der Abschied recht schwer wird. Als der Namenstag der Oberin gefeiert wurde, sprach einer der Gäste nachstehendes Gedicht, welches der beste Ausdruck für den Geist des Hauses ist.

Gott allein gelebt, der Welt absterben,
Ist die beste aller Weisheitslehren;
Mag auch noch so sehr ich Schätze mehren,
Was der Welt gehört, muß doch verderben.

Drum, wenn ird'sche Stimmen mich umwerben
Und mir schmeichelnd nah'n mit Lust und Ehren,
Dorthin will den Blick ich stets hinkehren,
Wo, was ihnen ist, die Gräber erben.

Nicht umsonst sollt' Philomena nennen
Mich der Orden, als ich ihm mich weihte,
Gottes Liebe stets im Herzen brennen.

Nimmer bleib' ich dann des Todes Beute;
Denn mein Bräutigam, er wird mich kennen,
Wenn er ruft: Kommt her, geliebte Bräute!

2. Aus Nordtirol.

Zell am See; Alttirol, Jungtirol und die Juden. — Naturdienst und Gottesdienst; Feste in Eben und Spinges. — Am Achensee. — Ueberschwemmungen.

I.

Vorüber an dem durch Meister Schmidt in Wien stilvoll restaurirten Schlosse Fischhorn, einem Ansitze des Fürsten Lichtenstein, ging es hinauf nach Zell am See. Blau leuchtete der Himmel aus der klaren Flut wieder, in regelmäßigem Wellenschlage spielte das Wasser an seinen Ufern.

Ueber diesen See vor Jahren
Bin ich auch einmal gefahren,

konnte ich mit dem Dichter sprechen. Aber welche Veränderung seit damals! Nur wenige, einsame, schwerfällige Fischernachen zogen zu jener Zeit langsam über die öde Wasserfläche dahin; tiefe Stille herrschte überall, kaum durch das Geläute der Heerdenglocken oder einen Schuß im nahen Walde, der von den jenseitigen Bergen wiederhallte, unterbrochen. Jetzt erheben sich hier elegante Hotels, geschmackvolle Landhäuser, deren Veranda sich weit am Ufer hin erstreckt. Die Wohnungen rings umher sind recht reinlich und hell geworden, hinter glänzenden Fensterscheiben und üppigem Blumenflor schauen überall untadelhaft weiße Vorhänge hindurch. Zwischen den grünen Wiesen und dunklen Tannen spazieren Herren und Frauen in eleganten Toiletten oder lassen sich in niedlichen Gondeln fahren, wenn sie nicht vorziehen, sich selbst im Rudern zu üben. Die vor-

nehme Welt Wiens scheint sich hier ein Stelldichein gegeben zu haben; wenigstens halten die Preise in den Gasthäusern jenen in der Hauptstadt so ziemlich das Gleichgewicht.

Eben läutete die Abendglocke; meine Gedanken wandten sich der Vergangenheit zu:

Era già l' ora che volge il disio
Ai naviganti, e intenerisce il core
Lo dì ch' han detto ai dolci amici addio;

E che lo nuovo peregrino d' amore
Punge, se ode squilla di lontano,
Che paja 'l giorno pianger, che si muore [1].

Mit jugendkräftigen Freunden war ich einst hierhergekommen, mit leichtem Bündel und leichtem Muthe. Wie damals glänzt auch heute die Welle im Abendschein, fliegen die Schatten bald dunkler, bald lichter über die klare Flut hin; jene sind längst hinabgesunken in das Grab.

Linquenda tellus et domus, et placens
Uxor; neque harum, quas colis arborum
Te, praeter invisam cypressum,
Ulla brevem dominum sequetur [2].

---

[1] Göttl. Komöd. Fegfeuer VIII. 1.
Die Stunde war's, die Schiffenden das Sehnen
Heimwendet und ihr Herz erweicht am Tage,
Da sie ‚Lebt wohl' gesagt den süßen Freunden;

Und die mit Liebe quält den neuen Pilgrim,
Wenn er von fern ein Glöcklein hört, deſſ' Hallen
Den Tag scheint zu beweinen, der dahinſtirbt.

[2] Horat. Carm. II. 14.
Ach! Gut und Wohnung und das getreue Weib
Verlassen mußt du; keiner der Bäum' auch dort
Wird, außer ernsten Grabcypressen,
Dich, der so kurz sie gepflegt, begleiten.

Andere sind gekommen und haben ihren Platz eingenommen, sicut unda sequitur undam [1]. Alles ist vorübergegangen, nur der Himmel steht stets unbewegt über all dieser Welt, wo nichts beständig ist als der Wechsel, nichts bleibend als die Vergänglichkeit. Ich blickte nach oben; der weite Bogen über uns und die gewaltigen Berge vor uns, sie sind so recht Bilder der Ewigkeit; wie nichtig erschien mir alles irdische Treiben! Gerade der eine von den Gefährten war ein so rüstiger Bergsteiger; als wir von Heiligblut am Fuße des Großglockner über die Pasterze herüber kamen, war er immer voran — sein Leib ist nun wohl schon vermodert.

Als ich jung war, war jeder Abschied für mich ein Schmerzenstag. Das ist nun überwunden. Warum auch trauern? Alles geht ja doch vorüber, außer Gott und seine Liebe. Abscheiden müssen wir lernen, mehr und mehr. Goethe vergleicht bekanntlich unser Leben mit dem Aufenthalte in einem Badeort. Man kommt und ist zuerst fremd, und alles ist uns selbst neu; allmählich gewinnt man Bekannte, man bürgert sich ein; bald aber geht einer nach dem andern heim; man wird mehr und mehr einsam.

An einem Bauernhause hoch im Gebirge las ich die Inschrift, die diesen Gedanken viel tiefer faßt:

Wir bauen jetzt so feste,
Und sind doch hier nur Gäste,
Und wo wir ewig werden sein,
Da bauen wir nur wenig ein.

Und sind doch hier nur Gäste, einer nach dem andern zieht aus, zuletzt sind wir allein. Viele Menschen zerstreut das Reisen; ich finde mich nie so gesammelt und mir selbst gehörend, als in der Fremde. Die Berufsarbeit, welche alle Geistesthätigkeit vollständig in Anspruch nimmt, ruht; ich bin allein in der

---

[1] Welle folgt auf Welle.

weiten Welt und einsam, im geräuschvollen Bahnhof und in volkreicher Stadt, einsam wie der Mönch in seiner Zelle. Redi in temetipsum, in interiore homine habitat veritas[1], sagt St. Augustin. —

Nun ging es hinein in das liebe Tirol mit seinen blauen Seen, grünen Auen, himmelanragenden Felsen, seinen stillen Thälern, seinen Kirchlein auf steiler Höhe, seinen schlanken Spitzthürmen mit mächtigen, weithin dröhnenden Glocken, den Männern, die festhalten an alttiroler Sitte und Frömmigkeit, und den Jungtirolern mit ihren unreifen Reformplänen und ihren kindlich naiven Vorstellungen von Deutschthum, deutscher Intelligenz und Bildung, just wie unsere Primaner, denen man gesagt hat, Lessing sei der größte Deutsche gewesen, trotz der Kälte seines Stiles, trotz der Skepsis seines Geistes, der Zerrissenheit seiner Seele, trotz der fast nur negativen Resultate seines ganzen Lebens. Wenn sie manche offenkundige Schäden ihres Landes zu heilen sich vorsetzen, so kann man ihnen darum nicht gram sein; aber die Arzneien, mit denen sie dem Patienten zu helfen gedenken, sind zum Theil äußerst bedenklicher Natur. Auch möchte ich ihnen rathen, erst das Vertrauen des Volkes zu gewinnen und nicht durch eine falsche Methode sich dasselbe noch mehr zu entfremden. Möchten sie doch vor allem den Clerus in Ruhe lassen; das Volk weiß es ja doch recht gut, daß der Clerus es ist, der seit Jahrhunderten Leid und Freud mit ihm geteilt hat. Und aus Riehl könnten sie lernen, daß, wer den Bauer seiner Religion entfremdet, ihm damit auch die Sitte zugleich nimmt; was dann wird, hat die jüngste Vergangenheit deutlich genug bewiesen. Denn daß Bureaukraten und Literaten einmal die Stelle des Clerus einnehmen werden, auf deren Stimmen das Volk mit Andacht lauscht, wird doch keiner im Ernste behaupten wollen, der das Selbständigkeits-

[1] Gehe ein in dich selbst, im innern Menschen wohnt die Wahrheit.

bewußtsein des Tirolers den ‚Herren' gegenüber nur einigermaßen kennt.

Wer da will Männer seh'n,
Geh' ins Tirolerland,
Wie sie so muthig steh'n
An der Felsenwand.

Wer da will Weiber seh'n,
Geh' ins Tirolerland,
Wie sie so zierlich geh'n
Keck über Berg und Land[1].

Ihr werft dem Clerus Agitation vor; aber wenn er sich gegen die Giftsaat wehrt, die in Tirol jahraus jahrein von fremden und einheimischen Händen ausgestreut wird, wenn er Ideen bekämpft, die man, wie der Hausirer schlechte Fabrikwaare, ins Land hineinschmuggelt und die man draußen trotz des Firnisses längst als Pfuscharbeit erkannt hat, und das Volk warnt, daß es seine althergebrachte gediegene und erprobte Sitte und Lebensanschauung nicht gegen hohle Phrasen eintauscht: so nennt ihr dies Agitation. Hatte man doch diese Agitation recht gerne gesehen, als im Jahre 1848, 1859, 1866 die Priester von der Kanzel herab die Männer zum Auszuge anfeuerten, und diese dann erst in manchen Orten zu den Stutzen griffen, nachdem alle Schreiben, die von den k. k. Kanzleien ‚erflossen', und alle Mahnungen der Bezirkshauptleute ohne jeden Erfolg geblieben waren. Wenn man, wie Dr. Egger, k. k. Gymnasiallehrer zu Innsbruck, in seinem neuesten Buche: ‚Die Tiroler und Vorarlberger' es dem verstorbenen Johannes Schuler zu großem Verdienste anrechnet, daß er der wißbegierigen Jugend Tirols die Werke von Strauß und Feuerbach in die Hand gab, und der Clerus alles aufbietet, vor dieser Pest eines Unglaubens, der alles verworfen

---

[1] L. Tieck.

hat und dem nichts mehr gilt, nicht Gott nicht Geist, nichts als die todte Materie, die unverdorbenen Gemüther zu bewahren, so nennt ihr dies Agitation. Wer Strauß kennt, kennt auch dessen innere Ruhelosigkeit, dessen Verlangen nach dem Frieden im Glauben, dem er in einem nur wenig bekannten Sonett so beredten Ausdruck gegeben hat:

Wär' vor fünfhundert Jahren ich geboren,
So hätt' ich längst die Sorgen, die mich drücken,
Die Centnerlasten, den gebeugten Rücken
Entlediget vor eines Klosters Thoren.

O holder Ruhesitz, den ich erkoren,
Wie diese stillen Gänge mich entzücken,
Der Glocken Silberstimmen mich beglücken!
Zum Himmel aufwärts trägt das Lied der Horen.

Sei mir gegrüßt, du meine stille Zelle,
Du Büchersaal, des Geistes Vorrathskammer,
Und du, mein Augentrost, umhegter Garten!

Hier leget sich des Lebens letzte Welle,
Die Seele schweigt, gleich weit von Lust und Jammer,
Das letzte Stündlein ruhig abzuwarten.

Hunderte von Tiroler Jünglingen und Jungfrauen haben innerhalb des Klosters Pforten — und auch nicht zum Schaden des Landes — diesen Frieden gefunden, Tausende und Hunderttausende leben und sterben in diesem Frieden durch den Glauben, den der Verfasser des ‚alten und neuen Glaubens' umsonst gesucht hat, und den wollt ihr ihnen nehmen, um ‚Intelligenz' ins Land zu bringen? Und wer kennt denn nicht A. von Humboldts vernichtendes Urtheil über Strauß' ‚naturhistorischen Leichtsinn'? Wie hätte dieser erst geurtheilt, wäre er Historiker gewesen, über dessen luftige Hypothesen, mit welchen er den christlichen Glauben zu erschüttern wähnte, an die niemand mehr glaubt und an die er zuletzt selbst nicht mehr geglaubt hat? Gegen diesen ‚neuen' Glauben, der ein Wahn

ist, keine Ueberzeugung, statt des Brodes einen Stein bietet und statt des Fisches eine Schlange, sollten die Tiroler ihr Christenthum dahingeben?

Es sind in diesem Monate gerade zehn Jahre, daß zu Nürnberg Ludwig Feuerbach begraben wurde (13. Sept. 1872). Die Arbeiterbataillone, welche den Leichenzug bildeten, und die am Grabe gesprochenen Worte, die jetzt unter der Herrschaft des Socialistengesetzes nicht straflos gedruckt würden, thun zur Genüge dar, daß seine Schriften nicht ein Licht, belebend, erleuchtend, erwärmend gebracht, sondern einen Feuerbrand hineinwarfen in die Massen, der geeignet ist, eine verzehrende Flamme zu entzünden, in der alle Ideale, die Heiligthümer der Menschheit, in Asche sinken müssen. Ist denn Jungtirol wirklich noch so weit in der Cultur zurück, daß sie noch mit der Puppe Intelligenz spielen können, die man Kindern in die Hand gibt, um mittlerweile ungestört ganz anderes treiben zu können, daß sie noch nicht wissen, was jenseits der Mainlinie jeder Schüler längst weg hat, daß sie nur die Balancirstange ist, womit man über alle Lücken an gediegenem Wissen kühn hinwegvoltigirt? auch schreibt man den Mangel eben dieser Intelligenz als nota infamiae gern jedem auf den Rücken, dessen man sich bei der Concurrenz um gut dotirte Professuren zu entledigen sucht, und hetzt auch das Volk wegen eben dieses Mangels gegen die bösen Ultramontanen, um indessen desto bequemer seine Taschen plündern zu können.

‚Keine Puppe, sondern nur
Eine kleine Kunstfigur.‘

Wenn ihr es mit deutscher Bildung und deutscher Art wirklich ernst meint, so habt ihr ganz andere Dinge zu thun. Ich kenne mehrere Geistliche in Südtirol, die lange Zeit, ohne jede Unterstützung, ohne Anerkennung von seiten der Regierung, mitten unter dem Andrange des italienischen Idioms deutsche

Schule gehalten haben, und habe selbst einem derselben auf seine Bitte deutsche Volksbücher nach seinem wie eine deutsche Sprachinsel gelegenen Dorfe gesendet; diese Männer üben still die Pflicht treuer, deutscher Vaterlandsliebe, und machen nicht viel Gerede von dem, was sie gethan; und doch haben sie mehr gethan, als so mancher, der gegen gutes Honorar in den Blättern deutschthümelt, und nebenbei an den Priestern seinen abgestandenen Witz übt.

In den meisten Post- und Gasthäusern, wo die ‚Herren' ein- und ausgehen, liegt die ‚alte' und ‚neue Presse' auf. Die Mache dieser Blätter, namentlich der letztern, ist ganz geschickt; aber die Sprache, vom Inhalt ganz abgesehen, durch und durch verjüdelt; die Bilder z. B. häufig unwahr und verschroben. Da lesen wir, statt von dem Ursprunge eines Stromes, von dessen ‚Eiswiege'; es regnet, statt in Strömen, ‚in Schiffstauen'; das läppische ‚in Bindfaden' ist dieser Sorte von Literaten noch nicht läppisch genug. Da ‚wandeln' Pferde auf der Wiese, bringen Ankömmlinge ‚aus der Reise' allerlei mit; da schildert einer ‚den überirdischen Dunstkreis schönen Edelmuths'; da erfahren wir, daß auf St. Helena Napoleon I. mit nur zwei Hüten ‚sein Auslangen gefunden hatte', und ist von ‚Witz-Erzeugern' die Rede. So schreiben die Vorkämpfer des Deutschthums und Träger der Intelligenz in Oesterreich! Namentlich wenn es sich um griechische Wörter handelt, hie und da selbst bei lateinischen, kommt der Feuilletonist mit der Grammatik manchmal in recht unangenehmen Conflict. Nachdem ich in diesem Herbste eine Woche lang — eine solche Art geistiger Nahrung ist fast das einzige, was in viele Sommerfrischen dringt — die neueste Wiener Literatur auf diesem Gebiete studirt hatte, kam mir zufällig Goethe's Iphigenie in die Hand; da hatte ich so recht Gelegenheit, den Verfall unserer deutschen Sprache gerade infolge der Zeitungsliteratur zu betrauern.

In dieser Beziehung wäre es zu wünschen, daß die (weiland) Augsburger Allgemeine Zeitung noch ihr altes Monopol besäße und den Verschleiß für Intelligenz und Bildung ausschließlich für Oesterreich besorgte, wie ehedem; ihre Redaction hatte es verstanden, ähnlich wie jene der Revue des deux Mondes, jede ungelenke Redewendung zu glätten, nicht bloß aus Rücksicht auf die herrschenden Strömungen in den Regierungskreisen der verschiedenen deutschen Länder, sondern auch im Interesse ihres Rufes als Trägerin deutscher Cultur. Hier muß Abhilfe geschaffen und männiglich entgegen gearbeitet werden. Man hat unsere Sprache von Gallicismen gereinigt; aber eine andere Gefahr ist näher und drohender. Unsere Sprache, unsere schöne, gedankenvolle, ehrliche, keusche deutsche Sprache verfällt, wie die Börse, das Kapital, der Handel, dem Judenthum; jüdischer Witz, jüdische Geilheit, jüdische Gaunerausdrücke haben sich wie ekelhaftes Ungeziefer in dem Körper unserer Sprache eingenistet. Hinaus damit! das muß unser gemeinsamer Wahlspruch sein. Da habt ihr ein weites und ergiebiges Arbeitsfeld, um das echte Deutschthum zu wahren. Und wenn ihr noch ein bischen den Zopf der österreichischen Kanzleisprache abschneidet und die Austriacismen ausmerzt, so kann das auch nicht schaden.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, diese Judenpresse, namentlich in Oesterreich. Es ist ein hartes Wort, aber es ist so: diese von Juden producirte und inspirirte Literatur ist ein Verhängniß für ganz Deutschland. Judenwitz und Judenfrivolität fährt fort, wie ehedem bei Börne und Heine, alle Ehrfurcht vor dem Heiligen zu untergraben, alle Autorität zu zerstören, alle Ideale unseres deutschen Volkes lächerlich zu machen, alle unsere großen Männer zu lästern — und viele unserer Gebildeten lachen mit, ohne zu ahnen, daß der Jude ihnen nur diese Possen vormacht aus Haß gegen das Christenthum, und um zugleich dabei desto tiefer in ihren Geldbeutel

greifen zu können. Freilich sind wir selbst an diesem Elend zum Theile schuld; ohne positiven Glauben, mit bloßem Humanitätsgeklingel, wie Treitschke meint, werden wir der furchtbaren Macht des Bösen, das sich in dem vom Glauben seiner Väter abgefallenen Judenthume offenbart, auf die Dauer nicht widerstehen können. ‚Zwei Völker‘, heißt es auch hier, ‚trägst du in deinem Schoße.‘ Wir kennen die Juden viel zu wenig. ‚Die Thaten, Sitten und Gebräuche der Juden sind der Welt wenig bekannt,‘ sagt H. Heine; ‚man glaubt sie zu kennen, weil man ihre Bärte sieht, man hat aber nichts weiter gesehen. Sie sind und bleiben ein wanderndes Geheimniß.‘ Selbst Professor Lazarus in seiner Broschüre ‚Was heißt national?‘ [1] konnte nicht umhin, einzugestehen, daß doch nur die innigste Geistesverwandtschaft Menschen zu einer Nation verschmelzen kann. Wer wollte nun läugnen, daß das Christenthum alles an uns durchdrungen hat, Sitte, Recht, Denkungsweise und nicht zum Geringsten die Sprache? Wer aber die Schriften von Lazarus gelesen hat, welcher hofft, daß die Religion Lessings unter uns siegen wird; das ‚Sendschreiben Börne's an Treitschke aus dem Elysium‘ [2], welches im Christenthume nur ein Werkzeug der Verfolgung sieht; des Landrabbiners Glück, welcher meint, kein gebildeter Mensch könne die christlichen Dogmen glauben; des Rabbiners Schreiber über Mendelssohn, der erst deutsche Gesinnung uns gelehrt haben soll [3]; des Rabbiners Jellinek, welcher die Juden für das arbeitsamste, de- und sanftmüthigste Volk erklärt [4], — der muß staunen über dieses Uebermaß von Arroganz und Haß gegen das Christenthum. Im Talmud, belehrt uns der Rabbiner Hamburger [5], fließt die Quelle der lautersten Humanität, und

[1] Berlin, Dümmler, 1880. [2] Berlin 1880.
[3] Semiten und Arier. Mannheim, Selbstverlag.
[4] Franzosen über Juden. Hamburg, Nestler, 1882.
[5] Die Nichtjuden. Neustrelitz, 1880.

der Verfasser des Buches Ben Sirah militans wiederholt die giftigsten und schmutzigsten Angriffe des frühern Judenthums auf das Christenthum [1].

Dr. Ritter, Prediger an der Berliner jüdischen Reformgemeinde, sagt: ‚Wir sind ein Gradmesser geworden für den Culturzustand der Völker, in deren Mitte wir wohnen. . . . Darum verurtheilen sich selbst, die Israel schmähen; darum spricht Bileam das große Wort: Wer dich segnet, ist gesegnet, wer dir flucht, bringt sich selbst den Fluch. . . . Wir sind nach der Propheten Wort bestimmt zum Lichte der Nationen, blinde Augen zu öffnen, die Gefesselten zu befreien, und aus dem Dunkel zu führen die Bewohner der Finsterniß. Freuet euch also, ihr andere, die ihr uns habt, daß ein Theil unter euch lebt, der wahrhaft an Gott glaubt, der diesen Glauben beweist durch eine unvergleichliche Treue, da kein irdischer Lohn, sondern nur herbe Entsagung, oft genug auch Kränkung und Spott mit ihm verknüpft sind.‘ [2] Und schon der ‚rothe Harry‘, wie seine Mitschüler Heinrich Heine nannten, behauptete keck, ‚daß heutzutage nicht bloß Deutschland die Physiognomie Palästina's trage, sondern auch das übrige Europa sich zu den Juden erhebe‘. L. Börne (Löb Baruch) erklärte in einem seiner Briefe, wenn er in österreichische Staatsdienste trete, so bedeute dies für dieses Land soviel wie eine gewonnene Schlacht.

Es ist unser Stolz, sagt die ‚Israelitische Wochenschrift‘, daß wir im Besuche der höheren Bildungsanstalten allen Bekenntnissen voranstehen. Das ist crasser Anachronismus, wenn die Juden sich selbst ‚Israeliten‘ nennen und von manchen Behörden so genannt werden. Seit dem Exil gab es nur noch Juden, keine Israeliten mehr; so nannten sie sich da-

---

[1] Stuttgart, Metzler, 1880.

[2] Bei Erich Lehnhardt, Die antisemitische Bewegung. Zürich 1884, S. 87.

mals selbst, so nennt sie ihr Geschichtschreiber Josephus, so nannten sie die classischen Völker, so nennt sie das neue Testament. Was nun diesen Bildungsdrang betrifft, so fließt derselbe keineswegs aus ihrem idealen Streben, sondern ist einfach die Folge ihrer Sucht, auf leichtere Weise zu Geld und Reichthümern zu gelangen, namentlich in der Advocatur; und die verhältnißmäßig große Anzahl wohlhabender Judenfamilien erleichtert diese Bestrebungen und unterstützt die ärmeren unter ihnen.

Es ist diese Rührigkeit der Juden in der Presse ganz das Gegenstück zu der sonstigen Thätigkeit dieses klugen Völkchens auf anderen Gebieten, das, vaterlandslos, zum guten Theil religionslos, manchmal auch ehr- und gewissenlos und jeder höhern Richtung bar, nur nach Geld und Gewinn strebt. Mit allen Mitteln, wie sie Erziehung, Vererbung, Gewohnheit, Raffinement, rücksichtsloser Egoismus bieten, zieht es seit Jahrzehnten wie eine Saugpumpe auf tausend Wegen alles Geld und allen Geldeswerth aus dem Körper der Nation, die ihm, dem heimatlosen, großmüthig eine Heimat geboten hat. Diese illustrirten und politischen Zeitungen, Journale, Monatsschriften, Revuen, Witzblätter u. s. f. produciren meist so wenig, als der Handelsjude, der mit dem Zwerchsack auf dem Rücken hausirt, oder jener, der an der Bank im Differenzgeschäft mühelos Tausende verdient; aber sie ernten, was andere im Schweiße ausgesäet haben. Es ist nichts als ein literarisches Krämergeschäft, was sie treiben, in kleinerem oder größerem Maßstabe. Nicht eine neue Idee produciren sie, nicht eine wissenschaftliche That haben sie aufzuweisen. Nichts Originales weder in Wissenschaft noch Kunst haben sie geschaffen; für sie gilt nur, was verkäuflich ist. Aber was andere gearbeitet, unter Mühen, Sorgen, oft unter Entbehrungen und gegen geringes Entgelt geschaffen, dem wissen sie vortrefflich eine Appretur zu geben und als schmackhafte Speise

ihrem Publikum vorzusetzen, namentlich jenen, welche mit ‚vier Worten‘ über Hartmanns Pessimismus, Schäffle’s nationalökonomisches System, die Hypothese Darwins und, was besonders aufmerksame Leser findet, über Diätetik und Makrobiotik gründlich unterrichtet sein wollen. Der Jude besorgt dies alles, wie es vordem der ‚Hofjude‘ bei hochadeligen Herrschaften gethan; und damit der Leser nicht ermüde, würzt er seine ‚Essays‘ mit offenen und versteckten Angriffen auf Christenthum und Clerisei; des Beifalls kann er dann immer sicher sein. Vor sechzig Jahren hat ja schon J. G. Fichte gesagt: ‚Sie lesen keine Bücher mehr, sondern nur noch, was die Zeitungen über die Bücher schreiben; durch solche narkotisch wirkende Lectüre wird zuletzt der eigene Wille, die Intelligenz, das Denken und die Fähigkeit selbst, zu begreifen, erstickt.‘ Und Lassalle sagt: ‚Derjenige, welcher heute seine Zeitung liest, braucht weder zu denken, noch zu lernen, noch zu prüfen. Er ist in allem bewandert.‘ In Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Italien sind fast alle ‚Organe der öffentlichen Meinung‘ von Juden geschrieben, oder in der einen und andern Weise ihnen dienstbar, denn ‚dem Golde gehorcht alles‘.

Ihnen allein dürfen wir dies jedoch nicht zum Vorwurfe machen; haben sie ja doch unter uns Nachfolger genug gefunden, und, wie die Buchhändlerkataloge ausweisen, ist diese Art der periodischen Literatur in beständiger Zunahme begriffen, so zwar, daß sie Werke ernsten, gelehrten Inhaltes völlig zu überwuchern droht. Wer daher Geld verdienen will, und eine nur einigermaßen geläufige Feder führt, geht am besten unter diese Sorte von Literaten. Während der Verfasser eines Werkes, der Frucht langer Jahre und vieler Nachtwachen, nicht selten um einen Verleger bitten muß von Thür zu Thür — auf ein Honorar verzichtet er von vornherein —, streichen diese ihre schönen Sümmchen ein. Ob die Waare probehaltig ist oder nicht, das kümmert keinen, weder Schriftsteller noch Verleger,

wenn sie nur zieht und dem, vielleicht ganz verderbten, Geschmack des Publikums entspricht. Und der Schriftstellerruhm bleibt auch nicht aus, dafür sorgt die Coterie; ‚nihil officiosius, quam cum muli mutuum scabunt‘ [1], sagte schon ein Alter. Freilich welken solche leicht gewonnenen Lorbeeren bald, aber der Oberflächlichkeit wird dadurch förmlich eine Prämie ausgesetzt und das deutsche Volk in seinem innersten Kerne verdorben.

Ignoriren lassen sich diese Zustände nicht mehr, noch dient es zur Widerlegung, auf günstige Urtheile englischer und französischer Schriftsteller über die Juden hinzuweisen, da diese von unserer Lage gar keine Ahnung haben. Deutschland, Oesterreich und Rußland beherbergen zwei Drittheile der gesammten Judenschaft, die anderswo eine verschwindende Minorität bildet. Unserm deutschen Volke wird der Kampf auf dem von den Juden besetzten Gebiete schwer, sehr schwer, weil es im großen und ganzen zu ehrenhaft, vielleicht auch, der deutsche Bauer wenigstens, zu wenig gerieben ist. Wir glauben nicht an die trüben Prophezeiungen Marrs von dem Siege der Semiten über die Germanen, sondern viel eher und lieber an eine Erneuerung unseres Volkes im christlichen Geiste, wodurch es allein gefeit wird gegen die materiellen und noch größeren sittlichen Schäden, die von dieser Seite her drohen. Um so mehr sind alle Aeußerungen rohen Rassenhasses, wie er sich in so manchen antisemitischen Schriften kundgibt, zu beklagen. Tuba insultationum infructuosum facit bellum [2], sagt der hl. Augustinus, und der verstand sich doch auch auf Polemik.

Diese Fragen sind nun alle unseren unschuldigen Jungtirolern völlig fremd, obgleich sie Lebensfragen Oesterreichs

---

[1] Nichts ist angenehmer, als wenn ein Maulesel den andern kratzt.
[2] Schmähreden stiften wenig Nutzen.

sind. Da ihr Haus noch nicht brennt, so leben sie unterdessen in aller Gemüthlichkeit fort, und laufen mit dem großen Haufen, der in der Judenpresse die katholische Kirche täglich zum Gegenstand seiner Angriffe macht, um dafür bald den Talmud, bald das gereinigte Judenthum als den Culturträger für Europa zu verhimmeln. Qui vinci a veritate non vult, ab errore vincitur [1], sagt derselbe Augustinus.

II.

Langsam stieg ich im Unterinnthale einen Berg hinan; da dachte ich an die Worte, die Petrarca aus Augustins Bekenntnissen las, als er auf dem Gipfel des Mont Ventoux angekommen war, und sein Blick wie trunken ward von der überwältigenden Größe und Schönheit der Natur: ‚Und es gehen die Menschen hin, um die Höhen der Berge und die gewaltigen Fluten des Meeres und die breiten Betten der Ströme und den Umkreis des Oceans und die Bahnen der Gestirne zu bewundern, und halten ihr eigenes Innere nicht der Betrachtung werth.‘ Körting hat um dieser Besteigung eines Berges willen Petrarca Luther an die Seite gestellt; es sei eine epochemachende That gewesen, meint er, denn das Mittelalter habe kein Naturgefühl gehabt. Der Geschichtschreiber der ‚Literatur Italiens im Zeitalter der Renaissance‘ scheint das tiefe Naturgefühl, wie es die Gesänge der Franziskanerdichter des 13. Jahrhunderts durchweht, diesen Sinn der Mönche des Mittelalters für das Erhabene und Romantische in der Natur, wie es so viele Chroniken in der naivsten Weise aussprechen, nicht zu kennen. Und Augustins Worte selbst, sprechen sie nicht von einer Bewunderung der Berge und des Meeres? Augustinus hatte Recht, und Petrarca

---

[1] Wer sich von der Wahrheit nicht besiegen läßt, den besiegt der Irrthum.

ebenso, als er beim Lesen dieser Worte nachdenkend wurde und seinen Sinn zu Gott erhob. Was dieser dachte, hat er uns selbst gesagt: Credo ego generosum animum praeter Deum, ubi finis est noster, nusquam quiescere[1]. Ich hatte einen Freund, der konnte weinen, wenn er unter den mächtigen Waldbäumen seiner Heimat wandelte und in das Land hinaussah; wie Aeolsharfen bei jedem Luftzuge klingen, so klangen alle Stimmen der Natur in seiner Seele wieder. Ich weiß nicht, ob er zu beneiden war wegen dieses so mächtigen Natursinnes, dieser feinfühligen Natursympathie. Die Natur ist stumm, sie antwortet dir nicht auf deine Fragen; und die Stimmen, die aus ihr dir entgegentönen, aus der Windsbraut und Meeresbrandung, wie aus Lerchengesang und Frühlingsblüten, sind nichts als das Echo des Wortes, das du in sie hineingerufen, das Bild, das dein eigenes Innere, dein Denken und Fühlen auf sie projicirt. ‚Das Buch der Natur', sagt einmal Hamann, ‚ist durch seine angeblichen Ausleger nur noch räthselhafter geworden.' Die Natur ist ein Räthsel; und nur der Geist wird es zu lösen verstehen, der das Räthsel seiner selbst, das Geheimniß seines eigenen Innern mit seinem Licht und Schatten, seinen Siegen und Niederlagen verstanden hat. Die Periode der Empfindsamkeit in unserer Literatur nannte sie eine liebende Mutter, an deren Brust der Mensch von allem Leid gesunden soll:

Große, heilige Natur,
Laß mich geh'n auf deiner Spur,
Laß mich geh'n an deiner Hand,
Wie das Kind am Gängelband!

Rousseau bei den Franzosen ist der Repräsentant dieser Richtung; mit Klopstock hatte sie ihren Höhepunkt erreicht,

---

[1] Ich halte dafür, daß eine edle Seele nur in Gott Ruhe findet, der unser Ziel ist.

Goethe's Werther erinnert noch daran. Die Natur ist grausam, sagen dagegen die Pessimisten, eine harte Stiefmutter, wie schon der Vater der Naturforschung, Plinius, sie nannte, ein ‚alles gebärendes und alles wieder verschlingendes Ungeheuer'. Millionen Leben ruft sie ins Dasein, um sie alsbald durch eisige Winterkälte und glühenden Sonnenbrand wieder der Vernichtung zu weihen. Ganz Unrecht haben sie nicht. Wer ein schärferes Auge hätte, als wir, der müßte hineinblicken können in den mörderischen Krieg, den die Geschöpfe im Kampfe ums-Dasein miteinander führen, wo das starke das schwache, das listige das einfältige, der Geier die Taube, der Wolf das Lamm zerreißt. Wer kann ermessen, was die Thiere leiden, und die Tausende von Unmündigen!

Es geht ein allgemeines Weinen,
So weit die stillen Sterne scheinen,
Durch alle Adern der Natur;
Es ringt und seufzt nach der Verklärung,
Entgegenschmachtend der Gewährung,
In Liebesangst die Creatur.

Das ist es wohl, was auch den rosenumkränzten Hellenen wie den naturseligen modernen Menschen nicht recht zur Ruhe kommen läßt.

Drum scherzten sie so gern und nannten
Des Schmerzes tiefsten Abgrund nicht.

Augustinus und Petrarca hatten Recht. In interiore homine habitat veritas. Et si tuam naturam mutabilem inveneris, transcende et te ipsum[1], fügt jener bei; die wandelbare Wahrheit, Schönheit und Güte weist hin auf die unwandelbare. Länder und Meere, Berge und Thäler, und das Heer der Gestirne, und aller Zauber der Natur und alle

[1] Im Innern des Menschen wohnt die Wahrheit. Und wenn du findest, daß deine Natur wandelbar ist, erhebe dich über dich selbst.

Schönheit ihrer tausendfachen Formen und Gestalten, und auch der Liebreiz einer edlen Menschenseele ist nichts anderes als der Widerschein, den die ewige, unwandelbare Schönheit hineinwirft in den Staub der Schöpfung. Da gehen die Menschen hin, und bewundern und verlieren sich in der Schöpfung, wie der Wahnsinnige, der in den See sich stürzt, aus dessen klarer Flut die Himmelsbläue ihm entgegenwinkt. Der Himmel ist es, den er sucht; aber der See ist er nicht, er ist nur sein Spiegel. Das ist die ewige Geschichte der Menschheit; nach dem Unendlichen und Ewigen zieht es uns hin, aber dort ist es nicht, wo so viele es suchen. Quaerite quod quaeritis, ruft darum St. Augustin, sed non est, ubi quaeritis [1]. Den Himmel suchen sie, den Tod finden sie. —

Gedanken solcher Art zogen durch meinen Geist, als ich ‚auf dem Eben' angekommen war. Es war ein klarer, sonniger Tag, so recht ein stiller Sonntagsnachmittag, der eine Weihe über das Gemüth bringt. Schon eine Viertelstunde vorher hatte ich den festlich vollen Ton der Glocke gehört; als ich näher kam, schien das ganze Dorf ausgestorben.

Ich war allein auf weiter Flur
Und eine Sonntagsglocke nur,
Und Stille nah' und fern . . . So feierlich
Als wollt' der Himmel öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

Der Priester kniete vor versammelter Gemeinde am Altare, von zwei lieblichen, unbewegt knieenden Knaben umgeben, die ihm dienten, und betete eine Art Rosenkranz, mit dem beständig wiederkehrenden Spruche: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott Sabaoth! Himmel und Erde sind seiner Herrlichkeit voll!

Wie klangen mir diese Worte in der Seele wieder: Himmel und Erde sind seiner Herrlichkeit voll! Ja, das ist's, das Wort, das das Räthsel der Natur löst und deren Sinn deutet. Die

---

[1] Suchet, was ihr suchet, aber dort ist es nicht, wo ihr es suchet.

Natur ist jetzt kein Räthsel, sie ist ein Evangelium, seiner Herrlichkeit voll; so viele Blätter im Walde, so viele Tropfen im Meere, so viele Sterne am Himmel, so viele Stimmen, mit denen sie seine Herrlichkeit verkündet. Die Natur ist kein Ungeheuer; sie ist das Abbild der unendlichen Schönheit Gottes, ein schwaches und getrübtes Bild, aber doch sein Bild. Wie beredt ward mir dieser stille Wald, wie lächelte der blaue, tiefe, klare See, ein Bild der in Gott ruhenden heiligen Menschenseele, wie jubelten mir diese Bergriesen entgegen, das Kellerjoch, das Stanserjoch, der Tristenkopf, das Sonnjoch und wie sie alle heißen. Ihr Berge und Hügel, benedeiet den Herrn! Wie schön ist die Natur, weil so schön der, der sie schuf; wie schön ein edles Menschenbild, weil Gott in ihm wohnt und ein Strahl seiner Herrlichkeit auf es gefallen ist! Aber außer ihm — Tod, Verwesung, Staub.

Nun bestieg der Prediger die Kanzel. Himmel und Erde, wiederholte er, sind seiner Herrlichkeit voll. Ich darf Gott dienen, führte er aus, das ist meine größte Ehre; ich kann Gott dienen, das bietet mir den reichsten Lohn; ich muß Gott dienen, das ist meine heiligste Pflicht; ich will Gott dienen, dem der Himmel dient mit all seinen Engeln und die Natur mit allem, was in ihr lebt und webt. Und so nehme auch ich Antheil an seiner Herrlichkeit. — Er hatte geendet. Wieder trat der Priester an den Altar. Tantum ergo Sacramentum Veneremur cernui! sangen süße Stimmen vom Chore herab. Alles kniete nieder und beugte das Haupt, um den Segen des heiligen Sacramentes zu empfangen. Brod und Wein, die eucharistischen Gestalten, sind das Mark und Blut der Erde; in ihnen hat die Natur ihre edelste Frucht getrieben, als wollte sie recht deutlich uns verkünden, daß die ganze sichtbare Schöpfung nur die Gestalt, der Schleier ist, hinter dem seine ewige Herrlichkeit sich verbirgt. Einmal fällt der Schleier, und du stehst vor deinem Gott.

Ich ging hinaus; über die grünen Matten hin, den zerstreut liegenden Häusern zu, gingen die festlich geschmückten Menschen; die Männer mit dunkelrothen Nelken, die Frauen mit goldenen Schnüren und Quasten an den Hüten. Es war ein schönes Bild. Sie haben den Segen des Ewigen empfangen, und mit ihm Friede, Freude, Trost und Hoffnung; das tragen sie nun mit hinaus ins Leben, in die Natur, in ihre Häuser. Alles ist vergeistlicht, vergöttlicht; das Gnadenlicht verklärt in unendlich höherem Sinne als diese sichtbare Sonne alles, wohin es fällt, und gibt ihm Leben, Gedeihen und dauernde Schönheit. Und wenn die Dunkel der Nacht sich schon längst über diese Fluren, und die Schatten des Todes längst sich über diese Herzen gelegt haben, wird es nicht erlöschen, sondern leuchten in neuem höherem Glanze.

Das alles nimm nun hinweg, reiße heraus aus den Sitten und dem Herzen des Volkes. Was bleibt ihm? Ein mühevolles, vergebliches Ringen, Arbeiten und Kämpfen um ein nie erreichtes und nie erreichbares Ziel, ein planloses Zusammenstoßen blinder Kräfte, bis der tolle Tanz zu Ende ist, bei dem die Stimmen der Lust von dem lauten Schrei tausendfacher Qual und Verzweiflung übertönt werden. Dann ‚bläst der Wirth die Lichter aus', nach einem frivolen Ausdrucke von Strauß, und alles geht unter in dem allgemeinen Kataklysmus; vielleicht beginnt später das Spiel von neuem in gleich ziellosem Kreislauf, vielleicht auch nicht.

'S ist eitel nichts, wohin den Blick ich hefte,
Das Leben ist ein mühevolles Wandern,
Ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte —

hat Lenau gesungen; da darf es uns nicht wundern, wenn im Irrenhause zu Döbling sein Geist von finsterm Wahn umnachtet unterging.

Die schöne, große Kirche in Eben birgt über dem Altare

den Leib der hl. Nothburga. Adolf Pichler findet eine Aehnlichkeit zwischen den Lebenszügen dieser und denen der germanischen Hertha; nun, wenn es auch wirklich so wäre, was thut dies zur Sache? Erinnert doch unser Osterfest an die altdeutsche Göttin Ostara, der Weihbrunnen an die alten Lustrationen, und schrieb schon der große Papst Gregor an den Abt Mellitus, es sollen die heidnischen Tempel und Bräuche nicht völlig zerstört und abgeschafft werden, wohl aber das, was an ihnen specifisch heidnisch und sündhaft ist. Zahlreich sind die Frommen, die zu ihrem Grabe pilgern; und wer mag ermessen, wie viele arme Dienstboten die niedere Magd Nothburga, die im fremden Dienste bei harter Herrschaft sich geheiligt hat, getröstet, zu Geduld und Ergebung gemahnt, in allen widrigen Schicksalen aufrecht erhalten hat! Ich schreibe dieses sitzend auf einem Baumstamme in stiller Waldeinsamkeit; von hier kann ich auf den Weg blicken, welcher von der Pertisau am Achensee heineinführt durch das Falzthurner und Tristenauer Thal nach der Blezach, den Alpen ringsum und über das Plumsjoch nach der Hinterriß und von da in die bayerische Vorderriß, nach Mittenwald, dem Walchensee, dem Kochelsee und Benediktbeuern. Das Bildniß der heiligen Dienstmagd in der bekannten Tracht der Tiroler Bäuerinnen steht am Wege, eine Knie- und eine Sitzbank davor; von Zeit zu Zeit sehe ich Leute aus der Gegend, die von den Alpen herabkommen, auch Wanderer von weiter her hier rasten; manche knieen nieder und sprechen ein Gebet.

Gestern sah ich eine Mutter, ärmlich gekleidet, mit ihrer heranwachsenden Tochter lange, lange da beten. Vielleicht muß ihr Kind jetzt hinaus in harten und schweren Dienst. ‚Du mußt dienen gehen‘, hat ihr die Mutter gesagt; wohl für eine Mutter ein bitteres Wort. Nun, ihr Herren und Fräulein aus den modernen Pädagogien, welche die Regierung in die Dörfer nach Tirol sendet als Lehrer und Lehrerinnen, thut

euch einmal zusammen und haltet Rath, was für Tröstung und Stärkung ihr wohl diesem armen Kinde mitgeben könnt auf seinen Weg, so voller Mühen, Entbehrungen und Gefahren. Welche Garantie nimmt es aus euren Schulen mit, daß es wieder heimkehrt gesund an Leib und Seele, wie es von der Mutter weggegangen? Ihr lehrt es mancherlei aus dem Mineral-, Pflanzen- und Thierreich, habt ihr es auch unterrichtet in den Geheimnissen des Himmelreiches? Vielleicht habt ihr es sogar belehrt über die Bahnen der Planeten; habt ihr auch Sorge getragen, daß es nicht abirrt von seiner Bahn, der Bahn der Tugend? Diese arme ungebildete Mutter weiß ein besseres Mittel; sie hat ihr Kind gelehrt, vor dem Bilde der heiligen Dienstmagd täglich das schöne Gebet zu sprechen, das ich unter ihrem Bilde las: ‚O Gott! In deiner unendlichen Weisheit hast du die Verschiedenheit der Stände angeordnet, und mich dazu bestimmt, daß ich anderen diene. Ich bitte dich, gib mir die Gnade, daß ich mit meinem Stande täglich zufriedener werde, und erinnere mich recht oft daran, daß selbst dein Sohn nicht in die Welt kam, um bedient zu werden, sondern um anderen zu dienen. Gib mir ein gehorsames und demüthiges Herz, damit ich meiner Herrschaft, als deiner Stellvertreterin, schnell und pünktlich gehorche, und mag es mir manchmal auch noch so schwer vorkommen. Flöße mir eine ehrfurchtsvolle Liebe gegen sie ein und wahre Treue, damit ich ihren guten Namen und ihr Besitzthum gewissenhaft wahre und beschütze‘ u. s. f.

Mit diesem Gebete geht das Kind hinaus in die fremde Welt; in ihm besitzt es einen unsichtbaren, starken Schild gegen alle Feinde seiner Seele, und eine fromme, keusche Seele erhält auch den Leib frisch und gesund. Demuth, Gehorsam, Ehrfurcht vor den Vorgesetzten, Zufriedenheit mit seinem Loose — das sind ja gerade die Tugenden, die mehr und mehr aus der Gesellschaft und namentlich auch aus der dienenden Klasse

verschwinden, welche der Socialismus als Schwäche, Selbsterniedrigung, Frucht sklavischer Gesinnung und finsterer Lebensanschauung nicht bloß längst abgeworfen hat, sondern auch als Verbrechen gegen Manneschre und Menschenwürde brandmarkt. Wer kann aber ohne sie ein Gemeinwesen gründen, und wäre es nur das der Familie, und auf die Dauer erhalten? Juvenum est, senibus assurgere[1], sagt Cicero, und es findet der Dichter im Verfall dieser Sitten die Ursache des Falles der Republik.

Hoc fonte derivata clades
In patriam populosque fluxit[2].

Auch das ist ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage, wovon unsere Staatsmänner und Kathedersocialisten sich nichts träumen lassen.

Am 14. September begeht die Gemeinde Eben das Fest der Heiligen. Am Sonntage darauf findet eine schöne Feier statt. Aus der unter der Leitung des vortrefflichen Curaten reich und geschmackvoll geschmückten Kirche bewegt sich eine Procession im weiten Bogen über den grünen Plan; die Glocken läuten, die Fahnen wehen, Böller donnern, daß in Berg und Thal es widerhallt, die Schützen mit blumengeschmückten Hüten begleiten das Allerheiligste. Nur eines fehlt, statt der Musik wünschte ich unsern hellen, frischen, frommen Volksgesang. Eine Jungfrau wallt mit in der Kleidung der hl. Nothburga, die Sichel in der Hand; Genovefa mit Schäferhut und Stab, Aloisius, Johannes von Nepomuk in der herkömmlichen Darstellung gehen in den Reihen. Es ist, als hätten die Heiligen, welche diese Kinder darstellen, sie in eine frömmere Stimmung

---

[1] Junge Leute sollen ehrfurchtsvoll vor Greisen sich erheben.

[2] Horat. Carm. III. 6.

Aus dieser Quelle floß Verderben
Ueber das Vaterland und die Völker.

versetzt; so gesammelt, ernst, andächtig schreiten sie einher. Ein herrliches Bild reiner Poesie und charaktervoller Naturwahrheit. Da haben wir ja, aus dem Volke herausgewachsen und mit vielem Verständnisse aufgeführt, die historischen Festzüge, die man anderswo mit vielen Kosten veranstaltet, nicht bloß als Augenweide für die Zuschauer, sondern als ernst religiösen Act für die Mitwirkenden selbst. Wenn dann am späten Nachmittage die bunten Gruppen über die Fluren hin und in die Berge hinein sich wieder zerstreuen, und hie und da ein Jodler zu uns herübertönt, so wird es uns recht klar, daß unsere religiösen Feste auch recht eigentlich Volksfeste sind. Ein gemeinsamer Gedanke, ein Gefühl der Erhebung und Freude durchdringt alle. Alles Uebrige der Art, was man sonst Volksfest nennt, artet so häufig aus, da ihm meistens der ideale Mittelpunkt fehlt, in ein geist- und sinnloses, nicht selten rohes Gelage, wobei der Unterschied in Stellung und Bildung, der große Riß, der durch unsere heutige Gesellschaft geht, erst recht empfindlich sich geltend macht. Der religiöse Gedanke dagegen vereinigt alle in dem Gemeinsamsten und Höchsten, und läßt alle, Gebildete und Ungebildete, Reiche und Arme, Herren und Knechte, Clerus und Volk als Brüder sich erkennen.

Ihr klagt, daß der Clerus von den Volksfesten sich mehr und mehr zurückziehe. Aber das muß ja sein, und zwar in demselben Maße, als die religiöse Idee mehr und mehr aus ihnen schwindet. Bei Spiel und Tanz hat der Clerus nichts zu suchen. Helfet darum alle dazu, denen das Wohl des Volkes am Herzen liegt, daß wieder eine höhere Weihe seine Feste durchdringe; dann wird auch der Clerus in erster Reihe dabei sein.

Uebrigens, wie konnte es denn anders kommen? Hat man doch so häufig gerade diese Feste benützt zu tendenziösen Ausfällen auf den Clerus. Wer mag es ihm dann ver-

übeln, wenn er, der Polemik müde, sich zurückzieht? War das doch ein wahres Volksfest bei der Einweihung des Denkmales von Spinges 1. Mai 1882, ein patriotisches Fest, bei dem Volk und Clerus in der Liebe zum Vaterland sich einig wußten.

Bei Jung und Alt erwacht die Schneid,
Wie's in Tirol der Brauch,
Dö Bueb'n und a dö Weiberleut
Sein tapfer und gar schlauch.
Fünftausend und no ötle Leut
Vom ganzen Land sein do;
Vom alten Schlog, es ist a Freud,
Man trifft's nit anderswo. . . .
Und 's Riesenkreuz am Schlachtfeld steat,
Geziert wie an Altor,
Der Festzug jetzt zum Kreuz hingeat,
In Ordnung Por und Por (Paar).
Der Spingeser, der alte Fuhn,
Spielt lustig mit dem Wind,
Er zoagt, was der Tiroler tun,
Wenn 's grobe Wöter kimmt.
Der Bischof löst mit Andacht schien
Die Möß auf freier Weit',
Und Veteraner ihn bedien
Mit Hilf der Geistlichkeit.
Die Kircha bilden Berg und Thol
Vom Himmel überwölbt,
Kanonen und der Wiederhol,
Die hob'n einander b'stöllt.

Und am Schlusse:

Tirol erhöbt zum Schwur dö Hand,
Dö Trui dö stirbt nit aus,
Für Gott! fürs liebe Vaterland!
Fürs ganze Kaiserhaus! —

III.

Zwei Bilder vom Achensee haben sich tief meiner Erinnerung eingeprägt. Eines Tages kam ein Schiff daher, das zwanzig Ordensmänner trug, im weißen malerischen Gewande. Es waren Söhne des hl. Dominikus, welche das gegenwärtige Regiment in Frankreich aus ihrem stillen Heim vertrieben hat. Als in der Nähe des Landes der Prior, eine große ernste Gestalt mit ausdrucksvollem Kopfe, sich erhob und die Arme zum Gruß ausbreitete, glaubte ich ein Gemälde aus der Basilika in München zu sehen. Von Volders her, wo sie augenblicklich eine Stätte gefunden, hatten sie eine Wallfahrt zur hl. Nothburga gemacht. Am Abend fuhren wir zurück; ruhig lag der See da; mehr und mehr traten die Sterne hervor, über uns gen Norden leuchtete der große Bär, nicht weit davon glänzte der Polarstern herab; still glitt das Schiff dahin, man hörte nichts als das Plätschern der Wellen am Kiel und den leisen Ruderschlag. Da intonirte einer aus der Schaar mit seelenvoller Stimme: Ultima in mortis hora, und alle fielen ein:

Filium pro nobis ora,
Bonam mortem impetra,
Virgo, mater, domina! [1]

Unwillkürlich hatten die Schiffer ihre Ruder gehoben; alle waren bewegt von ernsten Gedanken und weich gestimmt,

si dolcemente
Che la dolcezza ancor dentro mi suona [2].

---

[1] Wenn wir mit dem Tode ringen,
Wollst, Maria, uns beispringen,
Führ' zu deinem Sohn' uns hin,
Jungfrau, Mutter, Königin!

[2] sang so süß,
Daß ihre Süßigkeit noch jetzt mir nachklingt.

Mir trat jene Vision vor die Seele, welche der Dichter der Göttlichen Komödie bei seiner Ankunft am Fegfeuerberg schildert. Er sieht auf der See ein Schiff in schnellem Lauf herankommen, ohne Segel noch Ruder; am Steuer steht ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln, der es lenkt. Es sind die Seelen, die, von der Welt abgeschieden, nun vom Engel hinüber geleitet werden; ihr Blick ist dankbar nach Oben gerichtet, Psalmengesänge entsteigen ihren Lippen. Im Ferdinandeum zu Innsbruck sah ich eine Handzeichnung von Meister Koch, der dieses liebliche Bild glücklich darzustellen wußte.

Bonam mortem impetra Virgo, mater, domina! klang es lange in mir nach. Die dunklen Bergeshäupter blickten ernst auf uns nieder, und werden wie heute noch im See sich spiegeln, wenn längst die Generation, die an seinen Ufern lebt und webt, dahin gegangen ist. Wie hat der Tod gerade hier unter den Freunden und Bekannten am Achensee in wenigen Jahren Ernte gehalten! Ich habe noch die alte Scholastica gekannt, die dem vielbesuchten Sommerfrischort an dem Nordende des Sees den Namen gegeben hat. Sie ist längst todt, und ihre Nichte, der sie ihr Anwesen übergeben, die junge Scholastica, war unterdessen auch alt geworden und ist im vorigen Jahre gestorben. Als ich letzterer vor mehreren Jahren den Tod eines vieljährigen Gastes meldete, sagte sie nach einigem Nachdenken: ‚So ist es; die einen werden fett und immer fetter, da fallen sie mit einem Male um und sind todt; die anderen bleiben mager und schrumpfen ein, auf einmal sind sie auch todt.‘ Der, bezüglich dessen sie diesen weisen Spruch gethan, war einer der ersten Gründer der Sommerfrische. Zuerst war hier nichts als ein einfaches Bauernhaus, dem man wegen der nahen Zollstelle die Bewilligung zum Bier- und Weinschank gab. Professor Albrecht von Würzburg war schon in den dreißiger Jahren hierher gekommen; ihm gefiel die Lage, das Haus und seine Bewohner. ‚Wenn nur der

Herr fortginge!" seufzte die alte Scholastica, die an ihm auch das Geschäft eines Barbiers übte; aber der Herr ging nicht fort. Je länger er blieb, desto mehr gewann sie wegen seiner Leutseligkeit ihn lieb, namentlich weil er auch in Ermangelung eines Ministranten dem Priester am Altare diente, wenn dieser in dem kleinen Kapellchen am See die heilige Messe las.

Nach und nach kamen noch andere Herren, die auch nicht fortgehen wollten, und so mußte sich denn die alte Scholastica hineinfügen, einer der lieblichsten Sommerfrischen ihren Namen zu geben. Im Jahre 1841, als ich zum ersten Male hier zusprach, waren alle Verhältnisse noch höchst einfach, im Jahre 1861 hatten sich schon auch verwöhntere Städter hier nicht unbehaglich gefunden; im Jahre 1881 waren große elegante Bauten aufgeführt worden, und warme Bäder eingerichtet; mit dem Bau einer großen, schönen, im romanischen Stile gehaltenen Kapelle, von wo aus man einen herrlichen Blick über den See und das Gebirge genießt, hat die alte junge Scholastica ihr thätiges Leben beschlossen.

Dort hatte ich einst gerastet, als ich vor mehr als vierzig Jahren von Bad Kreuth her, wo der berühmte Zwerg die Gäste zu belustigen pflegte, die Straße hinzog den See entlang über Buchau, Maurach hinab nach Jenbach und Innsbruck, dann über den Brenner und hinein in das Land Italien, dessen hoher, aber von jener der deutschen Natur so ganz verschiedener landschaftlicher Schönheit ich damals noch keinen Reiz abgewinnen konnte, so daß ich mit starkem Heimweh an die rauschenden Bäche, die dunklen Wälder und die grünen Matten des Spessarts, der Bayerischen und Tiroler Alpen zurückdachte. Die Vegetation Italiens bietet nicht die weichen, unbestimmten Umrisse unserer deutschen Wälder, welche Gemüth und Phantasie gleich sehr anregen; alles ist bestimmt, scharf umgrenzt, die Farbe des immergrünen Lorbeer, der Orange, der Eiche von metallischem Glanze und dunkler als

unsere nördliche Flora. Cypresse und Pinie bilden strenge architektonische Formen, Kuppel und Säule; das feingeschnittene silbergraue Blatt der Olive erscheint dem Deutschen traurig wie Weidenbüsche an sumpfigem Bache. Erst muß das Auge sich bilden, um deren Schönheit zu erkennen, dann aber, wenn es die edel geschwungenen Linien der Albanerberge erblickt, ganz von Licht und Sonnenglanz gesättigt, und die Abendschatten die Spitzen der Gebirge in rosige, dann violette Tinten tauchen, die allmählich in tiefes Blau und Schwarz übergehen, über welche die südlichen Sternbilder in stiller Klarheit leuchten, dann begreifen wir die Sehnsucht des Nordländers nach Italien.

Von Rainers ‚Seehof', wo für ausreichendes ‚Amusement' der Gäste gesorgt ist, die mit gefülltem Beutel dorthin kommen, war damals noch keine Spur. Drüben in der Pertisau stand noch das alte Fürstenhaus, das seitdem (1851) unter der Aegide der Aebte von Fiecht neu aufgebaut und wiederholt erweitert, zu einer der schönsten Sommerfrischen Nordtirols herangeblüht ist. Wenn je das Sprichwort: ‚Unter dem Krummstab ist gut wohnen' sich bewährt hat, so gilt es gewiß hier. Auch die ‚Seespitz' war noch nicht, und manche von jenen, die damals als muntere Gesellen mit mir wanderten, sind auch nicht mehr.

In der Pertisau ward in neuerer Zeit vom Prälaten von Fiecht, dem der ganze See gehört, mit Geschmack und Verständniß im romanischen Stile eine Kapelle erbaut. Den Plan zum Altare hat ein Franziskaner aus dem nahen Kloster zu Hall gezeichnet, die Fenster hat die rühmlichst bekannte Glasmalerei zu Innsbruck geliefert. Auch der Leichtsinnigste empfängt die Ahnung einer höhern Welt, wenn er diesen heiligen Ort betritt. Draußen, bald stärker, bald schwächer, der in stetem Rhythmus auf und ab wogende Wellenschlag des bewegten Sees, an den Fenstern rüttelt der Wind; doch darinnen

herrscht heilige Stille, wie der Friede der Ewigkeit. ‚Per omnia saecula saeculorum‘, spricht jetzt der Priester. Welch ein großes, kühnes Wort! Dieser arme Priester in dieser engen, einsamen Kapelle spricht da aus, daß die Ideen, die er verkündet, das Amt, das er hier verwaltet, dauern werden in alle ewige Zeiten. Welcher Philosoph, welcher Gewaltige unter allen Herrschern hat je es gewagt, so zu sprechen? Das ist entweder unerträglicher, bis zum Wahnsinn gesteigerter Hochmuth oder — von Gott verheißen. Wie ein milder Stern schwebt ‚das ewige Licht‘ im Raume vor dem Altare und wirft einen sanften Schein darüber hin. Selbst Touristen mit sehr profanen Physiognomien sah ich leise und auf den Fußspitzen da eintreten; nur das auserwählte Volk, das leider in neuester Zeit sich sehr zahlreich hier einfindet, bleibt dem Kirchlein in scheuer Ferne.

Jeden Morgen, wenn das Glöcklein klang, sah ich vom jenseitigen Ufer ein Schiffchen herüberkommen; ein Greis mit schneeweißen Haaren ruderte heran. Er landete und ging, auf einen Stock gestützt, mit gelähmtem Fuße zur Kapelle. Eines Abends war der See ungewöhnlich stürmisch; die ganze Nacht hindurch heulte der Wind und ließ auch am folgenden Morgen nur wenig nach. Kein Schiff war zu sehen; heute, dachte ich, wird er gewiß nicht kommen. Doch nein! durch Sturm und Wellen, Nebel und Regen lenkt er den Kahn zum Kirchlein hin. Seine weißen Haare flatterten im Winde, es war beängstigend, den alten Mann allein im Schiffchen zu sehen; aber sein geübter Arm überwand alle Hindernisse.

Möge einer unserer jungen katholischen Dichter dieses, was ich eben schlicht und einfach erzählt habe, poetisch verherrlichen[1]; starker, lebendiger Glaube, innige Andacht, männliche Kraft,

---

[1] Ist geschehen; vgl. Alte und Neue Welt, Jahrgang 1883, Seite 401.

gesunde, anspruchslose, ihrer selbst unbewußte alttiroler Frömmigkeit haben sich hier zu einem herrlichen Bilde vereinigt.

Unter den Gästen, welche ab und zu gingen, kürzere oder längere Zeit hier verweilten, war auch ein lutherischer Landgeistlicher aus dem nördlichen Deutschland. Anfangs etwas zurückhaltend, kam er doch allmählich mir näher und schien nicht ungern, an den lieblichen Ufern des Sees auf und ab wandelnd, sich mit mir zu unterhalten. Das Gespräch fiel nun auch, wie dies nicht anders sein konnte, auf die religiösen Fragen der Gegenwart. Ich konnte meinen Begleiter nur schätzen und lieben; so fest war seine christliche Ueberzeugung, so warm und gläubig sein Gemüth. Das katholische Leben war ihm freilich fast vollständig fremd; wie es schien, hatte er es jetzt zum ersten Male beobachtet. Manche Fragen hatte ich ihm zu beantworten, nicht wenige Vorurtheile zu berichtigen. Einige Tage vorher hatte er gelesen, daß für die Diöcesangeistlichkeit Exercitien — geistliche Uebungen — abgehalten würden. ‚Was ist denn das eigentlich?‘ fragte er mich voll Wißbegierde.

Da lud ich ihn denn ein, sich mit mir auf eine Bank niederzulassen, von wo aus eine weite Aussicht sich bot über den blauen See mit dem friedlich jenseits daliegenden Dörfchen Eben, im Hintergrunde begrenzt durch die Zillerthaler Berge. Und nun erklärte ich ihm Sinn und Bedeutung dieser Exercitien, daß sie nichts anderes seien und nichts anderes beabsichtigten als eine Reformation, daß selbst dieses Wort[1] ausdrücklich in der lateinischen Anleitung hierzu ausgesprochen sei; freilich, fügte ich hinzu, nicht eine Reformation der Lehre durch die Menschen, sondern der Menschen durch die Lehre. Der innere und äußere Mensch soll reformirt werden nach allen Beziehungen seines Lebens, Berufes und Wirkens. Die

[1] Exercit. Spiritual. II. Hebd. De Emendat. seu Reformatione.

ewige Idee Gottes vom Menschen, wie sie vor seinem Geiste steht und nach seinem Rathschluß ausgeführt werden soll, wie sie Christus uns geoffenbart und die Kirche verkündet, soll nun jeder wiederholt an sein eigenes Innere anlegen; sie soll ihm Maß und Richtscheit werden, nach dem er seine Vergangenheit bemißt, und ein unverrückbares Ziel für die Zukunft. Darum soll der Mensch auf einige Tage oder Wochen sich zurückziehen in die Einsamkeit, um in heiliger Stille und Abgeschiedenheit von der Welt nur Gedanken des Ewigen zu denken. War doch noch immer die Einsamkeit die Mutter großer Gedanken und Gegenstand der Sehnsucht großer Seelen. Da kann sich nun der Christ hineinversenken in die heiligen Tiefen Gottes und seiner ewigen Wahrheit, alle Seelenkräfte auf das eine Nothwendige concentriren. Da wird denn der Geist und das Leben Jesu Christi der Geist und das Gesetz unseres eigenen Innern, nicht als ein äußeres, drückendes Gebot, sondern ein Princip der Liebe, das zum Handeln drängt für ihn und zum Leiden mit ihm, im Bewußtsein unserer Gotteskindschaft, und uns die herrliche Freiheit der Kinder Gottes verleiht.

Der Gang der Exercitien schließt sich an an den innern Entwicklungsproceß der Seele, welche der Heiligung entgegengeführt werden soll und von Stufe zu Stufe zu immer reinerer, stärkerer Gottesliebe sich erhebt, von jener der Reinigung zu der der Erleuchtung, von dieser zur Einigung. Auf der ersten soll die Seele erkennen im Spiegel des Wortes Gottes ihre Sünde und Leidenschaft, und den Kampf gegen sie mit erneuter Kraft unternehmen; auf der zweiten wird sie mehr und mehr vom Licht der Gnade erleuchtet; auf der dritten ist die Seele in vollkommener Liebe mit Gott verbunden und ruht selig in ihm, ihrem letzten Ziele. Den Grundstein aber, auf dem der ganze Bau des innern Lebens ruht, bildet die Betrachtung vom Ziel und Ende des Menschen sowie der gesammten Schöpfung. Es ist Gottes

Ehre und der Seelen Seligkeit, dem alles andere dienen muß, das ja nichts ist als Mittel für uns zu dem einen Zweck der Heiligung und Beseligung. Da lernt denn der Mensch die Dinge wägen auf der Wagschale des Heiligthums; was da groß genannt wird oder klein, Freude oder Schmerz, Glück oder Unglück, mißt er mit dem Maßstabe Gottes selbst, betrachtet er unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit. So gewinnt er ein Ideal sittlicher Größe, die in allem, was Gott sendet, nur den Weg zur jenseitigen Vollendung erblickt, ob er nun über Blumen und durch liebliche Gelände führt, oder rauh ist und dornenbesäet.

Mit der Trauer über die Sünde und noch bedeckt vom Staube der Alltäglichkeit tritt die Seele ein in die Einsamkeit; wiedergeboren zu einem neuen Leben, von neuer seliger Gottesliebe erfüllt, geht sie daraus hervor so rein und klar und mit Gottes Gnade auch so stark wie ein Diamant. Und nun mag sie getrost kämpfen den schweren Kampf mit der Welt.

Mit steigendem Interesse hatte mein Begleiter mir zugehört. ‚Das ist schön, das ist groß‘, sagte er, als ich geendet hatte, und seine Augen wurden feucht. Wie viele edle Seelen gibt es doch in den getrennten Confessionen und wie beschämen sie die lauen Katholiken! ‚Talis cum sis, utinam noster esses!‘ hätte ich auch ihm zurufen mögen.

Hier sollte mir auch ein eigenthümlicher Einblick werden in die zerfahrenen Zustände des deutschen Protestantismus. Nicht lange nachher, an einem sonnigen Sonntagsmorgen, hatten einige hochgestellte protestantische Geistliche gleichfalls sich eingefunden, darunter Professor Beyschlag aus Halle, derselbe, der in neuester Zeit durch seinen ‚Lutherzorn‘ und den Aufruf zum gemeinsamen Kampf gegen uns deutsche Katholiken sich besonders bekannt gemacht hat. Als sie nicht weit von uns sich niedergelassen hatten, frug ich meinen Begleiter, ob er ihn denn nicht begrüßen wolle. ‚Nein,‘ gab er entschieden zur

Antwort; ‚er hat Jesum Christum verrathen.‘ Er meinte damit dessen christologische Lehre, welche sich vorgesetzt hat, ‚die Kirchenlehre zu berichtigen‘, auf Grund evangelischen Rechts ‚die Schrift über die (lutherische) Tradition zu setzen‘, darum die christliche Trinitätslehre läugnet, sowie die ewige wesensgleiche Persönlichkeit des Wortes mit dem Vater.

Wie erschien da der Gegensatz zwischen der Lehre des Landpastors und der des lutherischen Theologieprofessors so groß, zwischen jenem und mir dagegen so gering! Und doch, im Kampfe gegen Rom ruft auch ihn W. Beyschlag zur Bundesgenossenschaft auf. Nun, der protestantische Kirchenhistoriker Nippold hat es ja schon gesagt: ‚Jede der Secten stellt ihr Contingent gegen den Geist, der von Rom aus über die Lande zieht‘; Tertullian hatte es aber schon vor sechzehnhundert Jahren erfahren; ‚sie machen Gemeinschaft mit jedem,‘ sagt er, ‚wenn es gilt, die Kirche zu bekämpfen‘ [1]. Und wenn nun ein treuer Katholik an der Herrlichkeit seiner Mutter sich erfreut und die vielgeschmähte in Schutz nimmt, dann klagen sie ihn alsbald als fanatischen Menschen an, wovon schon Gregor der Große [2] zu erzählen weiß.

IV.

Als die Sciroccostürme sich nicht legen wollten, endlose Regengüsse den Boden durchweicht und die Berghäupter in einen dichten Nebelflor eingehüllt hatten, so daß die Sommerfrische zu einer recht unangenehmen feuchten Kälte sich steigerte, stieg ich von den Bergen hinab, um über Innsbruck und den Brenner nach Meran mit seinem sonnigen Himmel und seinen sagenumwobenen Burgen zu reisen. Doch in Innsbruck war bereits die Schreckensbotschaft von allen Seiten eingetroffen. Welsberg ist zerstört, hieß es, Niederndorf steht unter Wasser

[1] Praescript. c. 40. [2] Moral. XIV. 4.

und ist in äußerster Gefahr, in Toblach hat das Wasser die Hälfte der Häuser hinweggerissen, von Abfaltersbach ist nichts mehr sichtbar, Innichen ist ganz überschwemmt, in Bruneck die Kaserne und ein Theil der Häuser zerstört; Kapuzinerleichname, welche die Flut dort aus den Gräbern gewühlt hatte, schwammen auf den Wassern hinab [1].

Anfangs tröstete man sich mit dem Gedanken, es ist vieles übertrieben. Liegt doch Toblach fast auf gleicher Höhe mit der Brenner Post; das Toblacher Kreuz, Winter und Sommer von Winden umbraust, bildet die Wasserscheide zwischen der Rienz und Drau, von denen jene dem Adriatischen, diese dem Schwarzen Meere zufließt. Wie oft stand ich Toblach gegenüber, unter den herrlichen Lärchen von Maistatt, und sah dorthin, wie es so lieblich dalag, ruhend an den sanften Abhängen des Mittelgebirges; wenn dann die Abendsonne darauf fiel, und seine mächtige Glocke weit durch das Thal hallte: wer hätte da geahnt, daß der scheinbar so unschuldige Bach, der von Norden her aus dem Thale einmündet, den ein Kind überspringt, solche Verheerungen bringen würde! Aber es war so. Von da nach Niederndorf und Welsberg hinab lagen allerorts Berge von Stämmen, zur Ausfuhr bereit, der Reichthum des Landes. Der ist dahin, und die Felder, namentlich zu Welsberg, sind viele Ellen hoch übermuhrt, d. i. mit Erde, Steinen, Geröll und Felsblöcken überschüttet, derart, daß es

---

[1] Schon Virgilius (Georgic. I. 481) schildert die Verheerungen durch die Wasser des Po:

> Proluit insano contorquens vertice silvas
> Fluviorum rex Eridanus, camposque per omnes
> Cum stabulis armenta tulit.

> In gewaltig wirbelndem Strom umdrehend die Wälder,
> Spült' sie hinab der Po, weithin das Land überflutend,
> Riß mit sich fort er Thiere und Hütten.

nicht mehr möglich ist, auch nur annähernd die früheren Besitzthümer zu unterscheiden. Was an Ingenieuren nur aufgeboten werden konnte, ward an die Unglücksstätten gesendet; die gerade zu Herbstübungen in Bruneck anwesenden Landesschützen, Tag und Nacht im Wasser stehend, leisteten Uebermenschliches. Kaum waren jedoch Wehren und Dämme geschaffen, so suchten sich auch die mit Ungestüm herabtobenden Wasser, namentlich der Gsießerbach bei Welsberg, ein neues Bett und brachen an anderen Stellen wieder durch. Bereits hatte sich stumpfe Resignation vieler bemächtigt; alle Arbeiten und Mühen schienen dem entfesselten Elemente gegenüber umsonst. Da erschienen die höchsten Autoritäten des Landes, der Statthalter und Landeshauptmann; ihr Anblick brachte wieder Muth, ihr Beispiel ermunterte und feuerte an; es geschah, was im ersten Augenblicke geschehen konnte. Der Landeshauptmann, zurückgekehrt vom Schauplatz des Unglücks, wußte rührende Züge von Aufopferung und Heldenmuth zu erzählen. Aber der Mensch, setzte er bei unter dem Eindruck der furchtbaren Katastrophe, ist ohnmächtig solchen Gewalten gegenüber.

Furchtbarer als je traf sie diesmal das Etschland. Wer einmal, etwa von Montan aus, das über Auer gelegen, hinübergeblickt hat über das Land, diesseits von den Fleimser Bergen, jenseits von denen des Nonsthales eingeschlossen, von Bozen bis hinab nach Lavis, von den vielgewundenen, graugelben Wassern der Etsch durchschnitten, wo trotz aller Dämme doch überall fieberathmende Sümpfe und Altwasser sich bilden und von Jahr zu Jahr das Flußbett über das umliegende Land sich erhöht, der mag ermessen, welche Gefahren bei jedem höhern Wasserstand dieser fruchtbaren Gegend drohen. Dazu kommt der verheerende Avisio, welcher, hoch aus dem Fleimserthale herabstürzend, allen Schutt und Schotter, den er auf seinem Laufe mit sich führt, bei Lavis in dem Etschbett ablagert und so nothwendig immer höhere

Stauungen verursacht. Ich sah bei früheren Ueberschwemmungen die herrlichen Trauben, dunkelroth wie Granaten leuchtend, über schmutzig gelbem Wasser hervorragen. Heuer ist aber alles vernichtet, auch die Hoffnung auf die Zukunft, da die Reben selbst schwer gelitten haben.

Und nun erst der paradiesische ‚Bozener Boden‘, das herrliche Land mit seinen duftigen Rosmarinäpfeln, seinen Mandel- und Kastanienbäumen und seinem wichtigsten Producte, der blühenden Weincultur! Wer im vorigen Jahre bei der Eröffnung der Eisenbahn zwischen Bozen und Meran den herrlichen Garten überschaute, welchen der Schienenstrang in einem weiten Bogen bis nach Sigmundskron hinüber durchschneidet, der konnte sich kaum satt sehen an diesem schönen, großartigen Bilde; vor sich hat er die Vegetation des Südens, und dort im Hintergrund die Eisberge mit den malerischen Formen des Schlern und Rosengartens. Man hatte versichert, nach Vollendung der Eisenbahnbauten und Dämme sei eine Ueberschwemmung nicht mehr zu fürchten. Ein Hydrotekt, mit dem ich viel verkehrte und dem ich meine Bedenken mittheilte, glaubte versichern zu können, eine Ueberschwemmung in größerem Maßstabe sei nicht mehr möglich. Welche Enttäuschung! Wie mögen die stürmischen Fluten die schöne gotische Kirche von Terlan umbraust haben, deren schiefen Thurm jeder Reisende kennt, deren Inneres, in Restauration begriffen, uns die Malerei des 15. Jahrhunderts hinter mehr als zolldickem Kalk und Tünche lange verborgen wieder erblicken läßt.

Als sollte Tirol noch nicht genug gelitten haben, brachten fortwährende Sciroccostürme immer neue Wassermassen von den schmelzenden Schneefeldern und Gletschern. Von neuem läuteten die Sturmglocken, flüchteten die Bewohner, und der letzte Rest der Habe scheint verloren gehen zu sollen.

Tirol ist ein armes Land! sagte zu mir vor zwölf Jahren der hochselige Fürstbischof Gasser. Ja, Tirol ist ein armes Land!

Fünfzehn Millionen Gulden ist der Verlust, den die erste Ueberschwemmung im September dem Lande gebracht; doch wer zählt alles? Für Tirol ein enormer Verlust. Fünfzehn Millionen Gulden! ein kurzes Wort und bald gesagt; wer mag aber ermessen, wie viel Schrecken, Jammer, Elend, Hunger, Kummer und Noth in diesem Worte ausgesprochen ist?

Fürwahr, das schmerzlich geprüfte, hart heimgesuchte Land mag mit den Worten eines schwer Bedrängten aus uralter Zeit sprechen: ‚Der Herr hat versperrt meine Wege und Dunkel gelegt auf meine Pfade; er hat der Herrlichkeit mich entkleidet, und die Krone genommen von meinem Haupte; er hat Zerstörung gebracht ringsum, und dem entwurzelten Baume gleich meine Hoffnung hinweggenommen.... Erbarmet euch meiner, erbarmet euch meiner, wenigstens ihr, meine Freunde! denn Gottes Hand hat mich getroffen.‘ (Job 19, 8.)

Den Freunden Tirols gilt ein anderes Wort, mahnend und verheißend: ‚Selig, wer sich erbarmt über den Dürftigen und Armen; der Herr wird ihn erretten am bösen Tage. Der Herr wird ihn schirmen und ihm Leben verleihen, und es ihm wohlergehen lassen auf Erden; und er wird ihn nicht geben in die Gewalt seiner Feinde. Der Herr wird ihm Hilfe bringen auf seinem Schmerzensbette; und sein ganzes Lager wird er wenden in seiner Krankheit.‘ (Ps. 40, 1.)

3. Aus Südtirol.

Erinnerung an Dante in Lizzana; Castell Pergine; Luserna; Pius Zingerle. — Das Nonsthal und San Romedio; das Ballonspiel. — Im Fleimser Thale; Cavalese, Predazzo, Paneveggio.

I.

Die ganze Umgebung des Gardasees, an dessen Ufern ich oft und gerne weilte, ist ungemein reich an geschichtlichen Erinnerungen, von dem römischen Dichter Catullus an, der hier auf der Halbinsel Sermione (Sermio) seine Lieder gesungen, bis zu den mittelalterlichen Kämpfen kriegslustiger Dynasten, die ringsum auf ihren Castellen saßen und um den Besitz des schönen Landes stritten, bis zu den Kämpfen der Venetianer mit Mailand beim Anbruch der neuen Zeit, in denen zwei gleich große Condottieri sich gegenüberstanden, Francesco Sforza und der gefürchtete Piccinino. Damals geschah es (i. J. 1439), daß die Venetianer unter der Leitung eines Candioten, um ihre verlorene Flotte auf dem Gardasee zu ersetzen, auf der Etsch mit ihren Galeeren heraufsegelten und diese dann von Ravazzone aus am rechten Ufer über das Gebirge mittelst Maschinen bis nach Nago brachten, wo man sie an Tauen zum Seeufer herabließ. Einen besonders lehrreichen Tag bereitete mir die Güte eines Freundes in Roveredo. Drei Viertelstunden von da liegt auf dem Wege nach Süden das Dorf L i z z a n a, darüber hoch auf dem Berge das Schloß gleichen Namens; die Sage läßt es von den römischen Liciniern gegründet sein; in Verbindung mit dem am jenseitigen Etsch-Ufer liegenden Castell Predaja war dessen Besitzer vollständig

Herr des Thales. Im Mittelalter gehörte es dem mächtigen und weitverzweigten Geschlechte der Castelbarco; von einem aus dieser Familie, Wilhelm von Castelbarco auf Lizzana, wissen wir, daß er mit Can grande, Herrn von Verona, in engem Freundesbündniß stand, und einer der Gäste war bei den glänzenden Festen, welche Can grande im October 1325 in Verona gab zur Feier seiner Erwerbung von Padua. So ist die Sage nicht ganz ohne Grund, welche den großen Dichter Italiens, Dante, der mehrere Jahre am Hofe der Scaliger zugebracht hatte, hier den gemeinsamen Freund auf dessen Burg heimsuchen und einige Zeit zubringen läßt.

Noch saß ich beim Mittagsmahle in Roveredo, als ein Wagen vor dem Gasthause hielt; ich wußte nicht, wohin er mich führen sollte, bis man, voll zarter Aufmerksamkeit auf mich und meine Beschäftigung mit dem Dichter, mir sagte, es ginge hinauf nach Lizzana. Vorüber an der schönen Kirche Madonna del Monte erreichten wir in einer kleinen Stunde das Castell, das jetzt einem italienischen Edelmann gehört; derselbe nahm uns äußerst freundlich und zuvorkommend auf. Lizzano muß eine gewaltige, fast uneinnehmbare Veste gewesen sein von großer Ausdehnung und von drei Seiten her durch schroff abfallende Felsen geschützt. Doch die Venetianer bemächtigten sich ihrer, als die Castelbarker sich auf die Seite ihrer Feinde geschlagen hatten, und zerstörten Lizzana wie das gegenüberliegende Predaja. Nur die starken Mauern widerstanden und ein Theil der Thürme; sie lassen uns die Umrisse des Ganzen noch ziemlich deutlich erkennen.

Von hier aus überblickt man die berühmten ‚Slavini‘ (Dialektform für Lavine) di S. Marco, so genannt von dem Dörfchen gleichen Namens, drei Viertelstunden von Lizzana entfernt, jene riesigen Felsentrümmer, die infolge eines Bergsturzes auf drei bis vier italienische Meilen im Umkreis das Land bedecken. Gewaltige Massen von Gestein liegen hier über-

einander, wie sie eine augenblicklich wirkende, elementare Gewalt hingeworfen hat, ein Bild der Verwüstung; nur kleine Fleckchen, durch den unermüdeten Fleiß der Bewohner wieder urbar gemacht, liegen dazwischen, mit Reben- und Maulbeerpflanzungen bedeckt. Dante hatte von Lizzana aus gewiß oft dort hinübergeblickt; er schaute hier das Bild des grauenhaften Trümmerfeldes, das er in der Unterwelt gesehen.

Era lo loco, ove a scender la riva
Venimmo, alpestro, e per quel ch' ivi er' anco,
Tal, ch' ogni vista ne sarebbe schiva.

Qual' è quella ruina, che nel fianco
Di qua da Trento l' Adige percosse,
O per tremuoto o per sostegno manco.

Chè da cima del monte, onde si mosse,
Al piano è sì la roccia discoscesa,
Ch' alcuna via darebbe a chi su fosse [1].

Wie die Fuldaer Chronik erzählt, war in Oberitalien i. J. 883 infolge eines Erdbebens ein Berg eingestürzt und hatte den Lauf der Etsch dadurch so gehemmt, daß das Bett derselben in deren unterem Gebiete trocken ward. Jetzt noch sieht man genau, wie der Fluß an dieser Stelle nach der linken Seite sich windet und dann wieder nach Süden strömt.

---

[1] Infern. XII. 1.

Der Ort, wo wir zum Niedergang gelangten,
War steinig und so grausenhaft gestaltet,
Daß jeder Blick zurückgeschaudert hätte.

Wie jener Bergfall ist, der eine Seite
Der Etsch diesseits Trient bedrängt, sei's, daß einst
Die Erd' erbebt, sei's, daß der Grund gewichen,

Denn von des Berges Höh'n, dem er entstürzte,
Zur Tief' ist so zerklüftet nun das Steinwerk,
Daß es ein Niederklettern kaum gestattet.

Wenn wir hier in Lizzana das mittelalterliche Castell nur im Geiste in seiner Größe und Festigkeit vor uns sehen, so bietet uns dagegen das Schloß Pergine, hoch und frei auf einem Hügel bei dem Städtchen gleichen Namens gelegen, den Anblick eines noch ziemlich gut erhaltenen Castells aus jener Zeit. Zuerst im Besitze des mächtigen Herrn von Pergine, bildete es den Schlüssel zu dem Valsuganathale, dem Wege nach Friaul und Venedig; nachdem es oft seine Besitzer gewechselt, Zeuge blutiger Kämpfe gewesen, gelangte dasselbe an das Hochstift Trient, wurde der Sitz eines Schloßhauptmanns und gehört jetzt noch mit den dazu gehörigen Besitzungen diesem Bisthume an. Die neuere Zeit hat die ehemalige finstere und enge Burg größer, weiter, wohnlicher gemacht; aber den Grundcharakter hat diese bewahrt. Während ich den Hügel hinaufstieg, kam mir Manzoni's Schilderung des Castells des ‚Innominato' in den Sinn mit seinen ‚Bravi', dem ‚Nibbio' und ‚Griso' am Eingang, seinen Mauern und Zinnen und schweren eisernen Thoren und dem hohen Wartthurme, der weit hinaus wie mit spähendem Auge über das Land hinschaut. Lange blieb ich hier oben und ging durch die stillen, ehedem prächtigen Räume, die jetzt zum großen Theil verödet und dem Einsturz nahe sind. Schön ist der Blick hinüber nach Osten, wo der See von Caldonazzo im Sonnenscheine glänzt, auf dem äußersten Felsgipfel der Halbinsel einsam der Thurm der uralten Kirche von S. Cristoforo ragt und das Auge mit Liebe auf den Waldungen von Castagné ruht. Auch hier fesselte mich jener Zauber, den ich gerade in Italien so oft erfahren habe. Das graue Alterthum, die längst vergangenen Zeiten, das verwitterte Mauerwerk, die Ruinen mitten in der blühenden, üppigen, sonnenhellen Landschaft, und umgeben von den edlen Linien der Gebirgszüge, das alles weckt in uns eine ganz eigenthümliche Stimmung. Dem See entströmt die Brenta; ihr Name genügt, um uns aus dem Gebirge im Geiste nach

Venedig zu versetzen dort an der Küste der Adria, mit den wundersamen Marmorpalästen, dieser Matrone unter den Städten, die verlassen und vereinsamt nur noch in der Vergangenheit lebt. Der Orient, der sie in ihrer Jugend, als mächtige Fürsten um ihre Gunst buhlten, mit reichen Gaben beschenkte, hat sich längst von ihr abgewendet.

Spät am Nachmittag begegnete ich im Städtchen der Gemeindeverwaltung von Luserna, welche mit ihrem würdigen Curaten Zu-Christian nach Trient zur Audienz des Kaisers reiste. Das Dorf Luserna liegt im Asticothale, einer rauhen, hohen Alpenlandschaft, die in das Venetianische mündet, ringsum wie eine Insel von italienischer Bevölkerung umgeben. Wie die Halligen in der Nordsee, von dem Meer umflutet, das ganze Strecken Landes hinwegreißt, immer der Gefahr des Unterganges ausgesetzt sind, so drängt hier das wälsche Element immer mächtiger heran; es war vorauszusehen, daß in nicht langer Zeit hier ein kerndeutsches Volk verschwinden würde. Diesem hat nun der wackere Curat durch Errichtung einer deutschen Schule vorgebeugt. Ich versprach ihm, deutsche Bücher für seine Gemeinde zu senden. Er dankte mir freundlichst für dieses Anerbieten, setzte jedoch nicht ohne einige Bitterkeit hinzu: ‚Ja, gar mancher hat mir gleiche Versprechungen gemacht, aber ich habe doch nichts erhalten.‘ Kaum zu Hause angekommen, sandte ich ihm daher verschiedene Schriften, darunter auch mehrere Exemplare von Stolz' Kalendern und Gebetbücher.

Die Männer, mit denen ich mich unterhielt, waren von hohem, kräftigem Körperbau und durchaus deutschem Typus; ihre Mundart erinnerte an das Mittelhochdeutsche. In neuerer Zeit scheint auch die Regierung dieser gefährdeten Posten deutscher Cultur sich mehr als vordem annehmen zu wollen. Hatte doch noch in den sechziger Jahren der verdiente Priester Wörndle an der deutschen Kirche zu S. Marco in Trient nur unter

schweren Opfern die daselbst so wichtige deutsche Schule fort-erhalten können.

Als ich nach Trient zurückkehrte, kam ich gerade recht, um das Jubiläum des ehrwürdigen P. Pius Zingerle[1], des berühmten Orientalisten und Dichters, mitfeiern zu können. Wer diesen frommen, stets heitern und liebevollen Greis gesehen, der unter einem so demuthvollen Aeußern eine seltene Gelehrsamkeit barg, fühlte sich von Ehrfurcht und Bewunderung zu ihm hingezogen. Einige Tage darauf reiste er zurück nach seiner Abtei Marienberg, hoch im Vinschgau gelegen; ich begleitete ihn mit den Freunden an die Station, war aber nicht wenig erstaunt, als ich ihn, das ‚correspondirende Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften in Leipzig, London, Paris, Professor der orientalischen Sprachen', in ein Coupé dritter Klasse einsteigen sah; zudem fuhren Schaaren entlassener Soldaten mit. Es war noch im Monat April und ziemlich kühl, er hatte nichts als das Ordenskleid der Benediktiner an, nicht einmal einen Mantel bei sich. Ich war gerührt und beschämt; das ist einer dieser Ordensmänner, welche so viele in Deutschland schmähen, die nicht werth sind, ihnen die Schuhriemen zu lösen, deren Wissen kaum von ferne, deren sittlicher Gehalt sich gar nicht mit jenen messen kann!

II.

Bilder völlig neuer Art dagegen bot eine Wanderung in den Nonsberg (Val di Non), einst Anaunia, welche ich von Trient aus unternahm. Am rechten Ufer der Etsch, bei Wälsch-Metz (Mezzo-Lombardo), mündet dieses Thal in das breite, fruchtbare Etschland ein; von hier aus begann ich auch meinen Weg in dasselbe. Dieser führt nicht weit jenseits dieses

---

[1] † 16. Jan. 1881.

Städtchens durch die Rocchetta, ein enges, schauerliches Felsenthor, welches kaum ahnen läßt, daß es durch dieses zu einem breiten, wohlbebauten und reichbevölkerten Ländchen geht, das sich halbmondförmig in nördlicher Richtung ausdehnt. Der Deutsche nennt es Nonsberg, nicht Nonsthal; nicht mit Unrecht. Die Noce, welche es durchströmt, eilt tief unten, großentheils dem Auge unsichtbar, dem Süden zu in der Schlucht, die ihre reißenden Wasser in das Kalksteingebirge gerissen; rechts und links erheben sich die steilen Ufer, von wo das Land, immer von tiefen Seitenschluchten durchschnitten, zu den Bergen aufsteigt. Es ist nicht Berg und nicht Thal, wo wir wandern, ein ganz eigenthümliches Gebiet, von den übrigen Tiroler Thälern an Charakter ganz verschieden. Es hat mich vielfach an die Bodenformation in den Apeninnen erinnert, mit ihren schroff und steil sich erhebenden Felswänden, den engen, tief eingeschnittenen Thälern und reißenden Wildbächen. Viele bezeichnen es als das schönste Seitenthal Tirols; darüber kann man streiten; doch der ganz besondere ausgeprägte Charakter desselben läßt sich nicht verkennen. Gleich beim Engpasse der Rocchetta erblicken wir die Ruine des Schlosses Visiaun, das kühn vom Fels aus das Land bewacht, nach unten das Etschland, nach Norden den Nonsberg beherrschend. Eine hochgespannte Brücke führt über den tobenden Fluß Noce; viele Unglücksfälle, die hier vorgekommen, wissen uns die Leute zu erzählen. Bald erscheint das große Dorf Spor Maggiore, nicht weit davon, eine einsame Ruine auf einem Hügel, das Schloß Spor (Spaur), einst Stammsitz der Grafen gleichen Namens. Nach mehrstündigem Wege am linken Ufer, der immer aufwärts steigt und einen weiten Blick über diese vielfach bald zu Flächen, bald in Hügelform sich gestaltende Landschaft gestattet, von Schlössern, Dörfern und Meierhöfen besäet, gelangen wir nach dem anmuthig gelegenen Tajo. Noch eine Stunde Gehens, und wir sind in San Zeno,

dem Ziele unserer Reise; hier fängt die Rebe bereits an, dem Getreidebau und dem Wieswachs zu weichen, die Gegend wird ernster und rauher. Jenseits liegt Cles (Ecclesia), der Hauptort des Thales. San Zeno überrascht uns durch seine schöne, gotische, dreischiffige Kirche; in dieser kleinen armen Gemeinde hätten wir sie nicht erwartet. Hier ruhen die Leiber der heiligen Martyrer des Nonsberges: Sisinnius, Martyrius und Alexander, die von den noch heidnischen Bewohnern i. J. 397 hier erschlagen wurden, ebenso wie Bischof Vigilius von Trient im Thale Rendena, weil sie dem dort üblichen Cultus des Saturn sich widersetzt hatten. Es war dies die letzte Rache des überwundenen Heidenthums. Ihre Martyreracten erzählen bei der Schilderung von Land und Leuten auch von den ‚strepentes et horridi jubili pastorales‘ [1]; demnach waren die Jodler schon damals hier Sitte bei einem Volke, das sicher nicht deutscher Abstammung ist.

Nicht weit von hier, gegen Nordost, öffnet sich die Klamm, welche zum Heiligthum des Romedius führt (Santuario di S. Romedio). Dieser, aus dem Geschlechte der Grafen von Thaur im Innthale, war nach einer Wallfahrt nach Rom mit zwei Genossen, Abraham und David, hierher gewandert und hatte sich im vierten Jahrhundert mit denselben in dieser Wildniß eine Einsiedelei gebaut, wo er unter Gutheißung des hl. Vigilius von Trient den Landleuten predigte. Eine liebliche Sage wird von ihm erzählt. Nicht lange vor seinem Tode wollte er den heiligen Bischof Vigilius noch einmal sehen; da sein hohes Alter ihm nicht erlaubte, zu Fuß nach Trient zu gehen, so verlangte er nach dem Pferde, das die Einsiedelei besaß; doch ein Bär hatte dasselbe zerrissen. Da befahl Romedius seinem Diener, den Zaum des Pferdes dem Bären anzulegen; dieser duldete es, ohne sich zu sträuben,

---

[1] Das laute und schreckliche Gejauchze der Hirten.

und nun ritt der heilige Einsiedler zum Schrecken aller Bewohner von Trient in diese Stadt auf dem Bären ein, und kehrte ebenso, nachdem er zum letzten Male in gottseliger Unterredung mit Vigilius seine Seele erquickt hatte, nach seiner Einsiedelei wieder zurück.

Rechts und links steigen riesige Felswände, nackt und kahl, nur an ihrem Fuße von Alpenrosen und dürftigen Sträuchern bewachsen, senkrecht zum Himmel auf; sie stehen sich so nahe, daß kaum ein Pfad für den Wanderer sich hindurchwindet. Draußen war sonnenheller Mittag; doch hier eine Beleuchtung wie beim Morgengrauen; nur ein schmaler Streif Sonnenlicht fiel hoch oben auf die äußersten Ränder der Kluft. Todtenstille herrschte, nur von dem Murmeln des Wildbaches unterbrochen, an dem der Fußpfad hinführt. Es war mir unheimlich geworden nach und nach in dieser wilden Einsamkeit, und ich verstand hier erst recht das Wort des Virgilius:

Ipsa silentia terrent [1].

Kein Mensch kam mir entgegen; nur die hoch oben in die Felswand eingemeißelte Rinne einer Wasserleitung gab zu erkennen, daß die Gegend da umher doch nicht völlig unbewohnt ist, und Menschenhände hier gearbeitet haben. Endlich, nach dreiviertel Stunden Gehens, erweiterte sich die Schlucht etwas; der von Nordost fließende Wildbach Rufreddo vereinigt sich hier mit dem von Osten kommenden Verdes; ein Fels, steil und mächtig, ragt empor, nach allen Seiten hin losgetrennt von den übrigen Bergen, die wie gewaltige Riesenwände ihn umringen. Auf der Spitze desselben, in schwindelnder Höhe, steht das Kirchlein des hl. Romedius. Wir überschreiten den Bach und steigen aufwärts den steilen Pfad, der zu dem Heiligthume führt; nur auf diesem Punkte ist es zugänglich

[1] Selbst die Stille flößt Schrecken ein.

und von mächtigen Mauern geschützt. Ein kleiner freier Platz liegt vor dem Eingange; schon von hier aus ist der Blick in die Tiefe schwindelerregend. Durch ein alterthümliches Thor, über welchem das Bild des Heiligen steht, treten wir ein in den engen Hof; hier ist die Herberge für die Pilger. Die Nacht, die ich da zubrachte, werde ich nie vergessen. Schwere eiserne Thüren schlossen die Schlafkammer, welche auch bei der Mittagshelle nur ein düsteres Licht erleuchtet; das niedrige Gewölbe, die mit schweren Eisenstangen vergitterten Fenster, die kalte feuchte Luft und der Modergeruch bei aller Reinlichkeit, die da waltete, legte sich doch drückend auf das Gemüth. Trotz aller Vorsicht hatten sich schon einmal im Jahre 1817 drei Räuber unter der Maske frommer Büßer eingeschlichen; in der Nacht überfielen sie den Priester, der hier die Seelsorge übt, setzten ihm die Pistole auf die Brust und nahmen mit, was sie fanden; nur das Pferd, das sie mit der Beute beladen mit sich zu führen gedachten, weigerte sich, wie der Volksmund erzählt, zu folgen; so mußten sie es zurücklassen. Unter den einsamsten Gasthäusern in den Apenninen habe ich keines kennen gelernt, so zur Räuberromantik stimmend, als dieser Aufenthalt; ja, man hätte wirklich etwas besorgt sein können, wäre nicht der vortreffliche ‚Priore‘ des Heiligthums, Don Bernardino Domenico Gius, ein geborner Nonsberger, am Abend von seiner höher gelegenen Wohnung herabgekommen, der sich aufs freundlichste mit mir unterhielt. Die Frau, welche die Wirthschaft daselbst besorgt, konnte ich eben nur schwer verstehen, da die Nonsberger Mundart von der rein italienischen bedeutend abweicht, und nur wenige unter dem Volke diese sprechen.

Früh am Morgen erhob ich mich, froh, daß es Tag geworden war. Ich stieg nun fünf Stiegen empor, die zu den fünf Kapellen führen, welche, eine über der andern gebaut, auf dem Wege zum Heiligthum stehen, das den Gipfel des

Bergkegels krönt. Die erste, von dem edlen Ritter Georg von Castel Cles zu Ehren des hl. Georg und Romedius im Jahre 1487 gebaut, war mit schönen alten Fresken geschmückt; eine sogenannte ‚Restauration' hat sie greulich verunstaltet. Von hier beginnen die Figuren des Kreuzweges, gleichfalls nichts weniger als Kunstwerke; Votivtäfelchen hängen überall an den Wänden. Die zweite Kapelle hat zu ihrem Erbauer den Grafen Sigismund von Thun, vom Jahre 1514, und ist dem hl. Erzengel Michael geweiht. Die dritte Kapelle hat Schilderungen aus dem Leben des hl. Romedius, wie es die Legende berichtet; darüber die vierte, aber weniger bedeutende Kapelle, zuletzt die Kapelle des Heiligen; sie ist klein, dunkel, niedrig, in den Fels gehauen, das Gewölbe von vier schönen marmornen Säulen getragen; hier unter dem Altare liegt auch sein heiliger Leib. Das Ganze erinnerte mich lebhaft an die Gräber in den Katakomben.

Viele Wallfahrer waren bereits am frühen Morgen gekommen — es war Sonntag — und empfingen die Sacramente. Es war mir ein völlig neuer Anblick, als ich später, beim Heraustreten aus dem Kirchlein, von einem kleinen, kaum fünf Fuß breiten Gärtchen aus, das der ‚Priore' auf einem Felsvorsprunge über der Tiefe angelegt hatte, jenseits hoch oben auf den Felsen, hart an den Abgründen hin, die Menschen wandeln sah, welche zum ‚Santuario' gingen. Den Morgen brachte ich im Heiligthume zu; dann stieg ich wieder den Pfad zum Bache hinab und ging an ihm nach S. Zeno zurück. Fromme Pilger schlossen sich mir auf dem Wege an; es war eine ganze Familie, auch die ‚nonna' (Großmutter) war dabei, ein so edles, frommes, ausdrucksvolles Matronengesicht, daß sie dem Maler hätte ein Typus für seine Darstellung der hl. Anna sein können. Da der Mann ziemlich rein italienisch sprach, so konnte ich mich mit diesen braven Leuten recht gut unterhalten. Sie gaben mir Auskunft über die

Ursache der hoch oben in der Felswand eingehauenen Rinne für die Wasserleitung; da die Wildbäche sich ein tief eingeschnittenes Rinnsal gegraben haben, so leidet das Land in trockenen Jahren sehr, weil die Bewässerung erschwert ist; darum sucht man in jeder möglichen Weise von den höher gelegenen Punkten aus Wasser auf die Felder zu leiten, und manche Gemeinden haben so mit der dem Italiener eigenen Geschicklichkeit und hohen Kosten ein künstliches Bewässerungssystem hergestellt. Der Winter, namentlich in den höher gelegenen Gebieten, ist lange und streng; die Frauen spinnen, die Männer schnitzen Holzwaaren; die Aermeren suchen im Stalle, wie so häufig in Italien, gegen die Kälte Schutz. Es ist ein abgehärteter Menschenschlag, der hier lebt, an Mäßigkeit und schwere Arbeit gewöhnt. Viele wandern im Sommer aus, weil das Thal seine Bewohner nicht ernähren kann; besonders als Steinhauer und Maurer sind sie überall in Tirol und auch in Deutschland zerstreut, nur auf das eine immer bedacht, mit ihrem sauer erworbenen Lohne sich endlich in der Heimat ein Häuschen kaufen zu können. Weder Männer noch Frauen sind schön; ihre Gesichtszüge sind hart und scharf; wer aus dem Burggrafenamt hinauf kommt, findet alsbald den Unterschied: hier ein großes, wohlgenährtes Geschlecht, mit vollen Formen, die Frische und Blüte der Gesundheit auf den Wangen; dort die Männer kleiner, aber zähe, die Gesichter verwettert, der Körper mager und spröde bei vieler Arbeit und dürftiger Kost.

Freudig begrüßte ich S. Zeno, beim Ausgange aus der lichtlosen Schlucht. Es war um die Mittagszeit; wie fühlte ich jetzt die Wohlthat der Sonne, von Licht und Wärme, als ich die wie erstickende Umarmung der Felsmassen nicht mehr um mich hatte, als ich den weiten Himmel wieder über mir sah und die Menschen über den Plan gehen! Es muß eine ganz besonders organisirte Natur sein, die es in S. Romedio

jahrelang aushält. In dem Verzeichniß der früheren Prioren las ich den Namen eines Philipp de Betta, der zu Rom im deutschen Collegium studirt hatte und hier dann im Amte stand. Das muß eine starke Seele gewesen sein, die einen solchen Wechsel ertragen konnte.

Der Tag sollte nicht schließen, ohne einen andern, nicht minder schönen Anblick mir zu gewähren. Von Tajo aus nahm ich einen Wagen, der mich nach Mezzo-Lombardo zurückbringen sollte; dort war an diesem Sonntage Rosenkranzfest, ein Kirchen- und Volksfest. Da mein Kutscher gleichfalls noch beim Schlusse desselben sein wollte, so war er mir gern zu Willen, und jagte im Galopp die Straße nach dem Städtchen hinab, als gelte es ein Wettrennen. Gerade kamen wir an, als die schön geordnete, feierliche Procession in die prächtige Kirche zurückkehrte. Dann war das Volksfest; auf dem Platze wurden Sessel für die Honoratioren aufgestellt, in weitem Halbkreis ordneten sich die Zuschauer, und nun begann das Ballonspiel. Ich habe dasselbe oft in Italien gesehen, in Genua, in Novi, in Rom, in Cavalese, in Trient. Wir Deutsche mit unserem groben, unschönen Kegelspiel hätten alle Ursache, die Italiener darum zu beneiden. Mit einem großen, hölzernen Handschuh fangen sie den in hohem Bogen herankommenden Ballon auf, um ihn nach dem Ziele hin zu schleudern. Dieses ist eine Taube, welche in einer Kugel von Papier verborgen an einem hoch über dem Platze gezogenen Seile hängt und, wird sie getroffen, herausfliegt. Männer aus den besten Ständen spielen; ich sah in Mezzo-Lombardo einen Mann von über siebzig Jahren, der sich dabei betheiligte, und es an der Geschicklichkeit, mit welcher er den Ballon auffing, der Kraft, mit welcher er ihn dahinschleuderte, in der Grazie seiner Stellung und Bewegung, die gerade bei diesem Spiele so sehr hervortritt, mit den Jüngeren aufnahm.

Die Zuschauer zu betrachten, welche diesem Spiele beiwohnten, war für mich schon ein Schauspiel; jeden Flug des Ballons verfolgten sie mit dem Auge, bald Ah! Bravo! rufend, bald ‚sbagliato!‘ je nachdem der Wurf gelungen war oder der Ballon sich verirrt hatte. Dabei sah ich keine Getränke herum reichen, hörte kein rohes Wort.

III.

Eine andere einsame Stätte, viel weiter von aller menschlichen Gesellschaft entfernt, fand ich damals an einem fernen Punkte Südtirols, in dem Walde von Paneveggio im Fleimser Thale. Doch hier fühlte sich die Seele nicht gedrückt, sondern erhoben. Zu jener Zeit waren nur erst wenige Reisende dahingekommen. Das Fleimser Thal (Val di Fieme) bildet den mittlern Abschnitt des zwanzig Stunden langen Avisiothales, welches bei Lavis in das Etschland ausmündet; der untere Theil desselben heißt Val di Cembra, der obere bis hin zum Uebergange nach dem Grödner Thale bildet das Fassathal (Val di Fassa). Es ist der Zielpunkt der Wanderungen der Geologen; in dem Gasthause des kleinen Predazzo, so recht im Mittelpunkte des Thales gelegen, zeigt das Fremdenbuch die Namen der berühmtesten Geologen und Naturforscher eingeschrieben; hier und an den Uebergängen nach dem Grödner Thale mit seinen weltberühmten Schnitzern und äußerst klugen Handelsleuten, deren reinliche, hellglänzende Häuschen auf grüner Wiese uns wie Weihnachtskrippchen anmuthen, in Buchenstein und dem Ampezzothale, wo der Antelao wie ein Riese nach Deutschland herauf und nach Venedig hineinblickt, ist die Heimat der Dolomiten, jener weißen, im Abendlicht wundersam erglühenden Felsriesen, die in den seltsamsten Formen, bald wie Thürme mit Zinnen und Zacken, bald wie gewaltige Bastionen oder eine Hand mit ausgestreckten

Fingern, oder wie gefrorene Wasserfälle (Monte Cristallo, die Hohe Geisel, die Vedretta Marmolata, Cimon di Pala), zum Himmel starren. Bei Neumarkt stieg ich die herrliche Kunststraße hinan, die, in vielen Windungen durch Rebgelände emporführend, einen wundervollen Blick in das gesegnete Etschland bietet. Je höher ich stieg, desto würziger wurde die Luft, während unten die Ausdünstungen der Sümpfe Fieber erzeugen. Zuerst gelangen wir nach dem Dorfe Montan, wo jedoch die deutsche Zunge das wälsche Idiom überwunden hat; darüber blickt das Schloß Enn herab, einst Sitz der mächtigen und wilden Herren von Enn. Viele Sagen weiß das Volk noch zu erzählen von unterirdischen Gängen und Verließen daselbst. Nach einer Stunde Steigens befinden wir uns bereits im Alpengebiet, aber auch an der Grenze der deutschen Sprache. Cavalese, der Hauptort des Thales, trägt schon durchaus italienisches Gepräge. Ein Jahr vorher (1879), auch am Rosenkranzfest, war ich hier; die Pfarrkirche, ein schöner, großer Bau und an Denkwürdigkeiten reich, zog schon am ersten Abend meine Aufmerksamkeit auf sich. Sie ist in einiger Entfernung vom Orte, auf einem Hügel gelegen, uralte Linden stehen umher. Mit einem Blicke schauen wir von da weit ins Land hinauf und hinab, während liebliche Dörfchen, Carano, Panchia, Dajano, Varena, von dem nahen Gebirge herab grüßen. Auf dem freien Platze davor ist ein Kreis von Mauerwerk gezogen, in der Mitte ein runder Steintisch; hier hatte einst die Gemeinde ihre Versammlung, wurde Recht gesprochen und das Wohl des Thales berathen. Erst Joseph II. setzte ‚rechtskundige‘ Beamte ein statt der bäuerlichen und bürgerlichen Richter. Auch war das Thal von allen Zöllen und Abgaben frei, frei wählten die Fleimser den Vorsteher der ganzen Thalgemeinde, die auf der Strecke von acht Stunden in verschiedenen Ortschaften zerstreut ist. Daher der männliche Sinn und das Unab-

hängigkeitsgefühl, das wir heute noch bei den Bewohnern beobachten können.

Es ist ein greller Gegensatz, diese Stätte, wo im Angesicht des ganzen Thales ein freies Volk seine Angelegenheiten selbst ordnete, und die dunkle, von Dunst und Tabaksqualm erfüllte Stube, wo jetzt der k. k. Bezirkshauptmann die Interessen des Thales wahren soll. Dort die lebendige Anschauung aller Verhältnisse, die Continuität unvordenklicher Ueberlieferungen; hier ein fremder, kaum hierher versetzter Beamter, der nach Verordnungen die Gemeinde verwaltet, gestern vielleicht gekommen und morgen schon wieder ferne. Dort sprachen die Männer aus dem Volke Recht, das sie aus ihrem ursprünglichen, deutschen Rechtsbewußtsein schöpften; hier ein Richter nach einer Methode, einem Geschäftsgange und nach Gesetzen urtheilend, welche dem Volke fremd sind und bleiben, gestützt auf das Gesetzbuch eines fremden Volkes. Da begreift man, wie der Rechtssinn immer mehr sinken mußte, warum das Volk die Justiz wie eine launische Glücksgöttin anzusehen sich gewöhnte, die den einen gewinnen, den andern ‚verspielen‘ läßt.

Mehrere Tage blieb ich hier, fast genöthigt durch die liebevolle Aufmerksamkeit des Dekans, Don Valentinelli, mit welchem ich Ausflüge in die Umgebung unternahm. Da erlebte ich denn eine rührende Scene. Die Seelsorgerstellen sind hier, wie in ganz Tirol, sehr dürftig ausgestattet, kaum daß sie zur Befriedigung der äußersten Nothdurft ausreichen. Als nun beim Eintritt in die bescheidene Wohnung eines Curaten der Dekan mich ihm vorstellte, bot dieser nicht nur alles auf, was in seinen Kräften stand, sondern nöthigte mich auch, ein Gefäß voll vom feinsten Honig — Rosenhonig nannte er ihn — als Geschenk mit nach Hause zu nehmen. Er hatte die Uebersetzung einer meiner Schriften in italienischer Sprache gelesen, und ließ nicht nach, bis ich seine Gabe an-

nahm: ‚il frutto della nostra povera valle‘ [1], wie er sagte, zum Ausdruck seiner Hochschätzung.

Von Cavalese ging es über Tesero und Ziano nach Predazzo; bald hinter diesem breiten sich unübersehbare Alpenweiden aus, die in ziemlich steiler Steigung nach dem Gebirge zu sich erheben. Nirgends mehr eine Wohnung; nur in Bellamonte, wo viele aus mächtigen Fichtenstämmen gezimmerte und von den Jahrhunderten gebräunte Scheunen stehen, welche zur Aufbewahrung des Alpenheues dienen, befindet sich eine einsame Osteria. Dann geht es wieder viele Stunden weit fort in menschenleerem Walde, wo wir nichts vernehmen als das Rauschen des Wildbaches Travignolo und das Brausen der Winde, die auf dieser Höhe die mächtigen Gipfel der uralten Bäume hin und wieder beugen. Endlich haben wir unser Ziel erreicht; ein kleines Gasthaus nimmt uns auf, das einzige bewohnte Haus viele Stunden weit im Umkreise, mit der Wohnung des Försters daneben. Ursprünglich Zollstätte, weilt eine Wittwe nun hier auf ihrem kleinen Besitzthume, die dem vorüberziehenden Wanderer, der seinen Weg nach Primör, und von da nach Bassano, Treviso und Venedig geht, eine Labung bietet und sorgfältig bereitetes Nachtlager in reinlichem Zimmer. Da ward es mir wohl und heimlich, nichts regte sich, als hie und da ein Raubvogel, der über diesen unabsehbaren hin und her wogenden Wipfeln der Bäume kreiste, der Ruf des Spechtes im Dickicht und das stets gleiche Tosen des Baches, das bald näher bald ferner zu sein schien. Dabei wehte hier oben eine so reine, nebelfreie, erfrischende und doch nicht kalte, würzige Luft, daß für eine müde, kranke Brust kein besseres Labsal gefunden werden könnte, als der Aufenthalt auf diesen Höhen, gegen 1600 m über dem Adriatischen Meere. Gern weilte ich hier und wäre länger geblieben, wenn nicht ein Umschlag des

[1] Frucht unseres armen Thales.

Wetters eingetreten wäre, der längern Regen fürchten ließ. Desto schöner wurde es dann, als ich von Predazzo später zu Fuß über Cavalese nach Neumarkt zurückkehrte. Die Regentage hatten die ganze Natur erfrischt; mit den Tropfen, die noch an den dichten Zweigen hingen, träufte kräftiger Tannenduft nieder und ließ es gar nicht zur Müdigkeit kommen. Welche Pracht aber entfaltete sich nun vor mir, als ich bei Trodena, dem bereits deutschen Orte Truden, mehr und mehr den Wald zurückließ, der Weg in vielen Windungen immer mehr abwärts führte, und nun, während ich vorwärts schritt, das herrlichste Landschaftsbild sich immer deutlicher vor meinen Augen entfaltete! Terrassenförmig senkten sich die Berge hinab, von dem schön gestalteten Feigenbaum und mit Weingärten bedeckt, in denen dunkelroth glühende Trauben von allen Stöcken hingen; an den steilen Abhängen des röthlichen Porphyrgebirges wucherte neues, frisches Grün. Das Etschland von Neumarkt bis gegen Bozen hinauf und nach Meran hin, das Ueberetsch, Kurdatsch, Tramin lag zu meinen Füßen, und der Kalterner See blickte wie mit einem hellen, freundlich winkenden Auge zu mir herüber. In der Tiefe das Thal des Flusses, in dem zwischen Reben und Buschwerk das Wasser der Etsch hindurchblinkte, rechts drüben der schön profilirte Abhang der Mendola; weiter unten in der Ferne die Gletscher der Gebirge des Nonsberges und von Judicarien, die Adamellogruppe und die Presanella. Wie mit einer glänzenden, silberhellen Farbe hatten sie ihre Umrisse in den blauen Himmel hineingezeichnet, jeder Gipfel funkelte und leuchtete im Strahl der Mittagssonne.

Hier stand ich wieder in Deutschland; zwar tragen die meisten Ortschaften, Höfe und Grundstücke romanische Namen, aber das Deutschthum ist ihrer Herr geworden; die wälsche Sprache mußte sich in die fast unzugänglichen, ungeheueren Waldungen auf den Höhen zurückziehen. Doch selbst da ver-

mögen wir mit einiger Aufmerksamkeit, besonders bei den starken Männern von Fleims, wie bei einem in die Fremde gewanderten Landsmanne, unter dem wälschen Idiom deutsche Kraft, deutsches Herz und Rechtsgefühl zu erkennen.

Spät am Abend entführte mich der Bahnzug nach Bozen. Den Aufenthalt im Fleimser Thale habe ich nicht vergessen; ich habe schöne Tage da gelebt, Herrliches und Großes in der Natur geschaut und edle Menschen kennen gelernt.

4. Der Curat in Tirol.

Wandelungen in Tirol; der Tiroler Curat und der anglikanische Pfründner. — Im ‚Widdum‘.

I.

Wenn der Reisende auf der letzten Station vor dem Brenner, in Gries, einen Blick hinüberwirft über das liebliche Thal rechts zu seinen Füßen, die um die herrliche Kirche sich lagernden weißen Häuser, welche aus dem üppigen Grün der Wiesen uns so anheimelnd heraufleuchten, im äußersten Hintergrund umgrenzt von den gewaltigen Massen des Tribulaun, da erinnert er sich unwillkürlich an jenes: Ille mihi angulus praeter omnes ridet[1]. Aber so lieblich winken diese Thäler nur die kürzeste Zeit des Jahres zu sich hinab. Während in unserm Deutschland längst der Frühling ins Land gezogen ist, und das Korn auf unseren Fluren schon in Aehren schießt, herrscht hier noch der Winter, und hoher Schnee liegt über Flur und Wald. Da geht denn der ‚Curat‘, nicht selten ein Mann von fünfzig bis sechzig Jahren, stundenweit hinauf in die Berge, dahin wo ein schwer Kranker nach ihm verlangt; nur die rüstigsten Naturen sind stark genug für diese Strapazen; mit jedem Schritt sinkt er übers Knie in Schnee ein, der Sturm wirbelt eisige Flocken umher und macht den Weg unsichtbar. Wenn er den Kranken Beicht gehört, die letzte Wegzehr gereicht und die heilige Oelung gespendet, ist sein Werk noch nicht vollbracht. Der Tiroler will nicht sterben ohne die Ge=

---

[1] Dieses Plätzchen ist mir immer das liebste.

bete seines Priesters; dieser bleibt darum bei ihm, wacht Nächte hindurch an seinem Lager, betet mit ihm und für ihn, und geht nicht hinweg, bis er seine Seele ausgesegnet hat.

Gerade diese liebevolle, ausdauernde und opfererfüllte Sorge für den Kranken zeichnet den Tiroler Geistlichen ganz besonders aus. Daher wohl auch, außer so manchen anderen Motiven, die große Verehrung des Volkes gegen den Priester. Anderswo dient dem Reisenden seine Eigenschaft als Priester nicht gerade zur Empfehlung; Kellner betrachten ihn neugierig, Culturdamen verächtlich, der Commis-voyageur sucht sich an ihm zu reiben und die Gastwirthe machen verdrießliche Gesichter, weil die ‚gemästeten Pfaffen' mit ihren ‚fetten Pfründen' nur noch in Romanen und Zeitungen spuken, in der Wirklichkeit aber der Geistliche in der Regel mit leichtem Koffer und Beutel reist. In Tirol ist es anders, wenigstens in den meisten Gegenden. ‚Küß die Hand', ruft ihm die Hauswirthin entgegen, die Kinder kommen und küssen die Hand, und in ehrerbietiger Entfernung steht der Wirth und dreht das Käppchen in den Händen, bis man ihn dreimal heißt, sich zu bedecken; das erste Zimmer, das schönste Bett ist für den ‚Prieschter'. Kommt ein armer Franziskaner oder Kapuziner, so bringt ihm der Wirth an Fasttagen wohl auch feine Forellen und spricht ihm zu, wenn er schüchtern thut. Zu zahlen hat er nichts, aber eine Schande wär's, ging er beim ‚Wolfenwirth' vorüber, ohne zuzukehren.

Unsere liberalen Blätter reden viel von der Beschränktheit des fanatischen Clerus in Tirol. Es ist wahr, seeleneifrig ist der Tiroler Priester, aber nicht finster; der Tropfen romanischen Blutes, der in vielen mit der deutschen Kraft sich gemischt hat, gibt ihm neben der Nachhaltigkeit und Zähigkeit einen gewissen frischen, frohen Sinn, wie er den Südländern eignet. Mutterwitz hat er von seinen Eltern ererbt, ebenso wie den elastischen Schritt; er geht die steilen Höhen leicht

wie im Spaziergange hinauf, während der Flachländer ihm schweißtriefend und keuchend nachzukommen sucht. Ein männliches Selbstgefühl zeichnet selbst den einfachsten Bauern vieler Thäler aus — bei manchen Zillerthalern ist es leider, wohl durch die zu starke Berührung mit den Fremden, in Affectation umgeschlagen. Wie frei und selbstbewußt stehen die Männer aus dem Burggrafenamt und Passeierthale da, nicht sich bückend noch schmiegend vor den ‚Herren‘; ja der Fremde, wenn er einen noch so vornehmen Namen trägt, möge wohl Acht haben, mit dem Bäuerlein anzubinden, besonders in Religionssachen. Aehnlich ist das Verhältniß des Tiroler Bauern zum Geistlichen; voll Verehrung und Hochachtung vor seinem Stande, hat er ein scharfes Auge auf ihn, besonders auf seinen Lebenswandel. Das Wirthshaussitzen der Geistlichen, das leider in anderen Gegenden so häufig ist, wäre in Tirol unmöglich; die Leute selbst würden thun, was anderswo die Ordinariate zu thun pflegen. So groß die Ehrfurcht vor dem Stande der Geistlichen, ebenso hoch die Anforderung an eine entsprechende Haltung und äußere Erscheinung, selbst bis zu den unvermeidlichen kurzen Hosen und Strümpfen, welche die kräftigen Waden mancher möglichst produciren, so in Süd- und Wälschtirol, in Nordtirol mit den hohen Stiefeln, die nun freilich die Laune der Mode in Deutschland, für den Winter wenigstens, wieder zu Ehren gebracht hat.

Dem Tiroler ist seine Religion heilig; den fremden ‚Herrn‘, den er nicht zur Messe gehen sieht, beneidet er nicht, noch duckt er sich vor ihm, weil er viel Geld hat; er bemitleidet ihn vielmehr. Als ich eines Sonntags Morgens i. J. 1873 im Pusterthale gerade zur Kirche gehen wollte, stand ein prachtvoller Wagen vor dem Wirthshause; vornehme Wiener und ihre Frauen, mit eigenem Wagen, Diener u. s. f., auf einer Vergnügungsreise durch Tirol begriffen, waren über Nacht hier, hatten bis acht Uhr geschlafen, dann ein gutes Frühstück ein-

genommen und fuhren nun in lustigem Trab davon, während das feierliche Geläute der Glocken alle in die Kirche rief, nur sie nicht. Auf dem Wege dahin ging eine Frau mit mir; ich fragte sie, ob sie es nicht auch so gut haben möchte, wie diese Herren und Damen. ‚Nein,' war rasch die Antwort; ‚diese reisen im Lande herum, um die Eisberge anzusehen; aber ihre Herzen sind auch gefroren.' ‚Warum?' frug ich weiter. ‚Weil keine Lieb' zu Gott und kein Christenthum darinnen ist.' Man kann nicht schärfer die Armuth dieser genußmüden Menschen bezeichnen, als mit diesen Worten der Pusterthalerin. Ich kenne einen Bauer aus Jenesien (oberhalb Bozen), der im Wirthshause die schmutzigen Reden von k. k. Offizieren hören mußte; auf einmal fing er an fortwährend zu rülpsen. ‚He, Bauer!' rief ihm einer dieser Herren zu, ‚weißt du nicht, was der Anstand fordert?' ‚Ja freilich,' entgegnete das Bäuerlein, ‚gerade deswegen; ich muß doch den Tact schlagen zu eurer säuischen Melodie!' —

Es war mir eigenthümlich zu Muthe, als ich in Gries wieder in die schöne, große, vielfach mit Marmor geschmückte Kirche trat. Vor dreißig Jahren, da ich als ein schmächtiges Studentlein über die Alpen zog, war ich zum erstenmal daselbst. Der Anlaß war eigenthümlicher Art. Als ich in das Dorf kam, war alles leer, nur einzelne Nachzügler eilten noch zur Kirche. Es war gegen Abend. ‚Ist jetzt Gottesdienst?' fragte ich. ‚Ja, die Missionäre sind da.' Es war eine der ersten Missionen, welche die kurz vorher nach Tirol übergesiedelten Redemptoristen hielten. Ihr Verlauf war nicht glücklich. Unbekannt mit den Sitten und Anschauungen, dem natürlichen Sinn und klaren Blick der Bewohner des Wippthales, hatten die aus Böhmen, Oesterreichern und Wälschen bestehenden Missionäre mehr nach der Schablone, als auf Grund erfahrungsmäßiger Kenntniß des Volkes, mit dem sie zu thun hatten, gearbeitet. Wie wunderten sich die Leute, und die

braven Tiroler Geistlichen noch mehr, als ihnen von der Kanzel herab gesagt wurde, daß die meisten ihrer Beichten ungiltig seien, und sie jetzt Gelegenheit hätten, eine giltige Beicht abzulegen; als ihnen warm empfohlen wurde, jeden Samstag als gutes Werk den Rosenkranz zu beten, während hier ringsum kein Haus ist, wo nicht jeden Tag der Rosenkranz gebetet wird! Eine komische Scene fiel vor. Gewohnt an die Uebungen der Art in Süditalien, forderte der Prediger die Zuhörer auf, laut zu rufen: Misericordia — Barmherzigkeit! Die Leute blieben stumm; in der Kirche zu reden oder gar zu schreien, waren sie bisher nicht gewöhnt. Nochmal: ‚Ruft Barmherzigkeit!‘ Wieder alles stumm. Wiederum: ‚Seid ihr so verstockten Herzens, daß ihr nicht um Barmherzigkeit rufen wollt?‘ Abermals Stille. Da faßte ein Bäuerlein sich ein Herz und sagte laut: ‚Nun, weil es denn halt sein muß, so schreit's alle z'amm: Barmherzigkeit!‘ Uebrigens haben die Redemptoristen, namentlich nachdem viele Tiroler unter ihnen thätig waren, hier in Tirol sehr segensreich gewirkt und stehen überall in bestem Andenken. Die eben gegebenen Bemerkungen sollen auch keineswegs einen Tadel gegen diese so verdiente Congregation aussprechen, sondern nur die Wahrheit des Wortes bestätigen: Der Geist ist's, der lebendig macht. Bestimmte Formen sind nothwendig — aber es sind eben doch nur Formen. Und die unerschöpfliche Fülle des katholischen Geistes läßt sich in keiner Form allein und ausschließlich darstellen. Die katholische Kirche ist groß und weit und hat für alle Richtungen und Bestrebungen Raum; die Verknöcherung in Formeln, die oft einer vergangenen Zeit angehören, aus denen die Seele entwichen ist, schadet immer, wenigstens dadurch, daß sie so leicht die Reaction des Indifferentismus und der dogmenscheuen Aufklärerei scheinbar rechtfertigt.

Es sind immer noch dieselben Leute, die guten Grieser, trotzdem daß eine Generation vorübergegangen ist und über

ihren Häuptern das Dampfroß schnaubt. Noch steht, behäbig hingelagert, das einladende Wirthshaus mit seiner breiten Flur und dem großen, wohnlichen Gastzimmer; nur das ‚Seidel‘ Wein ist theurer geworden, ‚sündtheuer‘, sagen die Leute. Auch ist die Einkehr weniger, seit sich keine ‚Wastl‘ und ‚Hiesel‘ mit ihrem ‚Roß‘ mehr hier stärken zur letzten anstrengenden Fahrt nach dem Brenner hinauf; auch das Geschlecht der ‚Praxer‘ ist ausgestorben. Nur die ‚Dörcher‘ (Landstörzer heißen sie im Simplicissimus) gedeihen wunderbar; ein Karren mit Leinwand bedeckt und darinnen ein kleines Kind, ein halbes Dutzend größerer hinterher, ist ihre ganze Habe. Der Mann zieht, das Weib schiebt: Ein freies Leben führen sie — ob's voller Wonne ist, kann man wohl bezweifeln.

In einer Gemäldeausstellung hat jüngst ein Maler eine solche Dörcherfamilie dargestellt; Mann und Weib ziehen mit äußerster Anstrengung den Karren bergan, der Mann tief-gefurcht, das Weib mit dem Ausdrucke von Kummer und Noth; ein Pfäfflein mit respectablem Schmerbauch und ein ebenso wohlgenährter Franziskaner stehen am Wege, machen aber nicht die geringste Miene, Hand anzulegen, um den Armen, die umsonst sich mühen, zu helfen. Ich weiß nicht, wer erbärmlicher ist: der Maler, der so ein Schandbild machen kann, oder der aufgeklärte Pöbel, der händereibend vor Vergnügen davor steht. Wer die Tiroler Geistlichkeit auch nur von ferne kennen zu lernen Gelegenheit hatte, der weiß, daß kein Clerus so mitten im Volke steht, mit ihm alle Sorgen trägt, mit Rath und That ihm beispringt und auch mit ihm darbt, als gerade der Tiroler. Er ist der ärmste Clerus in Europa; dreihundert Gulden bilden die Congrua, und dies in der Regel in Geld, d. h. Papiergeld, da nur die wenigsten Curaten eigene Grundstücke haben. Nur die Gewohnheit an das einfachste Leben, hie und da die Unterstützung durch Gemeindeglieder mit Milch, geselchtem Fleisch u. s. w., machen

es erklärlich, daß der Priester in diesen Bergen überhaupt nur existiren kann. Aber welche Existenz! Manche sehen wochenlang auf ihrem Tische kein Fleisch und nähren sich wie die armen Aelpler mit Plenten (Mehl von Buchweizen und Mais), Milch u. s. f. ‚Viermal im Jahre‘, sagte mir ein Pusterthaler, ‚esse ich gebratenes Fleisch‘, wenn nämlich Processionen mit ihren Geistlichen in seine Kirche kommen. Derselbe Loden, wie ihn der Bauer trägt, bildet auch für ihn den Stoff zu seinem Gewande. Gerade in dieser Armuth liegt das Geheimniß der Liebe, welche das Volk seinen Priestern entgegenträgt, und der Grund des großen, von unsern Liberalen in Innsbruck, Bozen und Landeck so sehr gefürchteten Einflusses derselben auf das Land. Wenn der Maler ein pikantes Sujet suchte, warum zeichnete er denn nicht lieber einen vornehmen anglikanischen Pfründner, der mit seiner blondgelockten und blaubebrillten Lady nebst einigen steifen ‚Miß‘ jahraus jahrein auf dem Continent umherreist? Freilich gegen diesen Mann, der die Kinder der Armen in die ‚ragged-school‘ (Lumpenschule) absperrt, damit ihre Gegenwart die Kinder ‚respectabler‘ Leute in der öffentlichen Schule nicht genirt, und die Armenviertel von London gar nicht betritt, weil dies nicht gentlemanlike ist, richtet sich die Satire nicht. Er vertritt eben nur die bequeme Moral des Weltmanns, mit der ein leichtes Abkommen sich finden läßt; während der Tiroler Geistliche und jeder brave Priester gehaßt wird und mit allen Mitteln verfolgt, weil er ein lebendiger Protest ist gegen alle Gefühlsduselei, Religionsvermengung und rationalistisches Gesalbader, ein Beweis, daß die katholische Kirche noch lebt und sich regt, ja jetzt erst recht sich regt. Aber wehe der Kunst, wenn sie, statt auf dem Wege des Schönen zu Christus die Völker zu führen, eine Buhlerin wird menschlicher Leidenschaft und Niedertracht. Es ist so vieles, was in der Welt niederzieht und allen idealen Schwung lähmt; wenn aber auch die

Kunst die reinen, sonnigen Höhen verläßt, wo allein ihre Heimat ist, dann hat sie selbst ihren Verfall besiegelt. Die Regierungen besolden Professoren, bauen kostspielige Akademiegebäude, verwenden Summen zur Hebung der Kunst. In der bayerischen Abgeordnetenkammer hat man darüber Klage geführt; ich meine mit Unrecht. Eine ganze Akademie vom Director bis zum Thürsteher herab kostet noch lange nicht so viel als ein Regiment Soldaten. Aber die Ideale sind dahin und lassen bei aller äußern Technik, die wir eben doch von den ‚verkommenen' Franzosen haben, uns kalt und ohne wahrhaft ästhetische Befriedigung. Die Kritiker heben das immer aufs neue hervor — aber wer führt den Zauberstab, der Quellen neuen frischen Lebens der erstorbenen Erde entlockt? Eine neue Kunst schafft ihr nicht, so wenig als eine neue Moral; weil aber die Welt ohne diese und einige andere Dinge nicht leben kann, so müßt ihr sie da suchen, wo sie sind — im Christenthum.

Das wollen nun freilich manche dieser Herren nicht Wort haben; und doch ist nichts einfacher als dies. Eben deswegen, weil alle echte Idealität, welche das Heidenthum in seinen besseren Elementen besaß, vom Christenthume aufgenommen, fortgebildet, verklärt wurde. Was wollt ihr denn jetzt noch mit der leeren Hülse? Die Nymphen sind längst todt, und beim Anblick einer Victoria auf dem Siegesdenkmal zu Berlin wird es einem ganz frostig zu Muthe. Hineinstudiren, -phantasiren könnt ihr euch in diese Götterbilder; fühlen für sie könnt ihr nicht. Denn unser ganzes geistiges Leben ist vom Gedanken des Christenthums durchdrungen; eine tausendjährige Culturperiode wirft man nicht weg, wie man einen alten Rock auszieht. Und selbst Dr. Strauß mit seinen ‚Wir' konnte die Hohlheit und Armseligkeit seines ‚neuen Glaubens' nur dadurch einigermaßen decken, daß er die christliche Denk- und Redeweise mit den unerwiesenen und schlecht verstandenen Hypothesen der Naturwissenschaft verquickte.

Doch lassen wir diese Gedanken über Kunst und Glauben, die unwillkürlich der Anblick der schönen Kirche zu Gries in uns anregte.

II.

Gehen wir rechts in die Berge hinein. Wir überschreiten die Sill, und gerade von der kleinen Brücke aus öffnet sich ein herrlicher Blick in das Hochgebirge; Berge erheben sich über Berge, dazwischen allmählich aufsteigend das saftig grüne Thal, im Hintergrund immer mehr von dem Gefels eingeengt und von den dunklen Bergriesen überschattet. Jenseits der Sill treten wir in ein enges Thal ein; links dunkler Tannenwald, rechts sonnige Felder mit Haber und etwas Sommerfrucht bepflanzt, weiter oben weiden gelbgraue Kühe an den hellgrünen Abhängen. Der Weg ist gerade so breit, daß er für zwei Fußgänger oder einen schmalen Karren Platz läßt. In wilder Hast stürzt der Wildbach hinab, der aus dem Gletscher des Tribulaun sein milchweißes, schäumendes Wasser empfängt. Kaum verstehen wir uns, das Thal hinanschreitend, so sehr braust und tost er daher. Endlich winkt eine freundliche, ziemlich große Kirche mit gotisirendem Thurm. Wir treten ein, sie ist wie alle Tiroler Kirchen immer offen; ringsum ruht in ihren Gräbern, mit hellen freundlichen Kreuzen und Denksteinen bezeichnet, die gestorbene Gemeinde. Die Kirche ist, wie ich dies sehr oft, auch in den wildesten Gegenden sah, ganz gewölbt, vielfach bemalt, sehr reinlich und mit Sorgfalt gehalten.

Wir gehen von da in das ‚Widdum‘. Rings von Büchern, Schriften, Broschüren und Zeitschriften umgeben, überraschen wir den Curaten mitten in seiner stillen Thätigkeit. Ein kleiner, bereits ältlicher Mann mit sanften Zügen und weicher Stimme, begrüßt er uns; seine Hand schiebt den Folianten zurück, in dem er soeben gelesen hat. Es war vor drei Jahren (1872), als ich das erste Mal in sein Haus trat; so traf ich ihn diesmal wieder, immer derselbe stille, fromme, fleißige

Seelsorger. Mein Auge schweifte neugierig über das Buch hin; ich wollte wissen, womit ein Curat in Tirol sich beschäftigt. Es war der hl. Augustinus, in dem er damals las; als ich das Gespräch absichtlich auf die Werke dieses Vaters lenkte, mußte ich seine eingehenden Kenntnisse bewundern. Diesmal finde ich ihn vor der hebräischen Bibel; er las eben einige seiner Lieblingspsalmen in der Ursprache. Wie schämte ich mich da mancher Diöcesen in Deutschland, wo man beim Eintritt ins Priesterthum mit der Prüfung aus dem Hebräischen es ziemlich leicht nimmt!

Der Curat stand mit der schon früher mir bewiesenen Freundlichkeit auf, führte mich in ein anderes Zimmer, und bald waren wir in der lebhaftesten Unterhaltung. Er kennt Deutschland, seine literarischen Leistungen auf dem Gebiete der Theologie genau; nichts von hervorragenden neueren Leistungen ist ihm unbekannt. Sein Urtheil, immer mild und taktvoll, war richtig; sein Blick in die gegenwärtige Lage unseres Vaterlandes klar und scharf. Während des Gespräches blätterte ich in einem eben aufgeschlagenen Werke; es war Spruners historischer Atlas. Daß er nicht zur Zierde dalag, bewies sein abgenütztes Aussehen. Bald hatte ich auch Gelegenheit, mich davon zu überzeugen. Er sprach von meiner Heimat; besser als mancher Eingeborene kannte er die Richtung und die geognostische Eigenthümlichkeit der Gebirgszüge daselbst. Ich staunte über diese Detailkenntnisse; er erklärte es mir: ‚Ich habe dies auf geognostischen Karten studirt.‘ Welcher Gegensatz zu jenem Priester, mit welchem ich vor drei Jahren von Vicenza nach Padua fuhr, und der mir auf die Frage: Wie heißen Sie diese Berge gegen Norden? antwortete: ‚Das ist, glaube ich, der Apennin; aber ich weiß es selbst nicht recht.‘ Ein schallendes Gelächter der mitreisenden Paduaner Studenten folgte seiner Rede. Gekränkt versenkte sich unser geistlicher Geograph wieder in ein tiefes Stillschweigen, das er auch

vorher unverbrüchlich gehalten hatte. Schweigen ist manchmal Sache der Weisheit, manchmal aber auch Wirkung der Gedankenlosigkeit. Dürfen wir uns wundern, wenn der liberale Italiener über einen solchen ‚prete‘ spöttelt? Italien hatte und hat noch viele in allen Fächern bewanderte, gründlich gelehrte Geistliche, und das Geschlecht der Muratori, Mansi, Mamachi, Bianchi, Zaccaria, A. Mai ist nicht ausgestorben; die Ausstellung zu Turin i. J. 1884 hat dies in großartigem Maße vor aller Welt dargethan; aber mit der Priesterweihe, namentlich wenn der Betreffende auf eines der vielen einfachen Beneficien präsentirt werden konnte, nahm man es zu leicht.

Wie muthete es mich wohlthätig an, hier in enger Schlucht, im Angesicht von ewigem Eis und Schnee, mit dem Tiroler Curaten über die interessantesten Fragen der Theologie und kirchlichen Politik mich unterhalten zu können! Wir sprachen über die Vorzüge und Fehler des Tiroler Volkscharakters, über die Leistungen Tirols, namentlich seiner Geistlichen, in der Wissenschaft; ich betonte, daß es mich immer freute, hinzeigen zu können auf das Benediktinerstift zu Marienberg, das zu gleicher Zeit drei so bedeutende Männer unter seinen Mitgliedern zählte, wie Beda Weber, A. Jäger und den liebenswürdigen P. Zingerle, auf die Leistungen des Franziskaners Schöpf, die Arbeiten Sinnachers u. s. f. Poesie, Geschichte, Sprachenkunde scheinen die Fächer zu sein, die dem Tiroler am meisten entsprechen. Der Curat nahm diese Anerkennung der Thätigkeit seines Volkes bescheiden an; aber, bemerkte er, die Gegenwart ist weniger fruchtbar; Meßmer, ein genial angelegter Kopf, starb beim Eintritt in das Mannesalter, ebenso Schenach, den die Wiener Atmosphäre tödtete. Ein Mann von großer Begabung war Flir; er mußte in den besten Jahren zu Rom sterben. Häusle in Wien, bedeutend ‚talentirt‘, wie man in Oesterreich sagt, von übersprudelnder Kraft, ist auch längst todt; er schien keinen

rechten Wirkungskreis gefunden zu haben. Gemessen, klar, ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit war Feßler, dabei äußerst liebenswürdig im Umgange; der Brixener Kalender hat ihm einen kurzen Nekrolog gewidmet, freilich zu kurz, während das Leben des P. Gall Morel zu Einsiedeln daselbst ausführlich beschrieben ist. Ueberhaupt ist dieser Kalender ein Armuthszeugniß für Tirol; er ist offenbar von einem Schweizer und für Schweizer Verhältnisse geschrieben, die zum großen Theil für Tirol nicht passen.

Wir kamen auf Beda Weber zu sprechen. Tiroler durch und durch, aus armen Verhältnissen herausgewachsen, ward er einer der fruchtbarsten Schriftsteller unter den Tiroler Geistlichen, durch seine Wirksamkeit im Parlament und als Stadtpfarrer zu Frankfurt vielen bekannt, von allen verehrt. In seinen Schriften spiegelt sich seine echte, unverdorbene Tirolernatur; voll überschäumender Phantasie, wie ein vom Gebirge herabstürzender Wildbach, alle Regeln der Schule wie absichtlich verletzend, Gedanke an Gedanke, Bild an Bild strömt sein Wort dahin; ein moderner Feuilletonist könnte mit dem, was Beda in ein paar Sätzen sagt, ganze Seiten füllen. Die Lectüre seiner Werke fordert daher Unterbrechung, sie erdrücken durch ihre Fülle. Wie manches Stündchen habe ich mit ihm in Frankfurt verplaudert; wie regte sich seine Sehnsucht nach den sonnigen Hügeln Merans, der frischen, würzigen Luft des Vinschgaues, nachdem ihn das Schicksal oder vielmehr Gottes Fügung, zu großem Segen der Frankfurter katholischen Gemeinde, in diese staubige, lärmende, speculirende, geldstolze Handelsstadt geführt hatte! Hier sterbe ich nicht — war sein letztes Wort, als ich im Herbst 1857 von ihm Abschied nahm; wie ein Heimweh lag es auf seinen Zügen. Aber er ist doch da gestorben, kurze Zeit darnach. Gott hat ihm, der so mannhaft für die großdeutsche Idee stritt und mit Begeisterung an seinem Kaiserhause hing, viele Enttäuschungen erspart.

Auch eines andern Tirolers wurde gedacht, gleichfalls in der geistlichen Schule herangebildet, aber von ganz entgegengesetzter Richtung, des nun auch seit Jahren verstorbenen ‚Fragmentisten‘. Je älter er wurde, desto kaustischer sein Stil, desto trostloser seine Seele. Die Welt hatte ihm viele Kränkungen, aber auch viele Ehren bereitet; manche haben seine Schreibart als eine mustergiltige gepriesen, und den Nischan-Orden, den ihm der Sultan verliehen, hält heute noch sein Verwandter, Johann Fallmerayer zu Brixen, Besitzer einer ‚Eisen-, Stahl-, Metall-, Werkzeug-, Farb- und Steinberger Waarenhandlung‘, im Kasten wohlbewahrt auf. Ueber die Mustergiltigkeit seines Stils habe ich meine eigenen Ansichten, was die Verehrerr Fallmerayers nicht übel aufnehmen werden, da dieser ja auch in manchen Dingen seine eigenen Ansichten hatte, so z. B. seine steife Hoffnung auf eine Regeneration des ‚kranken Mannes‘ am Bosporus. Aber Achtung vor seiner Gelehrsamkeit; so etwas schafft ein anderer nicht leicht zum zweitenmal, wie seine Geschichte von Trapezunt. Bei aller inneren Verbitterung regte doch das Tirolerblut sich noch in ihm, die Liebe zur Heimat und die Erinnerung an die fromme, in gläubiger Andacht selige Jugend; im fernen Orient denkt er an das kühle Thal von Schalders mit dem dunklen Tannenforst und seinen schäumenden Wassern. Was muß da vorgegangen sein, daß eine solche Verstimmung sich dieses Tirolers bemächtigen konnte, die ihn nur mit Bitterkeit auf die Tiroler Zustände zurückblicken läßt? War es unverständiger Druck, der den aufstrebenden Geist gewaltsam niederhielt, kurzsichtige Beschränktheit, die ihm nicht zu geben verstand, was er suchte, daß das Gleichgewicht seiner Seele so gewaltig gestört wurde? —

Indessen leuchtete die Abendsonne über die beschneiten Berggipfel hin und mahnte zum Aufbruch. Ein weites Stück Weges gab der Curat dem Fremdling das Geleite. Hoch oben an der Berghalde steht ein romanisches Kirchlein; er wies dort-

hin mit den Worten: ‚Morgen früh $5^1/_2$ Uhr werde ich dort die heilige Messe lesen.‘ Ich fragte ihn, ob ihm das in seinem Alter nicht schwer falle? ‚Ich gehe langsam‘, war die Antwort[1].

Wir schieden herzlich voneinander; ich mit dem Gefühle der Freude und Wehmuth zugleich: der Freude, weil Tirol solche Priester hat; der Wehmuth, weil ich sie darben sehe, und das von Jahr zu Jahr mehr, so daß die Beschäftigung mit den Wissenschaften nachgerade ihnen unmöglich wird. Denn es sind nur wenige in Tirol, die von ihrem Vermögen zuschießen können, wie unser Curat; der bei weitem größte Theil ist auf die Erträgnisse seiner ärmlichen Pfründe angewiesen. Von Innsbruck bis zur Finstermünz sind keine zwanzig Pfründen, die mehr als fünfhundert Gulden ertragen; die meisten weniger. Dazu der schmachvoll geringe Deficientengehalt: volle zweihundertzehn Gulden erhält der Curat, und das nur im Gnadenwege, je auf ein Jahr, nach langem Bitten, immer nur provisorisch. Das geschieht in dem ‚katholischen‘ Oesterreich! ‚Deficient‘ — man denkt unwillkürlich an Delinquent; warum heißt man den ausgearbeiteten, verdienten Priester nicht ‚Emeritirt‘, wie anderswo? Aber das Empörendste folgt noch. Hat ein solcher alter Priester einige hundert Gulden erspart, so wird ihm, weil er ja Vermögen hat, von dem ärmlichen Deficientengehalt pro rata noch abgezogen, demnach auf die Verschwendung — wenn diese bei den Tiroler Zuständen möglich wäre — geradezu eine Prämie gesetzt. Unglaublich, aber wahr, wie so manches in Oesterreich.

Der edle Fürstbischof von Brixen opfert sein ganzes Einkommen kirchlichen und milden Zwecken; das Neueste, was er ins Werk setzte (1875), ist das Knabenseminar in Rothholz, nicht weit von Schwaz, das später nach Brixen verlegt wurde, um dem immer mehr drohenden Piestermangel abzuhelfen. Tirol

[1] Dieser herrliche Priester war der Curat zu Vinaders, Franz Muigg, † 20. Febr. 1880.

braucht viele Priester wegen der Schwierigkeit der Pastoration; von Jahr zu Jahr sinkt die Zahl der Priesteramts-Candidaten. Kein Wunder! es fordert einen ungewöhnlichen Heroismus, sein Leben in den einsamen, rauhen Thälern, fern von allem Verkehr, unter den größten Beschwerden zuzubringen, und dazu noch zu darben. ‚Wenn ich krank werde,‘ sagte mir ein Geistlicher aus einem Hochthale Südtirols, ‚will ich Gott bitten, daß er bald ein Ende mit mir macht; die Kosten eines längern Krankenlagers kann ich nicht bestreiten.‘ ‚Ich mußte zwölf Jahre als Student in Hunger und Kummer zubringen; ich will doch wenigstens für mein späteres Leben hinreichendes Brod‘ — sagte mir ein anderer — ‚darum bin ich nicht Priester geworden.‘

Noch stehen zwei Staatsgymnasien unter geistlicher Leitung; zu Hall lehren die Franziskaner, zu Brixen die Chorherren von Neustift unter dem trefflichen Mitterrutzner als Director. Wie lange noch, und auch sie werden vertrieben; bei dem Geiste, der gegenwärtig (1875) die leitenden Kreise Oesterreichs bewegt, ist alles zu befürchten. Dann werden die Aussichten womöglich noch trüber.

In einem Gespräche mit einem Südtiroler Geistlichen über diese Calamität glaubte dieser, man könne dadurch einen Ausweg finden, daß man geringere Anforderungen an die künftigen Priester stelle, ähnlich wie zu den Zeiten der Apostel; diese hätten ja auch nicht studirt. ‚Gerade das ist's,‘ bemerkte ich ihm hierauf, ‚was Julian der Apostat gewollt hat.‘

Bei all den Klagen über Priestermangel und Vorschlägen zur Abhilfe möchte ich meinen Mitpriestern zurufen: Werdet würdige, gebildete, fromme, eifrige Priester, dann empfängt von euch die Jugend ein lebendiges Vorbild. Nicht Reflexion, nicht sorgfältig hin und wieder erwogene Vortheile, auch geistiger Art, entscheiden bei der Wahl des Berufes, sondern mächtig wirkende, in Liebe anziehende, begeisterte und begeisternde Vorbilder.

5. Ein Verein in Tirol.

Erziehungshäuser und Selbsterziehung. — Fortbildungsverein unter Priestern.

I.

‚Es ist doch eine Schmach für die katholische Kirche,‘ hat jüngst einer gesagt, ‚daß sie ihre Priester in den Seminarien erst künstlich züchten muß.‘ Ja, das thut sie. Sie will nur jene als Priester in ihr Heiligthum senden, die sie vorher in der ‚Zucht des Herrn‘ erzogen hat. Und so ist es recht. Wer aber das als Schmach bezeichnet, der schmäht das Christenthum. Dornen und Disteln wachsen von selbst, darum kann man aber auch von ihnen nicht Weintrauben oder Feigen sammeln. Gerade der Weinberg und Weinstock, welcher der aufmerksamsten, mühevollsten Pflege bedarf, ist das bei den Propheten wie in den Evangelien so häufig erscheinende Bild zur Darstellung des übernatürlichen Lebens in der Menschheit; nach Paulus trägt erst dann der wilde Oelbaum seine linde Frucht, wenn das Edelreis durch die Hand des himmlischen Gärtners ihm eingepflanzt worden ist. Der Irrthum liegt in der Luft und die Leidenschaften bedürfen keiner Pflege, um stark zu werden. Aber der höhere Mensch will gepflegt sein. Und das wollen die Seminarien und geistlichen Erziehungshäuser. Erziehen aber ist nichts anderes als die Angewöhnung an das Gute, welche in steter Steigerung sich erhöhen soll bis zu jenem Zustande sittlicher Freiheit, welcher die Pflichttreue zur zweiten Natur geworden ist. Den Menschen auf diesem Wege zu führen, das ist in der That eine Kunst, ‚ars artium‘.

Ich bin weit entfernt, die verschiedenen Einrichtungen und Methoden, welche in derlei Anstalten befolgt werden, sämmtlich in Schutz zu nehmen. Es handelt sich eben nur um das Princip, das man unter dem gleißenden Vorwande einer nationalen Erziehung bekämpft. Langjährige Erfahrung und Vergleichung der verschiedensten Anstalten der Art in den verschiedensten Ländern — bei Engländern, in Frankreich, Belgien, Italien, Deutschland, Ungarn — haben in mir die Ueberzeugung befestigt, daß ein gemeinsames Schema undurchführbar ist, und der Völker Eigenart, Sitten, Anschauungen und Gewohnheiten hierbei gewichtig in die Wagschale fallen. Jedes Land hat seine eigenthümlichen Bedürfnisse, und es war nicht verständig, wenn man bei dem großen Ansehen, welches die Sulpicianer in Frankreich genossen, französische Einrichtungen, oft bis auf die technischen Ausdrücke, in früheren Zeiten in manchen deutschen Seminarien annahm. Ebenso wenig lassen sich die Systeme der einzelnen großen Orden, wie des uralten Lehrordens der Benediktiner, oder der Jesuiten gerade als allgemein giltig bezeichnen, wiewohl sie, was die Kunst der Seminarleitung betrifft, durch die eigene hohe Vorbildlichkeit, die stets opfernde Liebe, die edle Humanität, die das Ganze wie ein wohlthuender Hauch durchweht, durch das billige Maß freier Bewegung, das sie ihren Zöglingen gewähren, immer höchst segensvoll gewirkt haben. Es gilt auch hier:

Facies non omnibus una,
Nec diversa tamen, qualem decet esse sororum [1].

Ein zu starkes Betonen des äußeren Reglements, wie es namentlich in Frankreich Uebung ist, dürfte sich für deutsche Verhältnisse am wenigsten empfehlen; ein französischer Schriftsteller der Neuzeit will sogar in dem äußern Druck, den die

---

[1] Nicht alle mit den nämlichen Zügen,
Aehnlich jedoch, wie es ziemt den Töchtern der nämlichen Mutter.

Erziehung in den Collegien auf die Knaben übt, den Grund finden für den Geist der Opposition, der dort das öffentliche Leben durchdringt. Es ist eben das knabenhafte Sichauflehnen gegen die Ordnung, der Widerspruch quand même, den sie von den Schulbänken her mitbringen. Freilich erinnern auch diese Anstalten häufig eher an eine Kaserne, als an eine Familie, die doch das Vorbild für derlei Häuser sein sollte. Wo der echte Geist herrscht, wo der Vorsteher solcher Anstalten es versteht, das Vertrauen der Zöglinge zu gewinnen, das höhere Leben anzuregen, die jugendliche Begeisterung zu wecken, in gehaltvollen Vorträgen große Ideen zu geben, an denen die Seele sich nährt, alle edleren Bestrebungen zu fördern, der in widriger Gier immer mehr sich ausbreitenden Genußsucht zu steuern und jede Regung gemeiner, niedriger Sinnesart rücksichtslos und unerbittlich zu zertreten: da bedarf es nur weniger äußeren Regeln; da ist der innere Mensch gebunden und bleibt sich selbst treu, wenn auch die äußeren Schranken fallen. Denn das Seminar ist eine Bildungsanstalt für das Leben, kein Kloster, der Anfang und die Anleitung zur Selbsterziehung, welche die ununterbrochene Aufgabe unseres Lebens sein soll; was für dieses gut ist, wie z. B. völlige Abgeschiedenheit von der Welt, Mehrung religiöser Uebungen u. s. f., würde dort leicht zu Einseitigkeiten führen und zweckwidrig wirken.

Gerade letzteres nun ist der Gesichtspunkt, den die Leiter solcher Anstalten nie aus den Augen verlieren dürfen; das beste Seminar, wenn es nicht Garantien bietet für die Zukunft seiner Alumnen, kann durch die Regelmäßigkeit in der äußeren Erscheinung wohl bestechen, aber es hat seinen Zweck verfehlt. Das Leben ist lang, die Erinnerungen an die Jugendzeit verblassen, die Eindrücke verwischen sich mehr und mehr unter der Flut von neuen Bildern und Aufgaben, welche Beruf und Gesellschaft bringen; der Wille ist schwach, die Stimmung wandelbar.

Vertuntur species animorum et pectora motus,
Nunc alios, alios dum nubila ventus agebat,
Concipiunt [1].

Ist die Bildung des Priesters wichtig, so ist es darum ebenso und in höherem Maße seine Fortbildung.

Wer immer Leben und Streben der reifern Jugend beobachtet, kann sich einer eigenthümlichen Erfahrung nicht verschließen. Es sind oft nur kleine Charakterfehler, dem Anscheine nach von geringer Bedeutung, vielleicht durch sonstige Begabung, wie uns dünkt, hinlänglich aufgewogen, welche die ganze Zukunft des jungen Mannes unfruchtbar machen, wenn nicht vollständig zerstören. Der Kitzel der Kritik, der anfänglich nur geringfügigen Dingen gegenüber sich geltend macht, wächst ins Maßlose aus, während die übrigen Anlagen ruhen; dieser Mann, in stetem Widerspruch mit allen Verhältnissen, und zuletzt mit sich selbst, innerlich ruhelos und verbittert, schafft nichts, wirkt nichts und wird unglücklich, wenn es auch nicht zum Aergsten kommt und eine allgemeine Skepsis die vordem heiligsten Ueberzeugungen zerfrißt. Ein falscher Idealismus, oft gerade bei den Strebsamsten, welcher den Boden der nüchternen, praktischen Verstandesthätigkeit verläßt, und statt durch gründliches, mühsames, positives Studium sich in den Geist der Kirche hineinzuleben, sich fortwährend nur in dem Kreise der eigenen Anschauungen und poetisch-philosophischen Lucubrationen bewegt, macht sie subjectivistisch und unbrauchbar, wenn auch das Schifflein ihres Lebens, mit allerlei schiefen Ideen und falschen Vorstellungen beladen, am harten Felsen der unwandelbaren Kirchenlehre nicht scheitern sollte. Das heitere Temperament, die Gaben der Geselligkeit, freundliches, zuvor-

[1] Virgil. Georg. I. 426.
Wechselnd ist der Seele Gestalt, es ändert
Sich die Neigung des Herzens so schnell wie die Wolke,
Hin und her getrieben vom Wind.

kommendes Wesen, leichte Erregbarkeit der Phantasie, alles das, was manche selbst zu Lieblingen ihrer Altersgenossen macht, führt zu den traurigsten Katastrophen, wenn nicht strenge Zucht, Willensstärke und fortgesetzte Charakterbildung zu Hilfe kommen. Der Funke Ehrgeiz, anfangs vielleicht nur als ein berechtigter Drang erscheinend, etwas in der Welt zu schaffen und zu sein, treibt allmählich seine Opfer in das Lager der heimlichen oder offenen Kirchenfeinde; denn für einen redlichen, aufrichtigen, mit dem Feinde nicht pactirenden, mit Wort und That für seine Kirche einstehenden Mann sind die Aussichten in Deutschland nachgerade ziemlich hoffnungslos. Er schickt sich darum in die Zeiten, kommt nach und nach zur Erkenntniß, daß man bisher die Verhältnisse nicht richtig beurtheilt habe, und fast müssen die Katholischen ihm noch dafür danken, daß er in solcher Weise ‚vermittelt' und einem vielleicht noch Schlimmern den Platz versperrt hat. Der Schein kirchlichen Liberalismus ist gegenwärtig ein wirksamer Empfehlungsbrief und hilft über so manches andere hinweg. Wer denkt da nicht an Tertullians Wort: Nusquam facilius proficitur, quam in castris rebellium, *ubi ipsum esse illic, promereri est*[1]. Auch kann man wohlfeil, durch Protection gewisser Schoßkinder des Liberalismus, wie der Fröbel'schen Kindergärten oder der Volksbibliotheken, durch bedenkliches Achselzucken, wenn von Infallibilität und Jesuitismus die Rede ist, sich den Ruhm eines gebildeten, intelligenten Mannes verdienen und reelle Anerkennung finden. Selbst das Streiten für die Kirche, namentlich wenn es mit häufigem öffentlichen Auftreten verbunden ist, hat seine Gefahren, der Zerstreuung, Veräußerlichung und Verweltlichung, um nicht zu sagen der Eitelkeit. Denn wo diese die Triebfeder sein sollte, da wird

---

[1] Nirgends kommt man so rasch vorwärts, als im Lager der Rebellen, wo es schon als Verdienst gilt, daß man da ist.

ein vordem noch so lauter Mund am Ende doch recht schweigsam; jede Leidenschaft hat ihren Preis, um den sie gekauft werden kann. Auch die Frömmigkeit wird straucheln, wenn sie die sicheren Grundsätze der katholischen Ascese verläßt, von der kirchlichen Wissenschaft getrennt ist und in selbstzufriedener Gefühlsschwelgerei auf das dunkle Gebiet eines ungesunden Mysticismus sich verirrt; solche Männer konnten lange ihre Bischöfe täuschen, bis die faule Frucht die Natur des Baumes enthüllte.

Der Ordensmann hat seinen Halt an seiner Umgebung und der Regel, welcher er sich nicht entziehen kann. Sie schützt ihn vor vielen Gefahren, da sie diese schon a limine abweist. Serva ordinem, et ordo servabit te[1]. Selbst der Beamte steht unter einer beständigen Disciplin; das Collegium, in dem er als Rath sitzt, die Oberbehörde, die ihn stets controlirt, sind Triebfedern zur Fortbildung. Der praktische Arzt darf im eigensten Interesse die Ergebnisse der neuesten Forschungen in der Heilkunde nicht ignoriren, soll ihn nicht bei der dermaligen rücksichtslosen Concurrenz der eben von der Universität hergekommene jüngere College überflügeln. Das alles hat der Weltpriester nicht; er steht allein, für seine wissenschaftliche, ascetische und amtliche Fortbildung auf sich angewiesen.

Wer soll da helfen? Auch die beste geistliche Regierung vermag es nicht. Denn ein inneres, geistiges Leben läßt sich nicht durch ‚Entschließungen' schaffen; ohnehin ist die Controle so schwer, ja unmöglich. Sie kann entgegenkommen, anregen, ermuntern, gutheißen — die Hilfe muß anderswoher kommen. Selbst von Männern, denen man eine bessere Einsicht zutrauen sollte, kann man zuweilen recht verkehrte Urtheile hören. Mußte ich doch einmal aus dem Munde eines Domherrn an der ‚blauen' Donau die gewiß merkwürdige Aeußerung ver-

---

[1] Bewahre die Ordnung, und die Ordnung bewahrt dich.

nehmen: ‚Es ist vergebliche Mühe, wenn der künftige Landpfarrer höhere Studien betreibt; was braucht er denn dieses bei seinen Bauern?‘ — ‚Gerade da erst recht,‘ entgegnete ich ihm, ‚will er nicht ein Bauer unter den übrigen Bauern sein.‘ Das Interesse für wissenschaftliche Fragen hält ihn bei allem Mangel äußerer Anregung geistig frisch und schafft ihm ein stilles Heim, wo er so manche Erbärmlichkeiten des Lebens vergißt. Sein ‚pfarrliches Ansehen‘ wird hierdurch wohl auch nicht geschmälert, denn der gemeine Mann erkennt bereitwillig und selbst mit Stolz die geistige Ueberlegenheit seines Seelsorgers an, was dessen Anordnungen mehr Nachdruck gibt als alle eifernde Machthaberei; und auch seine Predigten werden sich eher über die Linie des Alltäglichen erheben, wenn die Quellen tiefer liegen, aus denen er schöpft. Der nach oben gewandte Blick zur Betrachtung der ewigen Dinge und die zur Erde gerichtete Thätigkeit, um diese mit dem Lichte des Göttlichen zu durchdringen, bilden die beiden Pole der im Ewigen wurzelnden Menschenseele. Das Gebet soll die Arbeit weihen, die Arbeit soll die Seele stählen, üben in Selbstüberwindung und allen jenen Tugenden, ohne welche eine rechte Arbeit nicht gedeiht. Und da nun einmal die Handarbeit unsere Aufgabe nicht mehr ist, so tritt die Geistesarbeit an ihre Stelle. ‚Du willst nicht arbeiten,‘ sagt einmal Augustinus zu einem Mönche, der seinen Müßiggang mit dem Mantel einer fadenscheinigen Frömmigkeit zu decken suchte, ‚du willst nicht arbeiten, weil du sonst nicht Zeit findest zum Beten; aber zum Essen und Schlafen findest du doch Zeit.‘ Und der hl. Thomas von Aquin, der doch auch etwas vom geistlichen Leben verstand, setzt das mit dem beschaulichen Leben verbundene thätige der bloßen Beschauung als ein höheres und verdienstlicheres vor.

Auch möchte ich in dieser Geistesarbeit nicht allzu scharf zwischen geistlicher und weltlicher Wissenschaft scheiden. Viele

Wege führen nach Rom. Alles Wissen, auch das scheinbar weltlichste, führt zu Gott; für den, der im Centrum des göttlichen Glaubens steht, gibt es kein Wissen mehr, das nicht, im übernatürlichen Lichte verklärt, eine Stimme Gottes würde an dem Menschengeist; denn alle echte Wissenschaft sucht Wahrheit, die Wahrheit aber Gott. Von so vielen in der Gegenwart wird die Wissenschaft mißbraucht im Dienste der Lüge; ist es nicht eine des Priesters so recht würdige Aufgabe, sie von diesem Banne zu erlösen und, da sie unfreiwillig eine Sklavin des Bösen geworden, sie wieder zur Freiheit der Kinder Gottes zu erheben, daß sie ihrem ursprünglichen Berufe wieder dienen kann, nämlich den Weg zu ebnen, der zum letzten Grunde aller Wahrheit leitet? Ausgerüstet mit den Schätzen griechischer Wissenschaft gingen die Väter an das Werk der Entwicklung und Vertheidigung des Glaubens; mit den Elementen der römischen Bildung wurde zugleich das Christenthum zu den deutschen Völkern getragen. Und zur Stunde noch, wie viele landläufige Einwendungen gegen Christenthum und Kirche sind in den Massen verbreitet! ‚Weil die Lüge immer wiederholt wird,‘ erinnert Goethe, ‚ist es nothwendig, immer wieder von neuem die Wahrheit zu sagen.‘ Auch ist nicht zu fürchten, daß in solcher Weise unsere Priester einseitige Gelehrte und zu wenig praktisch würden. Denn alle echt menschliche Ausbildung fügt sich harmonisch ein in das Bild des Christen; sie wird ihn aber bewahren vor allem falschen Pathos, das in Absonderlichkeiten sich gefällt, wie vor jener affectirten Popularität, die eher in ein Bauerntheater als auf die Kanzel gehört. Echte Wissenschaft macht demüthig, während die oberflächliche Vielleserei und der Dilettantismus sich in eitler Selbstgefälligkeit von anderen gerne bewundern läßt — man denke nur an ci-devant P. Hyacinth, über den mein Urtheil bereits lange vorher schon feststand, ehe er noch so schmählich zu Fall gekommen war, nachdem ich seine Predigtweise hatte kennen

gelernt. Wie viel Wissensneid und Geisteshochmuth birgt sich aber nicht erst recht unter jener ‚sancta rusticitas‘[1], die schon der hl. Hieronymus so bedenklich findet! ‚Viele‘, sagt Thomas von Aquin, ‚verachten, was sie nicht wissen und nicht haben; aber das gilt nicht als wahre Demuth, sondern nur, wenn einer hat, und es doch verachtet, und sich nicht dessen rühmt.‘[2]

II.

So haben denn mehrere Priester des Bisthums Brixen zum Zweck der Fortbildung des Weltclerus auf dem Wege der Selbsthilfe eine geistliche Genossenschaft gegründet; sie wollen durch Gebet, Beispiel und ermunterndes Wort ein dreifaches Band um sich schlingen, um so eines Sinnes und Herzens nach einem schönen Ideal zu streben. Sie haben ihren Verein dem heiligsten Herzen Jesu geweiht, zum obersten Vorstande den Bischof der Diöcese gewählt, zur eigentlichen Leitung einen Präses, mit einer Amtsdauer von sechs Jahren, der von mehreren Vicepräsides, deren Zahl von der Anzahl der Mitglieder und der örtlichen Beschaffenheit der Bezirke abhängt, unterstützt wird. Beider Wahl bestätigt der Bischof. Als Mittel zur Erhaltung und Beförderung eines wahrhaft priesterlichen Lebens erkennen sie auf Grund der Pastoralbriefe, der Concilien, besonders jenes von Trient, und der eigenen Diöcesanstatuten die Belebung, Erhaltung und Beförderung des Geistes des Gebetes und des Studiums.

Unter den Regeln zur Erfüllung des ersten Theiles der von ihnen gesetzten Aufgabe, wozu sie sich frei verpflichten, erscheint mir neben der Uebung einer täglichen, wenn auch kurzen Meditation, dem Acceß und Receß vor und nach der heiligen Messe, einer kurzen täglichen Adoration des Allerheiligsten jene sehr wichtig und von vielen Folgen, welche

---

[1] Heilige Roheit. [2] In Ep. ad Philem. c. 3 lect. 1.

den Mitgliedern, die eigene Haushaltung haben, vorschreibt, mit ihren Hausgenossen täglich abends gemeinschaftlich den Rosenkranz zu beten, oder wenigstens, im Falle von Krankheit oder großer Ermüdung, fünf Ave mit Einlegung der entsprechenden Geheimnisse. Ich kenne hochgebildete Familien, selbst im deutschen Norden, wo dieser Gebrauch eingeführt ist; fromme, liebenswürdige Kinder beweisen den Segen, den diese Uebung in das Haus bringt. Der Vater erscheint da in der That wie ein Priester inmitten der Seinen; seine Autorität empfängt eine höhere Weihe und ein frommer, gläubiger Sinn geht über die Umgebung aus. Wenn so der Tag beschlossen wird, wie vielem, was an Leib und Seele verdirbt, ist dadurch nicht gewehrt! Eine weitere Regel verpflichtet zur zweimaligen Beicht im Monate, sowie zu den Exercitien wenigstens jedes zweite Jahr und einem täglichen kurzen Gebete für die Mitglieder. Doch soll immer auf Zeit und Umstände Rücksicht genommen werden.

Die berufsmäßige wissenschaftliche Aus- und Fortbildung halten die Mitglieder der Genossenschaft für Gewissenspflicht, und erkennen in einem ernsten, geregelten Studium eine unerläßliche Bedingung zum guten priesterlichen Leben. Sie wollen sich gegenseitig anregen und in der Abfassung wissenschaftlicher Arbeiten unterstützen, die dann in kirchlichen Zeitschriften veröffentlicht werden sollen. Im Interesse allgemeiner und besonders auch wissenschaftlicher Fortbildung treten sie in größeren und kleineren Conferenzen regelmäßig zusammen; die weniger entfernt wohnenden Mitglieder monatlich zweimal, im Falle der Verhinderung wenigstens einmal. Zweck dieser Zusammenkünfte, der größeren wie der kleineren, sind theils Besprechungen über Ascese, Pastoration, wissenschaftliche, religiöse oder sonstige bedeutsame Tagesfragen, theils Berathungen über gemeinsame oder private Angelegenheiten, theils wechselseitige Aufmunterungen und Bemerkungen über Liturgie, Rubriken, Predigten und endlich auch gegenseitige Aufheiterung und Erholung. Die

Besprechungspunkte sollen entweder vom Vicepräses gegeben oder von den Mitgliedern selbst gewählt werden. Ort der Zusammenkunft ist nie ein Wirthshaus, sondern immer ein passend gelegenes Widdum; der betreffende Geistliche aber, bei dem die Mitglieder der Genossenschaft zusammenkommen, ist gehalten, eine bestimmte Entschädigung für die Bewirthung anzunehmen. Man hat, wie uns dünkt, gut gethan, durch dieses Gesetz, welches der Gastfreundschaft Schranken zieht, die Freiheit der Bewegung und die Zukunft des Vereines zu sichern.

Ein besonderes Augenmerk richtet die Genossenschaft auf die Schule; besonderer Fleiß soll dem Unterricht der Jugend zugewendet werden; fromme, begabte Knaben soll der Seelsorger für das Studium gewinnen, durch Vorunterricht und Unterstützung dieselben in aller möglichen Weise fördern und ihnen unausgesetzt die zärtlichste Sorgfalt widmen.

Was das äußere Leben der einzelnen Mitglieder betrifft, so soll nicht bloß den allgemeinen kirchlichen und besonderen Diöcesanvorschriften gemäß der Besuch des Wirthshauses, sondern auch der unnöthige Besuch von Privathäusern gemieden werden. Zu kirchlichen Zwecken geben sie, vorerst zur Errichtung eines großen Knabenseminars, einen jährlichen beliebigen Beitrag.

Ich habe die Statuten dieses Priestervereines im wesentlichen mitgetheilt; vielleicht findet man sich da und dort durch dieselben zu Aehnlichem angeregt. Wohl läßt sich ein Bedenken geltend machen. Führt das alles nicht zu einem gewissen Separatismus, zu Spaltung und Zerklüftung, Mißtrauen und Entfremdung im Clerus einer und derselben Diöcese? Dieser Gedanke mag den Begründern des Vereins nahe gelegen sein; darum erklären sie in ihren Statuten, daß die Mitglieder anderen Priestern gegenüber sich als wahre Mitbrüder zu benehmen haben, und wollen dem Verdacht, als

strebe man etwas Absonderliches an, durch Verdoppelung ihrer Liebe wehren. Auch können Nichtmitglieder an den Conferenzen theilnehmen, nur müssen diese immer im Geiste der Sodalität gehalten werden. In einer solchen Conferenz, der ich beiwohnen konnte, wurde eine für den Diöcesanclerus sehr wichtige Frage erörtert — die Begründung eines Pensionsfondes für die ‚Deficienten'. Ruhig, maßvoll, eingehend war die Debatte; lange vor Sonnenuntergang befanden wir uns bereits auf dem Heimwege.

Der Diöcesanbischof hat im Jahre 1867 die Statuten, ‚nachdem er darüber den Rath einsichtsvoller Männer vernommen', förmlich approbirt, und der Heilige Stuhl die Genossenschaft mit Ablässen ausgestattet. So wird jede Einwendung von selbst hinfällig.

Uebrigens, welches in der Folge segensreiche Beginnen hat nicht unter Widerspruch seinen Anfang genommen? Die Rabulisten aus bösem Willen, die Besorgnisse der Furchtsamen, die Kritteleien der Kurzsichtigen, die über ihren Kirchthurm nicht hinausblicken, die Verwerfungsurtheile der Faulen, denen nur wohl ist, wenn alles bleibt, wie es ist, krochen wie giftige Schlangen um die Wiege jeder großen kirchlichen Institution. ‚Wenn ich alles hätte machen wollen,' erzählte einmal Goethe, ‚wie meine Kritiker verlangten, ‚dann hätte ich keine Zeile geschrieben.' Und ein anderer, der nicht irren kann, hat schon längst gesagt: ‚Warum bist du scheelsüchtig, weil ich gut bin?' Hier gilt darum die Mahnung des Dichters:

Non ragionam di lor, ma guarda e passa [1].

---

[1] Nichts mehr davon; schau' hin und geh' vorüber.

6. Kirche und Bildung in Tirol.

Glaubenseinheit und Judenthum. — Kirche und Kunst. — Der Clerus und die Schule.

I.

Es ist schwer, irgend etwas über die politischen, socialen und Culturzustände Tirols zu lesen, sei es ein vollwichtiges Buch oder ein fliegendes Blatt oder einen Zeitungsartikel, ohne auf die Frage der Glaubenseinheit zu stoßen. In vielen literarischen Erzeugnissen Jungtirols bildet sie ein stehendes Thema, und man hat nicht Worte genug, dieses den finstersten Jahrhunderten entstammende Statut als eine Ausgeburt roher Intoleranz, pfäffischer Bornirtheit und Herrschsucht und als die Ursache alles Verderbens in Tirol vor der gebildeten Welt Deutschlands anzuklagen. Wenn man die Schriften der ältesten Apologeten, besonders auch des Orosius und Augustins Werk ‚De civitate Dei' liest, so wird man unwillkürlich an die Anklagen der Jungtiroler erinnert, denen zufolge, gerade wie die heidnischen Römer zu jener Zeit dem Christenthume alles Unglück, Krieg, Ueberschwemmung, Mißwachs, Erdbeben, Mäusefraß und Verarmung zuschrieben, die Gegenreformation die Quelle alles Unheils für Tirol geworden ist. Man denkt aber auch zugleich dabei an das Gesetz Kaiser Trajans, welches verordnete, daß den falschen Anklägern ein K auf die Stirne gebrannt werde[1]. Wer müßte nicht der Kirche zürnen, wenn sie wirklich so wäre, wie sie hier dargestellt wird, die mater ferax malorum wäre? ‚Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!'

---

[1] Plin. Panegyr. c. 34. K(alumniator), falscher Ankläger.

— diese Worte des Marquis Posa bilden daher den stehenden Refrain in allen derartigen Lucubrationen, auf welche nur zu häufig das Wort des Dichters seine Anwendung findet:

Voces inopes rerum nugaeque canorae [1].

Ich bin nicht gewillt, in dieser Frage, die nichts weniger als in einigen kurzen Aufsätzen sich besprechen läßt, mich auf das Gebiet staatsrechtlicher und historischer Untersuchungen zu begeben, wenngleich es sonnenklar bewiesen ist, daß jedem Volke doch das Recht zustehen muß, in seinem eigenen Hause nach seinen Bedürfnissen sich einzurichten, und jeder Fürst die unbestrittene und heilige Verpflichtung hat, verbriefte Rechte zu wahren und Verträge nicht einseitig aufzuheben. Auch will ich nicht auf die zur Stunde noch zu Recht bestehenden Gesetze in so manchen protestantischen Ländern hinweisen, die sich um so weniger rechtfertigen lassen, als sie nicht den seit unvordenklichen Zeiten von der gesammten Bevölkerung bekannten und geübten, mit dem gesammten Volksleben innigst verwachsenen Glauben schützen und hegen, sondern im Dienste eines neuen, durch List und Gewalt eingeführten Religionswesens, und wahrlich nicht mit Zustimmung eines freien Volkes gegeben worden sind. Aus Buckle's ‚Geschichte der Civilisation', einem sicherlich von Ultramontanismus freien Buche, mag sich jeder, der weitere Belehrung über protestantische Toleranz sucht, hinreichend unterrichten.

Auf einen Segen will ich jedoch hinweisen, den die ‚Glaubenseinheit' für Tirol gebracht hat; hätte sie keine andere Folge gehabt, als daß sie, abgesehen von Bürgerkriegen, dieses Land vor den jüdischen Parasiten bewahrte, so wäre diese Wohlthat groß genug, um so manche Härten des Gesetzes auszugleichen. Denn das kann doch wohl kein Verständiger mehr läugnen,

---

[1] Inhaltleeres Gerede und mächtig tönender Wortschwall.

daß das Ueberwuchern des jüdischen Elements eine höchst bedenkliche sociale Krisis hervorrufen muß.

Hätte Professor Dr. Egger, und wer ihm zustimmt, bei Land und Leuten in Deutschland und anderswo sich umgesehen, er würde anders urtheilen. Sein Buch ‚Die Tiroler und Vorarlberger' ist nicht ohne Geschick gemacht, und Fleiß kann man dem Verfasser auch nicht absprechen. Aber es thut einem in der Seele leid, wenn so eine im Grund gewiß ehrliche Tirolernatur nach Zuständen verlangt, wie wir sie in so vielen Gegenden Deutschlands beklagen, und wie ein verwöhntes Kind das Brod, welches das eigene Haus ihm bietet, wegwirft, um fremdes zu betteln. Daß der Verfasser sein Leben lang aus den Bergen seiner Heimat nicht weit hinausgekommen und sein Liberalismus ein importirter, von zweiter Hand überkommener ist, sieht man dem Buche beim ersten Blicke an. Unsereinem, der sich in der Welt etwas umgesehen und die von dem Tiroler so sehr beneideten Culturfortschritte auf ihren echten Gehalt zu prüfen hinlänglich Gelegenheit hatte — auch E. v. Hartmann hat bekanntlich eine Charakteristik unserer Culturperiode, namentlich jener in der Metropole deutscher Intelligenz gegeben, vor der uns abwechselnd ekelt und graut — kann diese kindliche Unkenntniß der thatsächlichen Zustände nur Bedauern und Befremden erregen. Gäbe Gott uns in der Pfalz, in Thüringen, in Franken, in Sachsen, im badischen Lande und in einem großen Theile von Preußen Zustände, wie sie Tirol noch hat! Wenn einmal in der schönen, lebhaften Maria-Theresienstraße zu Innsbruck Straße auf Straße ab die schönsten Häuser den Juden gehören, wenn die reich gewordenen oberen Tausend dieses Volkes aus der Bel-Etage der Wohnungen in der vornehmen Museumsstraße heraussehen, und von den zu Innsbruck angesessenen Kaufleuten einer nach dem andern fällt, von der jüdischen Schlauheit und Concurrenz eingeschnürt und umgarnt, wenn es heißt: Haec mea sunt,

veteres migrate coloni![1] — dann freilich, aber zu spät, dürfte mancher Jungtiroler einsehen, daß die landläufigen Phrasen von Intelligenz, Toleranz, freier Entfaltung aller Kräfte u. s. f. doch noch einen andern Sinn haben im Munde anderer — die Möglichkeit nämlich, ein gesetzliches Raubsystem zur Anwendung zu bringen.

Weh! weh! Sie ist zerstört die schöne Welt;
Sie stürzt, sie zerfällt,
Der Zeitgeist hat sie zerschlagen,
Und was wir von Weisheit sagen,
Wir werden zu Grabe getragen.

Der erschreckende Rückgang der bäuerlichen Bevölkerung namentlich in Franken, am Rhein, in Preußen, im Elsaß, in dem einst so gesegneten Südbayern hat nicht zum geringsten Theil seinen Grund in dem Ueberwuchern jüdischer Unterhändler, welche ihr Netz über ganze Länder geworfen haben. Kann doch in Franken keine Kuh mehr vom Bauer gekauft oder verkauft werden, ohne daß der jüdische ‚Schmuser‘ den Handel abschließt. Und man sage nicht, das ist der Bauern eigene Schuld; sie sollen sich von diesem Einflusse des Judenthums emancipiren. Das vermögen sie so wenig auf dem Gebiete des Viehhandels jetzt mehr, als Bontoux's französische Bank in den jüngst verflossenen Jahren gegen Rothschild den Kampf auf die Dauer zu führen vermochte. Der jüdische Ring umschließt jeden immer enger und erwürgt ihn, der zu widerstreben wagt.

Und nun vollends in Oesterreich, wo das gesammte geistige und wirthschaftliche Leben dem Judenthume zu verfallen droht, dürfte es doch hoch an der Zeit sein, statt der Klagen über Ultramontanismus, womit die liberale Presse die denkfaule Menge einlullt, einmal zu der Erkenntniß zu erwachen,

---

[1] Dies gehört nun mir; ihr alten Besitzer, geht weiter!

welche unermeßliche Gefahr bevorsteht. Ist ja doch die Wiener Börse ganz in jüdischen Händen; unter den 370 Personen, welche in Niederösterreich als Schriftsteller in die amtlichen Verzeichnisse eingetragen sind, befinden sich nur 45 Nichtjuden, unter 2140 Advokaten sind 1024 Juden, unter 2488 Besuchern der höheren Schulen Wiens 1038. Die Benediktiner am Schottengymnasium mußten bekannt machen, daß sie keine Juden mehr aufnehmen können, da die Hälfte ihrer Schüler schon Juden waren. Unter 60 000 Zwischenhändlern sind 30 000 Juden. Auf dem Journalistentag in Dresden waren von 43 Zeitungsvertretern 29 Juden. Man sage nicht, diese ungesunden Zustände seien Folgen der frühern Unfreiheit; in Elsaß sind die Juden seit fast einem Jahrhundert, in Deutschland seit einem Menschenalter emancipirt; das Uebel ist unter der Aera der Emancipation nur noch rascher gewachsen, und es ist namentlich das Urtheil über Recht und Unrecht im höchsten Grade getrübt worden, bis endlich die Gesetzgebung sich aufraffte, um über die verschiedenen Arten zu ‚verdienen' ihr Urtheil zu sprechen. Uebrigens weiß jeder Kenner der Geschichte, daß schon längst vor Christus und dem Drucke, mit dem das Christenthum auf den Juden gelastet haben soll, der Schacher ihre liebste Beschäftigung und darum dieses Volk nach dem Zeugnisse des Horatius, Cicero, Juvenal, Tacitus dem noch rechtlich denkenden Römer verhaßt war.

Nach den Ergebnissen der Statistik nimmt allerdings die jüdische Bevölkerung auf dem flachen Lande ab; dagegen hat sie in den größeren Städten in unverhältnißmäßiger Weise zugenommen. Das Landvolk ist eben großentheils ausgesogen; in den Städten dagegen ist noch reiche Beute zu hoffen.

Nehmen wir die nachgewiesene höhere Fruchtbarkeit des jüdischen Stammes hinzu, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß in nicht mehr langer Zeit die jüdische Bevölkerung den größten Theil des Nationalvermögens an sich gezogen haben

wird. Wie die Wasser abwärts fließen, wie der Magnet das Eisen anzieht, so folgt das Gold physikalischen Gesetzen. Die Mahnung: Help yourself! findet hier keine Anwendung, da der einzelne einer durch Blut, Sitte, Religion, Gewohnheit eng verbundenen Gesellschaft gegenüber, die durch mehr als zweitausendjährige Uebung jedem überlegen ist, nothwendig ohnmächtig bleiben muß. ‚Kann ich die volle Summe nicht gleich schaffen, nun was thut's? Tubal, ein wohlbegüterter Hebräer, hilft mir schon aus', haben schon gar viele von ihnen mit Shylock gesprochen. Auch fällt es vielen Deutschen noch schwer, ‚zu lächeln und immer zu lächeln, und doch ein Schurke zu sein'.

Es ist eine unbestreitbare Thatsache: die Juden sind im Handel, in Deutschland zumal, den Christen überlegen. Doch dies gereicht den letzteren eher zum Ruhme, als zur Schande. Es ist dies ein Beweis, daß unser deutsches Volk noch nicht untergegangen ist in der Jagd nach Gold, daß es sich, im ganzen und großen wenigstens, noch seine Ideale bewahrt hat. Gott, Vaterland, Wissenschaft, Kunst, Ehre, Gewissen finden noch einen Nachklang in seiner Seele. Darum ist es denen gegenüber, deren ganzes Sinnen und Denken von frühester Jugend an um den materiellen Gewinn sich bewegt, im Nachtheile. Der rechtlich Denkende wird von dem Gemeinen, der Harmlose von dem Schlauen nothwendig übervortheilt. Ja, unser Volk ist noch zu ehrlich und zu rechtlich, darum kann es nicht, wie der amerikanische ‚smart man' und der Grieche, dessen Treulosigkeit im Alterthume sprichwörtlich war, mit dem Juden concurriren in den erlaubten und unerlaubten Künsten des Reichwerdens.

Der Antisemitismus ist die blinde Reaction dieser Ueberlegenheit des Judenthums gegenüber; wie das Wort selbst schon eine unrichtige Bezeichnung ist, so geht er auch irre in seinen Zielen und in der Wahl seiner Mittel. Nur die Erneuerung

des christlichen Geistes in uns selbst ist im Stande, diese Macht des Judenthums mit Erfolg zu bekämpfen, in dem der auf die Verheißung gegründete, durch viele Generationen vererbte Stolz sich verbindet mit der Exclusivität der Rasse. Dagegen sind die Ungläubigen unter den Christen die besten Hilfstruppen jüdischer Machterweiterung; denn der Jude hat, wenn auch in vielen nur noch unbewußt, ein religiöses Princip. Dieses aber ist das Stärkste von allem; darum wird er den Religionslosen immer überlegen sein.

Es ist vollkommen richtig, daß durch das erwähnte Gesetz es dem Ausländer nicht so leicht gemacht ist, in Tirol Boden zu gewinnen, und es bildet darum in gewisser Beziehung einen Hemmschuh für die aufblühende Industrie. Wer die Schweizerkantone Zürich, St. Gallen, Aargau mit Tirol vergleicht, mag letzteres bedauern, daß es nicht mit rauchenden Schlöten, schnurrenden Spindeln und dem ermüdenden Einerlei der Fabriken gesegnet ist; die Schweiz ist darum im ganzen ein reiches Land und Tirol im ganzen ein armes Land. Doch möchten wir ihm um gleichen Preis nicht Reichthum wünschen. ‚Nicht Reichthümer und Aufklärung,‘ sagt einmal der Reichsfreiherr von Stein, ‚sondern tapfere, reine und fromme Völker sichern die Zukunft der Staaten‘; und es ist ein prophetisches Wort, das immer uns das Horoskop zu stellen vermag:

saevior armis
Luxuria incubuit, victumque ulciscitur orbem.
Nullum crimen abest, facinusque libidinis, ex quo
Paupertas Romana perit [1].

---

[1] Juvenal. Sat. VI. 294.

es drückt uns
Schwelglust härter als Krieg, und rächt den bezwungenen Erdkreis.
Keins der Verbrechen mehr fehlt, kein Laster der schnöden Begier, seit
Armuth schwindet in Rom.

Auch hat Tirol noch nicht seine Heerden von Fabriksklaven, die, wie die Arbeiter in den englischen Kohlenbergwerken und die Heloten in den Spinnereien, bleich, verkrüppelt und verkümmert und dabei vielfach sittlich verderbt mit keinem Zuge mehr an ihre Ahnen erinnern. Gottlob! sagte mir vor Jahren ein Freund, mit dem ich von der Schweiz herüber nach Tirol kam, da begegnen uns doch wieder gesunde, kräftige, schöne Menschen. Eine Fabrikbevölkerung wird früh oder spät physisch und moralisch entnervt; aus dem Walde, von den Alpen herab, vom Pfluge hinweg sind die Männer gekommen, die wie Arnold von Winkelried in alter, der ‚Senseler' zu Spinges in neuerer Zeit ihre Brust dem Feinde boten, und für Vaterland und Freiheit gefallen sind. Aus dem Kohlenstaub und der Fabrikatmosphäre gehen keine Andreas Hofer hervor. Was für ein Mannesstolz spricht nicht aus dem Spingeser Liede, diesem Trutzliede der Bauern [1], welche in der Schlacht zu Spinges am 2. April 1797 ‚mit Gott für Kaiser und Vaterland' kämpften und ganz Tirol von seinen Drängern befreiten!

1.

Jatz wöll'n mar gien 'n Franzosen z'gögn gien,
Was hob'n sie denn bei ins herinnan z'thien?
Es hat sie einar b'langt,
Mir hob'n sie nit verlangt,
So kam aniader Nor,
Fraß ins mit Haut und Hoor:
Dös geaht nit, eija: woll:
In Tirol.

---

[1] Nur bruchstückweise, mit eigenthümlicher Melodie, hatte sich das ‚Spingeser Schlachtlied' im Volksmund erhalten. Als man damit umging, die Strophen zu sammeln und durch Druck zu verbreiten, wurde ein Exemplar des Urtextes aus den neunziger Jahren, vielleicht das letzte, gefunden. Durch dasselbe erwiesen sich die mündlich überlieferten Strophen, im ganzen zehn, als echt.

5.

Au Mander! schaugt's Wötter kimmt woltan grob,
Es steigt schon dahear awar blitz blow:
Voarun die Reiterei,
Die Sabel glitzen frei,
Lost nur, es schnöllen schoan
Die Bixn groß und kloan:
Gragg, grigg, gragg, pum: pum:
Um und um.

8.

Der Damper ob'n, der rotzige Bua,
Er schlöt ihnen frei in Wirbl vorzua:
Bua, du bist miar nit z'hoach,
Dös ist dei lötschter Stroach;
Schaug, wia die Drummel kracht,
Ear Burzigagl macht:
Holla, Damperl, ist dir: z'hoaß:
Glück auf d' Roas.

9.

Beim Saggara, da kreflt jo schoan mear
A nuiar Hauf'n um's Oggal dahear;
Geah Josel, Hanns und Veit,
Reibt enk auf die oane Seit,
Greifts die Löttar rücklings un,
Daß koaner fliach'n kun:
Und geat ihnen reasch auf d': Hax:
Mit der Prax.

Damit möge man die Gassenhauer vergleichen, wie sie im Jahre 1849 von dem radikalen Gesindel in Baden und der Pfalz gebrüllt wurden.

II.

Unbegreiflich ist es uns, daß Professor Dr. Egger die Verarmung des Landes Tirol zum Theil dem Clerus zur Last legt. Wie dies? Leben die Geistlichen vielleicht besonders üppig,

verprassen sie den Schweiß des Volkes an wohlbesetzten Tafeln? Die einfache, ja ärmliche Lebensweise der Curaten ist männiglich bekannt, und auch Dr. Egger hat dessen kein Hehl; sie haben in der Regel kaum den dritten Theil der Einkünfte, wie sie in Deutschland eine protestantische Durchschnittspfarrei ihrem Inhaber bietet. Jeder andere Stand in Oesterreich ist weit besser besoldet, seit neuester Zeit auch das Schmerzenskind des aufgeklärten Philisters, der Schullehrer, namentlich wenn er ‚Schulleiter' ist, wie man in Oesterreich den Oberlehrer nennt. Auf einer Reise durch das Salzkammergut traf ich in den letzten Jahren einen Curaten in der dritten Wagenklasse; sein Lehrer dagegen fuhr in der zweiten.

Deswegen, sagt man uns, mehren die Geistlichen die Armuth, weil sie den Bauern verleiten, schöne Kirchen zu bauen, und unermüdet für den Schmuck des Gotteshauses sorgen. Das erinnert ja unwillkürlich an die Pharisäer, welche Maria Magdalena anklagten wegen Verschwendung, als sie die Füße des Herrn mit kostbaren Narden salbte. Wen dies ärgert, der gehe einmal nach Thüringen oder anderswohin, so recht in das Herz des Protestantismus; da wird er den Pfarrer in schönem Hause mit wohlgepflegtem Garten wohnen sehen, während das Haus Gottes ein Muster von Geschmacklosigkeit ist, häufig verwahrlost und voll Schmutz. Das ist nun freilich, wie noch gar manches andere, nicht evangelisch, wiewohl sie sich die Evangelischen nennen. Und wer die Briefe des hl. Hieronymus nachlesen wollte, der würde finden, daß man es schon damals, gerade so wie noch heute in Tirol, als die schönste Aufgabe des Geistlichen betrachtete, seine Kirche zu lieben und zu schmücken wie seine Braut. Die tieferen Gründe hierfür habe ich hier nicht zu erörtern; sie liegen im Wesen des katholischen Glaubens und sind in der Liturgie hinreichend klar angedeutet.

Aber selbst vom rein menschlichen Standpunkt aus betrachtet, sind diese schönen Tiroler Gotteshäuser von höchster

Bedeutung und ihr Einfluß auf echte Volksbildung ungleich größer als jener der Schulpaläste, an deren Erbauung auch in Tirol die Gemeinden sich verbluten müssen. ‚L'église,' sagt einmal Guizot, ‚c'est la grande école du respect' — Ehrfurcht, Demuth, Liebe, Pietät, das ist es ja, was unserem Geschlechte vor allem noth thut, und wo anders wird es so oft, so eindringlich, so feierlich, so unter dem überwältigenden Eindrucke göttlicher Sanction verkündet, als eben hier im Gotteshause? In der Schule gewiß nicht; denn da wird nach Systemen gelehrt, die heute officiell vorgeschrieben sind und morgen zu den Todten geworfen werden. Was der Professor an der Universität vorträgt, hat er etwa aus Kant oder Hegel oder Herbart geschöpft; die Professoren an den Pädagogien und Gymnasien haben es so von ihm gelernt, weil sie darin geprüft werden, und die Lehrer an den Elementarschulen wiederholen getreu, was diese ihnen als unfehlbare Wahrheit beigebracht haben. Nach einem Jahre oder Jahrzehnt kommt ein anderer Professor und mit ihm ein anderes System.

Da ist es doch mit dem Lehramt der Kirche ganz anders bestellt, cujus rex veritas, cujus lex caritas, cujus modus aeternitas [1], wie Augustinus sagt. Gönnt dem armen Manne in seinem engen Thale, mit seinen trüben, kurzen Wintertagen, dem die Last des Lebens schwer auf die Schultern drückt, gönnt ihm doch seine schöne Kirche. Sie läßt ihn vergessen seine sauere Arbeit, seine dürftige Nahrung, sein hartes Loos in Noth und Entbehrung bis zum Tode; sie gibt seinem ganzen Wesen einen idealen Schwung, stellt ihn in die Strömung des Ewigen und verleiht ihm so ein menschenwürdiges Dasein, um dieses so viel mißbrauchte Wort auch

---

[1] Dessen Königin die Wahrheit, dessen Norm die Liebe, und dessen Form die Ewigkeit ist.

einmal am rechten Orte zu gebrauchen. ‚Der Glaube‘, sagt einmal Goethe, ‚ist ein häuslich, heimlich Kapital, wie es öffentliche Spar- und Hilfskassen gibt. Der Gläubige nimmt sich seine Zinsen im stillen selbst.‘ Nein, tausendmal nein, wer dem armen gläubigen Volke seine schöne Kirche rauben möchte, wer die Wittwe tadelt, die ihr Scherflein in den Opferkasten wirft, um auch ihren Theil beizutragen und Gott ein Haus zu bauen, wer nicht vielmehr wünscht, überallhin sie zu bauen, wenn es möglich wäre, der hat kein Herz für sein Volk. Von jeder schönen Kirche, wie deren so viele in Tirol stehen, selbst an kleinen Orten, wie Steinach, Sterzing, Bruneck, St. Pauls im Eppan, Jenesien, Terlan, Proveis u. s. f., gilt Schillers Wort:

O was ist Goldes, was Juwelen Schein,
Womit der Erde Könige sich schmücken!

Einen Mißton empfindet nun allerdings der Fremde in diesen schönen Tiroler Kirchen. Nur selten, wie z. B. in der heimlichen Wallfahrtskirche auf dem Georgenberge durch P. Placidus, hört er verständlich, würdig, erbaulich den Priester vorbeten, namentlich beim Rosenkranzgebet; viel häufiger dagegen so hastig, so unverständlich, so wenig erhebend, daß der eine sich daran ärgert, der andere darüber spottet; daß das Volk es nun gerade so macht, ist die nothwendige Folge. Der schönste Schmuck des Gotteshauses ist denn doch die Stimme des Gebetes; nicht lauteres Gold, nicht kostbare Perlen, nicht glänzender Marmor loben Gott so, wie der Menschengeist, der vor ihm anbetend sich beugt, zu ihm ruft und verlangt, vor ihm seine Armuth und seine Schuld bekennt im Worte des Gebetes. All jenes ist Materie; hier ist Geist; und alle Herrlichkeit der Schöpfung verschwindet vor dem Gedanken im Menschengeiste, dem Bilde Gottes. Der Maler verläßt sein Bild nicht, er hätte denn den letzten Strich gethan, der es vollendet; die schönsten duftigsten Blumen aus ihrem Garten

opfert die Jungfrau auf dem Altare; der Mann des Gebetes das Beste, was er hat, sein Wort, in dem das innerste Leben seiner Seele Form und Gestalt gewonnen hat. Und das ist denn in der schönen ideenreichen Kirche das Schönste und Idealste.

Sollte jemanden diese Bemerkung weniger angenehm berühren, der erwäge St. Bernhards Wort: Habet vera amicitia nonnunquam objurgationem, adulationem nunquam [1]. Die Heilige Schrift hat bekanntlich ein sehr ernstes Wort über den, ‚qui facit opus Dei fraudulenter'.

In ihrer schönen Kirche hat die Gemeinde ein Gotteshaus sich gebaut, aber auch eine Stätte der Kunst, die bildend und veredelnd auf das gesammte Leben zurückwirken muß. Man weist uns auf die Museen und Kunstsammlungen hin, deren Besuch den ästhetischen Sinn fördern soll. Daß diese nicht leisten, was man von ihnen erwartet, ist eine bekannte Thatsache. Nicht einmal dem Städter bieten sie, was sie sollen, und noch viel weniger den Landbewohnern, denen der Besuch nur äußerst selten gestattet ist. Der Eintritt kostet in der Regel Geld; der Bauer ist aber gewöhnt, seine Kreuzer zu Rathe zu halten; und selbst an den Tagen, an denen der Eintritt frei ist, muß er doch zahlen. Man nimmt ihm eben seinen Regenschirm und Stock ab und was er sonst noch in der Stadt eingekauft hat und mit sich trägt, und gibt es ihm nur gegen ein Trinkgeld wieder. Da geht nun der Mann aus dem Burggrafenamt oder dem Sarnthale oder dem Vinschgau oder dem Pusterthale in den Sälen des Ferdinandeums umher, läßt sich an Tagen, die freien Eintritt gestatten, drängen und schieben, um alle die Siebensachen in Augenschein zu nehmen, die da aufgestapelt sind. Die Hellebarden, Streitäxte und Büchsen älterer und neuerer

---

[1] Wahre Freunde tadeln sich zuweilen, schmeicheln jedoch nie.

Construction werden ihn am meisten interessiren, vielleicht auch die Kleidungen, Matten und Pfeile der Wilden; bald aber fängt er an, schwindelig zu werden. Neben einem Christusbild sieht er nackte Gipsfiguren, die nichts weniger als wie die Mutter Gottes oder die hl. Nothburg aussehen. Er schämt sich bei diesem Anblick, besonders wenn er ‚Weiberleut' oder gar seine Tochter ‚Burgel' bei sich hat; die intelligente Welt sagt, diese Schamröthe komme vom Mangel an gründlicher ästhetischer Bildung, in Wirklichkeit aber ist es das natürliche und christliche Schamgefühl, welches durch solche Darstellungen verletzt wird.

Der Mann hat auch vollkommen Recht; denn wir sind Deutsche und keine Griechen, die durch die Athletenkämpfe an den Anblick nackter Männer gewöhnt waren. Aber selbst die hellenische Kunst in ihrer besten Periode war keusch; und erst mit deren Verfall, als die Plastik in den Dienst spät-griechischer und römischer Lüsternheit getreten war, und die Göttin vor dem Weibe zurücktrat, wagte es Praxiteles, seine Venus, nach dem Modell der Phryne gebildet, nackt darzustellen; wie Plinius meldet, war es selbst für seine Zeit noch ein Wagniß. Und auch Cicero würde unserm Tiroler Bauern den gebildeten Herren und Damen gegenüber Recht geben, da er die Schamhaftigkeit, welche verhüllt, als ein ‚officium naturae' [1] bezeichnete.

Weiter sieht der Besucher verschiedene Gemälde von berühmten Tiroler Meistern, ausgegrabene antike Geräthschaften, deren Bedeutung er nicht kennt. Vielleicht erholt er sich wieder beim Anblicke von Hofers ‚Amulet'; doch als guter katholischer Christ begreift er nicht, warum man dieses Bildchen, welches die allerseligste Jungfrau mit dem Kinde, und an ihrer Seite St. Andreas, Hofers Patron, und den hl. Franziskus darstellt, ein Amulet heißt. Er nimmt sich ein Herz und fragt einen

---

[1] Naturgesetz.

nebenstehenden Herrn mit Zwicker, Backenbart und einem dicken rothen Buch in der Hand. Der schüttelt den Kopf und gibt keine Antwort; es ist ein Engländer. Er fragt einen zweiten, der recht freundlich aussieht und ein Innsbrucker Bürger zu sein scheint. ‚Ein Amulet?‘ antwortet dieser langsam und sich besinnend, ‚ein Amulet, ja schauen's, da bin ich ganz überfragt.‘ Da sieht er einen dritten mit großem Bart und goldener Brille, die Leute heißen ihn ‚Herr Professor‘; der muß es wissen, denkt der Bauer, und wendet sich an ihn. ‚Ein Amulet‘, belehrt ihn dieser, ‚ist ein Fetisch oder Götzenbild, das die Wilden zum Schutze gegen Zauberei am Halse tragen.‘ Und mit einem ‚Habe die Ehre‘, das er zu seinem Nachbar spricht, empfiehlt er sich. Nun weiß unser Tiroler Bauer erst recht nichts. Der Sandwirth, denkt er sich, war doch kein Wilder; und die hl. Mutter Gottes ist auch kein Götzenbild. Nachdem er herausgekommen, ist ihm von alldem so dumm, als ging' ihm ein Mühlrad im Kopf herum.

Und es geht nicht bloß ihm so; auch den oben erwähnten Herren und Damen, von denen jene Vorlesungen über Kunstgeschichte an der Universität besucht, von den Indern, Babyloniern und Aegyptern an bis auf Makart, und diese ‚populärwissenschaftliche‘ Vorträge gehört haben über Apollo von Belvedere, Laokoon, den goldenen Schnitt und das Schönheitsideal der Alten, sieht man es an, wie sie herzlich froh sind, ihr Pensum hinter sich zu haben; fordert es doch die Bildung, in allen Städten die Galerien zu besuchen, pflichtgemäß zu bewundern, mit Kennermiene hie und da zu tadeln und vor dem Torso des Hercules im Vatikan, den man von allen Seiten mit Zwickern und Operngudern bald näher, bald ferner stehend anschaut, in Entzücken zu gerathen. ‚Bücher‘, hat mit Recht Görres gesagt, ‚muß man so viele zusammenbringen, als möglich ist; Bilder und Kunstwerke dagegen so sehr zerstreuen, als man nur kann‘ — in Kirchen, Rathhäusern, auf dem

Markte soll man sie sehen, aber nur nicht beisammen, wie in einem Wachsfigurenkabinet.

Im christlichen Gotteshause dagegen wirkt die Kunst mit ihrem vollen erhebenden Zauber auf das Gemüth. ‚Alle Religionen nähren die Kunst,‘ schrieb Canova an Napoleon I., ‚aber keine in solchem Maße wie die katholische.‘ Es sind die höchsten, erhabensten Ideen, die hier zur Darstellung kommen — Gott, Himmel, Sünde und Erlösung, Zeit und Ewigkeit, das Leben des Heilandes, seiner göttlichen Mutter und aller Heiligen mit ihren Kämpfen und Siegen, ihren Schmerzen und Freuden; in dem Vesperbild, das man in Deutschland vornehmer Pietà nennt, erscheint eine Tragik, tiefer und gewaltiger als in Niobe; Christus am Kreuze und Laokoon — wer möchte sie auch nur in Parallele stellen? Es ist ein dem Beschauer geläufiger Ideenkreis, der hier in Farbe und Stein Gestalt gewonnen hat; so ist er auch im Stande, sich ganz in diese Bilder hineinzuleben, sie recht unmittelbar in ihrer überwältigenden Macht auf sich wirken zu lassen. Und so hat die Kunst das erreicht, was sie sein will und soll, eine Sache für alle, populär im edelsten Sinne des Wortes; außerdem wird sie nur noch, aber wahrlich nicht immer zu ihrem Heile, in den Hallen der Fürstenpaläste und allenfalls im Salon des Börsenbarons eine Heimat finden, der für sie, um mit E. von Hartmann zu sprechen, ein Interesse hat, wie der Berliner Großhändler für die Posse, die ihn für einen Abend amüsiren muß. Wir sind gewiß keine Verächter der Antike; aber man soll sie studiren, nicht gedankenlos nachahmen. Die Meisterwerke der griechischen Kunst waren deswegen diese, weil Form und Inhalt in ihnen sich deckten; was der Bildhauer darstellte, was der Dichter sang, das lebte in den Anschauungen, Sitten, Erinnerungen des Volkes; die Kunst war ein Baum, tief eingewurzelt im Boden ihrer Heimat, darum trug sie so herrliche und gesunde Früchte.

Der moderne Künstler dagegen, der einen Raub der Europa darstellt, oder mit mythologischen Scenen sein Gemälde schmückt, steht ganz außerhalb seines Volkes, das dafür gar kein Verständniß hat, noch haben kann, ohne jede Beziehung zur Wirklichkeit; darum ist die deutsche Dichtung der neuern Zeit, im Gegensatze zu jener des Mittelalters, nahezu eine bloße Kunstpoesie geworden, und die bildenden Künste wurden höchstens Gegenstand der Reflexion und der Kritik, nicht aber ein Element der Volksbildung, an dem dieses sich erbauen und erheben konnte.

So bildet die Kirche durch die Predigt den Verstand des Volkes, indem sie ihm die großen Probleme vorlegt, welche den menschlichen Geist von jeher beschäftigt haben, und eine Lösung gibt, zu der schließlich, wie J. H. Fichte bekennt, ‚alle Philosophie zurück muß‘, soll sie nicht in Materialismus und Pessimismus untersinken. Das Gesetz des Evangeliums ordnet sein Leben und legt mit den unwandelbaren Sätzen der Moral zugleich die dauernden Fundamente für Staat und Gesellschaft, für bürgerliches Wohlsein und Gedeihen. ‚Chose étrange,‘ hat Montesquieu gesagt, ‚la religion chrétienne, qui ne semble d'avoir d'objet que la félicité de l'autre vie, fait encore notre bonheur dans celle-ci.‘ Beim Anblicke dieser idealen Welt, wie sie in den Bildwerken des Gotteshauses uns entgegentritt, fühlt die Seele sich frei und weit und emporgehoben aus den trüben Gründen dieses Erdenthales in den reinen Aether großer, weihevoller Gedanken; da vergißt auch der Niedrigste seine Niedrigkeit und der Aermste seine Armuth; denn an dem allem darf er ja seinen vollen Antheil nehmen, Tag für Tag. Und da feiert er Feste, hehrer und herrlicher als der König an seinem Hofe. Man muß das Volk sehen, wenn es an einem besonders feierlichen Tage aus seiner Kirche kommt; diese Freude, diese Erhebung hat das Fest ihnen gebracht, das sie im Gotteshause wie ein Familienfest in ihres

Vaters Hause gefeiert haben. Und die Erinnerung daran begleitet den Armen auf seinem Heimwege in die enge Hütte, und beleuchtet wie ein Sonnenblick die trüben Tage seines Lebens.

Indem der Blick Tag für Tag auf diesen Gestalten ruht, wird das Gefühl für das Schöne, Edle, Maßvolle geweckt und entwickelt; das Auge, das diese Bilder immer vor sich sieht, bereichert die Phantasie mit idealen Anschauungen; der Sinn für Form und Maß wird allem, bis zum einsamen Kreuz am Wege, ein edles Gepräge verleihen.

So ist in Wahrheit manche Dorfkirche ein Kunsttempel geworden; und so mag es sich auch erklären, warum Tirol in neuerer Zeit so viele hervorragende Maler und Bildhauer hervorgebracht hat — ein Koch, Knabl, Defregger, Plattner, Mader, Hellweger, Stolz, Flatz haben in ihrer Umgebung die erste Anregung empfangen, wie sie es denn wieder waren, denen Tirol so viel Schönes verdankt.

Auch klage man nicht, daß die Tiroler Kunst eine einseitig religiöse sei. Denn es ist nicht einmal so, und wenn es auch so wäre, so sollte man Gott danken, daß in einem so realistischen Zeitalter, das durch bestechendes Colorit und das Modell die Ideenarmuth und innere Leerheit zu decken sucht, wenigstens in einem Winkel der Erde die heilige Kunst noch Verständniß und liebende Pflege findet. Makart mit seiner Schule, der Schillers Recept nur zur Hälfte anwendet, da er zwar die Wollust malt, aber nicht ‚den Teufel dazu', findet Bewunderer und Nachahmer genug; sollte die Kunst nicht mehr ihres erhabenen Amtes walten dürfen, auf dem Wege des Schönen Führerin zu Gott zu sein, den Winckelmann Ursprung und Quelle aller Schönheit genannt hat? Soll sie denn überall erniedrigt werden zur Hetäre im Dienste flüchtigen Sinnenreizes, oder im besten Falle über das Genre sich nicht erheben dürfen? Hat doch die Münchener Ausstellung vom Jahre 1876 in geradezu erschreckender Weise den Verfall der

Malerei vor aller Welt kund gethan. Und selbst da, wo einer oder der andere in der religiösen Malerei sich versucht, liefert er doch nicht selten nur ein ungesundes Product, seine Arbeit ist gemacht, seelenlos, manierirt, weil ohne tieferes Verständniß und wahre Empfindung, und kann dann nur dazu dienen, die Kunst der ‚Nazarener‘, wie sie gescholten wird, nicht ohne Grund in Mißachtung zu bringen.

Weil noch wahrhaft religiöse Künstler, hat Tirol auch noch echte religiöse Malerei. Flatz hat in seinem Studio viel gebetet, wie einst Fra Angelico; darum muthen uns seine Muttergottesbilder so fromm an. Plattner hat sich mit Liebe in die katholische Liturgie versenkt; darum sind seine Bilder auf dem Friedhofe zu Innsbruck, und besonders seine letzte Arbeit, das ‚Te Deum laudamus‘ zu Jenesien, so gedankenvoll und tiefsinnig componirt, ausgeführt mit Berücksichtigung aller Fortschritte der modernen Technik, ohne doch durch Farbenglanz bestechen zu wollen, kirchlich aufgefaßt, aber frei von archaistischer Manier. Als ich einmal einen Tiroler Künstler in eine bayerische Kirche führte, welche nach ihren architektonischen Verhältnissen nicht unschön, selbst originell ist, aber, mit gelber Küchenfarbe im Innern angestrichen, nichts das Gemüth Erhebendes bot, sagte mir dieser: ‚In eine solche Kirche wird kein Tiroler gehen.‘ Was aber aus einem Volke wird, das der Kirche entfremdet ist, beweist die Erfahrung. Denn die Schule kann die Kirche nimmermehr ersetzen.

III.

Wirft man einen Blick auf die Thätigkeit der liberalen Aera in Sachen der Schule, so wird man unwillkürlich an jenen italienischen Bauern erinnert, der des süßen Weines etwas zu viel genossen hatte. Als er sein Thier besteigen wollte, um nach Hause zu reiten, fiel er immer wieder herab; ein

vorübergehender Kapuzinerbruder sah dies und rieth ihm, zum hl. Antonius zu beten. Das that denn der Bauer, kam diesmal auch glücklich hinauf, fiel aber gleich auf der andern Seite wieder hinunter. È troppo, Sant' Antonio! soll er da vorwurfsvoll ausgerufen haben. Ich bin nun durchaus nicht gewillt, den frühern österreichischen Unterrichtsminister mit einem betrunkenen Bauern zu vergleichen, auch bin ich nicht der Meinung, daß derselbe besonders viel zum hl. Antonius gebetet hat. Aber doch gilt der Vorwurf: è troppo, Sant' Antonio! Es mag sein, daß in früherer Zeit dem Volksunterricht weniger, als gut war, Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet wurde: jetzt aber ist man, wie auch in anderen Dingen in Oesterreich, in das entgegengesetzte Extrem gefallen. Die Schulgesetze, wie sie im letzten Decennium in Oesterreich publicirt worden sind, haben nicht bloß den Widerspruch der Gemeinden hervorgerufen, sondern sind auch allen Männern von Einsicht und Erfahrung nicht unbedenklich erschienen. Handelt es sich doch wahrhaftig in Schulfragen nicht um experimenta in anima vili, sondern um des Volkes Zukunft, der Seelen Gesundheit und Heil. Die Symptome von Größenwahn, gepaart mit unbeschreiblicher Begriffsverwirrung und Phrasenschwall, wie sie in den letzten Lehrerversammlungen an den Tag getreten sind, haben auch den minder scharf Blickenden die Augen geöffnet. Doch die schwerste Krisis der Schulkrankheit in Oesterreich ist überstanden, die Bewegung beginnt bereits eine rückläufige zu werden.

Wer in Oesterreich reist, begegnet da nicht selten Frauenzimmern, von denen er nicht weiß, zu welcher Kategorie er sie zählen soll. Ist es eine Kellnerin höhern Ranges, fragt er sich, die eben aus ihrem Dienst in der Sommerfrische zurückkehrt, oder eine Putzmamsell, die nun für die Wintersaison eine Stelle sucht, oder eine Ladnerin aus einem feinen Geschäft? Endlich findet sich die Lösung: es sind Lehrerinnen, an den

Pädagogien von ‚Professoren‘ gebildet, die hinausgehen, um Aufklärung unter das Landvolk zu bringen. Vollgepfropft mit allem möglichen Wissenskram, das sie ohne Verständniß nur halb und oberflächlich aufgenommen, schickt man diese armen Geschöpfe hinaus, wo sie einsam stehend, oft ohne Kenntniß des Allernothwendigsten, was zur Führung eines Haushaltes gehört, und vielfach enttäuscht bald sich unglücklich fühlen müssen. Da denke ich denn oft an eine Lehrerin in einem kleinen Orte Nordtirols, die ich kennen lernte; sie ist eine kräftige Person in den mittleren Jahren, gesund und frisch an Leib und Seele. Als Lohn für das ganze Jahr empfängt sie dreißig Gulden, und ist nebenbei mit Handarbeit beschäftigt. Der Curat lobte sie außerordentlich; im Katechismus, erzählte er, seien die Kinder vortrefflich unterrichtet; Lesen, Schreiben und Rechnen verstehe sie auch ihnen gut beizubringen. Wer noch mehr lernen wolle, bemerkte er, habe Gelegenheit, im benachbarten Städtchen höhere Kenntnisse sich zu erwerben; künftigen Studenten gebe der Cooperator bereitwillig Unterricht in der lateinischen Grammatik. Ein echtes, praktisches Christenthum, setzte er hinzu, sei die Hauptsache in der Erziehung. Naturkunde, Himmelskunde und der übrige Firlefanz passe nicht für das schwache Weibergehirn; es sei ohnehin nichts Rechtes, was sie lernen, und bei der Arbeit im Felde, auf der Weide, im Walde, im Kuhstall gewännen sie mehr praktische Kenntnisse in der Kräuter- und Thierkunde, als aus ihren Büchern. Ich konnte dem kleinen, lebhaften Männchen nicht ganz Unrecht geben; er wird das aus Erfahrung wohl am besten wissen. Je breiter der Strom der Bildung, desto seichter wird er; und halbe Bildung ist nicht bloß ein widerwärtiges, sondern ein höchst gefährliches Ding. Nur wenige beurtheilen sich eben wie Sokrates, den darum das Orakel für den Weisesten unter den Griechen erklärte, weil er wußte, daß er nichts wußte. ‚Thoren und gescheidte

Leute', sagt einmal Goethe, 'sind beide unschädlich; aber Halbthoren und Halbweise sind die Gefährlichsten.'

Uebrigens geschieht für höhere Bildung nirgends so viel als in Tirol. Ganz Bayern, mit über fünf Millionen Einwohnern, hat nur vierunddreißig humanistische Gymnasien; Tirol, das mit Wälschtirol noch keine Million zählt, hat deren zehn. Viele derselben sind von Priestern und Ordensleuten geleitet, wie denn dem Clerus Tirol großentheils seine Bildung verdankt. Jungtirol klagt ihn an, als habe er dazu beigetragen, wälsche Sprache und Bildung nach Tirol zu bringen, und so den Rückgang des Deutschthums befördert. Von der gegenwärtigen Generation wird sich dies nicht wohl behaupten lassen. Als die kirchlich-sociale Revolution im 16. Jahrhundert auch über Tirol hinstürmte und das Land in seinen Grundvesten erschütterte, waren es allerdings italienische Mönche und Ordensfrauen, deren lebendiger Glaube, fromme Begeisterung, selbstloser Eifer und werkthätige Liebe für Tirol ein neues Element der Ordnung und des Bestandes bot. Aber gerade der Kampf gegen den Protestantismus war es ja auch, welcher das Oberinnthal und Vinschgau von dem reformirten Graubünden für immer schied, so daß das romanische Idiom, welches die Brücke des Verständnisses mit den Bündnern bildete, hier vollständig erloschen ist und die deutsche Sprache eingebürgert wurde. Das Ueberwuchern der wälschen — italienischen und später französischen Sprache — im 16. und noch mehr im 17. Jahrhundert zeigt sich nicht bloß in Tirol, sondern machte sich überall in Europa, selbst an den protestantischen Fürstenhöfen geltend. Auch in Frankreich bildete noch zur Zeit der Frau von Sevigné die italienische Sprache und Literatur einen nothwendigen Bestandtheil edlerer Frauenbildung, bis später das Französische an dessen Stelle auch für das Ausland trat.

Es war eben der anfänglich geradezu überwältigende Eindruck der Renaissance, der in Literatur und Kunst zuerst

Italien, dann Frankreich und Deutschland huldigten mit Darangabe fast aller Traditionen der Vorzeit. Wenn Bembo nicht gerne die Vulgata las, und Erasmus nie mit dem Volke in dessen Sprache redete, um seinen lateinischen Stil nicht zu verderben, wenn überall auch an protestantischen Höfen französische Sprache, Sitten, Bauten, Gärten gepflegt wurden, italienische Baumeister im Herzen von Deutschland ihre Thätigkeit entfalteten zu einer Zeit, als die Reformationsperiode längst abgelaufen war, und selbst die Paulskirche zu London im Renaissancestil, das Theater zu Bayreuth, dieses Cabinetstück des Rococo, von dem Italiener Bibiena im vorigen Jahrhundert gebaut wurde, so beweist dies, daß eben der in der Renaissance zur Geltung gekommene Gedanke — ob mit Recht oder Unrecht, untersuchen wir nicht — einen unwiderstehlichen Reiz für diese Jahrhunderte hatte, der in Politik, Literatur, der bildenden Kunst und im gesellschaftlichen Leben seine mächtigen Wirkungen äußerte, für Deutschland nicht ohne Schädigung seiner Sprache, volksthümlichen Kunst und Sitte. Auf Jahrhunderte hinaus hat sie die Anschauung der Völker bestimmt, und es war das Werk langer Zeit, vieler Kämpfe und großer Männer, bis für deutsche Kunst in Bild und Schrift wieder ein Verständniß gewonnen ward. Wenn darum der Tiroler Clerus durch eine falsche Geschmacksrichtung vor Zeiten gesündigt hat, so klage man nicht ihn allein an; alle Stände, alle Länder sind in gleicher Schuld, und damals gerade jene, die das Monopol des guten Geschmackes zu besitzen wähnten.

Sollte einer daher den Tiroler Clerus als bildungsfeindlich anklagen, dann würde ich als Gegenbeweis hindeuten auf die Geschichte der Bildungsanstalten und Literatur Tirols. Man zeige uns anderswo ein Gymnasium, an dem zu gleicher Zeit drei Männer wirkten vom Rufe eines Albert Jäger, Beda Weber und Pius Zingerle. Und auch in der Gegenwart sind Männer wie der jüngst verstorbene P. Max Hollaus in Hall,

k. k. Schulrath, P. Flavian ebendaselbst, P. Cölestin Stampfer zu Meran, P. Vincenz Gredler, P. Anzoletti, P. Marcus zu Bozen, Director Mitterrutzner zu Brixen als Lehrer und Schriftsteller in weiten Kreisen gekannt und hochgeachtet. In Brixen wirkten an der theologischen Lehranstalt vor noch nicht langer Zeit Stapf, dessen Moralhandbuch eine weite Verbreitung hatte, der geistvolle, leider zu früh verstorbene Alois Meßmer, Gasser, der Mann der Wissenschaft und der That, der unvergessene Bischof, und Feßler, dessen Patrologie einen staunenswerthen Wissensschatz enthält und eine Fundgrube bildet, aus der alle späteren Arbeiten auf diesem Gebiete geschöpft haben. Die früheren Professoren zu Trient, J. Zingerle und Wieser, der noch dort wirkende Professor de Lama, Egger und Zobl in Brixen und Regens Aichner daselbst, dessen Kirchenrecht verdientermaßen bei allen Fachmännern auch in Deutschland hohes Ansehen genießt, sind Namen von gutem Klange, freilich jenen unbekannt, bei denen das Wort eintrifft: Latina sunt, non leguntur. Auch an der theologischen Facultät zu Innsbruck entfalten die geborenen Tiroler, wie P. Wieser auf dem Gebiete der Philosophie, Katschthaler auf dem der Dogmatik eine rege literarische Thätigkeit, denen wir auch den Cardinal Franzelin zuzählen dürfen, wenn er auch nicht dieser Anstalt seine Lehrthätigkeit gewidmet hat.

Diese wenigen Namen — andere hat Dr. Egger selbst in seinem Buche angeführt — mögen genügen, um den Beweis zu liefern, daß der Tiroler Clerus auch für das Gebiet der Wissenschaft wie für jenes der Kunst Sinn und Verständniß hat. Und dabei sehen wir gerade bei den Besten nicht selten die liebenswürdigste Bescheidenheit, wie sie besonders bei Pius Zingerle in rührender Weise erschien. Es ist wahr, das Literaturbild Beda Webers zeigt manche Mängel. Seine reiche Phantasie hat ihm gleich einem neckischen Kobold manchmal einen Streich gespielt, der dem Historiker besonders schwer an=

gerechnet wird; sein Stil ist geistreich und gedankenvoll, in volltönendem Pathos dahinwogend wie ein gewaltiger Bergstrom, aber nicht immer einfach und klar genug; nicht selten fehlt ihm gerade das, was den Meister ankündet, das Maß, weswegen die Lectüre seiner Werke auf die Dauer ermüdend wirkt. Aber ein paar Blätter aus denselben dürften vollständig hinreichen, um so manche breite Bettelsuppe der Epigonen zu würzen und kräftiger zu machen. Selbst ‚bäuerische Sitten‘ hat man ihm angedichtet. Beda war ein häufiger und gerne gesehener Gast auf den Schlössern des Adels und in den gebildetsten Patricierfamilien Frankfurts; manche einsame Stunde habe ich mit ihm unter vier Augen zugebracht, und in ihm nicht bloß einen überzeugungstreuen Priester, sondern auch einen vielseitig und auch gesellschaftlich gebildeten Mann verehren gelernt. Allerdings sprach er nicht den Berliner Jargon, den jetzt die jungen Privatdocenten und Lieutenants nachäffen, noch hatte er die Wiener Eleganz; es war eine offene, biedere Tirolernatur, welche die Sehnsucht nach der Heimat nie verwinden konnte.

Nun hat unser Leser hinreichendes Material, um folgenden Satz Eggers beurtheilen zu können: ‚Die Gegenreformation verminderte Einsicht und Thatkraft, Selbstvertrauen und Neuerungslust, stärkte den Wunderglauben, bevölkerte die Klöster und vermehrte die Zahl der Feiertage.‘

Was den Mangel an Thatkraft betrifft, so dürfte dieser Tadel Tirol am wenigsten treffen: ganz Deutschland lag zu den Füßen des corsischen Imperators, nur Tirol und die ultramontanen Spanier kämpften mit Heldenmuth, ohne auch nur zu fragen nach der Zahl ihrer Gegner. Daß das Kloster nichts weniger als ein Krebsschaden für die Gesellschaft ist, sollte Egger hinlänglich bekannt sein, da man protestantischerseits alles aufbietet, um religiöse Genossenschaften, in Deutschland für Frauen, in England auch für Männer wieder zu

begründen; hätte er Deutschland mit aufmerksamem Auge bereist, so hätte er fast in jeder größern Stadt protestantische Nonnen sehen können. Selbst der protestantische Bischof von Seeland, Martensen, gesteht, daß die Klosteraufhebung ein Schritt zum Socialismus war und die Herrschaft des Kapitals befestigte. Was aber die Neuerungslust betrifft, welche die Gegenreformation ertödtet haben soll, so erinnert dieser Tadel an einen Vorwurf, den einmal Strauß dem Evangelium macht, daß es nur die Armuth predige, nicht aber auf die Pflicht hinweise, den Nationalreichthum zu mehren; als ob nicht der Mensch von Haus aus hinlänglich genug aufgelegt wäre, das Geld zu nehmen, wo er es findet, und das ihm lästige Alte mit scheinbar besserem Neuem, das ihm dienen soll, zu vertauschen! Nicht bloß die Feiertage, auch die Sonntage sind schon lange jenen zu viel, welche für die religiös-sociale und sanitäre Bedeutung und Nothwendigkeit des kirchlich geweihten Ruhetages kein Verständniß haben; ihr Ideal bilden die Chinesen, die weder Sonn- noch Feiertage kennen, außer einmal am Schlusse des Jahres; das Resultat sothaner Lebensordnung ist eben auch das Chinesenthum. Der Arbeiter ist aber auch ein Mensch und keine bloße ‚Arbeitskraft', die das Kapital ‚ausnützt' und dann wegwirft. Uebrigens haben seit mehr als hundert Jahren die Päpste die Feiertage verringert, und sind in Rom selbst weniger als in Tirol. Wunderglaube endlich ist kein Aberglaube; den kann Egger bei dem protestantischen Landvolk in der crassesten Weise eher finden. —

Es sind nun gerade fünfundzwanzig Jahre, als ich mich spät am Abend auf dem Goetheplatz zu Frankfurt von Beda Weber verabschiedete. Den Todeskeim trug er schon, ohne es zu ahnen, in seiner Brust. ‚Ihr in Mitteldeutschland', dies waren seine letzten Worte, ‚habt den Kampf durchgekämpft, die Lage beginnt bereits sich zu klären. Aber mein Tirol muß noch hindurch, schwere Stürme stehen ihm bevor; die ererbte

Frömmigkeit und Sitte muß hindurch durch das Feuer der Kritik und sich bewähren. Es wird ein harter Kampf sein, Gott schütze Tirol!'

Este, precor, memores, qua sitis stirpe creati! [1]

Es ist ein schönes Wort von Rückert:

Das Volk ist glücklich, deß' Mannsalter ist durchdrungen
Von unverwelklichen Jugenderinnerungen,
Das immer werdend nie Gewordenes verliert,
Und sich aus eig'nem Grund stets höher umgebiert.

Gott schütze Tirol!

---

[1] Nimmer vergesset, ich bitte, des Stammes, aus dem ihr entsprossen!

7. Die Bäder in Tirol.

Die Bäuerlesbäder; Lebensweise in denselben. — Das Wildbad am Brenner. — Meran, Eppan und der Gardasee.

I.

Auffallend dürfte es wohl manchem Leser erscheinen, daß unserm Aufsatze, der die kirchlichen Verhältnisse in Tirol bespricht, eine Beschreibung der Tiroler Bäder folgt. Liegen doch diese Gebiete weit auseinander, ohne jede innere Beziehung. So möchte es wohl scheinen; aber in der Wirklichkeit trägt selbst das in der übrigen Welt sehr profane Badeleben in Tirol ein religiöses, katholisches Gepräge, für das katholische Tirolervolk nämlich, von dem wir ja reden. Denn unsere ‚Gebildeten' sind überall dieselben; nur sind jene, welche von Wien herkommen, oder in den Tiroler Städten und Städtchen sich nach ihnen zu modeln suchen, was die Roheit ihrer religiösen Anschauungen betrifft, unsern deutschen Aufklärlingen um ein gutes Stück voraus, wenngleich in jeder andern Beziehung ihr geistiger Entwicklungsgang ein ziemlich langsames Tempo beurkundet. Dafür liegt aber auch fast überall im ‚Herrnstübel' die ‚Neue freie Presse' auf, zum schlagenden Beweis uns ultramontanen Finsterlingen gegenüber, wie wir es in Oesterreich und auch in manchen Tirolerkreisen doch ‚so herrlich weit gebracht'!

Diese Herrschaft einer ideen- und grundsatzlosen, seichten, durch und durch verjüdelten Presse in Oesterreich ist es auch, was jede Conversation so langweilig macht; es sind immer dieselben Phrasen, dieselben schiefen Anschauungen und halbwahren Sätze, die man in manchen Kreisen der jüngeren Be-

amtenwelt aussprechen hört; ein gedankenloses Wiederholen dessen, was am Tage zuvor eine von irgend welcher Partei gekaufte Feder geschrieben hat. Höchst naiv hierbei ist ihre Verwunderung, wenn ein hergereistes Menschenkind aus dem Reich anderer Ansicht zu sein wagt, und ihnen nebenbei zu erkennen gibt, daß es auch etwas von der Welt gesehen und gelernt hat. Dabei haben viele eine fast krankhafte Sucht, die wirklichen oder bloß eingebildeten Mißstände ihres Vaterlandes, besonders aber in dem von den ‚Schwarzen' ganz beherrschten Tirol in den düstersten Farben zu malen und einen gewissen Pessimismus zur Schau zu tragen, als meinten sie, es müßte auf dem dunkeln Hintergrunde dieser cimmerischen Finsterniß das Licht ihrer Aufklärung desto heller leuchten, und könnten sie nur dadurch dem kritisirenden Ausländer sich ebenbürtig an die Seite setzen, wenn sie womöglich noch bitterer, noch rücksichtsloser verurtheilen und verwerfen. Hat ja doch selbst ein im Geruche des Liberalismus stehender Geistlicher, der, von der Regierung subventionirt, in Tirol herumreist und Vorträge über Landwirthschaft hält — die Bauern heißen ihn deshalb den ‚Mistapostel' —, in einer Druckschrift neben manchen zweckmäßigen Vorschlägen und guten Bemerkungen dennoch die so kleidsamen und charakteristischen Leibgurten des männlichen Landvolkes bekrittelt, weil gesundheitswidrig! Man findet diesen wohlfeilen Liberalismus, der an allem nergelt, alles tausendmal besser versteht, über Volk und Regierung schimpft, sich aber wohl bezahlen läßt und im Amte es sich möglichst bequem macht, auch anderswo; doch nirgends so häufig als in Oesterreich. So wie hier versteht man es nirgends, seine schmutzige Wäsche vor aller Welt auszuhängen, und durch ein paar gute oder schlechte Witze jede gute Regung im öffentlichen Leben, jeden Aufschwung zum Bessern dem Gelächter des leichtfertigen Pöbels preiszugeben. Für ihre Borussomanie aber wäre ihnen zu wünschen, ein paar Jahre unter die

preußische Fuchtel zu kommen; die jüngeren Beamten, denen die Regierung das Geld gegenwärtig förmlich nachwirft, würden dann erfahren, daß es sich doch, was sie wenigstens angeht, in Oesterreich nicht so übel lebt.

Kaum besitzt ein anderes Bergland so viele Heilquellen als Tirol; im Pusterthale allein, freilich einem der längsten Tiroler Seitenthäler, lassen sich gegen siebenundzwanzig aufzählen. Am bekanntesten wurden in neuester Zeit darunter die Bäder von Innichen, Maistatt, Antholz, Prags. Ehe in den letzten Jahren der Schienenstrang auch dieses Thal dem Verkehr erschloß und außer den Holz- und Viehhändlern nur selten ein Reisender es besuchte, erhoben auch diese Anstalten sich kaum merklich über das Niveau aller ähnlichen Einrichtungen der Art in Tirol. Es waren eben meistens ‚Bäuerlesbäder'. Ein Badgast aus Kissingen oder Karlsbad würde schaudern beim Anblick dieser allerdings höchst primitiven Zustände; schon der einzige Weg, auf dem er in ein solches Bäuerlesbad gelangen kann, müßte ihm Entsetzen einflößen. In der Regel liegen sie hoch in den Bergen, in einer engen Schlucht, hart am tosenden Bach. Zwei, vier Stunden lang führt der Fußweg bergan, nicht selten ziemlich steil; der Boden ist von Regengüssen zerklüftet, die Wasser nehmen quer darüber ihren Lauf, und wo ein Pflaster sich findet, scheint es eher für die Hufen von Mauleseln, als für einen ordentlichen Christenmenschen da zu sein. Welche ursprüngliche, robuste Naturen sind doch das, und was für einen Kern von Lebenskraft müssen diese Menschen haben, die in der Krankheit solche Wege gehen, um Heilung zu suchen! Der größere Theil unseres Badpublikums würde erliegen. Die Nahrungsmittel und sonstigen Bedürfnisse werden theils von Boten auf dem Rücken, theils auf sogen. Schleifen hinaufgebracht, d. h. kleinen Karren, die nur an ihrem Vordertheil zwei niedere Räder haben, während das Hintertheil auf einem Schlitten ruht.

Bei alledem oder vielmehr gerade deswegen sind dennoch diese Bäder während der bessern Jahreszeit verhältnißmäßig stark besucht; das stärkste Contingent stellen aber die Bauern aus den umliegenden Gegenden und die Geistlichen; hie und da erscheint auch ein verfeinerter Städter, den die erprobte Heilkraft der Quelle alle Strapazen des Weges überwinden ließ. Gerade dies nun bildet eine ganz besondere Eigenthümlichkeit des Tiroler Lebens. In Mittel- und Norddeutschland ist jede Badereise immerhin ein ziemlich kostspieliges Ding, und nur die Wohlhabenderen können sich einen solchen Luxus erlauben; darum sehen wir in unsern Bädern meistens nur die höheren Stände vertreten, unter denen hie und da ein Bäuerlein herumgeht, der auf Geheiß seines Arztes ein Stück Geld darangewagt hat, dem man aber an seinem melancholischen Gesicht das Heimweh ansieht, und wie unbehaglich er sich fühlt in dieser Umgebung. Man hat eben alle derartigen Anstalten nach der Schablone der großen Bäder eingerichtet, mit Kurhaus, Conversationssälen, Kurmusik, wenn sie auch nur aus einer heisern Clarinette und ein paar lebensmüden Violinen besteht, Table d'hôte, ganz besonders aber die Rechnungen, die daselbst gemacht werden, sammt den Kosten der unvermeidlichen ‚bougies' und dem Service, das der Herr für sich in die Tasche steckt, zum Muster genommen.

Hier in Tirol ist nun dies gerade umgekehrt. Es thut einem wohl, diese kräftigen, behäbigen Gestalten der Landleute um sich zu sehen. Vielen sieht man es an, daß sie nur hierhergekommen sind, um auf diesen Höhen und in dem kühlen Schatten der mächtigen Tannen ‚Sommerfrische' zu halten. Was des Lebens Nothdurft erfordert, ist hinreichend geboten und an Speise und Trank gerade kein Mangel; denn der Tiroler, vorab der Südtiroler, ist hierin das gerade Gegentheil des Schweizers. Hier ist die Nahrung, auch bei den Wohlhabenderen, mehr als einfach; Kaffee, und zwar keiner

von der besten Sorte, ein Gebräu von verschiedenen Ingredienzien, die sie in den Gasthäusern mit dem wohlklingenden Titel ‚Extract‘ benennen, vertritt häufig die Stelle der Mahlzeit. Wer darum unmittelbar aus der Schweiz, abgesehen von den Urkantonen, herüberkommt auf das Tiroler Gebiet, dem stellt sich augenblicklich ein bedeutender Unterschied in der äußern Erscheinung der Bewohner beider Länder dar.

Die Schweiz ist ein Land der Industrie; der Schweizer im großen ganzen nüchtern, zurückhaltend, berechnend, sparsam; er weiß den Werth des Geldes zu schätzen, und trägt hie und da, namentlich der Zürichbieter, in einer für den Fremden unangenehmen Weise das Selbstbewußtsein des Republikaners zur Schau. Die Tiroler dagegen sind noch wenig von ‚des Gedankens Blässe angekränkelt‘; ein ursprüngliches unmittelbares Gemüthsleben schlägt durch in ihrem Charakter, aber nicht ohne eine gute Dosis praktischen Verstandes und selbst Schlauheit; nach Verschiedenheit der Thäler wiegt bald das eine, bald das andere vor. So dürftig die Nahrung des armen Hirten in den Bergen, so kräftig und ausgiebig ist sie dagegen auf dem Bauernhofe. Wohl hat letzteres seine Schattenseiten; der Wälsche kommt mit der Hälfte von dem aus, was der behäbige Bauer aus dem Burggrafenamt verbraucht. Daher, besonders in schlechten Weinjahren, hausen manche schnell ab; der Wälsche, von Hause aus ans Sparen gewöhnt, ist gleich bei der Hand, den verschuldeten Hof zu kaufen; in Italien sollen eigene Gesellschaften bestehen, welche ihren Landsleuten zu diesem Zwecke Vorschüsse zu billigen Zinsen geben. Ein wälscher Bauer erzählte mir voll Verwunderung, daß die deutschen Arbeiter fünfmal des Tages essen; kaum, meinte er, haben sie die Hand an die Arbeit gelegt, so gehen sie auch schon wieder weg zum Essen. Polenta mittags, Polenta abends, in der Frühe ein Gläschen Rosoglio, das, behauptete er, sei hinreichend. Nimmt man hinzu, daß die Kinder aus

gemischten Ehen immer leichter und lieber italienisch als deutsch sprechen lernen, so begreift man das Vorrücken des wälschen Elementes in Südtirol. Immer mächtiger drängt es nach Bozen hin, selbst in der Stadt ist ein großer Theil der Arbeiter und Dienstleute wälsch, die an dem dortigen Roveredaner Priester Antonini einen sehr tüchtigen und dabei weltklugen Seelsorger haben.

In einem Aufsatze über Tirol wurde als tadelnswerth hervorgehoben, daß den Predigern während einer Mission täglich drei Maß Wein gereicht wurden; das ist aber nicht mehr als das tägliche Quantum, das der Dienstbote in Südtirol für sich in Anspruch nimmt; freilich mag es meistens nur von jenem sein, den der Wälschtiroler ‚vino piccolo‘ nennt und ist ein Präservativ gegen die schädlichen Einflüsse der Fieberluft. Der Tiroler gönnt sich etwas und seinen Leuten; daher aber auch diese herrlichen, durch und durch gesunden, kräftigen und lebensfrohen Menschen, denen wir dort begegnen, während in den industriellen Kantonen der Schweiz der Anblick selbst der Landbevölkerung mit ihrer blassen Gesichtsfarbe, weniger gut ausgebildeten Gestalt uns nur zu sehr an die Fabrik erinnert. Die Heilquellen und Luftkurorte in der Schweiz sind in erster Linie für die Fremden bestimmt; ihre Einrichtung und Verwaltung bilden einen Zweig der industriellen Thätigkeit dieses rührigen Volkes, der ebenso gut wie Handel und Fabrik Unternehmungsgeist fordert und seine mehr oder minder glücklichen Chancen hat, wie jede andere Speculation. Die vermehrte Concurrenz, die steigenden Anforderungen des Reisepublikums nöthigen die Besitzer, alles aufzubieten, um ihr Haus so comfortabel als möglich einzurichten. An einem der oberitalienischen Seen steht ein Hôtel, von einer Actiengesellschaft gegründet, das während der verhältnißmäßig langen Saison täglich hundert Napoleons, demnach fast tausend Gulden, einnehmen muß, nur um die Zinsen des Etablissements zu decken.

Man hat die Kosten seiner Herstellung auf vier Millionen Franken berechnet, Park und sämmtliche Dependenzen mit eingerechnet. Das kann nun freilich nur für die ‚oberen Zehntausend‘ der Gesellschaft berechnet sein. Die Folgen liegen am Tage. Die in früheren Zeiten so besuchte Wallfahrt zu ‚Unserer Lieben Frau vom Schnee‘ auf dem Rigi (Regina montium) mußte mehr und mehr verkümmern; im letzten Jahre waren es kaum noch zweitausend Pilger. ‚Unser Mutter-Gottes-Berg‘, klagte mir ein treuherziger Kapuziner, ‚ist jetzt viel eher ein Venusberg.‘ Unsere modernen Hôtels haben keinen Platz für arme Pilger. Nur Einsiedeln macht noch immer eine ehrenvolle Ausnahme; doch, wie lange noch? Wenn einmal die im Bau begriffene Eisenbahn vollendet [1] und auch diese liebe, stille, fromme Stätte hineingezogen ist in den Strudel des Weltverkehrs, wenn, von der Neugierde getrieben, Genußmenschen jeden Glaubens und Unglaubens sich da umhertreiben, um diese großartige Bethätigung des katholischen Sinnes, diese rührenden Aeußerungen der innigsten Frömmigkeit mit dem Operngucker zu betrachten, denen die ‚mala gaudia mentis‘ [2] auf dem Gesichte geschrieben stehen, wenn sie sich auch nicht in ihren Reden offenbarten — dann sind die schönsten Tage für die Pilger dahin.

Die Bäder in Tirol dagegen, meistens Eigenthum einzelner Bauern oder ländlicher Gemeinden, waren eben nur für die nächste Umgebung eingerichtet; der Tiroler sorgte zuerst für sich, und bis in die letzten Jahrzehnte herab dachte er nicht von ferne an den Besuch von Ausländern. So blieben sie denn auch, nur von den Bewohnern der engern Umgebung besucht, in weiteren Kreisen ziemlich unbekannt. Noch zu Anfang der sechziger Jahre, auf einer Fußreise durch das Pusterthal und Ampezzo, erfuhr ich nur ganz zufällig, durch die

---

[1] Geschrieben i. J. 1874. [2] bösen Gedanken.

Gegenwart städtisch gekleideter Frauen aufmerksam geworden, daß an diesem oder jenem Orte ein Bad sei, ein jedes äußerst heilkräftig für wenigstens ein halbes Dutzend von Krankheiten und Gebresten. Das ist nun freilich anders geworden. Seit der Bahnzug über die schwindelnde Schlucht der Rienz bei der Franzensveste nach Lienz hinabbraust, hat ein Strom von Touristen dieses Thal überschwemmt; und mit einer Schnelligkeit, die man kaum dem geriebensten ‚Hotelier‘ zutrauen dürfte, hat man es, namentlich in einigen der dortigen Bäder, gelernt, den Geldbeutel der Reisenden zu erleichtern. Die Folge war, daß im letzten Sommer der Zuzug bedeutend mäßiger ward.

Die meisten dieser Bäder haben jedoch im ganzen ihren patriarchalischen Charakter bewahrt. Freilich ist es nicht mehr wie in den zwanziger und dreißiger Jahren; da bestand an manchen Orten das Badhaus aus weiter nichts als aus vier Pfählen, die ein ziemlich durchsichtiges Dach trugen. Wollte ein Gast sein Bad nehmen, so stand die Wanne, von allen Seiten frei, für ihn unter diesem Schuppen bereit. Der Badwirth hatte jedoch zum Ueberfluß noch die Gefälligkeit, ihm, während er sich entkleidete, ein an einer Stange befestigtes Leintuch vorzuhalten, bis er die richtige Lage gewonnen hatte und nur noch der Kopf aus der Wanne heraussah, die dann mit Brettern und Tüchern bedeckt wurde. Dann fiel die improvisirte spanische Wand, und der Badegast hatte das Vergnügen, nach allen Himmelsgegenden die Aussicht ungestört bewundern zu können. Dafür betrugen aber auch die Kosten nicht mehr als vier Kreuzer, Quartier kaum mehr, und Speckknödel mit Kraut gaben ausgiebige Nahrung. Diese Gemüthlichkeit nun, die manchen unserer Leser doch weniger zusagen dürfte, besteht, meines Wissens, nirgends mehr; aber der alte herzliche, religiöse Ton ist so ziemlich überall derselbe geblieben. Die Badgäste betrachten sich wie eine Familie; es ist ein aufrichtiges Theilnehmen gegenseitig an Leid und Freud, die Unterhaltung

ungezwungen, heiter, und auch der einfachste Landmann ist nichts weniger als blöde im Umgang. Dabei herrscht noch im allgemeinen ein katholischer, kirchlicher Sinn; das Tischgebet wird nur von den wenigsten unterlassen. Kaum wird ein Bad sich finden, wo nicht täglich wenigstens eine heilige Messe gelesen wird; sie bildet sogar ein wesentliches Element in dem geregelten Gange der Hausordnung. Denn ihr wohnen so ziemlich alle Gäste bei; sie bezeichnet den Beginn des Tagewerkes. Als ich vor einigen Jahren von dem stillen, friedlichen Schalders mit seinem köstlichen Wasser Abschied nahm, bat mich der Wirth dringend, nur noch eine Woche zu bleiben. ‚Denn', meinte er, ‚wenn Sie weggehen, haben wir keine heilige Messe mehr; dann ist kein richtiger Tagesanfang und für den ganzen Tag keine rechte Ordnung.' Der Mann hatte Recht, wohl auch in einem tiefern Sinne, als er es in diesem Augenblicke meinte. Manchen Kaplänen und Klostergeistlichen wird so Gelegenheit, auf ein paar Wochen in die Sommerfrische zu gehen; denn bereitwilligst wird ihnen Wohnung und Verpflegung gegeben, schon im eigensten Interesse der Besitzer.

Wie lange noch dieses so bleiben wird, wer möchte es sagen? Das Reisefieber hat nun einmal die Kinder des letzten Viertels des neunzehnten Jahrhunderts erfaßt, und wie eine Völkerwanderung flutet es mit jedem Sommer über die Alpen hin. Ist es die der germanischen Rasse nun einmal angeborene Wanderlust, der geheimnißvolle Zug, den der Süden für uns hat, oder der erleichterte Verkehr, oder gesteigerter Nationalwohlstand, oder Mode, oder alles dies zusammen, was diese Tausende mit jedem Jahre über die Alpen treibt? Kein Fuß breit Landes bleibt mehr verborgen, kein Berg unbestiegen, kein Thal unbesucht. Mehr und mehr muß alle Eigenart schwinden, vielhundertjährige Traditionen kommen außer Uebung und werden vergessen; ist doch in der Schweiz die Volkstracht bis auf die wenigen Reste geschwunden, die wir noch in Unter-

walden und dem Oberlande finden. Wie widrig ist es dort, an Sonntagen diese halb städtisch, halb ländlich gekleidete weibliche Bevölkerung zu sehen, herausgeputzt nach dem Muster längst vergangener französischer Moden, wobei kein Stück zum andern, und das Ganze nicht zu den Gesichtern, Bewegungen und am wenigsten zur Sprache paßt! Wenn mit dem Gewande sich nur nicht auch die Sitten änderten, die Liebe zum väterlichen Glauben und dem heimatlichen Boden, ‚l' ovile bello, dov' io dormii agnello'[1]. Selbst das heutige Italien, von jeher der Tummelplatz aller Völker, das Ziel der Reisenden aller Länder, muß uns hierin beschämen. Während des sehr zahlreich besuchten Sonntagsgottesdienstes im Dome zu Brescia, dieser liberalsten aller liberalen italienischen Städte, erschienen noch im vorigen Sommer alle Frauen in der classisch edlen Nationaltracht, dem schwarzen Schleier über dem bloßen Haupt; nur eine einzige sah ich, es wird wohl eine französische oder deutsche gewesen sein, mit einer Kopfbedeckung nach dem Muster des Thurmes Babel, was geradezu wie eine Caricatur sich ausnahm.

Der moderne Geist, im schlimmsten Sinne dieses Wortes, geht auch in Tirol um und spukt in manchen Kreisen. Reisende aus dem deutschen Norden oder aus dem Lande der Phäaken an der Donau, das schon Aeneas Silvius vor vierhundert Jahren mit so verdächtigen Farben geschildert hat, sind seine Vorboten, andere, nicht selten auch Frauen, dem Reize der Neuheit folgend oder auch aus Eitelkeit, seine bereitwilligsten Adepten. Selbst in einem ‚Bäuerlesbade' traf ich ihn, in dem jetzt allerdings recht behaglich eingerichteten Ratzes, das so verborgen liegt, so hoch in den Bergen, hinter der viele tausend Fuß hohen Felswand des Schlern und unter dunkelgrünen Tannenwipfeln versteckt, daß man es nicht eher

[1] Die schöne Hürde, drin ein Lämmlein ich schlief.

erblickt, bis man davorsteht. So disharmonisch wie der schrillend gelle Ton der Dampfpfeife bei dem Murmeln des Baches in der Waldeinsamkeit klang der scharfe Jargon eines Touristen aus der Mark hindurch durch die gemüthlichen Reden der Leute, die im Speisesaale sich unterhielten; auch eine Emancipirte war da mit dem Glimmstengel im Munde, den sie nur herausnahm, um, im bescheidenen Bewußtsein ihrer hohen Bildung, Worte höchst geistreichen Inhaltes zu lispeln in einer Sprache, die weder tirolerisch mehr war noch märkisch. Was alles meine Lachmuskeln derart in Bewegung setzte, daß Freund Grissemann, Professor aus Brixen, sich bemüßigt sah, mir einen wohlgemeinten Verweis zu ertheilen ob solchen ungebührlichen Mangels an Respect vor Bildung, Intelligenz und rauchender Emancipation. Und doch hätte ich mich wenigstens jetzt eines Glimpflicheren von ihm befahren dürfen, nachdem ich ihm, dem kühnen, unermüdlichen Bergsteiger, wie ein geduldiges Lämmlein von Tagesanbruch bis in die späte Nacht gefolgt war über hohes Gebirg und durch tiefe Schluchten, ohne daß ein Laut der Klage über Ermüdung oder Hunger oder Schwindel dem ‚Zaun der Zähne‘ entschlüpft wäre!

Auch die Badbesitzerin, eine Frau aus dem nahegelegenen Dorfe Kastelruth, erschien mir bereits etwas angehaucht von dem Geiste, den die beiden genannten Invividuen von sich gaben; denn ihr scharfgeschnittener Mund mit schmalen Lippen und einer ganz ungewöhnlich spitzigen Zunge darin erging sich in bitteren Klagen über die Uncultur des Tiroler Volkes. Doch thut unsere Badwirthin vielleicht nur so, um vor dem Fremden den Beweis zu liefern, daß sie wenigstens intelligenzdürstig ist; denn sie unterhält eine recht schöne Kapelle gleich nebenan, und der Kaplan Panizza von Atzwang, zugleich ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, erzählte mir, daß er dorthin jedes Jahr in die Sommerfrische gehe, eingeladen von der Wirthin, und als Badkaplan fungire.

Einen etwas mehr acuten Charakter schien im Laufe des vorigen Sommers der Zusammenstoß des neuen Geistes mit der altehrwürdigen Tiroler Sitte in dem auf einer allerdings höhern Rangstufe stehenden, besonders von Bayern vielbesuchten Bade Obladis nehmen zu wollen. Einige Herren, vielleicht glaubten sie eine besondere Mission dazu zu haben, nahmen Aergerniß an dem dem gemeinsamen Mahle vorausgehenden Tischgebet; auch die aufliegenden Blätter ‚clerikaler' Richtung versetzten sie in eine den Regeln einer richtigen Brunnendiätetik geradezu entgegengesetzte ungesunde Aufregung, so daß sie dieselben gerne mit dem Moniteur universel aller Intelligenz in Oesterreich, der ‚Neuen Freien Presse', vertauscht hätten. Statt nun die Dinge zu nehmen wie sie sind, und die übrigen in ihrem Thun und Treiben unbehelligt zu lassen, ergingen sie sich in Spottreden und Witzeleien, wie dies eben die bekannte, vielgerühmte Toleranz unserer Liberalen so mit sich bringt. Da wurde es denn immer ungemüthlicher in der bisher so harmlosen Baderepublik, bis es zu einer öffentlichen Erklärung kam von seiten eines bekannten ‚clericalen' Badegastes, J. Lindau aus Heidelberg, die, wie ein wohlthätiges Gewitter nach langer dumpfer Schwüle, die Atmosphäre wieder reinigte. Unsere Generalpächter der Intelligenz waren eben an den Unrechten gekommen; sie hielten es daher für gut, den Staub von ihren Füßen zu schütteln und ihren Wanderstab weiterzusetzen, um aufmerksamere Ohren für ihre hochweisen Sprüche zu suchen. Was ihnen auch ernstlich zu rathen war, sintemal die Leute von Unterladis so hartnäckigen Sinnes und unbeschnittenen Herzens sind, daß sie nicht bloß dieses ihren Lehren verschlossen, sondern, was empfindlicher gewesen wäre, auch die Schranken ihres Gemeindewaldes zu schließen drohten — des einzigen Spazierganges im Bade oben —, wenn der Unfug noch länger dauern sollte.

II.

Unter den verschiedenen Bädern verdient das ‚Wildbad am Brenner‘ durch seine Lage wie sein Alter und die damit verbundenen Stiftungen unsere Aufmerksamkeit. Ehedem ein ‚Bäuerlesbad‘, hat seit Eröffnung der Südbahn die Frequenz von Jahr zu Jahr sich gehoben, und es ist auf dem besten Wege, den großen Anstalten dieser Art sich ebenbürtig zu gestalten.

Ein viele Räume umfassendes, nach drei Richtungen im Thale sich hinstreckendes Gasthaus, jetzt bereits zur Hälfte fertig und bewohnt, wurde gebaut, um den höheren Ständen entsprechendes Unterkommen zu bieten und den feineren Lebensgewohnheiten Rechnung zu tragen. Da das Ganze Eigenthum der Stadtgemeinde Sterzing ist, so trägt es den stolzen Namen ‚Sterzinger Hof‘, während die beiden älteren Häuser, in denen die Dii minorum gentium wohnen, bis jetzt noch anonym sind; doch findet auch hier sich ganz wohl versorgt, wer keine großen Ansprüche macht — freilich hörte ich einmal selbst in Ferleiten mixed pickles verlangen — und den Umgang mit den ‚minderen‘ Leuten, den einfachen, natürlichen Menschen aus dem Bauern- und Bürgerstande, dem bereits etwas gespreizten Tone im ‚Hof‘ vorzieht. Diesen haben nämlich die Engländer unglücklicherweise auf ihren Entdeckungsreisen auch schon gefunden und zugleich mit vereinzelten Russen sich wenigstens vorübergehend häuslich daselbst niedergelassen, was, wie ich vermuthe, vielleicht Ursache ist, daß der löbliche Magistrat von Sterzing die Preise etwas in die Höhe schraubte; denn der Engländer schätzt ja bekanntlich nur das, was um schweres Geld zu haben ist. Andere dagegen sagen, wegen der Kürze der Saison (Juli und August) könne man es nicht anders machen, sollen die Sterzinger nicht zu Schaden kommen. Welche dieser Meinungen die richtige ist, kann ich aus mangelnder Einsicht in den Sachverhalt nicht entscheiden; ich bemerke nur,

daß die letztere bis jetzt die amtlich recipirte ist. Nur wäre zu wünschen, daß der löbliche Magistrat auch noch für ein oder das andere Blatt Sorge trüge, schon der Abwechslung halber; denn es gehören doch nicht alle Badegäste zu der Klasse jener Wiener, welche die ‚Neue Freie Presse‘ als Orakel verehren; hinter den Bergen wohnen auch noch Leute, die gewöhnt sind, von Zeit zu Zeit auch die Kehrseite der Medaille zu betrachten. Jene freilich lesen ‚immer nur im eigenen Brevier‘, und es ist in der That rührend, zu beobachten, wie sie, wohin immer sie reisen, dieses Blatt und vielleicht noch die ‚Münchener Allgemeine Zeitung‘ als Compendium aller politischen, nationalökonomischen, philosophischen und vorab theologischen Weisheit sich nachsenden lassen, mit heißer Sehnsucht erwarten und, ist sie endlich angelangt, mit wahrer Andacht sich hineinversenken. Auch eine kleine Handbibliothek, nicht aus Romanen, wohl aber aus guten Atlanten, historischen, statistischen, geographischen und geognostischen Werken über Tirol bestehend, sollte vorhanden sein; denn der Mensch lebt doch nicht vom Brod allein, zumal wenn der Wein, der dazu kommt, wie in diesem Sommer, das angeborene Verlangen nach Besserem und Edlerem in des Menschen Brust nicht stillt.

Das Brennerbad liegt 4300′ ü. M., eine halbe Stunde vom Ursprunge des Eisack und der Sill, der Wasserscheide zwischen den Po- und Donauländern, da, wo die vom Norden kommende, nur allmählich von der Jochhöhe aus sich senkende Straße rascher nach Süden abzufallen beginnt; das Thal ist eng, rechts und links steil aufsteigende und mäßig bewaldete Berge hemmen die Aussicht; bald ist es der kalte (Nord-) Wind, bald der warme (Süd-) Wind, welcher hindurchstreicht, bald kämpfen sie lange, bis der eine oder andere die Oberhand gewinnt. Aber immer ist die Luft stark bewegt, selten im ganzen Jahre ein windstiller Tag, die Kälte deswegen empfindlicher als anderswo auf gleicher Höhe, ‚derowegen‘, sagt

mein Gewährsmann — der Verfasser des Büchleins: Kurtzer Inhalt und Unterweisung, wie nemlichen das alt und wohlberühmte Kraft- und Tugendwürckende also genannte Heylbrunner oder Brenner-Baad in der Fürstlichen Grafschaft Tyrol entspringend, von denen Baad-Gästen fürsichtig beobachtet, und nächst Göttlicher Hülf nutzlichist solle gebraucht werden. Allen Patienten dieser vorhabenden Cur zu Lieb, das vierte mal in Druck aufgelegt. Zu Ynsbrugg 1759 — ‚derowegen zu solcher (Winters-) Zeit dieser Berg vielmehr der Frörer, als der Brenner sollte benamset werden.‘ Die Etymologie dieses Namens wissen nun freilich die Gymnasiasten zu Innsbruck und Brixen jetzt besser als unser ehrwürdiger Badarzt von 1759, und mancher von ihnen ist nicht wenig stolz darauf, ein Abkömmling jener Breuni oder Brenni zu sein, welche Horatius und Plinius erwähnen, aber nichtsdestoweniger bleibt er doch den größten Theil des Jahres hindurch ein ‚Frörer‘. Wunderbar belebend wirkt die reine, kräftige, würzige Luft; alle Bewegungen werden leichter, die Glieder elastischer, wir fühlen uns wie verjüngt. Die Therme selbst, in ausgiebigster Fülle aus dem Gefels sprudelnd, hat 18° R. Die chemische Analyse derselben wurde erst vor wenigen Jahren vorgenommen, und ist der Befund auf einer im Speisesaal des ‚Sterzinger Hofes‘ ausgehängten Tabelle zu lesen. Was ihre Wirkungen betrifft, so schildert sie unser treuherziger Fachmann von 1759 also: ‚Dieses Heyl Wasser führet in seinen Mineren, sowie von verschiedenen hochgelehrten Herren Medicis in den Proben und vernünftigen Erweisungen erschienen und bewähret worden, auch deren, so daselbst gebadet, bekannte und würkliche Erfahrnuß berichtet, einen guten Theil Galmey, etwas wenigers Schwefel und Nitersatz; dannenhero die Kraft, mittelmäßig zu wärmen, mehrers zu trücknen, zu zertheilen, an sich zu halten, zu säubern und zu heylen bekommen. Dienet derowegen nicht allein denen äusserlichen, sondern auch etlichen innerlichen kalt

und feuchten Krankheiten, und daher entstandenen Zufällen ꝛc.' (folgt eine lange Liste von Schäden und Leiden).

Noch bis vor wenig Jahren war das Brennerbad in der allerursprünglichsten Verfassung. Viele kamen, wie auch jetzt noch geschieht, mit eigenem Bettgeräthe; ein Säckchen Gries und Mehl, um sich selbst die Nahrung zu bereiten, bildet bei den Landleuten ein wesentliches Erforderniß zum Antritt der Badreise. Zu diesem Zwecke befindet sich im Badhause eine Küche mit mehreren Herden, zum Selbstkochen. Die Wannen sind bei den Freibädern nur durch Vorhänge, bei den übrigen durch einen hölzernen Verschlag voneinander geschieden; aber auch diese sind bis auf wenige, die man dadurch der Civilisation etwas näher bringen wollte, nach oben offen, darüber das Dach. Gerade dies fand ich sehr angenehm; man wird nicht durch den aufsteigenden Dampf belästigt, da dieser in dem nach oben offenen Raume nach allen Seiten einen Ausweg findet. Im ‚Sterzinger Hof' dagegen sind die Badezimmer ganz nach dem Muster ähnlicher großer Anstalten eingerichtet und selbst heizbar. Das Factotum des Bades war bis in die letzten Jahre ein frischer Bursche aus der Gegend mit klugen Augen, sehr viel praktischem Verstand und bedächtiger Rede; überall sah man ihn in der standesgemäßen Kleidung, in reinlichen Hemdärmeln und weißer Schürze. Der Badapparat, Finanz und Polizei waren ihm unterstellt; dabei war er auch Küster und betete jeden Abend vor in der Kapelle beim gemeinsamen Rosenkranz, was regelmäßig vor Sonnenuntergang stattfindet, im Beisein vieler Badgäste. Wie er heißt, weiß ich nicht; alles nannte ihn vertraulich nur mit dem Vornamen. Nachdem das Brennerbad seit dem letzten Jahre einen höhern Rang gewonnen hat, mußte auch ein klingender Titel geschaffen werden. Jetzt ist unserm guten ‚Martl' ein ‚Inspector' vorgesetzt, an welchen er seine souveräne Gewalt abzutreten hatte. Badearzt ist der Gerichtsarzt zu Sterzing.

Wie gründlich man in den ‚Bäuerlesbädern' es nahm mit dem Baden, beweist die bereits erwähnte ‚Unterweisung'. ‚Den ersten Tag Anfangs', mahnt sie, ‚soll man über zwei Stund nicht baden; hernach mit einer halben Stund zunehmen, bis man zu soviel Stunden kommet, als die Leibs-Kräfte vertragen mögen.' So saßen denn die guten Tiroler, wie es auch jetzt noch zuweilen vorkommt, den ganzen Morgen in der Badwanne; zur Kurzweil führen sie über die Verschläge hinweg recht laut miteinander allerlei unterhaltende Gespräche über Zustände und Leute, so daß der Fremde bald Gelegenheit erhält, eine ganz amüsante Charakteristik seiner eigenen Person zu hören; früher wurde während des Badens gemeinsam der Rosenkranz gebetet, denn im ‚Allerhöchsten Namen', sagt mein Gewährsmann, ‚muß solche Cur angefangen und beschlossen werden'. Bis in die jüngste Zeit wurden auch die Männer von Badmägden bedient; diese wickelten den Badenden, war er in die mit Brettern bedeckte Wanne gestiegen, sorgfältig mit großen Tüchern derart ein, daß nur der Kopf frei blieb; zur Regelung der Temperatur bildete ihre Hand das Thermometer. Nichts bewies mir so sehr die frühere Einfalt und Sittenreinheit dieser Aelpler, als gerade dieser Gebrauch; je keuscher ein Volk, je lauterer seine Phantasie, desto unbefangener und natürlicher der Verkehr der Geschlechter; nur in der ungesunden Atmosphäre eines von der Sünde angefressenen Volkes entwickelt sich jener widerliche, weil unnatürliche Auswuchs der Prüderie, die nur den Schein, nicht die Sache flieht, und nichts mehr mit seinem rechten Namen benennen will. Allerdings, wo die inneren Schranken gebrochen sind, müssen strenge, äußere Formen sie ersetzen. So hat man denn neuestens auch auf dem Brenner für Männer nur männliche Diener; der meinige war ein Schullehrer aus der Nachbarschaft, der im Winter die jungen Tiroler Staatsbürger in die Wissenschaften einführt, im Sommer dagegen als ‚Badreiber'

angestellt wurde. Da er manche halbe Stunde an meiner Badwanne saß, mit der redlichen Absicht, mich zu unterhalten, so hatte ich volle Gelegenheit, zu erfahren, wie enge der Gesichtskreis ist, in welchem der Tiroler durch den ‚clericalen' Despotismus gebannt bleibt. ‚Von dem ‚Lehrer der Zukunft' wußte er noch gar nichts; was ‚die Emancipation der Schule von der Kirche' sei, verstand er nicht einmal; und als ich ihm erklärte, was eine confessionslose Schule bedeute, von der das Heil der künftigen Generationen abhängen soll, ging ihm vor Schrecken die Tabakspfeife aus. Sein ganzes Erziehungssystem bestand in den Worten: ‚Wenn nur meine Kinder fromm und fleißig sind'; was offenbar eine recht reactionäre Gesinnung und einen längst überwundenen Standpunkt kennzeichnet.

Das Bad selbst, wahrscheinlich schon in ältester Zeit bekannt und besucht, ist im Jahre 1606 von dem ‚Wohl Edlgebohrnen Herrn Zacharias Geizkofler von und zu Gaillenbach, auf Haunßhaimb, Ritter, und Ihro Röm. Kayserl. Maj. Rudolphi II. &c. &c. auch beeder Churfürstl. Durchl. Ertz-Hertzogen zu Oesterreich Ferdinandi und Maximiliani &c. &c. im Leben gewester Rath &c. wiederum erbauet und restauriret worden.' Zacharias Geizkofler war ein älterer von den elf Brüdern des in neuester Zeit bekannt gewordenen Lucas Geizkofler; dieser, von welchem wir eine Selbstbiographie, herausgegeben von Wolf (Wien, Braumüller, 1873) besitzen, welche neben der Geschichte seines vielbewegten Lebens — er lebte zu Paris als Student während der Bartholomäus-Nacht — anziehende Beiträge zur Sittenschilderung jener wilden Zeit liefert, starb als Fugger'scher Rath und Anwalt. Ihr Vater war Bürger und Gutsbesitzer zu Sterzing, das in früherer Zeit durch seinen Bergbau eines blühenden Wohlstandes sich erfreute. Zacharias Geizkofler war seinem alten katholischen Glauben treu geblieben, und nicht abgefallen wie sein Bruder Lucas, Bürger der lutherischen Reichsstadt Augsburg. Und daß sein

Glaube für ihn keine todte Formel war, noch von weltlichen Rücksichten bestimmt, vielmehr in Liebe wirkte und echter Humanität, beweist das Werk, welches er schuf und das noch fortdauert. Er setzte nämlich nicht nur das Bad von neuem in Stand, sondern verband auch eine wohlthätige Stiftung damit; darum bewahrt die Sakristei der Badkapelle sein Bildniß — ein regelmäßiges, ausdrucksvolles Profil (er starb im 58. Lebensjahre), und eine Marmortafel über dem Eingange zum alten Badhause meldet:

Aspice Viator et Deum lauda
In rigidis illis ac olim inhospitis tesquis
Ubi cautes et montium juga coelo imminent
Ubi feris potius latebras quam hominibus
Habitationem molitam esse naturam dixeris
Zacharias Geizcofler
A Gailenbach in Haunsheim
Eques auratus D. Rudolfi II.
Rom. Imp. a Consil.
Fumantes latices terra obrutos
Et frigido affluente turpatos
Aperuit mundavit ab hoste suo distinxit
Et in hunc usum dedit
Adjectis commoditatis gratia hospitiis
Et ad sustentationem pauperiorum
Quotidiana stipe.
Vos qui hic salutem quaeritis
Pro salute instauratoris
Et posteriorum ejus vota facite
Ita vos et bonos omnes respiciat salus
Extr. anno sal. hum.
MDCVI.

Seine Stiftung besteht noch. Und so sehen wir denn, wie einst am Teiche Bethesda, tagtäglich an der sonnigen Südseite des alten Badhauses, das mit Bänken versehen und durch eine Galerie gedeckt ist, Arme, Bresthafte und Kranke weither aus dem Lande versammelt. Auf das Zeugniß der Orts-

gemeinde ihrer Heimat hin haben sie freies Bad und Obdach, ein Plätzchen an einem der drei großen Herde in der allgemeinen ‚Kuchel‘ je nach der Reihenfolge, wo sie von dem von ihnen mitgebrachten schwarzen Plenten (Buchweizenmehl) sich ihre Suppe kochen können; Holz zur Feuerung und das Salz zur Suppe reicht die Stiftung. Bei ihrem Weggange erhalten sie obendrein ein kleines Zehrgeld, etwa einen halben Gulden. Ist das nicht rührend schön, ein wohlthuend anmuthendes Denkmal echt katholischer Liebe zu den Armen? Welch ein Gegensatz zu unseren modernen Badanstalten, wo ein weniger gut Gekleideter schon deswegen beinahe Gefahr läuft, durch die Polizei von dem Kurplatze weggewiesen zu werden, wie dies noch in neuester Zeit zu Kissingen geschah! Sie mögen sich getrösten, die Armen, denn auch die ‚Schwarzen‘ sind, wie wir jüngst gesehen, an diesen Orten selbst ihres Lebens nicht mehr recht sicher.

III.

Doch auch Tirol hat seine Kurorte modernen Stils. Wir erinnern an Meran, das viel genannte und zahlreich besuchte, mitten in einem Ring von Burgen, von den feingeschwungenen Linien der Mendola begrenzt, über dem üppigen Grün der Rebhügel, aus denen das dunkle Roth der Traube leuchtet, die in heißer Sonnenglut heranreift zur Labung für die kranke Brust. Doch soll in letzter Zeit der Speculationsgeist hier zu stark gearbeitet haben, so daß die Bilanz zwischen ‚Angebot und Nachfrage‘ bedenkliche Schwankungen zu zeigen beginnt. Nicht weit davon die Etsch hinab liegt Gries mit seiner weichen, milden Luft und warmem Sonnenschein, wo eben eine Actiengesellschaft großartige Bauten ausgeführt hat. Auch Eppan ist in den letzten Jahren mit eingetreten in den Wettstreit als Luftkurort. Auf mäßig hohem Mittelgebirge gelegen, ist die Luft hier frischer, als in den zum Theil von

Fiebern heimgesuchten Orten des Etschthales; über den Kranz von sieben Schlössern, darunter das kühne Hohen-Eppan, die malerische Ruine von Boimont, die das Auge von einem Punkte aus überschaut, reicht weit hinaus der Blick bis zu den Gebirgen des Passeiererthals. Ein Bild von überwältigender Großheit erscheint vor uns vom Calvarienberge aus auf der Gleif (clivus?); gegen Osten nach den im Lichte der Abendsonne warm glühenden Dolomiten des Fassathales, gegen Süden nach dem bereits von den blauen Abendschatten umflorten Thale der Etsch bis weit über Trient hinab, gegen Norden über Bozen hinweg nach den leuchtenden Gipfeln des Schlern und Rosengarten. Dazu die herrliche, von dem trefflichen Pfarrer, Frhrn. A. v. Giovanelli, unter vielen persönlichen Opfern stilgerecht restaurirte, reich und geschmackvoll ausgestattete, gotische Pfarrkirche zu St. Pauls; Kaltern auf freundlich sonniger Höhe hoch über dem stillen, melancholischen See mit seinen geräumigen, in der edlen Form der Arcaden und Fensterbögen Wohlstand und Geschmack verrathenden Häusern, einem gewissenhaften, unterrichteten Clerus, höflichen und verständigen Beamten, freundlicher und guter Bewirthung im weitläufigen Gasthaus zum ‚Rößl‘, und manchem Ansitze, in dem noch ein wahrhaft adeliges Geschlecht wohnt. Glücklich, wer hier sein Heim gefunden!

Arco in Wälschtirol, wo ein Glied des österreichischen Kaiserhauses eine liebliche Villa sich erbaut und einen Kreis edler Familien um sich gesammelt, ist von den Aerzten als Winteraufenthalt für Leidende neuestens warm empfohlen worden. Mit Recht; der Genius Italiens, der dieses Land so reich ausgestattet, scheint hier wie zum Abschiede noch einmal alle seine Schätze in verschwenderischer Fülle ausgeschüttet zu haben.

Extrema per illos
Excedens terris vestigia fecit.

Wenn der Wanderer am einsamen Loppio-See vorüber über wilde Felstrümmer nach Nago und zum Monte Brione gelangt ist, liegt das herrliche, reiche Land wie ein Juwelenkästlein vor ihm da. Gen Süden das reine, lichte Blau des Garda-Sees zwischen den hochaufragenden Wänden des Monte Baldo und den saftig grünen Citronengärten am steil ansteigenden westlichen Ufer, ein für den Nordländer überraschender Anblick; nur am Albaner See und dem träumerischen See von Nemi, sowie an dem kleinen See von Santa Croce im Venetianischen, auch am Achensee, sah ich ein gleiches Blau; unsere bayerischen und Schweizer Seen, selbst der so reizende Comer See, haben eine weniger reine, mehr ins Grünliche spielende Färbung. Weiter gegen Nordwest die Gebirge von Judicarien, deren Ausläufer malerische Schlösser aus dem Mittelalter krönen, gegen Norden auf einem hohen Fels, der das Bild abschließt, die Ruine des Castells Arco. Im Thale der Sarca, zwischen Riva am Nordende des Sees und Arco, reifen die edelsten Früchte des Südens; über das glänzende, frische Grün des Feigenbaumes und Weinstocks legen sich wie ein leichter Schleier die feingeschnittenen, silbergrünen Blätter der Oliven. So ist, von allen Seiten vor den Winden geschützt, das Städtchen nur gegen Süden offen, von wo der täglich von zehn Uhr bis gegen Abend wiederkehrende Wind das Thal bestreicht und selbst an den heißesten Tagen die Luft erfrischt. Und damit der Deutsche an italienischer Sprache und Sitte keinen Anstoß finde, ist in dem Kurhause die Bedienung und Lebensweise auf deutschen Fuß eingerichtet.

Uebrigens schwinden die vielen Vorurtheile, die fast jeder Deutsche nach Italien anfangs mitbringt, sehr leicht, hat er nur Zeit und Gelegenheit, sich in italienische Sitten und Eigenart hineinzuleben. Beweis dessen ist ja doch, daß alle, wessen Standes sie immer sind, auf niederer oder höherer Bildungsstufe stehend, wenn sie länger in Italien gelebt haben, dieses

Land so liebgewinnen und eine bleibende Sehnsucht danach in die Heimat mitnehmen. Erst jüngst sagte mir eine Frau, die in dienender Stellung längere Zeit in Verona und Mailand zugebracht hatte: ‚Ich ginge heute wieder zurück; es gibt auch dort, wie überall, böse Menschen, aber auch viele gute; und diese sind besser als bei uns.‘ Wie groß die Voreingenommenheit des Deutschen ist, habe ich im letzten Herbste wieder erfahren. Ein protestantischer Geistlicher fuhr mit Begleitung im Omnibus, auf dem zugleich ein reisender Kapuziner, aber auf dem Kutscherbock, Platz genommen hatte. ‚Sehen Sie,‘ sagte er zu den Leuten seiner Gesellschaft, ‚wie diese Mönche in plumper Weise sich populär zu machen suchen.‘ Und sie stimmten bei. Er wußte eben nicht, daß der arme Kapuziner dort zu Land kein Reisegeld hat und unentgeltlich fährt; da konnte er doch wohl bei besetztem Wagen keinen andern Platz beanspruchen. Kaum hatte derselbe Herr im Gasthause die Rechnung erhalten, so fand er sich schon betrogen; es bedurfte nur einen Blick auf das Papier, um alsbald zu wissen, daß er die Ansätze unrichtig verstanden hatte; es brauchte längere Zeit, bis ich ihm dies begreiflich machen konnte. Daß dagegen deutsche Führer die Unkenntniß unserer Sprache bei den Fremden ausbeuten, dessen war ich mehr als einmal Zeuge. Wer wollte aber daraus einen Schluß auf unser ganzes deutsches Volk ziehen? —

Es ist noch nicht lange her, da stieg ich auf der Rückkehr von Italien einen der Alpenpässe hinan, die dieses Land von Deutschland trennen. Es war ein heißer Tag gewesen; die Sonne neigte zum Untergange, als ich die Jochhöhe erreicht hatte; tief unten wallten die Nebel auf und zogen immer näher und näher heran. Der Bergrücken selbst war äußerst schmal; die Grenzpfähle mit den italienischen und Schweizer Farben und der Aufschrift: Italia—Helvetia standen nur wenige Schritte voneinander. Beide führen das Kreuz in ihrem Wappen. Das gibt zu denken. Von woher haben sie das Kreuz empfangen?

Ich war allein, ringsumher die erhabene Einsamkeit der Alpenwelt. Da wandte ich mich um, blieb stehen, um noch einmal den Blick hinabzuwerfen. Ich dachte an die Millionen Deutsche, die über diese Berge gezogen und die Heimat nicht mehr sahen; ihre Gebeine bleichen in fremder Erde. Ich dachte an die Missionäre, die diese Pässe überschritten, um uns das Kreuz zu bringen, sich so oft den Tod. Dort unten liegt Rom; was faßt nicht alles dieses Wort in sich! Trotz Victor Emmanuel bleibt es denn doch unser übernatürliches Heimatland, die Metropole im Reiche Gottes auf Erden, seiner heiligen katholischen Kirche. Dort liegen Subiaco und Montecasino, das Grab des hl. Benediktus, die Wiege seines Ordens; was Europa besitzt an Bildung und Gesittung, hat großentheils von da seinen Ursprung genommen. Dort liegt Assisi, wie ein himmlisches Gedicht zum Lobe der Armuth, das in Franziskus Leben und Wirklichkeit ward.

Però chi d' esso loco fa parole,
Non dica Ascesi, che direbbe corto,
Ma Oriente, se proprio dir vuole [1].

Er hat dadurch die Kirche an geistlichem Gute reich gemacht, die sociale Frage des Mittelalters gelöst.

Francesco e Povertà . . .
La loro concordia e i lor lieti sembianti
Amore e maraviglia e dolce sguardo
Faceano esser cagion de' pensier santi [2].

---

[1] Dante, Div. Commed. Parad. XI. 52.
Darum, wer jenes Ortes will erwähnen,
Der sag' Ascesi nicht, zu wenig sagt er,
Nein, Orient, wenn er genau will sprechen.

[2] L. c. 75.
Franziskus und die Armuth,
Ihr heit'res Anseh'n, ihre Eintracht ließen
Lieb' und Bewunderung und süßes Staunen
Ursache heiliger Gedanken werden.

Dort liegt Mailand, wo zwei Kirchenväter weilten, das Grab des einen, die Geburtsstätte des andern, welcher der gesammten abendländischen Speculation seinen Geist einhauchte.

Eisig kalt zogen die Winde von dem Surettagletscher her; ich hüllte mich fester in mein Gewand und eilte raschen Schrittes den Berg hinab. Nach wenigen Stunden weckten die Laute der deutschen Sprache, die aus dem Dunkel an mein Ohr schlugen, mich aus meinen Träumereien. Ich war in Splügen, dem ersten Dorfe der Schweiz, wo sie auf Priester fahnden und Augustin Keller sein Apostolat übt.

8. Eine Primizfeier in Meran.

Eigenthümlicher Charakter von Meran. — Durch das Vintschgau nach Meran. — Kranke und Gesunde in Meran. — Die Feier. — Schloß Tirol; Rückkehr über Bozen.

I.

Meran — wie wundersam anmuthend klingt nicht dieses Wort und weckt Bilder in unserer Seele voll goldigem Sonnenglanz und üppigem Wiesengrün, von krystallhellen, munteren Wasseradern durchrieselt und belebt, die selbst in der drückendsten Hitze Auge und Herz erfrischen und erfreuen, wo die so schön geformten Hügel hinan aus den heimlichen Rebengängen schwer die dunkelrothen Trauben niederhängen und ringsum an den Halden der Berge und auf der Höhe Schlösser stehen, alt und eigenthümlich und doch so wohnlich und einladend, die uns erzählen von König Laurins Rosengarten und der längst vergangenen Heldenzeit! Und hoch darüber hin, allüberall dem Wanderer sichtbar, das weite, herrliche Thal überschauend, von dem Ifinger und Hirzer nach Osten, den Oetzthaler Fernern mit der 10 000 Fuß hohen Zielspitze, der Tschigatspitze und Muttspitze nach Norden und den phantastischen Formen des Mendelgebirges nach Süden umgrenzt, steht das Kirchlein St. Katharina in der Scharte, als wolle es den Segen Gottes in dieses herrliche Land herabflehen, das mit den schönsten Gaben des Nordens wie des Südens in reichster Fülle ausgestattet ist. Das ist eben der wunderbare Reiz von Meran, daß hier altromanischer Formensinn mit urdeutscher Innigkeit und Manneskraft zusammenkommen, und wie in der moralischen

Welt, so auch in der physischen die Bilder des Südens, liebliche Weinpflanzungen, Kastanienwälder, der Mandel- und der Pfirsichbaum, mit dem dunklen Fichtenwald und hoch darüber die glänzenden Gletscher und beschneiten Berge zu einem Gesammtbilde sich gestalten, die üppigste Fruchtbarkeit und die steile, in die Wolken ragende Gebirgswand, an der kaum noch einige Moose dürftige Nahrung finden.

Als ich in früheren Jahren eben zur Reise nach Italien mich rüstete, mahnte ein Freund, doch Meran bei dieser Gelegenheit nicht zu versäumen; ‚es ist ja wahrhaftig ein Paradies', fügte er bei. Ich lächelte ungläubig und ging auch diesmal wieder an Meran vorüber. Erst später, zum Besuche eines dort weilenden Kranken, kam ich endlich zum ersten Male nach Meran: von da an aber fast jedes Jahr; so sehr hatte der eigenthümliche Zauber dieses Thales mich angezogen.

Das Haus, in welchem ich Einkehr zu nehmen pflegte, war so recht ein Bild von Alt-Meran. Schon die Bauart desselben ist charakteristisch und erinnert daran, wie so vieles andere hier in Acker- und Weinbau, in den Namen der Gehöfte und Berge, daß wir auf uraltem, geschichtlichem Boden stehen, an der Grenzmarke zweier Welten und Culturperioden, der germanischen und romanischen. Wie heute noch in den römischen Palästen, wie in dem altrömischen Hause der classischen Zeit, legen sich um den innern Hof, der nach oben offen ist und mit einer Glaskuppel bedeckt, die vier Seiten des Baues; Galerien laufen in jedem Stockwerke ringsum, auf welche die nebenan liegenden Zimmer sich öffnen, und stellen die Verbindung der einzelnen Theile untereinander her. Im Hause selbst herrschte noch Alt-Meraner Sitte; jeder Tag wurde mit dem Besuch der heiligen Messe begonnen, keine unziemende Rede geduldet; das hinderte jedoch nicht, daß Fremde jeden Standes und Einheimische zahlreich hier zusprachen, da sie mit Wohlwollen und Herzlichkeit sich aufgenommen sahen und die

Sorge für Küche und Keller in guten Händen war. Der Hausvater, ein Mann von riesiger Stärke, machte so recht den Eindruck von unerschütterlicher Geradheit und Charakterfestigkeit. Als einmal, wurde mir erzählt, der Kaiser den Gemeinderath von Meran zur Audienz bei sich empfing und denselben fragte, ob man Vertrauen habe zu seiner Regierung und zufrieden sei — es war kurz nach Ablauf der liberalen Periode —, da soll der biedere Gastwirth zum Goldenen Kreuz sich ein Herz genommen und gesagt haben: ‚Ja wohl, Kaiserliche Majestät, jetzt sind wir wieder mehr zufrieden; wenn es aber so fortgegangen wäre, hätte es bald ausgelassen.‘ Wie der milde Kaiser Franz Joseph diese Aeußerung aufgenommen hat, ist mir nicht berichtet worden.

Allmählich wurde ich im Hause bekannt, und mit ziemlicher Sicherheit pflegte man mich im Frühjahre oder Herbst zu erwarten, um ein paar Tage daselbst zuzubringen, allerdings nicht zur Trauben- oder Molken- oder Inhalations- oder Kräuter- oder sonst einer der verschiedenen Kuren, wie sie dort zu Trost und Hoffnung der Kranken, hie und da auch zu ihrer wirklichen Besserung, vorgenommen werden. Die Luftkur war die einzige, zu welcher ich Vertrauen hatte, die nun freilich nur jenen Glücklichen so recht zu gute kommt, die in den herrlichen Villen zu Obermais, von Rosenhainen und Oleanderbäumen umschattet, oder in einem der vielen schön gelegenen Schlösser, wie Schönna, Rametz, Rubein, Rundeck, Trauttmanstorf, Rolandin, Lebenberg u. s. f., ihre Herbsttage zubringen. Auch habe ich die nicht weit von dem Inhalationssaale aufgestellte Wage nicht berührt, woselbst dir amtlich bestätigt wird mit Siegel und Unterschrift, daß du bist gewogen worden und nicht zu leicht befunden, sondern um ein volles Gramm sogar schwerer geworden, daß demnach deine Kur von dem besten Erfolge begleitet ist, ganz im Gegensatze zu Kissingen und Karlsbad, wo sie nach geschehener Probe dem

Kurgast zu seiner Freude bezeugen, daß er um ein halbes Kilogramm leichter geworden sei.

In den letzten Jahren war es nun eine besondere Veranlassung, die mich nach Meran führte. Ein Sohn des Hauses war vor längerer Zeit in den Kapuzinerorden eingetreten und hatte eben die Priesterweihe empfangen. Am letzten Sonntage vor October sollte er sein erstes heiliges Meßopfer feiern. Jahre vorher schon war ich als langjähriger Freund des Hauses zu dieser Feier geladen und hatte versprochen, wenn nur immer möglich, dabei zu erscheinen. So wollte ich denn Wort halten und machte mich gegen Ende Septembers auf nach Meran.

II.

Der Weg durch das Oberinnthal und Vintschgau (vallis venosta) nach Meran ist viel weiter und einigermaßen beschwerlicher als jener über den Brenner, den außerdem die Bahn um ein beträchtliches noch abgekürzt hat: aber er ist reich an großartigen Bildern und ungemein abwechselnd. Bei Landeck, wo die Straßen nach Süden und Westen sich scheiden, mit seinem kühn am Felsen hängenden Schlosse, wird das Innthal immer enger, geht es steil und immer steiler aufwärts; immer näher treten die gewaltigen, kahlen, drohenden Felsen heran, das fruchtbare Land wird immer weniger. Jedes Fleckchen Erde, selbst am schwindelerregenden Abgrund, ist sorgfältig angebaut; an Seilen lassen die Leute sich halten, da ein einziger Fehltritt, den sie während der Arbeit thun, unfehlbar sie in die gähnende Tiefe stürzen würde. Wo das Gestein etwas eben ist, tragen sie Erde, von der Straße gesammelt, hin und breiten sie aus, um ein paar Kartoffelstöcke darauf pflanzen zu können. Mit rührender Freude zeigte mir einer, dessen tiefgefurchtes Angesicht die schwere Arbeit seines Lebens verkündete, ein kleines Stück Feld, kaum vier Schritte ins Ge-

viert, das er durch anhaltenden Fleiß dem Felsen abgerungen hatte, welches ihm nun einige Körbchen voll Kartoffeln trug. Und doch, bei all dieser Armuth, dieser Noth, diesem Leben voll schwerer Arbeit und Entbehrung hat der Socialismus bei diesem Völkchen noch keinen Boden gewonnen. Warum?

Die Antwort sollte mir ein alter Mann aus der Gegend geben, der mit mir im Stellwagen fuhr. Gegenstand des Gespräches der Mitreisenden waren, wie fast überall, die schlechten Zeiten. Ein Weib, besonders zungenfertig, meinte, die jungen Leute taugten jetzt auch nicht mehr viel. Das ist wahr, antwortete der Alte, manches kommt vor, was nicht recht ist; aber, fügte er bei, die Wurzel ist doch noch gut, denn die Religion ist noch da; aber draußen in Deutschland hätten gar manche auch keine Religion mehr. Die seien nun freilich kernfaul und in der Wurzel verdorben; da schlage nichts mehr an.

‚Die Religion ist noch da'; ja, wo diese noch ist, da finden die Theorien der Socialisten noch keine gläubigen Bekenner.

Hoch in den Bergen, über Ried, liegt das Bad Obladis mit dem berühmten Sauerbrunnen, dessen Wasser neben dem von Rabbi und Pejo zu den wirksamsten in ganz Tirol gerechnet wird. Die reine, von Tannenduft durchwürzte, stärkende und doch milde Luft dieses ringsum von Wäldern eingeschlossenen und vor rauhen Winden geschützten Sommerfrischortes ist in diesem Grade kaum anderswo zu finden. Manche Woche habe ich dort oben zugebracht; herrlich ist der Blick in das Thal hinab und nach den gegenüberliegenden Bergen; im Vordergrunde öffnet sich das Kaunser Thal mit seinen lieblichen Auen; weiter zurück liegt der Wallfahrtsort Kaltenbrunn; im Hintergrund stehen die beschneiten Häupter der weit von Nord nach Süd sich hinziehenden Gebirgskette, die jede Stunde des Tages neue Bilder bieten, jetzt so im

vollen Glanz der Morgensonne leuchtend, daß das Auge fast geblendet wird, jetzt wieder von einem leichten Schleier umzogen, dann im letzten Abendroth erglühend. Ladis war lange Zeit als jenes Bad bekannt, wo die Gäste wie Glieder einer Familie herzlich untereinander verkehrten und sich beim Scheiden ein: Aufs Wiedersehen im nächsten Jahre! zuriefen; alte Männer sah ich weinen, als sie den Berg sich hinabtragen ließen; so weit sie die Zurückgebliebenen noch sehen konnten, winkten sie mit dem Taschentuch herauf. Ob nach Eröffnung der Bahn durch das Oberinnthal und den Arlberg nach der Schweiz diese schöne, alte Sitte noch lange dauern wird, muß die Zukunft lehren.

In Ried, am Fuße des Berges, an dessen Hang Obladis liegt, feiert die Gemeinde in eigenthümlich schöner Weise das Fest Mariä Geburt. Ein über Lebensgröße hohes Muttergottesbild wird an diesem Tage in festlicher Procession umhergetragen; es ist nicht gemalt, nicht aus Stein oder Holz gemeißelt, sondern ganz aus Blumen gebildet, die sich musivisch zu einer außerordentlich edlen Gestalt zusammenfügen. Ein berühmter Maler, aus dieser Gegend stammend, hat die Zeichnung entworfen, die Schattirungen der Farben bestimmt und weilt nicht selten an diesen Tagen hier, um die nothwendigen Anordnungen zu treffen und das Ganze zu leiten; alle Hände sind geschäftig, Blumen und Blüten zu sammeln. Was nur immer das Hochthal zu dieser Jahreszeit bietet, muß seinen Tribut der allerseligsten Jungfrau bringen; ihre Gewänder prangen in den zartesten duftigsten Farben, vom tiefsten Roth bis zum blendenden Weiß. Fürwahr, ein sinniger Gedanke, dieses liebliche Bild, an dem die ganze Gemeinde gearbeitet, zum Mittelpunkte des Festes zu machen, was einen Hauch echter Poesie über das arme Dorf wirft.

Großartig ist der Weg von da über Pfunds immer aufwärts auf der kühn in die Felsen eingesprengten Straße nach

Hoch=Finstermünz. Wie ein Adlerhorst ist diese Veste in neuerer Zeit in die Felswand eingebaut, hoch über der Schlucht, in der tief unten der reißende Inn braust und seine milchweiß schäumenden Wellen durch das Gestein drängt. In schwindelnder Tiefe unten, hart am Flusse, liegt Alt=Finstermünz, der alte, vielumstrittene, oft verlorene und wieder gewonnene Paß, der in das Engadin führt; mitten auf der Brücke steht das Zollhaus; ein einsamer, verlassener, steiler Steig windet sich jenseits die Berge hinauf. Nach Süden blickt das Auge weit in die Schlucht hinein, durch welche der Inn aus dem Engadin hervorbricht; wie ein weißes Band, von Schaum und Wellen gebildet, zieht er sich hellglitzernd durch die dunklen Berge hin.

Kaum gibt es einen Fluß, der so gänzlich trennt, was der natürlichen Beschaffenheit nach zusammengehört, als der Inn hier an der Grenze zwischen Vintschgau und dem Engadin. Politik und Religion, dort das Haus Oesterreich und die katholische Kirche, hier der Graubündner Freistaat und der Zwinglianismus, haben derart geschieden, daß selbst die ursprüngliche Sprache des Vintschgauers, die er mit dem Engadiner gemeinsam hatte, fast gänzlich erloschen ist. Zudem haben die vielen verheerenden Einfälle der Engadiner, die Raub, Mord und Brand in das Tirolerland trugen, dazu beigetragen, daß bis zur Stunde die Erinnerung daran im Tiroler nicht erloschen ist.

Auf dieser kurzen Strecke, von der Pontlazer Brücke an bei Prutz, nicht weit von Ried, bis zur Malser Heide, ist viel Blut geflossen in den Jahrhunderten vor uns; zweimal war jene den Bayern (1703 und 1809) verderblich geworden; auf der Malser Heide unterlagen des Kaisers Max Völker dem Anprall der Schweizer (1499), als dieser Oesterreichs Erbe wieder zurückerobern wollte. Es ist einer der erhabensten Punkte in der großartigen Gebirgswelt Tirols, auf dem wir

hier in Hoch=Finstermünz stehen; Todtenstille herrscht ringsum, nur unterbrochen durch das Brausen des Flusses aus der Tiefe herauf; die himmelanstrebenden Felsen werfen ihre dunklen Schatten in die enge Schlucht herein und lassen nur einen schmalen Streif der Himmelsbläue erblicken.

Immer steil aufwärts geht es nun nach Nauders, dem ersten größern Orte des Vintschgaues, mehr als 4000 Fuß über dem Meere gelegen. Trotz des saftigen Grünes der Wiesen, der hellen Lichter, welche die Mittagssonne über die Flur wirft, empfinden wir doch, daß wir hier an einem der rauhesten Orte Tirols angekommen sind: die eisige Luft, welche vom Ortler herüberweht, die fast baumlose Hochebene, wo alle Winde freies Spiel haben, lassen uns ermessen, wie viel die Menschen hier mit den Elementen, mit Schnee, Kälte und rauhen Stürmen kämpfen müssen. Bei Reschen treten mit einemmal die Zacken und Spitzen der Ortlerkette in reinster Klarheit am wunderbar hellen, blauen Himmel hervor. Still und friedsam, als könnten sie niemals den Menschen Böses thun, sehen wir zu unserer Rechten die drei Seen liegen, und doch hat der Ausbruch ihrer Wasser schon unsäglichen Schaden gestiftet, und halbe Dörfer, wie Burgeis, im wilden Strudel mit sich fortgerissen. Hier ist der Ursprung der Etsch, deren brausende Gewässer und reißende Stromschnellen selbst tief unten in der Ebene bei Verona ihre Hochgebirgsnatur nicht verläugnen.

Von Nauders südwärts nach Graun, St. Valentin auf der Haide, das ganze Land hinab bis nach Mals, Glurns, Tartsch, Spondinig u. s. f. erkennen wir alsbald, daß wir auf einem ursprünglich nicht deutschen Boden stehen. Im Gesichtsausdruck der Bewohner, in der Bauart ihrer Häuser, in den Namen der Höfe und Fluren lesen wir wie in einer Urkunde die Geschichte eines romanisch=rhätischen Volkes, das erst in neuerer Zeit germanisirt worden ist. Die Dörfer sind

enge, die Wohnungen dicht aneinander gebaut, die Häuser zumeist von Stein, von Rauch und Alter gebräunt und zum Theil vernachlässigt; mit Bedauern denken wir da zurück an das Tirolerhaus, wie es im Unterinnthale und Wippthale steht: reinlich, breit und behäbig hingelagert, mit Blumen auf den Galerien und an den Fenstern geschmückt. Auch die Berge ringsum sind kahler und waldärmer als dort, und an den Abhängen erfreut sich das Auge nicht mehr so wie dort an dem saftigen Grün der Bergwiesen; die Kleidung der Bewohner ist weniger eigenthümlich, weniger schön; die Menschen selbst mit dunklen Haaren und brauner Gesichtsfarbe sind hagerer als anderswo, aber sehnig und ausdauernd. Ihre dunklen Augen zeugen von Witz und scharfem Verstand; nicht redefaul, sind sie wie gemacht, als Kleinkrämer das Land zu durchwandern, um einen kärglichen Gewinn heimzubringen. Viele von ihnen gehen in die Fremde, um in Schwaben oder in der Schweiz als Hirten, Knechte und Mägde sich zu verdingen; viele widmen sich mit Erfolg den höheren Studien. Ausgestattet mit Körperkraft und geistigen Anlagen, arbeitsam und nüchtern, abgehärtet von Jugend auf, sind sie hinlänglich im Stande, den Kampf mit der kargen Natur ihrer Heimat zu bestehen.

Von einem Hügel bei dem großen Dorf Burgeis herab blickt freundlich das Benediktinerstift Marienberg ins Thal hernieder. Was Einsiedeln für die Urschweiz, Innichen für das Drauthal, Admont für Steiermark, Benediktbeuern und Tegernsee für Oberbayern, Fulda für Thüringen, das war die Benediktiner-Niederlassung zu Marienberg für das Vintschgau. Zuerst zu Schuls im Unterengadin Ende des elften Jahrhunderts gegründet, wurde es später hierher übertragen. Ein freundlicher, gebildeter Priester aus dem Stifte verstand es, mir den Tag, den ich hier oben zubrachte, zu einem recht genußreichen zu machen. Von der Altane des Klosters aus

schweift der Blick weit über die Malser Haide und das große weite Land mit seinen zahlreichen Dörfern, Weilern und Einzelhöfen hin, vom amphitheatralisch aufsteigenden Gebirge umschlossen. Es ist ein großartiges und doch liebliches Bild; tief unten blinken im Sonnenstrahl die Wellen der Etsch, im Hintergrund schauen die hellglänzenden Ferner herein. Den Nachmittag widmete ich der Stiftsbibliothek; wiewohl sehr viele Werke in Meran sich befinden, wo an dem Gymnasium die Mitglieder des Stiftes lehren, so fand ich doch hier noch so manches, was mich fesselte, so daß ich mit dem Vorsatze wegging, ein anderes Mal auf längere Zeit von der Gastfreundschaft des Klosters Gebrauch zu machen, um dann seine Liberei gründlich durchmustern zu können. Es darf uns dies nicht Wunder nehmen; denn das Haus, welches die Wiege eines Albert Jäger, Pius Zingerle, Beda Weber war, muß immer noch die Spuren ihres Geistes tragen, wenn diese auch längst nicht mehr hier weilen.

Ein überraschend schönes, nicht Natur-, sondern Menschenbild habe ich hier gesehen, das einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. Meiner Gewohnheit gemäß ging ich zuerst, oben angekommen, in die Kirche. Sie war leer; leise schritt ich durch das Schiff nach dem Chore hin; unbewegt, ich hätte glauben können, eine Bildsäule zu sehen, kniete da ein Mönch, ganz in Andacht versunken. Er hatte mein Kommen nicht bemerkt; ich blieb stehen und sah lange zu ihm hinüber. Wie ist doch der Mensch so schön im Gebete! Da erscheint so recht seine Größe, der Adel seiner Geburt aus Gott.

Mit dem Eintritt in das Untervintschgau ändert sich allmählich der Charakter der Gegend. Die Lüfte werden lauer; der Boden trägt reichere Frucht, die Felder sind mit vielen Obstbäumen besetzt; wir fühlen, der Süden ist nahe. Dieser Eindruck wurde in mir noch vermehrt durch den Anblick der vielen kleinen, glänzenden Marmorstückchen, die hier als

Schotter für Instandhaltung der Heerstraße verwendet werden. Sie kommen aus den großen Marmorbrüchen zwischen Laas und Göflan; gewaltige Blöcke, aus den Bergen dort gebrochen, sehen wir auf der Straße weiter bringen, von acht und mehr Pferden gezogen. Ueberall auf den Hügeln zur Seite stehen Burgen, zum Theil erhalten, zum Theil zerfallen, manche von Bauern bewohnt und nothdürftig vor dem Einsturze bewahrt; hatte ja doch kaum ein anderes Land einen so zahlreichen und vordem auch wohlhabenden Adel, wie das Land Tirol. Bei Schlanders erblicken wir zum erstenmal die Rebe; sie muthet uns an wie ein freundlicher Gruß, den der Süden uns sendet; nun wird es mit jedem Schritte wärmer, die Vegetation mannigfaltiger und farbenprächtiger, der Kastanienbaum an den Abhängen der Berge fängt an, seine Früchte zu zeitigen; um die zerfallenen Mauern am Wege winden sich gewaltige Kürbisblätter in üppiger Fülle. Bei Castelbell, dem einst schönen Schlosse, das erst in neuerer Zeit durch Brand zur Ruine geworden ist, noch mehr beim Anblicke der Burg von Naturns konnte ich mich schon in eines der Thäler am Gardasee versetzt fühlen; so rasch ist der Uebergang von der rauhen, stets von Stürmen gefegten Hochebene zwischen St. Valentin und Mals und hier. Aber auch das unheimliche Gespenst, das uns in Italien so vielfach verfolgt, gibt seine Anwesenheit kund, die Fieberluft; die vielen Sümpfe hauchen in der Gluthitze des Sommers schwere, verpestende Dünste aus. Und in dem zerbröckelnden Gestein der zerfallenen Burgen, zwischen den vom Sonnenbrand durchglühten Mauern in den Weinbergen hausen zugleich mit der klug blickenden, flüchtigen Eidechse Schlangen und Scorpionen.

III.

Angekommen an der Töll (telonium), wo schon zur Römerzeit eine Zollstätte sich befand, drängt sich die Etsch

unter gewaltigem Wogen und Brausen durch die Felsenenge; bei ihrem Austritte öffnet sich nun eine großartige, erhabene Scenerie. Wie ein Zauberbild liegt in einem weiten Rahmen das herrliche Land vor uns. Von der Ferne gesehen, fallen die Zwischenräume hinweg, alle Linien treten näher aneinander heran, Obermais, Untermais, Gratsch, Algund, die vielen Schlösser, Villen, Kirchen, Kapellen, Dörfer und Meierhöfe, vom üppigen Laub der Rebe umschlungen und von uralten Kastanienbäumen überschattet, stellen sich dem entzückten Auge in einem einzigen großen Gemälde — Meran — dar. Die Luft, in dem engen Thale bei Naturns und Rabland schwer und drückend, weht erfrischend und belebend zu uns herauf; es sind die Winde, welche aus dem Passeierthale über Meran herströmen und die Atmosphäre kühlen und reinigen.

Wie schön, wie schön, wie wonnevoll! rief mein Begleiter bei diesem Anblicke. Da begreift man, warum es den Kranken so mächtig nach Meran zieht, warum er die Kunde, daß er dorthin reisen darf, wie ein Unterpfand seiner Genesung betrachtet, eine Freudenbotschaft, die ihn so manche schlaflose Nacht, so viel bitteres Wehe vergessen läßt; da mag man fühlen, was sie fühlen, wenn sie im Norden, da die Bäume bereits ihre Blätter abschüttelten und ein schwerer, dicker, feuchter Nebel sich erkältend auf Leib und Seele legte, nur mit Bangen an den langen Winter gedacht, und nun mit einemmal in dieses Paradies sich versetzt sehen. Oft bin ich mit ihnen gereist zu Ende Septembers und Anfang Octobers, wenn sie von Rußland, Polen und Galizien her durch das Pusterthal oder über den Brenner von Norddeutschland und den russischen Ostseeprovinzen kamen. Wie sehnten sie sich, wie hofften sie, als ob da der Wunderbrunnen quelle, aus dem ein Trunk Heilung und Gesundheit bringt! Wie fragten sie mich über Meran, erkundigten sie sich über alles, wurden lebhaft und gesprächig, bis ein Anfall von Krampfhusten

wieder auf lange Zeit Stillschweigen gebot! So manchen haben sie ja gesehen, der leidlich besser zurückgekehrt war; die weiche, balsamische Luft thut der kranken Brust so wohl, die warme, freundliche Mittagssonne hemmt das Zehrfieber, gestattet den Aufenthalt im Freien und verlangsamt den Zerstörungsproceß der Organe. Noch manches Jahr Leben mag er sich durch den Aufenthalt in Meran erkaufen; so hoffen ja alle.

Doch andere sind unter ihnen, die hoffnungsfreudig hierher kommen, um bitter enttäuscht zu werden. Die Armen, sie wissen es nicht, wie krank sie sind! Ihre bleiche, welke, abgemagerte Hand, die eingesunkenen Schläfen, das brennende Roth auf den Wangen, der unheimliche Glanz ihrer großen Augen, die Athemnoth — das alles redet eine so deutliche Sprache. Auch in Meran stirbt der Mensch; ein Paradies ist es darum doch nicht; und der Kirchhof hinter der Spitalkapelle beweist, wie viele in Meran gestorben sind, die Heilung da gesucht und den Tod gefunden. In langen Reihen stehen die weißmarmorenen Grabsteine da; es ist eine internationale Versammlung von Todten, die da gebettet liegen. Und die hier begraben sind, das sind noch die wenigsten. Die Marmorblöcke, die eben vorübergefahren werden, sie sind schon zugerichtet, um einen Leichenstein auch für sie daraus zu meißeln; bald ist er fertig, es fehlt nur noch der Name und das Datum. —

Solcherlei Gedanken gingen durch meine Seele, als ich von der Töll herab über Forst nach Meran hineinfuhr. So schön ist dieses Land, und so viel Elend ist da verborgen; wer mag es all ermessen? Ueberhaupt wird man kaum einen zweiten Ort finden, wo die Gegensätze sich so nahe gerückt sind, als hier. Gestern war ich am Nachmittag in der Elisabeth-Anlage in Obermais; die prachtvollsten Bäume und seltensten Gewächse bilden hier einen lieblichen Park, kühl und von

milder Luft durchweht. Eben spielte die Kurmusik; diese Ouvertüren, diese Strauß'schen und Lanner'schen Walzer, wie klingt das alles so seltsam hier!

Es schweifen die Pfeifen und greifen ans Herz
Mit Freud' und mit Schmerz.

Mich machte diese Musik unendlich traurig. Da gehen diese Menschen, manche in untadelhafter Toilette, als ginge es zu Spiel und Lust — der Tod hat ihnen bereits die Hand gereicht. Andere schwanken nur so daher, man sieht es ihnen an, nur mit Mühe können sie sich aufrecht halten; dort läßt sich einer erschöpft in der Sitzhalle auf der breiten, bequemen Bank nieder; matt bewegt er das Haupt mit dem Ausdruck von Trauer und Ermüdung nach dem Tact der Musik, und die Schatten des Todes liegen schon über ihm. Vielleicht ist es so leichter zu sterben — oder schwerer? — ‚Süßes Leben, süße Gewohnheit des Daseins und Genießens' — dieses Wort Goethe's mag so manchem da in der Erinnerung auftauchen, wenn er unter den mächtigen Himalaya-Cedern ruht und sein Auge von dem immergrünen Lorbeer und saftigen Evonymus hinausschweift in die wonnige, sonnenbeglänzte, heitere Landschaft, wo mächtiger als je die Lebenslust in dem ängstlich klopfenden Herzen sich regt, und das Bild des Todes doppelt grausig erscheint. Doch die Harmonien süßer Töne fluten darüber hin und verbergen es vor seinem Angesicht; zum letzten Male vielleicht in diesem Winter wiegt sich seine Seele auf den auf- und abwogenden Wellen weicher Melodien, deren Zauber die trüben Gedanken bannen und den armen Kranken durch eine glückliche Täuschung in die Tage schöner, wohliger Jugendlust zurückversetzen.

Während einer nun schon längst vergangenen Saison erregte ein Herr besonders die Aufmerksamkeit der Kurgäste, die doch sonst gar manches hier zu sehen gewöhnt sind. Wenn

eine Frau sorgfältig über ihre Toilette wacht, so sehen wir dies ihr gerne nach. Aber bei dem Manne widert uns solches an, wie jener war, der häufig, in einem Rollstuhle sitzend, auf der Promenade erschien und sich im Kreise der Spaziergänger umherfahren ließ. Ein kokettes Hütchen saß auf seinem sorgfältig coiffirten Kopfe; die geschminkten Wangen und die gefärbten Brauen erhöhten den brennenden Blick der dunklen Augen; höchst elegant gekleidet, trug er an der linken Brust einen großen Strauß der schönsten Rosen.

Mir graute vor diesem Manne. Ist es Frivolität, ist es Gedankenlosigkeit, ist es stoische Resignation? Christlich, männlich, menschlich ist es nicht. Es erregt Ekel, einen Menschen zu sehen, der noch gierig mit beiden Händen den Becher der Weltlust festhält, um den letzten Tropfen zu schlürfen, während der Tod ihn schon erfaßt hat, um ihn trotz seines Sträubens hinwegzuziehen. Hat denn ein solcher in seinem langen Leben nie gedacht, nie eine Ahnung von etwas Höherem empfangen?

Da drüben in der Abendruh'
Gar ernst das Glöcklein läutet:
Gekommen ist der Herbst, und du,
Wie bist du vorbereitet?

Nun ist es Herbst, der Sommer schwand,
Und Gott will Frucht vom Zweige;
Schon kommt der Abend übers Land,
Das Leben geht zur Neige.

Aus hallt die Glocke. In der Brust
Doch hallt ihr ernstes Fragen:
O Mensch, nach eitler Lebenslust
Wie wirst du Antwort sagen?

Oft habe ich so ein Glöcklein gehört, dessen Klänge so langsam, so bange, so klagend über das Städtchen hinhallten. Eines Sonntag Morgens, bei meinem ersten Aufenthalte in

Meran, ging ich an dem Kirchplatze vorüber; das Hochamt war zu Ende, in dichten Haufen standen die Männer da und führten lebhafte Gespräche untereinander. Mit einemmale wurde es stiller; nur noch ein leises Murmeln; einer nach dem andern entblößt sein Haupt und wendet den Blick nach der Kirche hin. ‚Was ist?' fragte ich einen Nebenstehenden. ‚Das Zügenglöcklein!' war seine kurze Antwort. Wenn einer in den letzten Zügen liegt, läuten sie mit dem Zügenglöcklein. Dem Weltmenschen mag es wie eine grelle, schneidende Dissonanz durch die Seele gehen; denn bitter ist der Todesgedanke dem, der sein Genügen hat in den irdischen Gütern, sagt ein uraltes, göttliches Wort. Und mancher mag darum, schon im Interesse der Fortbildung Merans zu einem ‚Weltkurort', die Abschaffung dieser bigotten, inhumanen Sitte gewünscht haben. Ursache dessen ist jene entsetzliche Furcht vor dem Tode, die im Alterthum einen Achilles ausrufen läßt:

Nicht mehr rede vom Tod ein Trostwort, edler Odysseus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann ohn' Erb' noch eigenem Wohlstand,
Als die sämmtliche Schaar der geschwundenen Todten beherrschen.

Hat doch schon längst der Dichter gesagt:

Qual si lamenta, perchè qui si muoja,
Per viver colassù, non vide quive
Lo refrigerio dell' eterna ploia [1].

Und doch ist dies eine so tief bedeutsame, schöne Sitte, wie alles, was die Kirche in ihrer Weisheit geordnet hat, die nur der tadeln mag, der sie nicht versteht. Die Noth des Daseins,

---

[1] Div. Commed. Parad. XIV. 25.
Wer sich beklaget, daß man hier muß sterben,
Um droben fortzuleben, der hat da nicht
Des ew'gen Thaues Kühlung noch empfunden.

das Elend des Menschenlebens, die Vergänglichkeit alles dessen, was hienieden glänzt und gleißt, haben auch Weltmenschen erkannt:

Ist einer Welt Besitz für dich zerronnen,
Sei nicht in Leid darüber, es ist nichts;
Und hast du einer Welt Besitz gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber, es ist nichts.
Vorüber geh'n die Schmerzen und die Wonnen,
Geh' an der Welt vorüber, es ist nichts[1].

Das hat die Kirche schon längst gesagt, und sagt es jeden Tag, und ruft uns ein ernstes ‚Memento mori' in die Seele, damit wir nicht erliegen, wenn die Versuchung lusttrunkenen Weltgenusses uns naht. Aber sie mahnt und schreckt nicht bloß, sie richtet zugleich auf die zagende Seele und tröstet uns. Tausende, wenn sie das Zügenglöcklein hören, lassen Grabscheit und Werkzeug einen Augenblick ruhen, falten die Hände und beten ein stilles Gebet mit und für den, der den harten, letzten Kampf kämpft. Und so, von den Gebeten so vieler, der ganzen Gemeinde, wie von Engelschaaren begleitet, geht der Sterbende hinüber. Mitten in der Zeit der Ewigkeit sich bewußt zu sein, das hatte Strauß ehedem als das Ergebniß aller Forschungen der Philosophie bezeichnet; nun, der arme Senner, der eben von den Alpen herabgestiegen und das Glöcklein hört, wird dadurch mit großen, erhabenen, wahrhaft menschenwürdigen Gedanken erfüllt, von denen Strauß und so manche andere Philosophen keine Ahnung haben; sein Geistesblick fällt da nothwendig dorthin, in jenes andere Land, ‚von dessen Ufern kein Wand'rer wiederkehrt', ein Land ewiger Freude und ewigen Wehes. Und noch mehr sagt uns die Kirche. Sie sagt in ihrem Todtenofficium, daß vor Gott, vor dem alles lebt, auch die Todten leben, fortleben, wenn sie

---

[1] Schopenhauer.

gleich gestorben sind, daß der Tod kein Tod ist, nur der Anfang eines neuen Lebens, der Schritt von der Kirche im Diesseits, die uns hinüber begleitet, zu der Kirche im Jenseits, die uns mit Freuden erwartet. Rückkehr zur Heimat[1] nennt ja die Kirche den Tod; dem Weltmenschen freilich ist er dieses nicht; darum heißt er bei Horatius[2] ‚ein ewiges Exil‘.

Dem Weltkind, wenn's zu Grabe geht,
Ihm ist dann all sein Glück verweht,
Sein Vaterland genommen.

Das Grau'n der Fremde nimmt es auf;
Doch in die Heimat geht der Lauf
Des Christen und des Frommen.

Wer von dem Passeiererthale mit seinen steilen, rauhen Felswänden, den von Schneestürmen umbrausten Höhen des Jaufengebirges nach Meran kommt, den führt der Weg noch vor dem Eintritt in die Stadt hart an den Anlagen vorüber. Welch eine Ueberraschung wird ihm da nicht! Die obere und untere Winteranlage, die Gisela-Promenade, die Marie-Valerie-Anlage, die Stephanie-Anlage, sowie viele Privatgärten zeichnen sich durch einen Reichthum von exotischen Freiland-Pflanzen aus; der Mandelbaum, Mastixbaum, Granatäpfel, die hier zur Reife kommen, der Erdbeerbaum, Oleander und Lorbeer, der amerikanische Lebensbaum, Magnolien, kräftige Cypressen, Zwergtannen, Pinien, viele immergrüne Sträucher und Gewächse[3] erinnern ihn an den großen Unterschied in der Flora, allen klimatischen und Temperaturverhältnissen, auf dieser kurzen Strecke von kaum fünf Gehstunden. Aber selbst in dem Klima von Meran herrscht ein auffallender Gegensatz; ähnlich wie im Hochsommer an der Grenze der Schneeregion in den Alpen-

[1] Patria. [2] Aeternum exilium. Carm. II. 3.

[3] Vgl. C. Stampfer, Verzeichniß der perennirenden Freiland-Pflanzen in den Anlagen von Meran. 1875 und 1876.

thälern, hat Meran vom December bis in den März hinein die Nächte hindurch Winter, am Tage sommerliches Frühjahr, milde und erfrischende Luft, warme, kräftige Sonne, bei Nacht einen glitzernden Sternenhimmel und Frost. Daher stirbt auch im Winter die Natur nicht ganz; selbst im December blüht an sonnigen, windstillen Plätzen die Erdbeere, blühen an geschützten Standorten Rosen und duften Veilchen; im Januar öffnet bereits der gelbblühende Jasmin seine Kelche, Haselstrauch, Rosmarin und die blaßrothe Erika erfreuen das Auge.

Ebenso groß und noch größer ist auch der Gegensatz zwischen den Thalbewohnern dort oben und den Menschen, die hier wandeln. Nur ein paar Mal ging ich durch diese schönen, sorgfältig gepflegten Anlagen, dann nicht mehr; der Anblick so viel menschlichen Elendes läßt es nicht zu einer recht freudigen Stimmung kommen. Und wenn man die Armen, namentlich aus Rußland und Polen, sieht, wie sie mit einem Heißhunger die Kurtrauben hineinessen, als wäre mit ihnen das ‚mysterium magnum' gefunden, nach dem Theophrastus Paracelsus einst forschte, das den Leibern Unsterblichkeit verleihen soll, dann mag man sie bedauern oder auch beglückwünschen ob solcher Täuschung.

Gehen wir von da hinweg nur einige Schritte in das Städtchen hinein nach dem Markte zu, urplötzlich hat die Scene sich verändert; uns ist, als kämen wir in eine andere Welt. Da hat sich das Volk gesammelt aus dem Burggrafenamt und dem Passeiererthale; was für ein schönes, gesundes, kräftiges Geschlecht ist dies! An den meisten Männern fällt uns auf das scharfgeschnittene Profil, das dunkle, verständig blickende Auge, das schwarze dichte Haupt- und Barthaar; kräftig, hoch, mit breiter Brust und stark entwickelten Muskeln sind sie alle; hie und da stehen wahrhaft hünenhafte Gestalten, voll Manneskraft und Mannesmuth. Diesen Menschen sieht man es an,

wie sie den Franzosen und Bayern muthig bis zur Tollkühnheit und mit äußerster Zähigkeit widerstanden, als diese es wagten, ihre nationalen und religiösen Heiligthümer anzutasten; so werden sie auch in Zukunft allen Versuchen dieser Art Widerstand leisten, woher diese immer kommen mögen. ‚Der Bonaparte‘, erzählte mir vor Jahren ein alter Streiter aus dem Jahre 1809, der nun längst gestorben ist, ‚hat uns Briganten geheißen, als wir gegen die Franzosen auszogen. Aber das war eine Lüge; wir haben weder gestohlen noch geraubt, wohl aber hat es der Feind gethan; wir haben gekämpft für Gott und den Kaiser.‘ Ein anderer, ein allverehrter, hochbetagter Priester, der, den Knabenjahren noch nicht entwachsen, als Trommler mit ausgezogen war, wurde wieder feurig wie ein Jüngling, als er seine Erlebnisse aus jener Zeit erzählte; leider mußte er die genußreiche Unterhaltung, die er der Gesellschaft geboten hatte, mit einer schlaflosen Nacht büßen; so gewaltig hatte ihn die Erinnerung an jene Tage aufgeregt.

Manche wollen in dieser so charakteristischen Bevölkerung der Gegend hier herum, des Ultener-, Passeierer- und Sarnthales, Reste der Goten erkennen, die da seßhaft geworden. Man möchte wünschen, es wäre so; solcher Ahnen dürften wir uns keineswegs schämen. Doch es sind dies nur Vermuthungen, und es fehlt noch viel, bis ein probehaltiger Beweis hierfür erbracht ist. Wenn man diese herrlichen, selbstbewußten Männer sieht mit ihren gewaltigen, nackten Knieen, da kann man sich der Ueberzeugung nicht verschließen: diese sind nicht gewöhnt, sich zu beugen, außer vor Einem — Gott; ja, gerade darum, weil sie Gott fürchten, kennen sie keine Menschenfurcht. Eines Morgens, da ich die heilige Messe lesen wollte, war kein Ministrant da; als ein junger Mann dies sah, nahm er alsbald das Meßbuch und ging mir voraus zum Altare, wo er andächtig niederkniete und die Gebete sprach. Es ist ein erhebender Anblick, ein Mann in der Fülle seiner

Kraft, der keinem Menschen schmeichelt, aber vor Gott in Demuth seine Kniee beugt.

So trägt Meran zwei Völker in seinem Schoße; aber auch auf geistigem und religiösem Gebiete drängt sich dieser Gegensatz uns alsbald auf. Hier in der Bauernschaft erblicken wir ein noch gesundes, in altem Glauben, nach alter, ererbter Sitte und mit tiefem Heimatgefühl dahinlebendes Geschlecht; wie die Tanne hoch oben in den Bergen mit allen ihren Wurzeln den Fels umklammert und ihre Aeste wiegt in Sturm und Wetter, so hat sich dieses Volk mit unendlich vielen Wurzelfasern in seinen vaterländischen Boden hineingesenkt, hält ihn fest und wird hinwieder von ihm festgehalten. Und das Bewußtsein, Herr zu sein auf seinem Hofe, so manche Freiheiten und Gerechtsame, deren der Burggräfler sich von unvordenklicher Zeit her rühmen konnte, geben ihm jenes edle, männlich würdige Selbstgefühl; den ‚fremden Herrn‘, trotz allem, staunt er nicht an, noch weniger beneidet er ihn; ihm gegenüber wird er vielmehr erst recht sich seines eigenthümlichen Wesens bewußt. Und wie er seine Sitte ehrt und heilig hält, so ehrt und hält er heilig auch seine Religion; seine Sitte ruht ja fast ganz auf dieser. Man nennt ihn darum so gerne reactionär; ob er diesen Vorwurf wirklich verdient, darüber wollen wir nicht rechten, ebenso wenig darüber, was denn das Wort Fortschritt in dem Munde so mancher eigentlich zu bedeuten hat, das wie der Lockruf des Rattenfängers von Hameln jung und alt zuweilen bezaubert und toll macht. Wenn wir E. v. Hartmann glauben dürfen — der Philosoph aus Berlin muß es doch am besten wissen —, gilt bei dem raschen Fortschritt unserer Zeit bereits der als reactionär, der nicht jeden andern für einen Schuft und Schurken hält, bis er ganz überzeugende Beweise seiner Ehrlichkeit hat, und wird als pöbelhaft, gemein und ungeschickt verachtet von dem fortgeschritteneren und gewandteren Spitzbuben, der sein Verbrechen an fremdem Eigenthum

mit dem Buchstaben des Gesetzes in Einklang zu bringen weiß. Auch hat uns derselbe Philosoph ein so düsteres Gemälde des belobten Fortschrittes in der Gegenwart entrollt, daß wir es den Männern im Burggrafenamt und Sarnthal nicht wohl übel nehmen dürfen, wenn sie instinctmäßig demselben sich ferne halten. Uebrigens ist ein bischen Reaction auch für den Fortschritt immerhin nicht ohne Nutzen; sie ist der Ballast in dem Schiffe des Staates, das ohne diesen nur zu leicht kentert. Die Geschichte des letzten Jahrhunderts hat dies zur Genüge dargethan.

Was diese Menschen glücklich macht, um dessen auch der Fortgeschrittenste unter den Gebildeten, die auf der Gisela-Promenade spazieren, sie beneiden dürfte, das ist ihre einheitliche Weltanschauung, ihr Leben aus dem Vollen und Ganzen. Ihr Beruf, ihr Hof, ihr Familien- und Gemeindeleben, ihre sittlichen Grundsätze und ihre religiösen Ueberzeugungen stimmen zusammen und ordnen sich in ihrem Geiste zu einem großen, harmonischen Einklange; zufrieden können sie leben, hoffnungsvoll und getröstet können sie sterben. Bei einem großen Theile der Gebildeten dagegen ist es nicht so. Sie haben vielleicht viel gelesen und viel gelernt; aber alles liegt zersplittert und zerbröckelt da vor ihrer Seele; wie eine ätzende Säure hat seit einem Jahrhundert eine krankhafte Kritik, der Geist der Verneinung, alles angegriffen, alles zersetzt, alles in Frage gestellt; was Scipio's Freund Lucilius beim Niedergange Roms einst gesprochen, das ist das Bekenntniß von nicht wenigen: Veri nihil, omnia ficta![1] Wo sind noch große, starke Ueberzeugungen? wo unerschütterlicher Glaube an die Wahrheit eines Systemes? Wahrheiten gibt es nicht, hat E. Renan im Namen vieler gesagt, nur Wahrscheinlichkeiten; der stete Wechsel unserer philosophischen, politischen, volkswirthschaftlichen Systeme unter dem klingenden Namen von Fort-

---

[1] Es gibt keine Wahrheit, alles ist Täuschung.

schritt, selbst auf dem Gebiete der Heilkunde, hat uns skeptisch gemacht; und so finden, wie ehedem bei den Hellenen, die Sophisten auch bei uns ihre Bewunderer und Nachahmer wieder. Man kann vielen unserer Schriftsteller gewiß nicht Geist, Scharfsinn, Gelehrsamkeit abstreiten; doch was ist alles dies? Gold, Perlmutter und Elfenbein schmücken wohl die Leier; aber deren Ton kommt nicht von ihnen. ‚Im Grunde,‘ sagt einmal Goethe, ‚so geistreich alles sein mag, ist der Welt doch nicht damit gedient; es läßt sich eben nichts darauf gründen. Ja, es kann sogar von der größten Schädlichkeit sein, indem es die Menschen verwirrt und ihnen den nöthigen Halt nimmt.‘ Darum geben ein fertiger Charakter, feste Ueberzeugungen, unerschütterlich, weil sie im tiefern Grunde des Glaubens wurzeln, dem Menschen, der sie besitzt, eine ausgesprochene Ueberlegenheit dem andern gegenüber, der zweifelt, sucht und noch nicht zur Ruhe gekommen ist.

IV.

Dieser Unterschied, ja Gegensatz zwischen den verschiedenen Schichten der Bewohner Merans auf allen Gebieten, im Glauben und Leben, Sitten und Bräuchen, Gewohnheiten und Bedürfnissen, trat auch bei der Festfeier der Primiz sichtlich an den Tag. Die einen standen da voll Staunen und Verwunderung, daß man so viel Aufwand macht um ein Geringes, ein solches Aufsehen wegen eines Kapuziners; neugierig überrascht drängten sie sich herbei, dieses ihnen fremde Fest wie ein eigenartiges, ganz neues Schauspiel sich einmal anzusehen. Die anderen freuten sich auf diesen Tag; sie nahmen herzlichen Antheil an der Feier, andächtig, gerührt wohnten sie dem Gottesdienste bei, beugten sie ihr Haupt, damit der Neugeweihte ihnen die Hände auflege; gesegnet von ihm gingen sie mit erhobenem Gemüthe nach ihren Wohnungen zurück, hinauf in die Höfe an den Bergen ringsum.

Wer am Samstag Abend den 29. September 1883 nach Meran kam, der mußte alsbald erkennen, daß etwas Außerordentliches vor sich ging. Auf allen Straßen und Plätzen der Stadt bewegten sich Ankömmlinge, zum Theil in festlicher Kleidung; aus den Thälern diesseits und jenseits der Etsch sind sie gekommen, von ihren Bergen waren sie heute schon herabgestiegen, um nichts von der Feier zu versäumen; überall sprach man nur von dem morgigen Tag, selbst in den Wagen der Eisenbahn; es war wie ein Ereigniß. Viele von diesen waren Verwandte des Primizianten, manche allerdings in sehr fernem Grade. Ist ja doch im Volke, hier ganz besonders, der alte, echt germanische Familiensinn, das Bewußtsein der Stammeszugehörigkeit noch so lebendig und viel stärker ausgeprägt als in den Kreisen der Gebildeten, wo der Individualismus, diese gemeinsame Signatur des modernen Lebens auf allen Gebieten, allen historischen Sinn, allen Zusammenhang mit der Gesellschaft in deren engeren und weiteren Kreisen mehr und mehr gelockert hat; es ist dies eine Wirkung des Egoismus, zugleich aber auch eine Verkennung der Natur des Menschen, der, in der Gesellschaft geboren, nur in ihr sich entwickeln kann. Der Hof, welcher ungeschmälert durch Jahrhunderte in der Familie sich vererbt, und die unbegrenzte Zerstückelung der Güter sind der thatsächliche und rechtliche Ausdruck dieser alten und neuen Sitte.

Da stellte es sich denn so recht klar dar, was die katholische Kirche für dieses Volk bedeutet, welche tiefe Wurzeln sie in ihm hat. Ja, das ist ein treues, ein katholisches, ein gläubiges und verständiges Volk; es weiß, daß es noch eine andere, höhere, unsichtbare Welt gibt über dieser sichtbaren, wo, von dem Sinnesmenschen unbeachtet und ungeahnt, lebendige Kräfte wirken und, von derselben Hand, die diese materielle Welt erhält, geordnet und geleitet, hin- und wiederströmen, um das Reich des Geistes aufzubauen und zu vollenden, um dessen

willen ja und zu dessen Dienste diese ganze sichtbare Ordnung geschaffen wurde. Wie er in dieser die Sonne gesetzt hat als den Mittelpunkt, die allem Licht, Wärme, Leben spendet, so hat Gott den Geistern eine Sonne angezündet, die hineinleuchtet mit ihrem hellen Schein in die Nacht dieses kurzen Erdenlebens, in deren Lichte eine neue Welt sich uns erschließt, die Muth, Kraft, Trost spendet zu männlichem Schaffen und Ringen, ergebenem Tragen und Dulden. Dem Priesterthume aber ist die Aufgabe geworden, den Blick der Völker immerdar zu diesem Lichtstrome hinzurichten, ihre Herzen dieser Lebensquelle zu erschließen, durch die Lehren des Glaubens dem nach Licht suchenden Auge die Reiche der Ewigkeit zu enthüllen, den nach Wahrheit hungernden Geist zu sättigen, das matte, kranke Herz zu heilen, zu nähren und zu stärken durch überirdische Kräfte. Darum ist die Primizfeier für das gläubige Volk jedesmal eine so hehre Feier, spricht heilige Festesfreude jedesmal aus so manchem Angesicht. Wohl ist es nicht ein Siegesjubel der Gewaltigen dieser Erde, nicht das Freudenfest eines Mächtigen, was diese alle hierher führt. Wohl ist es nicht ein großes, bedeutungsvolles Ereigniß im großen Leben der Welt, aber dennoch ein Ereigniß im Reiche Gottes; es ist der Anfang eines Wirkens, das, in den Schleier der Demuth, Armuth und Verborgenheit gehüllt, überreichen Segen tragen soll in viele Herzen, stark und treu hüten soll die Heiligthümer der Menschheit: Wahrheit und Sitte, Gottesfurcht und Menschenliebe, Gerechtigkeit und Recht.

Auf dem Wege vom Widdum zur Kirche, auf welchem morgen der Festzug sich bewegen sollte, hatten emsige Hände einen Triumphbogen errichtet, der, von frischen Blüten und Kränzen umwunden, sinnreiche Inschriften trug. Das Vaterhaus des Priesters war mit Tannenreisern und Lorbeerzweigen geschmückt, dazwischen waren liebliche Blumen geflochten; das Thor des Hauses war ganz mit Grün bedeckt. Im Hause

selbst war ein beständiges Kommen und Gehen; die einen suchten jetzt schon Gelegenheit, ihre Glückwünsche den Eltern des Primizianten darzubringen, die anderen wollten den mit Inschriften, Fahnen, Bändern und Kränzen gezierten Festsaal sehen. Auch ich suchte den Herrn des Hauses auf, um ihm meine freudige, herzliche Theilnahme auszudrücken; die Mutter weinte, der Vater drückte gerührt mir die Hand; man konnte es ihm ansehen, der starke, sonst so ruhige Mann war weich wie ein Kind. Katholische Eltern wissen nicht hoch genug das Glück zu schätzen, einen priesterlichen Sohn zu besitzen, ein Kind dem Dienste Gottes weihen zu dürfen, wie einst Anna den Knaben Samuel. Was ist doch alle irdische Größe gegenüber der Größe des Priesterthums, was alles Glück gegenüber dem Glücke, Priester zu sein! Selig die Lippen, auf die der Herr sein Wort gelegt, sein belehrendes, versöhnendes, tröstendes, segnendes Wort; selig die Hände, auf denen, wie auf seinem Throne, der wahrhaftige Gott unsichtbar-sichtbar ruht; selig das Herz, das ein Bethlehem geworden, ein Nazareth, wo er wohnt und seliges Zwiegespräch mit seinem Jünger hält. So mancher faßt das nicht, versteht das nicht; für ihn hat ja das katholische Priesterthum, vielleicht selbst das Christenthum keinen Sinn und keine Bedeutung mehr. Darum gehen sie verwundert, oder auch gleichgiltig, oder mit Spott auf den Lippen vorüber. In wem immer aber noch ein Funken von Humanität glimmt, in wem die Liebe und die Hoffnung und die Achtung vor der Menschheit noch nicht gänzlich erloschen und erstorben ist, dem möchte ich zurufen: Ehre den Priester, wess' Glaubens auch immer du seiest! Er trägt noch Ideale in seiner Brust, die besten, die höchsten, die edelsten; die Erde ist so arm geworden an Idealen, die Menschen glauben nicht mehr daran. Und er hat Ideale, die bleibend sind und nicht vergehen, die nicht entblättert und zerbrochen das Leben so bald ihm vor die Füße wirft, wie die vergäng-

lichen Blüten jugendlicher Begeisterung und die glänzenden Bilder und Gestalten einer sich selbst täuschenden Phantasie, die längst gestorben sind und todt, ehe wir selbst gestorben, und mit denen auch das Beste gestorben von dem, was wir selbst einst gewesen. Große Gedanken erziehen große Menschen, hohe Ziele entfalten und entwickeln alle unsere Kräfte; was gibt es Höheres, als die Saat ewigen Lebens hineinstreuen in die Furchen dieser Zeitlichkeit, alle Kraft seines Leibes, alle Energie seines Geistes, alle Liebe seines Herzens weihen ihm, ihm allein, der allein unserer besten, ewigen Liebe werth ist? —

Als der Abend hereinbrach und die Glocke zum Gebete rief, da fiel der erste Schuß, das morgige Fest ankündend, und rollte über die Stadt hin, daß es ringsum in den Bergen wiederhallte. Und nun wie im jubelnden Chore klangen alle die sieben Glocken vom hohen Thurme herab, und fort und fort hallten die Salven von den Bergen wieder. Der aber, dem dies alles galt, war unsichtbar. Am Ende der Stadt, hart am Thore, liegt das Klösterlein der Kapuziner. Hier, in der engen, armen Zelle mit ihren nackten Wänden, deren einziger Schmuck in einem Kreuzbilde besteht, kniet der Primiziant in Gebet und Betrachtung, die Seele vorzubereiten auf den großen Tag. Wie mag es ihm wohl zu Muthe geworden sein, dem armen Kapuziner dort, als die Lüfte diese Jubelstimmen in seine Abgeschiedenheit trugen? Er weiß, das alles gilt ihm, aber doch nicht ihm; es gilt dem Priester, dem Priesterthum der katholischen Kirche; dieses ist alles, der Mensch ist nichts. Darum ehrt und verehrt das katholische Volk seine Priester, auch im rauhen Gewand des Kapuziners, barfuß und ohne Ehren, noch Stellung, noch Besitz in der Welt. Ja, gerade darum.

Auch das ist eine Eigenthümlichkeit Tirols, die große Liebe und Verehrung, die dort die Kapuziner im Volke besitzen. Es ist die besondere Popularität, welche diese Väter auch in

anderen Ländern und von Anfang an genossen; es sind aber auch die großen Verdienste, welche sie um Tirol sich erworben haben, die das Volk mit so innigen, unzerreißbaren Banden an sie ketten. Dieser Orden, im dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts gegründet, hatte gleich in seinen Anfängen schwere Stürme zu bestehen. Die Anhänglichkeit des Volkes an ihn, seine außerordentliche Armuth und Strenge zogen ihm Gegner zu, und schon im Jahre 1534 wurden die Kapuziner aus Rom verwiesen; doch sie hatten nicht weit zu wandern. In dem dem Kapitel von St. Peter zugehörigen Baue bei S. Lorenzo fuori le mura fanden sie Aufnahme, mächtige Fürsprecher traten für sie ein, darunter die Marchesa von Pescara, Vittoria Colonna, und die hochgebildete Herzogin von Camerino, Caterina Cybò; nicht lange nachher gestattete Clemens VII. ihnen die Rückkehr. Noch einmal, infolge der Apostasie Ochino's, wurden sie hart geprüft. Aber ihre Demuth bestand auch diese Probe; wie das schwache Schilf sich beugt beim Andrange der Fluten und beim ersten Sonnenstrahl sich wieder aufrichtet, so trugen sie stillschweigend, was über sie verhängt wurde, und es hat ihnen desto reichern Segen gebracht. Fürsten und Herren sehen wir nun sich kleiden in das härene Gewand des Ordens; in jenen Tagen, da furchtbare Seuchen in Italien wütheten, waren sie es ganz besonders, welche den Pestkranken beistanden. Ueberall finden wir sie unter dem Volke thätig, als Prediger, Beichtväter, Rathgeber, Freunde. In ihnen flammte mächtig jener Geist auf, welcher die Gegenreformation in Italien ins Leben rief und zu immer neuer Thätigkeit antrieb. So konnte es denn nicht fehlen, daß der Strom heiliger Begeisterung, höher und höher steigend, auch die Alpen überflutete und in das Land Tirol eindrang, wo Clerus und Volk, Unwissenheit und Unsittlichkeit nicht wenig daran Schuld trugen, daß die Lehren der Reformatoren und Wiedertäufer und in ihrem Gefolge Auf-

ruhr und Bauernkrieg (Gaißmayr) das Land in endlose Verwirrung gestürzt hatten; da war es neben so manchen begeisterten Predigern aus anderen Orden besonders der Kapuziner Fra Tommaso da Bergamo, der Tirol von einem Ende zum andern durchzog; in dem ärmsten Bauernhause wie am Hofe zu Innsbruck wirkte er für treues Festhalten am katholischen Glauben. P. Giovenale, Sohn des Schloßhauptmanns Ruffini von Castelfondo im Nonsberg, trat mit siebzehn Jahren in den Kapuzinerorden; wie eine Mauer stellte er sich dem Verderben entgegen, durch Wort und Schrift, Briefe und Bücher und besonders durch seine Liebe zu den Irrenden hat er weithin und nachhaltig gewirkt. Der Kapuziner Marco von Aviano galt dem Tiroler Volke wegen seiner glaubensinnigen Reden, seiner von Gottesliebe trunkenen Seele, seines überaus frommen Wandels als ein Heiliger. So wurden denn überall in Tirol den Vätern Klöster gebaut. Selbst Alfons III. von Este trat in seinem achtunddreißigsten Jahre zu Meran in den Orden. Dem Gesammtbewußtsein des Volkes wurde so der katholische Gedanke eingepflanzt; es hat ihn aufgenommen in sein Blut und seine ganze nicht geringe Kraft in dessen Dienst gestellt. —

Noch vor Tagesgrauen kündeten die Böller von den Bergen herab das Fest an. Als die bestimmte Zeit gekommen war, setzte sich der Zug nach der Kirche in Bewegung, mächtig große Fahnen gingen voraus — der Tiroler setzt seinen Stolz hinein, eine solche Riesenfahne, die eine ungewöhnliche Manneskraft fordert, zu tragen; dann folgten die Eltern, Freunde und Verwandte, hierauf der zahlreiche Clerus. Eine schöne Sitte sah ich da zum ersten Male: alle trugen am rechten Arme des Chorrocks eine große, reich verzierte, goldene Rose, Symbol der Liebe, die der Neugeweihte seiner Braut, der heiligen Kirche, entgegenbringt. Die Predigt hatte zum Gegenstand die Aufgabe des Priesters in der Gegenwart, die Pflege

der echten Völkerwohlfahrt und Gesittung gegenüber einem fälschlich sogen. Fortschritt; mit Aufmerksamkeit und, wie mir schien, mit Verständniß wurde sie von der dichtgedrängten Menge angehört.

Nun begann das Hochamt. Zagend trat der junge Priester hin zum Altar; alle Augen richteten sich auf ihn. Hatte er doch so oft mit den Worten des Psalmisten (14, 1) sich selbst gefragt: ‚Wer darf hinaufsteigen zum Berge des Herrn, wer darf stehen an seinem heiligen Orte?‘ Da steht er nun am Altare, im Namen, im Auftrage, an der Stelle eines unendlich Höhern, der ihn gesandt; da fällt der Schleier des Irdischen vor seinen Augen, da dehnen sich aus die Schranken von Raum und Zeit — der Altar steht im Mittelpunkt der Welt, die ganze Schöpfung wird zum Gottestempel, in den die große Gemeinde der Erlösten nun wallt vom Aufgang bis zum Niedergang, von Mitternacht bis Mittag. Das ganze Menschengeschlecht vom Anfange der Schöpfung bis zum letzten Tage, sie alle stimmen ein in seinen Ruf, den Ruf der armen, kranken, dem Tode verfallenen Welt: Kyrie eleison! Sie alle aber sind auch der Erhörung gewiß; darum der Jubel: ‚Gloria‘!

Jetzt bringt der Primiziant das große, einzige, ewige Opfer dar; aber er muß selbst ein Opfer werden, sich selbst hingeben mit dem, der zuerst für uns sich hingegeben. Da dachte ich an die Worte, die vor gerade dreißig Jahren eine edle Dichterseele, die längst hinübergegangen, einem gleichfalls schon gestorbenen Priester in das Album schrieb:

Wer bist du, Jüngling, mit dem Blütenkranze,
 Jungfräulich um dein junges Haupt gewunden?
 Dein Auge glüht von überird'schem Glanze,
 Hast du des Daseins Räthsel aufgefunden?

Du hörst mich nicht, dein Blick ist unverwendet
 Nach einem höh'ren Ziele hingerichtet;

Das ird'sche Treiben ist für dich geendet,
Das ird'sche Sehnen ist für dich vernichtet.

Der Unschuld Farben, die dich heut' bekleiden,
Umhüllen nicht allein die jungen Glieder,
Dem Herrn willst eine Wohnung du bereiten,
Im Herzen strahlet ihre Reine wieder.

Wie schön bist du! Wo ist dein Leib geblieben?
Auf Erden noch? Der Geist, wo Geister thronen.
Die Hände segnen, stützen, heilen, lohnen,
Das Herz kann selig glauben, hoffen, lieben.

Die ersten, denen der Primiziant während der heiligen Handlung die Communion reichte, waren Vater und Mutter. Zu beiden spricht der priesterliche Sohn: ‚Der Leib unseres Herrn Jesu Christi bewahre deine Seele zum ewigen Leben!' Sie haben ihm einst dieses irdische Leben gegeben; von seiner Hand empfangen sie nun das himmlische. Nachdem er das heilige Opfer gebracht, zum Schlusse der Feier, legt er ihnen die Hände auf und spendet seinen priesterlichen Segen; Hunderte und Hunderte nahen sich nach ihnen, gleichfalls seinen Segen zu empfangen. Da sehen wir in lebendigem Bilde die Apostel vor uns, wie sie, nach des Herrn Ordnung und Befehl, den Gläubigen die Hände auflegten, zur Gnadenmittheilung an die Seelen und Heilung so mancherlei Schäden des Leibes; und noch weiter, Jahrtausende zurück, wendet sich unser Blick bis in die graue Vorzeit, zu dem geheimnißvollen Sagenland, wo die Pyramiden stehen und Moses unter Händeauflegung den Segen Gottes auf die Erwählten herabrief.

Es war Mittag geworden, als die Feier zu Ende ging. Im geschmückten Saale versammelten sich die Gäste. Nach altem, deutschem Brauch und Sitte war ein Mahl ihnen bereitet, reich, sehr reich. Wer wollte auch dies tadeln? Hat doch selbst der Vater des verlorenen Sohnes diesem ein köstliches Mahl angerichtet, mit Saitenspiel und Tanz, als er

reuig zu ihm zurückgekehrt war; sollte dem Vater es nicht gestattet sein, auch in solcher Weise seine Freude zu bezeugen über die Ehre, die seinem Hause geworden, heute, an dem Ehren- und Freudentage seines Sohnes? Sollte er nicht auch dadurch dem Danke seines Herzens einen Ausdruck geben dürfen den vielen Verwandten und Freunden gegenüber, die theilnahmsvoll hierher geeilt waren, selbst aus weiter Ferne? Und wenn zwar kein Saitenspiel erklang, aber ein frommes, für diesen Tag eigens gedichtetes und in Musik gesetztes Lied gesungen wurde, das alle erbaute und manchen zu Thränen rührte, ist das nicht eine edle Würze des Mahles? Und wenn tiefernste, die Würde des Christen, des Ordensmannes, des Priesters schildernde Tischreden dabei gehalten wurden, wer erkennt hierin nicht das Walten desselben Geistes, der die ganze Festfeier durchdrang? Wer da einen finstern Puritanismus zur Schau tragen wollte, als wäre solches für einen Kapuziner weniger passend, der möge zuerst dorthin seine Sittenpredigt richten, wo das Jahr über Gelage auf Gelage folgen und sie in hellerleuchteten Sälen ganze Nächte dem Genusse weihen. Für den priesterlichen Sohn geschah es einmal — nur einmal in seinem ganzen Leben. Und auch die Armen hat dieses Fest nicht gekränkt; sie fanden Erhebung dabei für ihre Seele und auch leibliche Erquickung.

V.

Die Zeit mahnte zur Rückkehr. Noch einmal und tief wollte ich das schöne Bild der Landschaft meiner Erinnerung einprägen; so ging ich denn an einem sonnenhellen Tage mit den Freunden hinauf nach Schloß Tirol, dem alten Sitz der Fürsten, welcher dem ganzen Lande den Namen gegeben hat. Am ‚Pulverthurm', einem Reste altrömischer Befestigung, ging es einen anfangs ziemlich steilen Weg aufwärts; bald aber wurden wir reichlich belohnt durch die herrliche Aussicht, rechts

in das Passeiererthal hinein, hinüber nach Schloß Schönna, die Dörfer Kuens und Riffian im Vordergrunde, tiefer rückwärts die Berge des Jaufen. Nach einer Stunde waren wir oben. Es sind immer ernste Augenblicke, wenn wir an Orten stehen, wo der Geist der Geschichte mächtiger als anderswo gewaltet hat; so war es auch hier. Diese großentheils zerfallene, durch Alter, Erdabrutschungen, Wildwasser zerstörte Burg hat eine große, reiche Vergangenheit. Urkundlich nachweisbar bildete Teriolis den Mittel- und Stützpunkt der römischen Herrschaft im Lande, weit hinabblickend nach dem Süden, nach dem Westen und Norden hin die Verbindungsstraße über den Jaufen (Mons Jovis) und Sterzing (Vipitenum), sowie durch das Vintschgau aufwärts zu decken. Als Karl der Große das Reich der Bajuwaren und Allemannen sich botmäßig gemacht hatte, wurde Tirol der Sitz eines Gaugrafen des fränkischen Reiches; mit Meinhard II. aus dem Geschlechte der Grafen von Görz, der die Grafschaft Tirol schuf (1271), wurde das Schloß Sitz des Landesherrn, bis nach der Vereinigung Tirols mit Oesterreich (1363) der Schwerpunkt der Landesregierung mehr und mehr nach dem nördlichen Theile des Landes verlegt wurde. Lange Zeit blieb Tirol noch Sitz der Burggrafen, bis gegen Ausgang des Mittelalters. Der mittelalterliche, noch stehende Thurm ruht auf römischem Fundamente; ebenso ist das Mauerwerk der Gruft, über welche die Schloßkapelle erbaut ist, römische Arbeit. Leider besteht gerade der größte, der Mittelbau des Schlosses nicht mehr; im vierten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts sank derselbe infolge von Erdstürzen in die Tiefe; nur der östliche und südliche Theil, letzterer seiner Entstehung nach der jüngste, ragen noch empor und schauen kühn ins Thal hinab; wie lange noch — wer kann dies sagen?

Vor allem fesselt uns nun hier das berühmte, oft beschriebene Portal der Pancratiuskapelle mit seinen reichen Sculpturen.

Sie stammen aus dem elften Jahrhundert und stellen, ähnlich wie jene am Portal von St. Jakob in Regensburg, den Sieg des Christenthums über das Heidenthum symbolisch dar; denn daß das Ganze symbolisch wirken sollte, und die mannigfachen Thiergestalten mehr als eine rein ornamentale Bedeutung haben, wird kein Kenner der christlichen Kunst in Abrede stellen. Schwieriger wird es freilich, wenn wir den einzelnen Figuren Sinn und Bedeutung geben und sie in lebendigen Zusammenhang mit dem Ganzen bringen wollen; doch die Schwierigkeit der Deutung berechtigt uns keinenfalls, diesen Bildern jede tiefere Bedeutung abzusprechen. Es ist vollkommen wahr, daß in Webereien und Stickereien des frühen Mittelalters bis zur Zeit der Hohenstaufen häufig gar keine Muster vorkommen; finden wir diese, so sind es zumeist mathematische Figuren, Polygone oder Kreise, phantastische und Thiergestalten, zuweilen jedoch auch Darstellungen aus der Heiligen Schrift; sie waren sämmtlich orientalisch-byzantinischen Ursprungs, Griechen, Perser, Indier, Araber hatten sie gearbeitet. Diesen Charakter behielt auch die maurisch-italienische Kunst bei, bis mit der spätern Gotik an die Stelle des ‚bestiaire' das kräftig stilisirte Pflanzenornament trat. Wer wollte jedoch daraus den Schluß ziehen, daß an unseren Portalen die Erbauer, zumeist Mönche und Priester, nichts schaffen wollten, als einen ‚wüsten, phantastischen Schmuck bildnerischer Ausstattung'?

Man hat sich, um die Bedeutungslosigkeit dieser Thierornamente zu beweisen, auf keinen Geringern als den hl. Bernhard berufen. Doch der Schluß war voreilig. Bernhard tadelt nur diese Bildnereien in den Klöstern seiner Mönche, welche er zur höchsten Armuth und Einfachheit zurückführen wollte, aber er tadelt nicht die Anwendung der Kunst in der Kirche überhaupt. Wenn er darum auf Handarbeit bei seinen Mönchen drang, das Studium der Alten und literarische Arbeiten, wie sie die Cluniacenser trieben, nicht wollte, so gilt dies gleich-

falls nur vom Standpunkt seiner Stiftung aus, und sollte keine Vorschrift, weder für das Mönchthum überhaupt, noch für die Gesammtkirche sein. Darum sagt er auch in der häufig, aber nicht immer vollständig angeführten Stelle[1]: ‚Ich will nicht reden von der ungeheuern Höhe, unmäßigen Länge, überflüssigen Breite der Oratorien, ihrer kostbaren Ausschmückung, ihren Neugierde erregenden Gemälden, welche den Blick des Beters auf sich ziehen, aber die Andacht zerstreuen ... Etwas anderes ist es mit den Bischöfen, etwas anderes mit den Mönchen; denn wir wissen wohl, daß jene, da sie der Thörichten wie der Weisen Schuldner sind, die Andacht des in der Sinnlichkeit befangenen Volkes, weil sie es nicht durch geistige Mittel können, durch sinnlichen Schmuck erregen. Wie aber bei uns, die wir aus der Mitte des Volkes schon herausgetreten sind, die wir alles Schöne und Kostbare der Welt um Christi willen verlassen ... wessen Andacht suchen wir dadurch zu erregen? ... Auch in den Kirchen mögen wir es dulden, weil es zwar den Eitlen und Habsüchtigen, nicht aber den Einfältigen und Andächtigen schädlich ist. Aber in den Klöstern, vor dem Angesicht der sich erbauenden Brüder ... was sollen da die unreinen Affen, was die wilden Löwen, was die ungethümen Centauren‘ u. s. f. Demnach waren diese Sculpturen Anregungsmittel der Andacht, nicht reines Ornament; dies konnten sie nur sein, wenn ein höherer Sinn aus ihnen sprach, den das Volk erkannte.

Trug doch zu jener Zeit die Natur selbst in allen ihren Gliedern die Signatur des Himmels; überall in ihr sah man Beziehungen zu dem Höhern. In der Milchstraße schaute der mittelalterliche Mensch den Weg der Pilger nach St. Jakob zu Compostella, Thiere und Pflanzen waren eine Symbolik christlicher Ideen. Die Heilige Schrift selbst aber, namentlich

[1] Apolog. ad Guilelm. abb. I. 12 ed. Mabill. p. 539.

das Psalmenbuch und die Apokalypse, hatte in den ersten Anfängen des Christenthums gewissen Thieren und Pflanzen eine typische Bedeutung gegeben, welche schon in den Katakombenbildern und später bei den Griechen zu einem festen Systeme war ausgebildet worden; der von den Predigern des Mittelalters vielgebrauchte ‚Physiologus‘, aus dem Griechischen stammend, gibt hierüber hinreichenden Aufschluß. Gewisse, hier wie auch anderwärts, an dem Schottenportale zu Regensburg, dem Relief in der Abtei Neustadt am Main u. s. f., wiederkehrende Symbole werden wir darum unschwer verstehen können. Löwe, Panther (Christus) neben dem Einhorn (Maria) und Drachen (Teufel) bilden den Gegensatz des Reiches der Erlösung und der Sünde; ihr Kampf ist ja das große und einzige Thema der Weltgeschichte. Der Centaur mag als Symbol der im sündigen Naturleben wurzelnden bösen Gewalten gelten, die ihre Pfeile abschießen (Eph. 6, 16), in ihrer Doppelstellung als geistig-leibliche Wesen, wie Dante und das Schottenportal im Greif Christus, den Gottmenschen, symbolisiren, mit dem Löwenkörper und dem Haupt des Adlers. Die aus den Wolken reichende, segnende Hand finden wir auch in Ravenna als Symbol des himmlischen Vaters; die Symbolik der ‚unreinen‘ Affen hat Bernhard schon angedeutet; Weinlaub und Aehre erklären sich von selbst. Den Gesammtplan des Bildes zu erkennen und im einzelnen zu deuten, ist dagegen eine schwierige Aufgabe. Beda Weber glaubt hier Bilder aus dem Heldenbuch zu erblicken, namentlich der Geschichte des Kaisers Ottnit und Hugdietrichs entnommen; doch er selbst hat kaum Anspruch darauf gemacht, das allein Richtige gefunden zu haben.

Waren es die vergangenen Jahrhunderte, die bei der Betrachtung des Portals uns vor der Seele vorüberzogen, so ist es das weite, reiche, blühende Leben der Gegenwart, in das wir von den hohen Fenstern des Kaisersaales aus hinabschauen.

Es war Nachmittag, die Beleuchtung am günstigsten. Uns zu Füßen liegt unter Fruchtbäumen und in üppigem Rebgelände das Dorf Gratsch mit seinen smaragdgrünen Wiesen, nicht weit davon Algund, darüber das Schloß Turnstein und die alte Kirche St. Peter; zuletzt erhebt sich das gewaltige Muttgebirge, an dessen Seite wir hinaufblicken in das Vintschgau mit den silberglänzenden Fluten der Etsch. Gegen Süden schauen wir die Ruine des Schlosses Brunnenburg, ehedem mit Schloß Tirol durch einen verdeckten Gang in Verbindung, über Dorf Tirol und den Küchelberg hinweg das in der Sonne roth leuchtende Porphyrgebirge mit St. Katharina in der Scharte, hoch oben scharf sich abzeichnend an dem reinen, blauen Himmel. Weiter unten im Etschthal erhebt sich auf dem Mittelgebirge von Ueberetsch die Ruine Hohen-Eppan, darüber, wie das Haupt einer lagernden Sphinx, die Dolomitspitze der Mendola; in blauer Ferne schließen die Trientiner Alpen das schöne Bild ab. —

Auf dem Rückwege sprach ich zuerst in Terlan zu. Berühmt durch seinen schiefen Thurm, noch berühmter durch seinen köstlich duftenden Wein, hat dieser Ort in neuester Zeit durch die wieder aufgefundenen Gemälde seiner Kirche eine hohe Bedeutung für die Kunstgeschichte gewonnen. Gelegentlich einer vorzunehmenden Restauration hatte man entdeckt, daß unter dem zolldicken Mörtel liebliche Wandgemälde aus dem Mittelalter verborgen waren, voll Innigkeit und deutscher Gemüthstiefe; die Geistlichkeit des Ortes, Curat Dr. J. Weiser und Beneficiat K. Atz, letzterer auch als Kunstschriftsteller bekannt, nahm sich alsbald des Werkes der Aufdeckung dieses alten Bilderschmuckes mit Liebe und Verständniß an. Da ich die Arbeiten zur Herstellung desselben in dem schönen gotischen Kirchlein von Anfang an verfolgt hatte, so konnte ich nicht umhin, einzutreten, um mich von dem weitern glücklichen Fortgange zu überzeugen.

Und nun noch zu guter Letzt hinauf auf die Ruine Maultasch in der Nähe, um von da aus einen Abschiedsgruß hinüber zu senden nach dem schönen, eben verlassenen Lande. Ein schattiger Pfad führt durch den Wald zur Höhe, wo noch stolz, allen Stürmen trotzend, ein Thurm ragt. Der Blick schweift hinüber über das Gebirge, von Hohen-Eppan an bis über Lana hinauf ist es besäet mit Kirchen, Kapellen und Burgen, Zeugen alter Herrlichkeit und nun vielfach entschwundenen Reichthums, wo die Alpenrose auf den Höhen und an den Hügeln die Rebe blüht. Nie habe ich diese Gegend in früheren Jahren so schön gesehen, wie diesmal. Der starke Regen der vergangenen Tage hatte den Staub gelöscht, die Luft gereinigt und erfrischt, die auch in dieser Jahreszeit noch in dem Thalkessel von Bozen nicht selten drückend heiß sich auf die Nerven legt. Immer schöner wurde der Weg, auf dem ich am Nachmittag nach Bozen ging; links an den Abhängen die edelsten Weinberge Tirols, rechts das weite Etschthal mit Sigmundskron auf dem jenseitigen Hügel und dem hohen Kirchthurme von St. Pauls, der in das Thal herüberblickte. Auf den Höhen der Gebirge ringsum glänzte der frischgefallene Schnee in der Abendsonne, unten lockten überall in den Weingärten die bereits reifen Trauben zum Genusse.

In Gries, der Abtei bei Bozen, welche jetzt die Benediktiner des frühern Stiftes Muri in der Schweiz inne haben, trat ich einen Augenblick in das Kloster ein. Der Bau selbst erinnert in der Gesammtanlage noch an seine ursprüngliche Bestimmung als feste Burg; erst später wurde er den Augustiner-Chorherren übergeben, ähnlich wie auch anderswo, wie in Scheyern in das ehemalige Stammschloß der Wittelsbacher Benediktiner eingezogen sind, und in Lohr am Main sich ein Kapuzinerklösterlein in die frühere Burg der einst mächtigen Grafen von Rieneck eingebaut hat. Die neuere Zeit hat gleiche Wandlungen gesehen, aber leider in umgekehrter Weise; sie

hat Kasernen gemacht aus den Klöstern. Eine Gegend ohne Kloster, wäre es auch nur ein armes Franziskanerhospiz, trägt für mich immer den Charakter geistiger Oede; wer sie unterdrückte, hat nicht bloß den religiösen Sinn des Volkes geschädigt, sondern auch, wie selbst Renan erkannte, ein gutes Stück Originalität aus dem Lande geschafft; die Welt ist ja ohnehin einförmig und prosaisch genug und wird es immer mehr, von Tag zu Tag. Auch wohnt es sich so traulich in einem Kloster, lieber als in prunkenden Hôtels und auf vornehmen Schlössern. Kirche und Bibliothek geben Nahrung für Geist und Herz; die Stille, die Ruhe, die Regel, die das ganze Leben ordnet und durchdringt, legen sich wie ein himmlischer Friede über die Seele. Das Kloster mit seinem gemeinschaftlichen Leben ist ein thatsächlicher, lebendiger Protest gegen die Selbstsucht, die in der Gegenwart mehr als je die Menschen entzweit und die Gesellschaft atomisirt; der einmal frei gewählte und unabänderlich festgehaltene Beruf bewahrt das Herz, dieses ‚verderbte und räthselhafte Herz' vor quälender Unruhe und unsicherem Schwanken. Was uns innerlich zerrüttet, was uns unglücklich macht, ist nicht das Opfer; das ist der stete, ruhelose Wechsel der Leidenschaft, die heute flieht, was sie gestern heiß begehrt, heute haßt, was sie gestern, wie ihr dünkte, für eine Ewigkeit geliebt hat. —

Und nun ging es an den tosenden Wellen des Eisack hinauf, wieder der Heimat zu. Nicht weit von Blumau entbot der Süden, eine Cypresse neben einer Pinie, im Gartenfeld stehend, seinen letzten, freundlichen Gruß.

Schon nach einer Stunde, bei Brixen, umzog sich der Himmel; immer schwerer, immer dunkler wurden die Wolken; als es in die Schlucht hineinging bei der Franzensveste, flogen leichte Schneeflocken in der Luft, die immer dichter und dichter fielen, je höher wir kamen, und jenseits des Brenners sich in einen kalten Regen auflösten. Da dachte ich, nicht ohne eine

gewisse Theilnahme, an die Gefühle, mit denen einst der berühmte Humanist Poggio Bracciolini dieses Alpenland schilderte, da er als Begleiter Johanns XXIII. nach Konstanz zum Concil reiste. In dem reichen Wörterschatz seiner classischen Latinität hat er nicht Ausdrücke genug, um sein Grausen bei der Fahrt durch dieses wilde Land auszudrücken. Und heute noch, wenn kalte Nebel über den Boden hinziehen und die dunklen Thalengen noch mehr verdunkeln, mag gar mancher Italiener Aehnliches empfinden, wenn er an sein sonniges, heiteres Vaterland zurückdenkt.

Doch auch der Norden hat seine Schönheit. Ich gedachte der lieblichen Thäler der Saale, des Maines und des Neckars, ich erinnerte mich an so manche herrlichen Tage an den Ufern des majestätischen Rheines und der Donau. Und es tröstete mich auch die Hoffnung:

iterabimus aequor.

9. Ad montes.

Engelbert von Admont und Dante; die Steiermark. — Eindruck von Admont; Frauenberg, Röthelstein, Kaiserau. — Wissenschaftliches Leben in der Abtei. — Kirche und Bibliothek; Doppelklöster und Frauenbildung. — Die Reliquienschreine in der Ausstellung zu Graz; Maria Trost.

I.

‚De ortu et fine Imperii Romani' [1] heißt die Schrift, welche der große Abt Engelbert von Admont, den die Geschichte ‚sanctitate et scientia clarus' [2] nennt, vor sechshundert Jahren geschrieben hat. Er war es, der wohl zum ersten Male in Deutschland die Idee und Bedeutung des heiligen römischen Reiches zum Gegenstande eingehender Betrachtung gemacht und die Geschichte seiner Entstehung, die verschiedenen Factoren seines Wachsthums, seinen Einfluß auf die Sittigung und die Machtstellung Deutschlands, auf die Geschicke Italiens, auf den Gang der Ereignisse in Europa, seine Beziehung der Kirche gegenüber darzulegen versucht hat. Er war es auch, dessen klarem Blicke der Niedergang dieser großen, eminent historischen Institution nicht mehr verborgen bleiben konnte, und eben darum auch die drohende Erschütterung aller Verhältnisse des öffentlichen Lebens in dem großen Völkerbunde der Christenheit. Die Ursache dieser für Kirche und Welt gleich verhängnißvollen Thatsache hatte sein forschender Geist richtig erkannt und mit edlem Freimuthe dargelegt. Der Gedanke

---

[1] Ursprung und Ende des Römischen Reiches.

[2] Berühmt durch Heiligkeit und Wissenschaft.

der ‚Respublica christiana‘, der Gemeinschaft aller fundamentalen Ideen und Beziehungen der christlichen Völker, welcher diese in der Weltmonarchie des römischen Kaiserthums zusammenschloß und über alle Sonderinteressen erhaben stand, wie sie in Sprache, Sitte, Abkunft, Stammeseigenthümlichkeit gegeben sind, hatte seine Wurzeln im Leben der Menschen des 14. Jahrhunderts verloren. Die Nationalitäten, vordem durch das Kaiserthum mehr oder weniger enge mit dem Ganzen verbunden, lösten sich mehr und mehr von diesem und beschritten ihre eigenen Bahnen, Frankreich unter Philipp dem Schönen voran, setzten sich ihre eigenen Ziele außer und selbst gegen jene des Kaiserthums und der Kirche, wie denn ja auch in unseren Tagen von Frankreich aus das Nationalitätsprincip von neuem proclamirt wurde, zu dem besondern Zwecke, um die Einheit der österreichischen Monarchie zu sprengen, die in ihren verschiedenen Völkerschaften ein Nachbild des alten Kaiserthums ist. Die babylonische Gefangenschaft der Kirche warf bereits ihre Schatten voraus.

Den wesentlichen Inhalt seiner Schrift finden wir bei dem unsterblichen Dichter des Kaiserthums wieder. Sowohl in den begeisterten Versen seiner göttlichen Komödie wie in den scholastischen Deductionen und dem harten Latein seiner Zeit, in dem sein Buch ‚De Monarchia‘ geschrieben ist, hat Dante das Kaiserthum als den Hort des Friedens, die Rettung Deutschlands und Italiens, die von Gott von Anfang an bestimmte und gewollte Weltordnung gefeiert, und den bereits begonnenen Abfall von dieser ihm einem Dogma gleich heiligen Idee als eine Auflehnung gegen Gottes Willen und Vorsehung gebrandmarkt.

Sollten beide Schriftsteller einander gekannt und persönliche Beziehungen zwischen ihnen obgewaltet haben? Sicher ist es, daß der Admonter († 1327), wie er selbst erzählt, längere Zeit in Padua zugebracht hat; auch Dante war dort, wo sein

Freund Giotto die Fresken in der Kirche der Madonna dell' Arena malte. Wenn jene Meinung der Danteforscher die richtigere ist, welche die Abfassung des Buches ‚De Monarchia' in die spätere Lebenszeit des Dichters setzt, vielleicht in die Zeit der Romfahrt Kaiser Heinrichs des Lützelburgers, so dürften die auffallenden Berührungspunkte beider Werke ihre Erklärung finden. Uebrigens ‚non nostrum tantas componere lites' [1]. Es gibt Ideen, die in einer Weltperiode wie in der Luft schweben, und das ist eben das Privilegium großer, genialer Naturen, daß in ihnen der Geist der Zeit mächtig pulsirt, Ausdruck und Gestalt gewinnt. So stehen sie denn da, der eine einsam wie der Obelisk in der Wüste, der an eine ganze Welt erinnert, die längst entschwunden ist, dem alttestamentlichen Propheten gleich, der über den Trümmern der heiligen Stadt die vergangene Herrlichkeit des Volkes Gottes beklagt; so war Dante, der unter den Ruinen des gefallenen Kaiserthums sitzt und trauert. Andere sind die Verkörperung der neuen Ideen und Kräfte, welche in den Tiefen des Geschlechtes gähren und schaffen, und sprechen das Wort aus, in welchem die neue Zeit sich selbst, ihr Wollen und Streben und ganzes Wesen erkennt und wieder findet; so war Petrarca, der Vater der Renaissance, der mit begeisterter Liebe die classische Welt wieder ins Leben rief. Jener ist darum unglücklich, ein großer Mann in einer nicht großen Zeit; sein Wort weckte nimmer die Todten auf; dieser war glücklich, denn die Zukunft gehörte ihm. So stirbt der eine in der Verbannung, der andere wird auf dem Capitol gekrönt, und doch stand er, was geniale Kraft, Großheit der Weltanschauung und Mannesmuth betrifft, weit unter jenem. Beide gehörten zu dem ‚genus irritabile vatum' [2], doch nur auf jenen läßt sich unbestritten das Wort des Dichters anwenden:

[1] Es kommt uns nicht zu, diesen Streit zu schlichten.

[2] Reizbares Geschlecht der Dichter.

Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem,
Ihr werdet nimmer seinesgleichen sehen.

Weil er vor Gott sich beugte, war er keines Menschen Knecht, ganz im Gegensatz zu so manchem der modernen Poeten, der jetzt den Fürsten, jetzt den Völkern schmeichelt.

Seit den Tagen, da ich mit den beiden großen Schriftstellern über das Kaiserthum mich beschäftigt hatte, heimelte mich Admont an.

Die neuere Zeit hat mit Sorgfalt alle Städte und Oertlichkeiten bezeichnet, denen der Florentiner Dichter die Spuren seiner Gegenwart aufgedrückt hat. Ueberall dahin zu wallen, war mir nun allerdings nicht beschieden; doch in Florenz, Padua, Verona, Venedig und besonders zu Ravenna, wo in der Kirche der Mindern Brüder der Leichnam des großen Mannes ruht, hatte ich das Andenken an ihn aufgesucht und geehrt. So wollte ich denn diesmal nach Admont, der Heimat des ‚heiligen und gelehrten' Engelbert. —

‚Ein Billet nach Admont' verlangte ich an einer Station der österreichischen Bahnen. ‚Nach Admont?' antwortete der Beamte, ‚ja, nach Admont haben wir keine Fahrkarte.' ‚Aber ich möchte doch nach Admont.' ‚Da muß ich Ihnen erst eine schreiben.' ‚Ich bitte recht schön darum.' ‚Da müssen Sie sich aber gedulden, bis ich die Menge expedirt habe.' ‚Ich gedulde mich recht gerne.' — So geduldete ich mich denn, erhielt die geschriebene Fahrkarte, bedankte mich höflich bei dem freundlichen Bahnbeamten und stieg seelenvergnügt in den Wagen.

Nach langer Fahrt ging es in die ‚grüne Steiermark'. Schon vor Jahren hatte mir ein Universitätsprofessor zu Graz geschrieben: ‚Introite, et heic Dii sunt; kommen Sie doch einmal, ich werde Ihnen unsere schöne Steiermark zeigen'. Aber ich war für die Ferienzeit aus Tirol nicht herauszubringen und kam nicht. Jener, der in so freundschaftlicher Weise sich mir zum Führer angeboten hatte, ist schon lange als Domherr

in Wien gestorben; ‚multis ille bonis flebilis occidit‘, riefen gewiß alle, die den geistreichen, anregenden Mann kannten, bei der Nachricht von seinem Hinscheiden. Doch darum sollte ich nicht allein in fremdem Lande sein. Viele und herzliche Freunde fand ich da; von Angesicht hatte ich sie vorher nicht gekannt, aber die Gemeinsamkeit der Ideen und Bestrebungen hatte mich ihnen schon vorher zum Freunde gemacht.

Es sind eigenthümliche, manchmal recht schmerzliche Gefühle, die uns bewegen bei einer Reise durch die österreichischen Länder. Ueberall, selbst in dieser äußersten Ostmark, an den Grenzen von Ungarn und Kroatien, findest du echte deutsche Art und Sitte; erst an der untern Drau dringen durch den kernigen bayerisch-österreichischen Dialekt slovenische Laute. In dieser Stunde, wenn ich die Feder niederlege, schweift mein Blick von Maistatt, dem schönsten Bade Tirols, wie es Staffler in seiner Beschreibung dieses Landes mit Recht nennt, durch die dunklen Tannenwälder der Vorberge des Sarlkogels hinaus und hinüber auf das sonnenbeglänzte Toblach; hier, auf dem Toblacherfeld, dem Quellgebiet der Drau und Rienz, der Wasserscheide zwischen dem Adriatischen und Schwarzen Meere, war es, wo die tapferen Bayernherzoge nach schweren Kämpfen die anstürmenden Wenden und Hunnen siegreich zurückgeschlagen hatten,

‚die mit kräftiger Hand gebrochen den slavischen Scepter‘,

wie Engelbert von dem Siege Rudolfs von Habsburg über Ottokar von Böhmen singt. Um christlicher und zugleich deutscher Cultur einen starken bleibenden Mittelpunkt zu sichern, stiftete Thassilo III. zu Innichen (Intichniga), dem römischen Aguntum, im Jahre 770 eine Benediktinerabtei, die gleich den römischen Kolonien vom Mutterlande, von dem Mutterkloster Scharnitz (Skaranzia) in Bayern ihre Ansiedler empfing; sie stand darum bis in die letzten Zeiten unter der geistlichen, früher auch unter der weltlichen Gerichtsbarkeit des Hochstiftes

Freising, und besteht zur Stunde noch fort unter allem Wechsel der Zeiten und nach verschiedenen Wandlungen als Collegiatstift mit einem Propst an der Spitze. Wie hier, war es auch in der Steiermark, wo deutsche und besonders bayerische Mönche sich ansiedelten in der Wildniß, da die deutschen Kaiser nicht müde wurden, durch zahlreiche Schenkungen ihnen immer neue Aufgaben zum Zwecke der Cultivirung des Bodens, Christianisirung des Volkes und der mit ihr in engstem Zusammenhange stehenden Sittigung und Bildung desselben zu stellen. Wie Franken seinen Walther von der Vogelweide, Konrad von Würzburg, Bayern seinen Wolfram von Eschenbach, ‚Pfaffen Wernher' von Tegernsee, Tirol seinen Oswald von Wolkenstein hat, so hatte auch Steiermark seine Sänger ‚tiefempfundener Gottes- und Frauenliebe'[1]. Trotzdem aber, daß dieses Land deutsch ist, kerndeutsch, ebenso deutsch und deutscher als die germanisirten Preußen, Sorben, Wenden, Kassuben und Obotriten im Norden, haben sie es aus Deutschland ausgestoßen, indem sie einen Augenblick wähnten, mit Krupp'schen Kanonen Europa Gesetze vorschreiben zu können. Die gegenwärtigen Beziehungen des Deutschen Reiches zu Oesterreich beweisen nun freilich zur Genüge, daß man einen schweren Irrthum begangen hat, und Deutschland ohne die deutsch-österreichischen Länder seinen stärksten Rückhalt entbehrt.

II.

Es war ein herrlicher Herbsttag, als ich in die Nähe von Admont kam. Schon eine gute Stunde vorher grüßte freundlich von einem Hügel herab die Wallfahrtskirche Frauenberg, dem Stifte incorporirt. Ich hatte später Gelegenheit, dieselbe in der Nähe zu sehen. Selbst von außen macht sie einen nicht unschönen Eindruck, der von ferne an die bunte

[1] Vgl. Krones, Festrede auf die sechshundertjährige Habsburg-Feier der Steiermark. Graz 1883.

Marmorverkleidung mancher Florentiner Kirchen erinnert, da in den Maueranwurf der Thürme und äußeren Wände in regelmäßigen Quadraten Schlackenstücke aus einem Kupferbergwerke eingefügt sind. Das Innere bietet ein classisches Muster der Spätrenaissance mit seiner, was die technische Durchführung betrifft, vollendeten Stuccaturarbeit und überreichen Vergoldung an Kapitälen, Gesimsen und Figuren. Bald darauf erschien am Abhange des Gebirges, von Tannenwald umschattet, das Schloß Röthelstein, in edler Renaissance gebaut, gleichfalls Eigenthum der Abtei. Die Grundformen der Gotik, Ringmauern und Thürme blieben, aber das Ganze ist durch Anwendung der antiken Bogen und Säulenstellung freier, weiter, luftiger, wohnlicher gestaltet. Die dort befindliche Gemäldesammlung bewahrt unter verschiedenen Curiositäten auch das Bild eines Fräuleins Anna von Strechau — auch das weitläufige Schloß dieses Namens bei Rottenmann ist Eigenthum des Stiftes —, welches der Sage nach, um der Zudringlichkeit seiner Bewerber zu entgehen, von Gott die Gnade erflehte, daß sein jugendliches Antlitz die Gestalt eines Todtenkopfes annahm. Trägt ja doch auch das schönste Menschenangesicht den Todtenkopf in sich! Er ist schon da, längst da, von der Geburt an schon da, und von Tag zu Tag treten seine Züge sichtbarer, deutlicher, schärfer hervor. Für den darum, der denkt und tiefer blickt, bedarf es ein solches Wunder nicht; er sieht ja immer den Todtenkopf, den nur auf wenige Tage die Frische des Lebens verbirgt — verbirgt, aber nicht umwandelt.

Le vostre cose tutte hanno lor morte
Sì come voi; ma celasi in alcuna,
Che dura molto, e le vite sono corte [1].

---

[1] Dante, Div. Commed. Parad. XVI. 79:
All euren Dingen ist der Tod bestimmt,
So wie euch selbst, doch birgt er sich bei manchem,
Das lange währt, weil kurz ist euer Leben.

Majestätisch stiegen die zwei hohen Thürme der gotischen Abteikirche empor, und ihr weißes, leuchtendes Gestein hob sich wunderbar ab von der reinen, tiefen Bläue des Himmels, an dem kein Wölkchen sichtbar war. Ueberall, wohin der Blick reicht, frisches, saftiges Grün auf Fluren und in den Wäldern; das ganze weite Thal, übergossen vom vollen, goldigen Sonnenlicht, lag so ruhig, so warm und friedlich da. Dabei wehten von den hohen Gebirgen herab frische, erquickende Alpenlüfte, und geheimnißvoll rauschten in dem ausgedehnten Klostergarten die dichtbelaubten Wipfel uralter, mächtiger Bäume. Ehe ich noch Zeit gefunden, mich recht umzusehen, war schon mein Herz gewonnen. ‚Ja,‘ sagten ich und mein Begleiter fast zu gleicher Zeit, ‚das ist wirklich die schöne, grüne Steiermark.‘ Vollständig wahr hat der Dichter (Dirnböck) die Steiermark in seinem Liede geschildert, das in dem officiellen Lesebuche für die österreichischen Volksschulen enthalten ist, dessen Gesang die steierischen Regimenter selbst bei den größten Strapazen mit neuem, frischem Muthe erfüllt.

Hoch vom Dachstein an, wo der Aar noch haust,
Bis zum Wendenland am Bett der Sau,
Und vom Alpthal an, das die Mürz durchbraust,
Bis ins Rebenland im Thal der Drau:
Dieses schöne Land ist der Steirer Land,
Ist mein liebes, theures Heimatland.

Wo die Gemse keck von der Felswand springt
Und der Jäger kühn sein Leben wagt,
Wo die Sennerin frohe Jodler singt
Auf der Alp', die hoch in Wolken ragt:
Dieses schöne Land ist der Steirer Land,
Ist mein liebes, theures Heimatland.

Wo durch Kohlenglut und des Hammers Kraft
Starker Hände Fleiß das Eisen zeugt,
Wo noch Eichen steh'n, voll von Grün und Saft,
Die kein Sturmwind je noch hat gebeugt:

Dieses schöne Land ist der Steirer Land,
Ist mein liebes, theures Heimatland.

Nun galt es, ein Gasthaus aufzusuchen. Dieselben führen hier nicht Sonne, Mondschein und Sterne in ihrem Schilde, noch schmücken sie sich mit rother oder weißer Rose. Auch der schwarze und rothe Adler scheint für sie einen zu hohen Flug genommen zu haben, sogar der Hirsch, das Roß und selbst die goldene Gans sind den biederen Insassen des Marktes Admont zu vornehm. So nennen sie sich denn schlecht und recht nach den Gewerben, die der eine oder andere Gastwirth zufällig noch nebenher betreibt. Der Metzger hat einen Ochsen über seiner Thüre gemalt, ein anderer heißt ‚Zum Buchbinder‘, ein dritter ‚Zum Huterer‘ u. s. f. Da mein Hut, dessen breiter Rand mich vortrefflich gegen Sonne und Regen schützte, noch hinlänglich felddiensttauglich war, so hatte ich mich nicht lange zu besinnen und kehrte beim ‚Buchbinder‘ ein. Gehört ja doch der Buchbinder einigermaßen zu unserer Zunft, und gewiß ist sein Geschäft ebenso ehrenwerth und sicher viel nützlicher als das Handwerk so mancher ‚Schriftsteller‘, welche wenig gedacht und nicht viel gelernt haben und dennoch Bücher machen. Bei dem Buchbinder fand ich zugleich auch eine Miniaturbuchhandlung, welche die nach Bildung dürstenden Bürger des Marktes mit Intelligenz, Wissenschaft, Kunst und Literatur versorgt. Nun bin ich zwar durchaus kein Verächter aller dieser Dinge, und habe schon als Knabe den weisen Spruch Seneca's mir gemerkt: Vita sine literis mors est et vivorum sepultura [1]; aber ein anderes schlug ich für heute nicht minder hoch an, das ich in diesem Hause fand: außerordentliche Reinlichkeit, freundliches, aufmerksames Wesen, sorgfältig zubereitete Speisen und feurigen Steirer-Wein aus dem Stiftskeller, den das Kloster

[1] Ein Leben ohne Wissenschaft ist Tod und lebendig Begrabensein.

auf seinen eigenen Gütern, besonders zu Luttenberg an der ungarischen Grenze, baut und im traulichen ‚Kellerstübl' ausschenkt unter der Aufsicht des ‚Kellerpeters'. Dieser Kellerpeter steht schon seit dreißig Jahren im Dienste der Abtei, ein Mann von imponirender Ruhe, aber gewaltiger Musculatur, so recht geschaffen, jedem Versuch zu rumoren alsbald ein gründliches Ende zu machen.

So ward es mir denn doppelt wohl in Admont und bei dem bescheidenen Buchbinder. Von ihm könnte vieles, sehr vieles selbst so mancher ‚Hôtelbesitzer' lernen, der seinen Livree-Bedienten mit Omnibus an die Bahnstation schickt, dessen Name über dem Thore seines Gasthofes mit großen goldenen Buchstaben prangt, während ein Portier es bewacht, reich uniformirt und mit goldenen Tressen ausstaffirt, so daß man glauben sollte, mindestens einen General oder wirklichen Geheimrath vor sich zu haben. So bereuten es auch Universitätsprofessoren von Wien und Graz, hohe Beamte aus Oesterreich und Rumänien und aristokratische Familien nicht, in diesem gastlichen Hause Wohnung genommen zu haben.

Admont liegt hingelagert in einem breiten Thale, das die Enns durchströmt, ringsum eingeschlossen von gewaltigen, zum Himmel hochragenden Felsmauern. Diese sind nach oben nackt und zerklüftet, wie die Gebirge in Tirol; nach unten hin und namentlich auf dem Mittelgebirge reich bewaldet und bieten so dem Auge ein großartiges und zugleich freundliches Bild; die mannigfachen Schattirungen des Grün der Wiesen, des Laub- und Nadelholzes mildern durch ihre dunklen Tinten die grellen Lichter, welche die kräftigen Strahlen der Sonne auf die blendenden Kalkfelsen werfen. Nach Nordwesten erheben sich die ‚Hallermauern', wie ein von Riesen aufgerichteter Wall, welcher Steiermark von Oberösterreich trennt, deren Zinnen und Zacken in phantastischen Formen sich viele Stunden weit hinziehen. Gegen Südosten stehen um das gewaltig auf-

strebende ‚Hochthor‘ kleinere Felspyramiden, nach verschiedenen Richtungen hin geneigt, wie Trabanten um ihren Gebieter. Zu jeder Stunde des Tages ändert sich bei wechselnder Beleuchtung das Bild der Gegend, bald glänzen die Bergeshäupter hell und feurig herab und geben der Landschaft einen freudigen, freundlichen Ton; bald sind sie von blauem Duft wie von einem weichen, leichten Schleier umzogen, und alles ist wie mit einer süßen, träumerischen Wehmuth erfüllt; bald deckt sie dunkles, mächtiges Gewölk, tiefer, majestätischer Ernst liegt dann über dem Thale. In Admont erscheint die ganze Herrlichkeit einer Alpenlandschaft, großartig und gewaltig, aber das reiche, mannigfache Grün und die Kraft der Sonne geben ihr eine eigenthümliche Stimmung, die fast an den Süden erinnert, milde und lieblich.

Eines Abends kam ich von der ‚Kaiserau‘ herab; so heißt eine ungefähr zwei gute Stunden von Admont entfernte Alpe, welche dem Stift gehört, das hier eine großartige Milchwirthschaft hat, wobei ein Mühlrad, von einem starken Wasserstrome getrieben, in mächtigen Fässern die Milch zu Butter rührt, wohl eine für unsere Bäuerinnen ebenso staunens- und beneidenswerthe Erfindung, als jene der Wassermühlen für den römischen Sklaven, der an die Handmühle gefesselt war. Wonniges Sonnenlicht spielte mittags auf den Matten, welche die Felsen wie ein Amphitheater einschlossen; jenseits glänzten die Gletscher des Dachsteins herüber und sandten von Zeit zu Zeit einen eisigen Gruß. Tiefer, süßer Friede lag auf der Aue, nur unterbrochen durch das Glockengeläute der Heerde, die gegen Abend von den Bergen herabkam. Hammer-Purgstall hat ihr auch einige Verse gewidmet:

Heil dir, Kaiserin der Auen
Und der Alpen Königin,
Dich im Sonnenglanz zu schauen,
Ist fürs Leben Hochgewinn.

Felsenwände sind die Mauern,
Schirmen deine fetten Auen,
Doch sie wehren nicht den Tauern,
Ueber sie hereinzuschauen.

Nun war die Sonne am Horizont hinabgesunken, und ihre scheidenden Strahlen fielen auf die hohe Wand des „Kalblings‘; da leuchtete diese auf in jäher, dunkelrother Glut, als hätten die Berggeister an ihrem Fuße eine Esse errichtet, deren mächtige Flammen ihren hellen Schein in die beginnende Nacht hinauswarfen und an der Felswand hinaufleckten. Langsam stieg dann der Abend auch an dem Felsen empor, höher und immer höher kamen die Schatten der Nacht. Noch ein Aufleuchten an seiner Spitze — es war wie ein Mensch, der stirbt — und nun ist auch diese in Dunkel gehüllt und alles erloschen.

Der Anblick der Kirche und Abtei ist geradezu überraschend und großartig. Noch führt das Hauptthor durch Ringmauern mit Zinnen und Schießscharten, die, einst zu Schutz und Trutz errichtet, nun nicht wenig dazu beitragen, dem in edlem Stile nach dem großen Brande vom Jahre 1865 wieder aufgebauten Münster und Stifte den Charakter von Ernst und ruhiger, sicherer Würde zu verleihen; die Weihe von acht Jahrhunderten ruht auf dieser Stätte, darum erscheint sie uns so ehrwürdig, und können wir da nicht ohne tiefe innere Bewegung eintreten. Wir erinnern uns an die Stürme, welche über diese Institution seit den acht Jahrhunderten ihres Bestandes dahin gegangen sind und mehr als einmal ihre Existenz bedroht haben; es waren nicht bloß Elementarereignisse, wie Feuersbrunst, Pest, Hungersnoth, nicht bloß die Ueberfälle raubgieriger, übermüthiger Dynasten, wie des Berthold von Moosburg, denen es nach den Klostergütern gelüstete; nicht bloß die Uebergriffe der Kaiser, wie Friedrichs III., welche dem Stifte Fremde und Ausländer aufnöthigten, die kein Verständniß und keine

Liebe zu demselben hatten. Auch jene religiös-socialistische Bewegung, die, unter dem Namen der Reformation und mit Bibelstellen gleich untrüglichen Autoritäten ausgerüstet, die Geister verwirrte und die religiösen Gefühle mißbrauchte, schlug mächtig an die Pforte des Stiftes Admont und brachte ihm vorübergehend eine nicht geringe Gefahr. Hatte sie doch den Geist der Demuth, des Gehorsams, der Keuschheit, dieser eminent christlichen Tugenden, und die Grundbedingungen der Ordensdisciplin unter dem Vorwande der evangelischen Freiheit verworfen, verspottet und verhöhnt, und eben dadurch die ethischen Grundlagen erschüttert, auf denen jede monastische Institution ruht. St. Benedikt und seine Jünger wollten ‚zum Dienste des Herrn eine Schule gründen, und sich nicht zurückschrecken lassen vom Wege des Heils, wenn wegen Besserung der Fehler oder zur Bewahrung der Liebe irgend etwas vorkommt, das allzu streng scheint, sondern im Glauben fortschreiten, die Bahn der Gebote Gottes mit unaussprechlich süßer Liebe durchlaufen und des Leidens Christi durch Geduld sich theilhaftig machen‘ [1], mit Verläugnung des eigenen Willens und in Gehorsam gegen den Obern, der sie bewahrt, daß sie nicht straucheln auf dem schmalen Wege zum Heile. Die Männer der Reformation dagegen machten die Gelüste ihres eigenen, sündhaften Herzens zu ihrem Lehrmeister. Jene wollten ihre Sünden beweinen, die Gebote Gottes erfüllen und so auf seine Barmherzigkeit hoffen [2]; diese wollten ‚kräftig sündigen‘ und dann ‚noch kräftiger‘ auf Gottes Gnade vertrauen [3]. —

Tiefe Stille herrschte in dem großen, weiten Hofraume, wo noch die Spuren des verheerenden Brandes sichtbar sind. In den Klöstern, von der Abtei an bis zu dem ärmsten Kapuzinerconvent, besitzen wir noch die Bauformen des römischen

---

[1] Cf. Regula S. P. Benedicti, Prol.

[2] L. c. c. 4. [3] Ep. Luther. ed. de Wette II. 36. 37.

Hauses. Wie dort, zieht sich ein Säulengang, mehr oder minder reich und mit Malereien geschmückt, um den innern Raum, der mit Blumen bepflanzt ist und in seiner Mitte einen Brunnen hat. Diesen Kreuzgang mit dem Kreuzgarten nennen die Italiener geradezu ‚il chiostro‘. Alles, was dem gemeinsamen Leben dient, Speisesaal, Porticus, Bibliothek, ist weit, reich, oft mit Pracht aufgebaut; am meisten Kirche und Chor. Die Wohnungen der einzelnen dagegen sind, wie auch bei den Alten, klein und enge. Lange Zeit begegnete mir niemand, bis ein Mensch lachend, gutmüthig grüßend und lebhaft gesticulirend auf mich zukam. Es war ein Gack, wie man sie hier zu Lande heißt (anderswo, z. B. im Salzburger Land, nennt man sie Trottel, Fexe, und wenn manche sich hochdeutsch ausdrücken wollen, sagen sie ‚Cretins‘). Auf Grund einer alten Stiftung ernährt die Abtei zwölf solcher Unglücklichen, die nach dem Maße ihrer Fähigkeiten zur Arbeit, wie Holz- und Wassertragen u. s. f., verwendet werden. Unter allem Wechsel der Zeiten und Schicksale, die über das Kloster gekommen, ist diese Stiftung unangetastet geblieben, ihr Ursprung ist vom Dunkel der Sage umhüllt. Als nämlich, so wird erzählt, die Gräfin Hemma von Friesach und Zeltschach in Kärnthen dem Erzbischof von Salzburg, Gebhard von Helfenstein, dem Freunde des Bischofs Adalbero von Würzburg, der das Kloster Lambach gestiftet hatte, zu gleichem Zwecke viele ihrer Güter zur Verfügung gestellt, wollte dieser, dem Wunsche der Stifterin entsprechend, am linken Ufer der Enns in der Gegend von Hall die neue Abtei erbauen. Bereits war man daran gegangen, die Fundamente zu legen, da rief ein taubstummer Gack ihm in der Sprache des Volkes zu: ‚Ummi baß vom Donibaß‘ (heute noch heißt diese Gegend Danibaß), ‚baß ummi übers Wasser‘. Der Erzbischof erkannte in diesen Worten einen göttlichen Wink und gründete die Abtei am rechten Ufer des Flusses in dem Gehöfte Adamunta (Aamund, Aahmund),

wahrscheinlich von der Einmündung des Eßling und Schwarzbaches in die Enns so genannt, deren wilde Gewässer längst das Stift überflutet hätten, wäre es an dem anfangs bestimmten Platze gestanden. Zwölf Mönche aus dem Kloster St. Peter in Salzburg waren die ersten Bewohner der neuen Stiftung. In den späteren Urkunden erscheint der Name ‚ad montes‘, von den gewaltigen, über 7000 Fuß hohen, wundersam geformten Bergstöcken so genannt, deren Häupter, nicht selten noch im Sommer mit Schnee bedeckt, ernst und groß auf das stille Kloster herabsehen, so recht ein Bild der unbewegten Ewigkeit mitten in dem Wechsel der Zeiten.

III.

‚Wer die Geschichte Deutschlands schreiben will, muß die Geschichte seiner Klöster schreiben‘, hat einmal Böhmer gesagt. Dies gilt ganz besonders von Steiermark. Hier waren es die Abteien, denen fast allein die Aufgabe zufiel, die Pioniere christlicher und deutscher Civilisation zu werden. Durch die Botschaft des Evangeliums brachten sie Erleuchtung dem Geiste, der bis dahin mit unklaren, verworrenen Phantasiebildern, nebelhaften, häßlichen und zum Theil gräßlichen Mythen erfüllt war; Sitte und Zucht verbreiteten sie unter die Völker, ebenso, wie sie die Moore trockneten, das Dickicht lichteten und den Pflug führten über den Boden, der vordem nur wirres Gestrüpp getragen hatte. So haben sie die Steiermark, Deutschland, Europa civilisirt. Das Wort Civilisation findet sich zuerst in den Schriften dieser Mönche; christlicher Glaube und Liebe, classische Bildung und die Pflege der deutschen Sprache — man denke nur an die Evangelienharmonie des Mönches Otfrid —, Wissenschaft und Kunst, Architektur und Malerei, Poesie und Geschichtschreibung, Mystik und Scholastik, Armenpflege und Krankendienst, die Principien des geistlichen und weltlichen Rechtes, sowie eine geordnete Rechtspflege, die ganze

Summe dessen, was wir unter Civilisation begreifen, hatten sie zu ihrem Arbeitsfelde sich erkoren, in dem Latein des Mittelalters ausgesprochen und ins Werk gesetzt, soweit die Zeiten und ihre Mittel es gestatteten und das Gesetz des Fortschrittes, das nur eine allmähliche Ausbildung zuläßt, falls diese nicht überstürzt und eben darum ungesund sein soll. Wenn je von einer Institution, gilt darum von jener des hl. Benedikt das Wort des Dichters: Crescit occulto velut arbor aevo [1]. Es ist vollständig wahr: die vierzehnhundertjährige Eiche, die aus dem Keime herausgewachsen, den der unsterbliche Patriarch der Mönche des Abendlandes, von Gottes Geist getrieben, gelegt hat, war nicht selten in manchen ihrer Aeste dürre geworden und unfruchtbar; dies ist ja das Schicksal jeder Schöpfung von Menschenhand. Aber der Stamm blieb kräftig und die Wurzel gesund; viele Zweige brachen und die Stürme haben sie herabgeworfen, wie der Herbstwind die dürren Blätter von den Bäumen schüttelt — aber neue und immer neue sind an ihrer Statt hervorgesprossen. Wer Admont gesehen und die Wirksamkeit der Mitglieder dieser Abtei in alter wie in neuer und neuester Zeit kennt, der wird mit Freuden sich sagen, daß auch heute noch der Spruch des großen Stifters der Benediktiner: ‚Ora et labora‘, eine Wahrheit ist und Segen schafft um und um.

Die meisten haben gar keine Ahnung von den Verdiensten der Ordensleute, und wollen auch nichts von ihnen wissen; ist es ja doch zu beschämend für sie. ‚Virtutis et gloriae comes invidia‘ [2], hat schon Sallustius gesagt. Admont hatte schon in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens die Wahrheit dieses Wortes erfahren. Die rohen Fürsten beneideten die Mönche um ihre Habe, die sie zum großen Theile durch

---

[1] Wie der Baum in der Stille heranwächst.

[2] Die Tugend und der Ruhm erregen Neid.

die Arbeit ihrer Hände mit ihrem sauren Schweiße errungen, durch Ordnung und Sparsamkeit gemehrt hatten; die moderne Welt, namentlich so manche aus dem leichten Volk der ‚Schriftsteller', die sich selbst unter dem Titel der ‚Ritter vom Geist' aufführen, aber keine Vorstellung und noch weniger Anlage haben zu jenem, was die Alten ‚Benediktinerfleiß' nannten, beanspruchen für sich allein das Monopol, Bildner des Volkes und Träger der Intelligenz zu sein.

Was diese wohl unter Intelligenz verstehen? Als ich auf dieser Reise durch Toblach und Innichen kam, und hier den uralten, wie es scheint für eine Ewigkeit gebauten Thurm der ehemaligen Benediktinerabtei sah, und nicht weit davon das neue elegante Hôtel der Südbahn, kamen mir beide vor wie Typen der zweifachen Weltanschauung, in die heute unser Geschlecht getheilt ist. Die eine ist tief und fest auf den christlichen Glauben gegründet und ihre Fundamente ruhen in der unveränderlichen, stets sich selbst gleich bleibenden Wesenheit Gottes; die andere gleicht diesen modernen, leicht und luftig gebauten Lusthäusern, in denen an sonnigen Tagen es sich gut wohnen läßt, die aber den Stürmen und Wettern nicht lange widerstehen, in Bälde einstürzen, um anderen Platz zu machen. Dort schwere Folianten, deren Blätter die Weisheit von Jahrtausenden aufbewahren, hier die bunte, flüchtige, oberflächliche Tagesliteratur, die, kaum gedruckt, schon werthlose Maculatur geworden ist. Die zu den Füßen jener alten Thürme und in den Hallen um sie her sich gesammelt und gebetet, haben seit Jahrtausenden Friede, Trost, Kraft, Hoffnung gefunden im Leben und Sterben; ebenso hochstrebend, wie diese Thürme, war dadurch ihr Sinn geworden, ebenso sicher und unerschüttert wie sie waren sie im Glauben gegründet; die dagegen in diesen eleganten Häusern wohnen, sind größtentheils in ihren Ueberzeugungen ebenso wenig fest, ebenso wandelbar, wie diese Wohnungen, deren eitlen Tand die nächsten Jahrzehnte

schon zur Ruine gemacht haben. Opinionum commenta delet dies [1]. —

Es ist geradezu zum Erstaunen, wie viele durch wissenschaftliche Leistungen hervorragende Namen, darunter selbst ersten Ranges, das Stift zu verzeichnen hat. Da ist vor allem, um nur einige aus neuerer und neuester Zeit zu erwähnen, der berühmte Historiograph Steiermarks, Albert von Muchar, Edler von Bied und Rangfeld, dessen Namen in der nichts weniger als ultramontanen Stadt Graz eine Straße trägt; R. Peinlich, ausgezeichnet durch seine Beiträge zur Geschichte des Erziehungswesens in Steiermark und zur Keplerliteratur; G. Schenzl, der berühmte Physiker und Meteorologe. Weiter nennen wir den Theologen J. Sorg, die Naturforscher Th. Wegmayr, E. Prangner, den Botaniker A. Strobl, die Historiker W. Schmidt, G. Fuchs, Fl. Kinnast, U. Speckmoser, U. Ecker, den Canonisten O. von Grafenstein, die Schriftsteller über kirchliche Musik O. Berger, L. Kaltenegger, J. Pürstinger; den Schriftsteller über kirchliche Kunst A. Millwisch, und last not least, den auch in Deutschland hochgeachteten Archivar und Bibliothekar des Stiftes, J. Wichner, seiner Abstammung nach ein Franke (der Vater von Goßmannsdorf, die Mutter aus Aschaffenburg).

Selbst protestantische Gelehrte haben in neuester Zeit dem wissenschaftlichen Eifer so mancher Abteien in Oesterreich Gerechtigkeit widerfahren lassen. Trotz alledem gibt es nicht wenige in und außer Oesterreich, die eine neue Klosteraufhebung herbeisehnen, und einen solchen Act brutaler Gewalt als eine civilisatorische That begrüßen würden. Denn ein roher Gewaltact war und ist sie immer gewesen, und wird sie auch bleiben, mag sie sich gleich in noch so viele Formen der Gesetzlichkeit kleiden; berief man sich ja zur Zeit der Christenverfolgungen

[1] Menschliche Meinungen nimmt der Tag hinweg.

gleichfalls auf das ‚Gesetz‘, und Kaiser Marc Aurel hatte ‚im Verordnungswege‘ dieses noch genauer geregelt.

Haß und Neid machen eben blind; sonst müßte man einsehen, was selbst A. Comte eingesehen hat, daß mit dem Verschwinden der Mönche wieder ein Pfeiler der idealen Weltordnung stürzt, in einer Zeit, die ohnehin so arm ist an Idealen; daß dem Volke mit ihnen ein Kapital von Frömmigkeit und sittlicher Vorbildlichkeit verloren geht, und wenn auch dies für manche nicht viel Werth haben sollte, so doch mit ihnen unermeßliche Schätze von Wissenschaft und Kunstsinn für immer verschwinden würden; daß der Staat, der zu solcher Rechtsverletzung schreitet, nicht bloß die Brunnen verschüttet, aus denen ihm in den Tagen der Noth leibliche und geistige Gesundheit geströmt, sondern daß er auch jene finsteren, zum Aeußersten entschlossenen Geister ruft, die nur auf den Tag warten, an dem die Besitzlosen mit den oberen Zehntausend der Gesellschaft Abrechnung halten wollen. Der Wilde haut den Baum um, der die Früchte trägt, um desto rascher sie genießen zu können; nicht besser haben unsere Staatsmänner gehandelt, welche nach dem bekannten Spruche die Henne tödteten, die ihnen die goldenen Eier legte. Wenn man aber zur Rechtfertigung des Raubes und der Gewaltthat auf so manche trübe Perioden in der Geschichte der Klöster hinweist, so möchte ich die Antwort hierauf mit Shakespeare geben:

> Der Menschen Tugend schreiben wir in Wasser,
> Ihr böses Treiben lebt in Erz.

Fehlerlos ist keines Menschen Werk; es verräth daher wenig Gerechtigkeitssinn und kein gutes Herz, nur dem Schlechten nachzuspüren zur Ergötzung des Pöbels, der immer an Aergernissen und Fehlern — namentlich wenn er dieselben an heiligen Orten und Personen schaut — sein gemeines, niederträchtiges Ergötzen hat und eine gewisse Befriedigung darüber, daß diese vielleicht gerade so schlecht sind, wie er. Es geht

eben mit großen historischen Gestalten wie mit einem Kunstwerke; die Fehler sehen, sagt einmal der Maler Feuerbach, kann jeder Ignorant; aber loben mit Einsicht ist Sache des Kenners. ‚Je erhabener eine Lehre ist,‘ bemerkt Schopenhauer, ‚desto mehr steht sie der im ganzen niedrig und schlecht gesinnten Menschennatur gegenüber und dem Mißbrauch offen. Darum gibt es im Katholicismus mehr und größere Mißbräuche, als im Protestantismus, so z. B. im Mönchthum.‘

Wie jeder Einzelne, so hat auch jedes kirchliche Institut das Bedürfniß, sich fort und fort im Geiste zu erneuern. Auch Admont hatte schon i. J. 1852 mit dreizehn anderen österreichischen Stiftern die Nothwendigkeit einer Reform erkannt und sie auch ins Werk gesetzt. Doch sollte sie nicht überstürzt, sondern mit Umsicht und stufenweise durchgeführt werden (non posse fieri uno momento et absque omni discretione), da ein solches Vorgehen, wie die Erfahrung selbst der neueren Zeit bewiesen hat, kein gutes Ende nehmen kann; die Bedürfnisse der Zeit und des Ortes, sowie das historische Recht der einzelnen Genossenschaften sollen besonders berücksichtigt werden. Sie hatten vollkommen Recht, als sie vor Ueberstürzung warnten. Ist ja doch jede Reform ein äußerst schwieriges und höchst delicates Unternehmen, das ebenso viele Erfahrung, Umsicht, Mäßigung, echte, ungeheuchelte Demuth, Frömmigkeit und Bescheidenheit als Eifer fordert. Armand Bouthillier de la Rancé wollte die Cistercienser reformiren und glaubte den Grund zum Verfalle der Disciplin in dem Betrieb der Wissenschaft gefunden zu haben; seinem Irrthume verdanken wir das classische Werk Mabillons ‚De studiis monasticis‘, das vom Regular- und Säcularclerus nicht oft genug gelesen und beherzigt werden kann. Als so manche Abteien und Collegiatstifte in Deutschland weder in der Seelsorge noch in Unterricht und Wissenschaft mehr thätig waren, und der Name ‚Scholasticus‘, den an manchen Domstiften

ein infulirter Dignitar trug, ein leerer Titel geworden, der fast wie Ironie klang, ähnlich wie lucus a non lucendo, da glaubte man, allen Nachdruck auf den Chorgesang legen zu sollen, wiewohl schon Gregor der Große, der doch auch etwas vom Klosterwesen verstand, diesen mehr als Aufgabe der niederen Kirchendiener betrachtet wissen wollte und das Werk der Seelenrettung und Jugenderziehung sicherlich, wie schon Johannes Chrysostomus bemerkt, ein ‚opus Dei' ist, wenn auch nicht elicitive, wie ein Scholastiker sich ausdrücken würde, so doch imperate. Denn es gibt kein Werk der christlichen Liebe und Erbarmung, sagt der hl. Thomas von Aquin, das nicht in der Ordensregel mehr oder weniger Gesetz und Motiv fände.

III.

Während ich mit solchen Gedanken mich trug, war es Abend geworden. Da ich Abt und Convent nicht mehr wohl besuchen konnte, stieg ich den bewaldeten Berg hinan, auf dem Schloß Röthelstein liegt, um einen Totaleindruck zu gewinnen. Die Strahlen der scheidenden Sonne spielten um die schlanken Abteithürme und gossen ihr rosiges Licht über die grauen Felsen des Hochthors. Großer Friede lag auf der Natur; es war der Vorabend vom Schutzengelfest. Da läuteten sie unten den morgigen Tag ein, zuerst mit einer kleinen Glocke; wie ein leises Seufzen, inniges Flehen klang sie hinauf, als wollte sie der todten Natur ihre Stimme leihen; dann war wieder alles still. Jetzt läutete eine größere, zuletzt hallte die größte von allen mächtig dröhnend durch das Thal, und die Berge ringsum gaben ihren Widerhall. Und nun läuteten alle zusammen; die Töne der acht Glocken klangen ineinander zu einer mächtig ergreifenden Harmonie, ein Meer von Tönen wallte und wogte über das weite Thal hin wie eine Festhymne, die durch die Abenddämmerung zitterte, ein Jubelgesang, in den die ganze Natur einstimmte, ein freudiges, dankerfülltes Beten aller Wesen.

Wenige Wochen vorher war ich vor den Gletschern und Eisfeldern der Glocknergruppe gestanden. Der moderne Sport liebt es, die Eisberge zu besteigen, je höher, schauerlicher und gefährlicher, desto lieber. Gewiß, es ist ein großartiges Schauspiel, dieser gewaltige Kampf der Elemente, der die Berge mächtig aufgethürmt und diese Thäler gegraben hat; aber da ist doch alles so öde, so todt, so todt. Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß das classische Alterthum keinen Sinn hatte für das Erhabene der Alpennatur; nur mit Entsetzen sprechen seine Schriftsteller davon. Die Mönche des frühen Mittelalters sind in die Wildniß eingedrungen, und diese ist ihnen zu einer lieben Heimat geworden, und so ist mit ihnen der Sinn für das Romantische erwacht. Aber es war nicht die Natur allein, die todte Natur. Wir lesen in den alten Chroniken, daß das Heulen der Wölfe sich vermischte mit dem Gesang der betenden Brüder im Chore, und die Klänge der Glocke, die zu den Metten rief, drangen hindurch durch das Brausen des Sturmwindes und schlugen wie eine Freundesstimme an das Ohr des bangen Wanderers. Es ist des Menschen innerstes Leben, das im Glockenklang und Chorgesang wie im Worte seinen Ausdruck findet, der den Gottesfrieden, den er in seiner Brust empfangen, in die Natur hineinträgt, und so auch ihr Frieden, Wärme, Leben einhaucht und die finsterste Felsenkluft in eine geliebte Zelle umwandelt.

Ich blickte hinab zur Abtei; von Anfang an war sie wie eine Oase in der Wildniß; was war dieses Land ohne sie, was wäre es jetzt noch ohne sie, ohne diese Männer, die zur Stunde noch die Fahne der Wissenschaft hochhalten? Frankreich und selbst Deutschland in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts haben die Nothwendigkeit klösterlicher Institute, namentlich auch als Emporien der Wissenschaft, hinlänglich beurkundet. Dort liegen seit der großen Revolution die theologischen Studien

danieder, beim besten Willen fehlt es an Mitteln und an Kräften, die sich ihrer Pflege ungetheilt widmen können; erst in der neuesten Zeit hat man durch Stiftung katholischer Universitäten eine bessere Zukunft inaugurirt. Und wie arm waren wir in Deutschland geworden, als die Abteibibliotheken verschleudert, die Mönche hinausgestoßen waren und der Jude im Hause Gottes seinen Schacher trieb! Die wenigen theologischen Schulen, die man hatte bestehen lassen, dienten großentheils doch nur dem nächsten Bedürfnisse der Vorbereitung zur Praxis der Seelsorge, und wenn auch hie und da ein strebsamer Kopf unter den Lehrern sich fand, so mangelte es ihm fast an allem, was zur wissenschaftlichen Thätigkeit gehört, an Anregung, an Mittheilung, an Unterstützung mit Büchern, an Zeit. Werke, welche eine lebenslange, hingebende Thätigkeit fordern, waren kaum mehr möglich; so mußte der Clerus verflachen und zum Theil verbauern. Es war, als hätte der Geist Julians des Apostaten gewaltet, der den Bekennern des Christenthums die Quellen der Wissenschaft abzugraben gedachte, um sie eben dadurch als einen Haufen Unwissender verächtlich machen zu können. Wenn seit den letzten Decennien in Deutschland es allmählich besser geworden ist, so haben wir es jenen Männern zu danken, welche, wie Möhler, Klee, Riffel, Haneberg, Alzog, Dieringer, Reithmayr, Phillips, Walter, Kleutgen, Denzinger, Schegg, Kuhn, Staudenmaier, der noch lebenden nicht zu gedenken, an den wenigen den Katholiken gebliebenen Universitäten und theologischen Lehranstalten trotz der Ungunst der Verhältnisse durch die Energie ihrer Gesinnung und Kraft ihres Geistes der katholischen Wissenschaft eine ehrenvolle Stellung errungen haben.

Als ich am andern Morgen in die Abteikirche trat, war diese, so groß sie auch ist, dicht mit Betern gefüllt. Mit Würde und Erbauung wurde der Gottesdienst gefeiert; der Gesang, bei welchem für die Sopran- und Altstimmen die Chorknaben

des Stiftes thätig sind, war außer der Orgel von einigen Violinen und Clarinetten begleitet, und stimmte zur Andacht, wenn er auch vielleicht vor manchem extremen Puristen keine Gnade gefunden hätte. Der Rector Chori im Stifte, obgleich selbst Mitglied des Cäcilienvereines, ist eben kein einseitiger Doctrinär, und weiß recht wohl, daß die Menschen des 19. Jahrhunderts, namentlich die Deutschen, anders hören als in früheren Zeiten und als selbst jetzt noch die Italiener, bei welchen der Choral in den Volksgesängen noch heute nachklingt; hat es ja doch auch bezüglich der Malerei ein gleiches Bewandtniß, in welcher wir nach Erfindung der Perspective nicht mehr hinter Cimabue und Giotto, geschweige denn zu den Byzantinern zurückgehen können. Es ist keine Frage, die Cäcilienvereine haben viel, sehr viel Gutes gestiftet; wie ein frischer Luftzug haben sie die musikalische Atmosphäre gereinigt. Möchten sie nun auch unserem kirchlichen Volksgesange recht ihre Aufmerksamkeit zuwenden, und namentlich dem lauten, unharmonischen Schreien, wie dies in Franken und am Rhein nicht selten der Fall ist, mit Energie steuern. Wie erbaulich ist dagegen der Volksgesang, mezza voce vorgetragen, wie ich ihn in Bozen, Oberitalien und auch in Steiermark hörte! Freilich muß dann auch der Organist darauf verzichten, sein Instrument mit allen Kräften zu bearbeiten, wo dann Sänger und Orgel wie in einem Wettkampfe sich gegenseitig zu übertönen suchen.

Als die Menge sich entfernt hatte, war es mir möglich, das Gotteshaus genauer zu betrachten. Das Münster, der schönste gotische Bau der Steiermark, steht auf den Fundamenten der alten Kirche, und seine schlanken Thürme, zwischen denen das reich gegliederte Portal sich öffnet, steigen bis zur Höhe von siebzig Meter empor; an das Langhaus lehnen sich die beiden etwas niedrigeren Seitenschiffe an mit je fünf Kapellen. Alles, Altäre, Beichtstühle, Kanzel ist stilvoll und

bei aller Abwechslung in den einzelnen Gliedern nach einem Grundplane durchgeführt; so wirkt der Bau erhebend und durch die Einheit des Gedankens beruhigend zugleich auf den Beschauer. Nur der Muttergottesaltar, an welchem die Geheimnisse des Rosenkranzes in halberhabener Arbeit, aus dem vorigen Jahrhundert stammend, dargestellt sind, mit einem gleichfalls ältern Altarbilde gehören einer fremden Stilgattung an; der Baumeister wollte ihn entfernen, doch der gegenwärtige Prälat P. Zeno Müller behielt ihn in seiner ursprünglichen Form bei. Schon stand nämlich die Kirche in Flammen, der Schleier vor dem Bild der allerseligsten Jungfrau war bereits angebrannt, aber dieses wie der Altar blieben unversehrt. Dieser eine Zug beweist, mit welcher Pietät man bei dem Aufbaue zu Werke ging, wie denn auch der verstorbene Abt, P. Karlmann Hieber, schon die Hand an die Wiedererbauung des Münsters gelegt hatte, ehe man noch an Herstellung der Abteiwohnung dachte. Auch charakterisirt dieser Entschluß besser, als ich es vermöchte, den gegenwärtigen Prälaten, dessen frommes, leutseliges, einfaches Wesen uns mit Verehrung und Liebe zu ihm erfüllt. Als wäre er der letzte unter den Brüdern, so demüthig und anspruchslos ist seine ganze Haltung und Rede. Auch die übrigen Mitglieder des Stiftes, besonders jene, mit denen ich am meisten verkehrte, der P. Prior, P. Subprior, P. Marianus, kamen mir mit ungemeiner Freundlichkeit entgegen, und verbanden mit den guten Formen des Umganges jenes aufrichtige, herzliche Wohlwollen, welches man in der Welt so selten findet.

Weniger freundlich und ziemlich kurz wurde ich anfangs von dem Archivar und Bibliothekar P. J. Wichner empfangen, als ich ihn in seiner Werkstätte aufsuchte, wo ich an der Wand einen Berg von gesammelten Urkunden sah, die noch der Bearbeitung und Ordnung harrten. Ich konnte es ihm nicht verdenken; kommen doch täglich so viele Unberufene, denen es

nur darum zu thun ist, eine Urkunde aus dem Mittelalter sich zeigen zu lassen, oder den berühmten Bibliotheksaal zu besichtigen. Doch bald erheiterte sich sein Angesicht; der ernste schweigsame Mann, der jahraus jahrein hier waltet und schafft, wie der Bergmann in seiner Grube, und von der Welt nichts kennt als seine Codices und Bücher, ward wider Gewohnheit gesprächig, seine Augen glänzten unter den buschigen Brauen, seine ausdrucksvollen Züge wurden belebt, und es war eine Lust, ihm zuzuhören, als er erzählte, wie es ihm gelang, nach dem Brande das Archiv wieder herzustellen. Es muß eine Riesenarbeit gewesen sein. Das Hauptarchiv hatte sich zur Zeit der Katastrophe in einem gewölbten Lokale zu ebener Erde befunden, mit einer eisernen Thüre verschlossen; man hatte es für feuerfest gehalten, doch sich getäuscht. Nur jene Urkunden wurden gerettet, welche in der Prälatur untergebracht waren, aber auch von diesen kam bei der hastigen Uebertragung vieles in Unordnung, und der für sie neugeschaffene Raum mußte anfangs auch als Kräutermagazin für die Klosterapotheke dienen.

Hieraus mag man ermessen, welches Chaos P. Jakob zu bewältigen hatte. Seiner Sachkenntniß und rastlosen Thätigkeit aber ist es zu danken, daß Admont ‚auch nach dem Brande wieder ein Archiv besitzt, welches durch seinen innern Gehalt und äußern Umfang manches ähnliche Institut übertrifft‘. Mit Recht konnte daher Wichner am Schlusse seines Berichtes über das Admonter Archiv in seinem gegenwärtigen Zustand sagen: ‚Wenn wir i. J. 1865 auf den Ruinen der Abtei in die Klage ausbrechen mußten: Fuimus . . . fuit Ilium et ingens gloria, so kann nun mit stolzem Bewußtsein auf die Pforte des Admonter Archives die Wappendevise des fürstlichen Hauses Hohenlohe geschrieben werden: Ex flammis orior.‘

Der Bibliotheksaal ist in seiner Art einzig. Siebzig Meter

lang, dreißig breit und zwei Stockwerke hoch, ist er in drei Abtheilungen gegliedert und empfängt durch fünfzig Fenster Licht. In der Mitte des Saales tragen zwölf korinthische Halbsäulen von rothem Marmor die Rotunde, die mit Standbildern geschmückt ist, welche die vier letzten Dinge darstellen. Rechts und links von hier wölben sich sieben Kuppeln über das Ganze, reich al fresco gemalt; der Fußboden ist mit rautenförmigen, abwechselnd rothen, grauen und weißen Marmorplatten belegt. Beim Anblicke dieses reichen und schönen Baues erinnert man sich gerne des alten Mönchsspruches: Claustrum sine armario quasi castrum sine armamentario[1]. Was diese Mönche von der Unwissenheit hielten (ganz im Gegensatz zu so manchen unberufenen modernen Schriftstellern über Ascese), beweist ein Frescogemälde in der Bibliothek, welches die Unwissenheit darstellt im Bilde eines Schweines, das Blumen frißt, während eine rohe und bäuerische Gestalt, welche von dem Genius sich abwendet, die Verachtung der Wissenschaft sinnbildet. Bezeichnender konnte das: Scientia non habet osorem nisi ignorantem[2] nicht ausgedrückt werden. Leider ist es bei der gegenwärtigen finanziellen Lage der Abtei nicht möglich, für die erforderlichen Nachschaffungen eine auch nur bescheidene Summe dem Bibliothekar zur Verfügung zu stellen. Der Erlös der Doubletten bildet für ihn den einzigen Bibliotheksfond. Die großen Reichthümer der österreichischen Convente gehören gegenwärtig überhaupt in das Reich der Mythe; wenn auch nicht überall der Spruch seine Wahrheit hat:

Presbyterum servi sunt omni tempore pigri,
Sudant quando vorant, frigescunt quando laborant[3],

---

[1] Ein Kloster ohne Bibliothek ist wie eine Burg ohne Waffenkammer.

[2] Nur der Unwissende haßt die Wissenschaft.

[3] Geistliches Gesind
Bei der Arbeit ist nicht geschwind.

so hat doch die Regierung, die äußerst erfinderisch ist im Auffinden von neuen Steuern, z. B. der Aequivalent-, Religionsfondssteuer u. s. f., dafür gesorgt, daß nur bei größter Sparsamkeit die Jahresbilanz kein Deficit aufweist.

Wohl ist das begeisterte Distichon, in welchem vor dreiundachtzig Jahren der Stiftsbibliothekar P. Stadelhofer seine freudige Bewunderung der Bibliothek aussprach, eine Hyperbel; aber eine gewisse Berechtigung hat es doch.

Jactarunt veteres septem miracula mundi,
Octavo nostra est bibliotheca loco [1].

IV.

Ueber achtzigtausend Bände sind hier aufbewahrt, darunter höchst werthvolle Handschriften (gegen 1000, vom neunten Jahrhundert an) und eine große Anzahl von Incunabeln; die für das große Publikum interessanten Codices und Frühdrucke sind in der Rotunde in zwei Reihen von Schaukästen zur Betrachtung ausgestellt. Wattenbach hat jene in seiner ‚Reise nach Oesterreich' [2] beschrieben. Gerade die schönsten derselben sind von den Klosterfrauen Irmengard, Regilinde und Diemuth geschrieben und gemalt. Nach der alten, auch anderswo vielfach beobachteten Sitte war hier ein Doppelkloster, das unter den Stürmen der Reformation verlassen wurde; noch zeigt man die Stätte, wo die Frauen wohnten. Erst neulich hat einer im Feuilleton der ‚N. Fr. Presse' gelegentlich einer Besprechung des ehemaligen Doppelklosters zu Millstatt in Kärnthen an diesen Instituten seinen frivolen Witz geübt;

Beim Essen ist es im Schweiß,
Bei der Arbeit kalt wie Eis.

[1] Sieben Wunder der Welt sind uns von den Alten gepriesen,
Unsere Bibliothek zähle als achtes hinzu.

[2] Vgl. Pertz, Archiv X.

gemeine Seelen finden eben überall nur Gemeines. Hätte der Mann etwas mehr Geschichte gelernt, so hätte er wissen müssen, daß gerade diese Sitte so recht der Ausdruck der erhabenen Stellung ist, welche das Christenthum dem Weibe gegeben hat (übten ja doch in manchen irischen und gallischen Klöstern Aebtissinnen selbst über die männlichen Convente eine gewisse Jurisdiction, und wohnten den Reichs= und Diöcesanversammlungen bei) und nicht wenig dazu beitrug, höhere Bildung auch in den Frauen zu fördern.

Es genügt, einen Blick zu werfen in den Briefwechsel gottgeweihter Jungfrauen der angelsächsischen und deutschen Klöster des frühern Mittelalters, um alsbald zu erkennen, wie unter der Zucht des Ordens auf dem tiefen Grund des deutschen Gemüthes klares Denken, reine, warme Empfindung und eine seltene Stärke des Charakters sich entwickelt hat. Die oben erwähnte Regilinde hatte sich auch in lateinischen Versen versucht. Man blickt nicht selten mit Geringschätzung auf jene finsteren Zeiten zurück; doch fürwahr, im Zusammenhalt mit dem, was unsere modernen ‚höheren Töchterschulen‘ leisten, haben sie sich nicht zu schämen. Schon Fenelon hielt den Unterricht in der lateinischen Sprache, wie er jenen angelsächsischen und deutschen Frauen geworden, für einen sehr wirksamen Factor echter Frauenbildung; er hat gegenüber dem Wust von ‚Wissenschaften‘, welche in den Programmen derartiger Anstalten prangen, dies voraus, daß er an ein folgerichtiges Denken gewöhnt, die Phantasie zügelt, einen gewissen Ernst in die gesammte Thätigkeit der Schülerin bringt, und wenn denn doch neuere Sprachen gelernt werden sollen, den Schlüssel für ein rasches und gründliches Verständniß derselben bietet. Unsere heutige Erziehung bildet gegen die ohnehin zu Eitelkeit, Flatterhaftigkeit und zum Scheine geneigte Natur der jungen Mädchen auch nicht das geringste Gegengewicht, begünstigt vielmehr erst recht durch ihr Vielerlei die Ober=

flächlichkeit, nährt durch das geistlose Plappern einer schlecht verstandenen modernen Sprache nur die Eitelkeit, durch die Phraseologie und hohle Declamation ihrer sogenannten Stilübungen die Unwahrheit, und gibt so statt echter Geistes- und Herzensbildung nur einen mehr oder weniger blendenden Firniß zur Augenweide eitler und ebenso unwissender Mütter, welcher jedoch nicht selten den Mangel an gesunder Vernunft und die Gemüthsroheit dieser verbildeten Geschöpfe nur schlecht zudeckt. Auch sollten die Katholiken schon deswegen dem Latein eine größere Berücksichtigung schenken, weil durch dessen Kenntniß den Laien, auch den Frauen die Möglichkeit gegeben ist, in den Geist unserer Liturgie einzudringen; erst dann wird sich diese in ihrer ganzen Erhabenheit vor ihnen darstellen, wenn sie den gedankenvollen Gebeten der Kirche folgen können, welche uns wie Stimmen aus den Katakomben an die ältesten Zeiten der Kirche erinnern und mit den Worten beten lassen, mit denen die Heiligen zu Gott gerufen und auf denen die Weihe von Jahrtausenden liegt. Aber es hatte jene alte Unterrichtsmethode noch einen andern Vorzug. Es wurde dadurch die Bildung der Frauen gleichartiger mit jener der Männer, sie konnten sich in einem ganz andern Sinne als dem der modernen Frauenemancipation dem Manne ebenbürtiger fühlen, und der Verkehr beider Geschlechter empfing, zum Vortheile beider, eine tüchtigere Grundlage. Es dürfte sich daher das Erlernen der lateinischen Sprache (bis zu einem gewissen Grade), namentlich um die lateinischen Gebete der Kirche zu verstehen, auch für die Frauenklöster der Gegenwart sehr empfehlen. Der kirchliche Geist der Genossenschaft müßte dadurch nicht wenig gefördert werden.

Wenn man diese von Künstlerhand geschriebenen und gemalten Codices betrachtet, die durch die Regelmäßigkeit und Sauberkeit der Schrift, die Schönheit der Initialen, Arabesken und Gestalten unser Auge erfreuen, so begreift man die Männer

des 15. Jahrhunderts, welche noch lange nachher, als die Buchdruckerkunst erfunden und Tausende von Werken schon aus der Presse hervorgegangen waren, jene Bibliotheken rühmten, die ganz aus geschriebenen Büchern bestanden, und mit Verachtung auf die mit unschönen Lettern auf grobes Papier gedruckten Bücher herabsahen. ‚Er würde sich schämen,‘ sagt Vespasiano, der Biograph des Herzogs Federigo von Urbino, ‚wenn er in seiner Bibliothek gedruckte Bücher hätte.‘

Wie durch ein Wunder und durch fast übermenschliche Anstrengung wurde dieser herrliche Schatz inmitten des zerstörenden Brandes gerettet; namentlich trugen die feinen Drahtgitter vor den Fenstern nicht wenig dazu bei, die Gewalt der Flammen zu brechen.

Da stand ich nun wie ein Tantalus unter allen diesen Wissensschätzen, welche die Hand fleißiger Mönche seit achthundert Jahren hier gesammelt hat; denn der Ursprung der Admonter Bibliothek fällt mit der Gründung des Stiftes zusammen, da schon der Gründer, Erzbischof Gebhard, demselben eine Bibel in zwei Foliobänden schenkte, welche heute noch gezeigt wird. Das Buch der Bücher bildet den Grundstein der Bibliothek — eine bezeichnende Symbolik der christlichen Wissenschaft.

Besonders um den Abt Gottfried I. (1138—1165) hatte sich ein Kreis gelehrter Männer geschaart, die Bibliothekare Wernher, Gottschalk und Günther, die Bücherschreiber Salman, Reinbert, Berthold, Lambert, Ulrich u. s. f. Wie hoch der Werth eines guten Schreibers geschätzt wurde, beweist folgende Erzählung des Cäsarius v. Heisterbach[1]: ‚Im Kloster der Prämonstratenser zu Arnsberg lebte ein Schreiber, Namens Richard, gebürtig aus England, welcher die meisten Bücher, welche dieser Convent besaß, geschrieben hatte. Nachdem er

[1] Dialog. XII. c. 47.

gestorben und an einem Ehrenplatze begraben war, wurde zwanzig Jahre später die Gruft wieder geöffnet; man fand den ganzen Leib in Staub zerfallen, nur die rechte Hand war so unversehrt und frisch, als ob sie eben erst von dem lebenden Leibe getrennt worden wäre. So hat Gott an der Hand des Schreibers, als dem Werkzeuge seiner Thätigkeit, zeigen wollen, wie groß der Lohn dieser Arbeit im Himmel sei. Und als Beweis dieses Wunders wird in jenem Kloster heute noch die Hand aufbewahrt.'

Von der obern Galerie aus, welche mich der Bibliothekar aus besonderer Gefälligkeit besteigen ließ und wohin er selbst mich begleitete, schaute ich hinein in diesen Reichthum von Wissenschaft und Kunst; denn außer den oben erwähnten Standbildern ist der Saal ringsum mit Werken des berühmten Bildhauers J. Stammel und Fresken von Altomonte (eigentlich Hochberg) geschmückt; jener hatte seine ganze Erziehung und Ausbildung dem Stift zu verdanken; es sind theils allegorische Gestalten, theils Büsten von Künstlern und Gelehrten. Mit einem Blicke überschaute ich den ganzen Saal, dann richtete sich dieser hinüber nach dem Münster. Religion, Wissenschaft, Kunst, wie herrlich stehen sie hier im innigsten Bunde, unter der Hut dieser anspruchslosen Mönche! Sie konnten Gott keinen Tempel bauen, ohne auch der Wissenschaft ein Heiligthum zu errichten; denn unser Gott ist ein ‚Gott der Wissenschaften'. Und die Kunst, im Heidenthum so vielfach eine Magd der Sünde, durch sie im Geiste des Christenthums wiedergeboren und geweiht, ist nun eine Prophetin Gottes geworden und Führerin auf dem Wege des Schönen zu ihm, der ewigen Schönheit.

Einen recht überzeugenden Beweis, in welch hohem Grade Admont den Kunstsinn weckte und pflegte, bilden die Paramente, deren Stickereien, die Frucht einer fast lebenslangen Thätigkeit des Laienbruders Daniel aus Kopenhagen im 17. Jahr=

hunderte, vollendete Kunstwerke sind. Durch die Gnade des Abtes, der mir selbst sie zeigen wollte, ward es mir vergönnt, das Schönste zu sehen, was je eine kunstfertige Nadel geschaffen hat, was ich weder in München, noch in Wien oder Paris gesehen hatte. Namentlich ein Antipendium mit der Darstellung der allerseligsten Jungfrau und des hl. Joseph, das Jesukind in der Mitte, die hl. Anna und Joachim zur Seite, ist von packender Wirkung; welche Andacht, Demuth, Innigkeit, Liebe liegt auf diesen Gesichtern, spricht namentlich aus dem Aufschlag des Auges beim hl. Joseph, verklärt alle diese Züge! Die Blumengewinde, welche die Gestalten umrahmen, sind von überraschender Naturwahrheit. Als ich meine Bewunderung aussprach, machte der Bruder Silvester mich auf manche Einzelheiten aufmerksam; sein feinsinniges Verständniß fiel mir auf, und ich wurde nun auch auf ihn erst aufmerksam, den ich die Tage vorher für einen recht stillen, gewöhnlichen Laienbruder gehalten hatte. Er hat die Construction des Schreines ausgedacht und denselben gearbeitet, in welchem diese Kunstschätze sehr zweckmäßig aufbewahrt werden; die Antipendien sind vertical, die Caseln und Dalmatiken horizontal schichtenweise darin ausgebreitet, so daß jedes Stück einzeln mit Leichtigkeit herausgezogen werden kann. Später sah ich seine geschmackvollen Schnitzarbeiten für die noch fehlenden Altäre, die er mir in der anspruchslosesten Weise zeigte. Es ist etwas Rührendes, dieser Reichthum mit Einfalt gepaart; hier waltet derselbe Geist, der ehedem mit selbstloser Hingebung die Miniaturen gemalt und die mächtigen Folianten mit zierlicher Schrift geschrieben hat.

Verschiedene andere Kostbarkeiten der Stickerei, Goldschmiede- und Juwelierkunst waren zu der in diesem Jahre veranstalteten culturhistorischen Ausstellung nach Graz gesendet worden, darunter eine Mitra aus dem 12. Jahrhundert mit den eingestickten Bildnissen der Schutzheiligen der Abtei. Das Beste

hatten überhaupt die steiermärkischen Stifte, besonders auch Reun und St. Lambrecht geliefert, ebenso wie die Domkirche zu Graz.

V.

Letzterer gehören zwei Reliquienschreine, welche den Glanzpunkt der Ausstellung bildeten. Schon zu Wien war vor mehreren Jahren bei einer ähnlichen Gelegenheit ihr hoher Werth derart erkannt worden, daß die Kathedrale Mühe hatte, wieder zu ihrem Eigenthum zu gelangen. J. Graus, Docent der christlichen Kunstgeschichte an der theologischen Facultät zu Graz, hat sie in seiner im Jahr 1882 erschienenen, lehrreichen Abhandlung: ‚Die zwei Reliquienschreine im Dome zu Graz' eingehend beschrieben. Beide haben die Form von Truhen und sind auf dem Deckel und drei Seiten mit Intarsia und Elfenbeinreliefs verkleidet, welche die ‚trionfi' Petrarca's darstellen. Die Sitte, durch glänzende Umzüge kirchliche und profane Feste zu feiern, hatte sich in Italien seit den Triumphzügen der Imperatoren nie ganz verloren. Die feierliche Besitznahme des Lateran durch die neugewählten Päpste, die kirchlichen Processionen, die zur Zeit Petrarca's wieder lebendig gewordenen Erinnerungen und Nachahmungen der antiken Triumphe wurden für die Dichter der entsprechende Rahmen und Ausdruck, in dem ihre Gedanken eine erhabene Form und Gestalt gewannen. Jedermann kennt die poetische Verherrlichung der Kirche und ihrer Geschichte in der Schilderung des großen Triumphzuges in den letzten Gesängen von Dante's Fegfeuer. Aehnlich schildert Petrarca das menschliche Leben, wo zuerst die sinnliche Liebe triumphirt, über die Liebe dann die Keuschheit, über alles Irdische aber der Tod; den Tod besiegt der Nachruhm — ein bei den Männern der Frührenaissance immer wiederkehrender Gedanke, der dieselben eigenthümlich kennzeichnet —, den Nachruhm besiegt die Zeit, über diese endlich und alles ist Gott Sieger.

Diesen Ideengang stellen die zwei Schreine dar, ein jeder in drei Scenen. Vielleicht die schönste in künstlerischer Beziehung ist die erste. Amor thront auf seinem Siegeswagen, gezogen von feurigen Rossen, eine zahllose Menge Männer und Frauen wandeln zu seinen Seiten auf Blumen, unter ihnen Mars, Venus, Sappho, Virgilius und Ovidius. Das zweite Bild zeigt gleichfalls Amor, aber entwaffnet von den Seelen, ‚die dem wilden Knaben Köcher, Bogen und Geschoß zerstört und seine Fittige entfiedert haben'. Auf dem Wagen, der von den mystischen Einhörnern gezogen wird, triumphirt die Keuschheit. Ihr zu Seiten gehen edle Frauen Paar und Paar. Schauerlich ist die dritte Darstellung. Von Todtengerippen umgeben, steht ein Skelett, mit der Sense bewaffnet, auf dem Wagen; wilde Büffel ziehen diesen, und seine Räder gehen zermalmend hinweg über die Todten, die lang ausgestreckt auf dem Boden liegen. ‚Päpste, Könige und Kaiser, alle sterben.'

Die zweite Reihe von Bildern eröffnet der Ruhm mit der Posaune in der Hand, die Krone auf dem Haupte; den Siegeswagen, von Elephanten gezogen, umgeben die berühmtesten Männer des Alterthums, Krieger, Gelehrte, Dichter; unter letzteren erblicken wir neben Homer Dante. In der fünften Gruppe erscheint ein Greis (Saturn), von flüchtigen Hirschen ist sein Wagen gezogen, Greise begleiten ihn. Den letzten Wagen ziehen Engel; auf ihm ruht der Thron des Heilandes, Scepter und Weltkugel trägt er in seiner Hand; die Apostel bilden ehrfurchtsvoll sein Geleite.

Der Erhabenheit der Gedanken entspricht die künstlerische Ausführung vollständig; die Gruppirung bildet immer ein harmonisches Ganze, die Gestalten, im edelsten Stile gebildet, tragen ganz das Gepräge der besten Werke der Frührenaissance. Infolge der Familienverbindungen zwischen den Gonzagas und dem Hause Habsburg waren diese Truhen nach Deutschland gekommen, wo sie, ursprünglich zur Aufbewahrung von kost-

barem Geräthe bestimmt, als Reliquienschreine verwendet wurden für die heiligen Leiber, die Papst Paul V. Kaiser Ferdinand übersendet hatte. —

Zu derselben Zeit war es mir vergönnt, ein anderes culturhistorisches Bild zu schauen, aber nicht bloß in Elfenbein, Stein und Farbe, sondern in Wirklichkeit und voll Leben. Eine Meile von Graz entfernt, steht hoch im Walde die Kirche Maria Trost, ein seit dem 15. Jahrhundert vielbesuchter Wallfahrtsort, wo am Tage Mariä Geburt das Hauptfest gefeiert wird. Schon mehrere Tage vorher zogen Schaaren von Pilgern, in ihren Sprachen singend, mit fremden Physiognomien und in fremden Trachten durch die Straßen der Stadt und lagerten auf den Plätzen, Slovenen, Ungarn, Kroaten. Allerdings ist auch hier die nationale Kleidung unter der Einwirkung des modernen Verkehrslebens mehr und mehr im Schwinden, aber eines ist diesen Völkern ungeschwächt geblieben: der alte katholische Glaube. Dieser ist im Grunde doch das stärkste, vielleicht einzige Band, das diese verschiedenen Völkerschaften der großen Monarchie zusammenhält und einen festen Wall bildet gegen den Ansturm des griechisch-russischen Slavenreiches; nicht Intelligenz, nicht Bildung, nicht Schulen, wie man dies täglich in den Blättern rühmt; denn dies alles ist viel eher dazu angethan, die Geister zu spalten, als zu einen. Auch die Verfassung nicht; denn diese ist ohne den Geist eben doch nur ein beschriebenes Blatt Papier, das die Ereignisse sowohl wie die Menschenhand so leicht zerreißen. Auch nicht die Liebe zum Kaiser, so groß, so ungeheuchelt sie auch jetzt ist; denn diese ruht doch nur auf den persönlichen Eigenschaften des gegenwärtigen Monarchen und wurzelt zuletzt selbst wieder in dem religiösen Gefühle des Volkes. Wenn die Landleute, wie dies bei der heurigen Reise des Kaisers durch Steiermark der Fall war, sich an den Straßen niederknieen, auf denen er vorbeifährt, und mit lauter Stimme und

erhobenen Händen den Segen Gottes auf sein Haupt herabflehen, so muß auch der Kurzsichtigste begreifen, daß mit dem Sinken des religiösen Sinnes auch die Liebe zum Kaiserhause mehr und mehr dahinschwinden wird.

Was Senfft-Pilsach vor vielen Jahren gesprochen, bleibt wahr: ‚Oesterreich kann sich nur so lange als Großmacht behaupten, solange es mit Entschiedenheit seinen katholischen Charakter wahrt; mit dessen Aufgebung wird heilloser Nationalitätenhaß eintreten und jede patriotische, einmüthige Widerstandskraft nach außen erlahmen.‘

Als ich am Morgen des Festes, begleitet von dem würdigen Domkapitular Dr. J. Kahn aus Graz, der dort die Seele vieler katholischen Unternehmungen ist, mich nach Maria Trost begab, traten mir lebhaft die Schilderungen vor die Seele, welche die Chronisten, namentlich Giovanni Villani, von dem großen Jubiläum zu Rom unter Papst Bonifatius VIII. gegeben haben. Es war eine wahre Völkerwallfahrt, alle Wege bedeckte die dicht gedrängte, betende und singende Menge, so daß die Wagen nur langsam vorwärts kommen konnten. Die Kirche selbst ist groß, weit, luftig, ein Nachbild von St. Peter in Rom; nebenan befindet sich ein Franziskanerconvent; Tausende füllten das Gotteshaus; rührend war es, zu sehen, wie jene, welche eine Opfergabe in den Kasten legten, dieselbe vorher küßten — der beste Ausdruck des Geistes, in welchem sie opferten. Bei dem ersten Gottesdienste predigte ein Militärkaplan in slovenischer, bei dem zweiten Hauptgottesdienste ein Professor vom Staatsgymnasium zu Graz in deutscher Sprache; sein Vortrag war vorzüglich nach Inhalt und Form, und in lautloser Stille hörte ihn das versammelte Volk an, bis am Schlusse sie alle riefen: Gott vergelt's!

Auf dem freien Platze vor der Kirche hatte sich unterdessen ein wahrer Jahrmarkt gebildet; alles war hier zu kaufen und zu sehen, selbst eine Elektricitätsausstellung en

miniature, welche die Leute aus dem Süden der Drau und von der Save her mit Verwunderung und furchtsamer Neugierde umstanden.

Gegen Abend kehrte ich zurück nach Graz. Ich konnte jedoch von dieser geweihten Stätte nicht Abschied nehmen, ohne noch einmal einen Blick auf den Altar zu werfen und, die Gnadenmutter grüßend und bittend, mit der Kirche zu sprechen: Jesum benedictum fructum ventris tui nobis post hoc exilium ostende, o clemens, o pia, o dulcis Virgo Maria!

II. Wanderungen durch den Thüringer Wald [1].

Allgemeiner Charakter des Landes; die Wartburg. — Im Werrathale; Natur und Religion; Luthererinnerungen. — Die Schmalkaldener Artikel und freie Forschung; in Ruhla. — Auf dem Inselsberge; nach Hause.

I.

Fast dürfte es gewagt, und manchem sogar unbescheiden erscheinen, unsere Leser auf das unter obiger Aufschrift bezeichnete Gebiet zu führen und ihr Interesse für unsere flüchtigen Aufzeichnungen in Anspruch zu nehmen. Was ist in den letzten Jahrzehnten und bis zur Gegenwart herab nicht alles bereist, beschrieben, in Prosa und Versen geschildert und besungen worden? Von der norwegischen Küste bis nach New-Sidney wandern die Zeichner und Correspondenten der ‚Illustrirten Zeitung', der ‚Gartenlaube' und wie alle die Bilderbücher für Erwachsene heißen; der Philister fühlt sich bereits, während er unter kühler Laube seine Tasse Kaffee schlürft, bei den Söhnen der glühenden Tropen im Sudan und Centralafrika wie zu Hause, er betrachtet sich mit aller Muße die geheimnißvollen Denkmäler und Steinkolosse zu Mexiko und Talaska, und an einem stürmischen Winterabend sucht er am warmen Ofen mit Kane im Eise der Polarkreise die nordwestliche Durchfahrt, wobei ein kräftiger Zug aus voller Maaßkanne vom besten ‚Windsheimer' oder ‚Erlanger' ihn in seiner Arbeit gehörig von Zeit zu Zeit stärkt. Was läßt sich darum bei so bewandten Umständen noch Neues

[1] Geschrieben i. J. 1862.

bieten? Zwar haben andere einen Ausweg versucht, indem sie wie Gerstäcker aus der Reisebeschreibung einen Roman machen und in den Roman ihre Reiseeindrücke verweben, oder gar Soldatengeschichten und Kriegserlebnisse schildern, denen sie eben so fern waren als ihre Leser. Und aus dieser Mischung, mit Abenteuern hinlänglich gewürzt, wird ein Trank gebraut, den unser gebildetes Publikum gierig verschluckt. Es ist eben pikant, und mehr braucht es nicht; es wird gelesen und morgen wieder vergessen; aber Buchhändler und Verfasser haben ein Geschäft gemacht, und das wollte man eigentlich nur.

So verlockend das alles sein mag, so wollen wir doch keineswegs zu solchen Reizmitteln greifen, wie sie nur ein verwöhnter Gaumen fordert; und hat auch Goethe es verstanden, in seiner römischen Reise ‚Wahrheit und Dichtung' in ein Ganzes so zu verschmelzen, daß es schwer wird, den unechten Einschlag in dem künstlichen Gewebe zu finden, so halten wir uns gleichwohl an den alten Satz: Du sollst nicht lügen.

Wollten wir dieses Gebot auch umgehen, so ist doch unser Stoff so spröde, daß er schwerlich eine ähnliche Behandlung verträgt. Wir wanderten diesmal nicht mit ihm auf dem classischen Boden, bedeckt mit zahllosen Monumenten, überschüttet mit allen Schätzen der Natur und Kunst. Unser Weg führte uns vielmehr in ein kleines, stilles, armes Land. Von der Werra im Westen, der Saale im Osten begrenzt, südlich an das Fichtelgebirge anstoßend und nach Norden in die fruchtbare sächsische Ebene auslaufend, liegt der Thüringer Wald so recht in der Mitte von Deutschland; und seine Bewohner, die mit ihren klaren, blauen Augen, hellen Haaren, ihrem gestreckten Körperbau und im ganzen gutmüthigen, offenen Wesen sich unverkennbar als ein echt deutscher Stamm beurkunden, lieben es, sich das ‚Herz Deutschlands' zu nennen. Freilich ist dieses Herz sehr zerrissen; denn nicht weniger als

neun Landesherren theilen sich darein. Den bei weitem größten Antheil hat Meiningen-Hildburghausen; aber außerdem sind hier die Vaterländer der Bewohner von Sachsen-Koburg-Gotha, Sachsen-Weimar-Eisenach, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß-Greiz, Reuß-Schleiz, des Kurfürstenthums Hessen, von Preußen u. s. w. Und das alles auf einem Flächenraume von höchstens 40 bis 50 Quadratmeilen!

Durch seine mäßig hohen, aber dicht bewaldeten Berge, wo die herrlichsten Buchenschläge stehen, unterscheidet sich der Thüringerwald sehr zu seinem Vortheile von dem südwestlich gelegenen Rhöngebirge, das, wiewohl durch seine mannigfaltigen und merkwürdigen Formationen äußerst anziehend, infolge seiner meist kahlen, von Wald entblößten Bergrücken, über welche die Windsbraut ohne Widerstand herabstürmt, rauher und unwirthlicher erscheint. Auf der andern Seite hat er das vor dem Spessart voraus, daß seine Berge bis zu einer Höhe von 2000—3000 Fuß sich erheben (der Inselsberg liegt in gleicher Höhe mit dem Kreuzberge bei Bischofsheim, der Ochsenkopf hat 3000 Fuß über dem Meere), während das Waldgebirg des Spessarts in seiner höchsten Erhebung (der Geiersberg hat 1900 Fuß) noch nicht einmal die Höhe von 2000 Fuß erreicht. Seine tiefe Waldeinsamkeit, nur hie und da durch den heisern Schrei des Raubvogels unterbrochen, seine saftgrünen Matten, von hundert hellen Wasseradern durchrieselt, seine dunklen, tiefen, heimlichen Thäler, von klaren, rasch eilenden Bächen durchströmt, sind so recht geeignet, den Geist zur Ruhe einzuladen, Leib und Seele zu erfrischen. Und es ist, als ob in der reinen, elastischen Luft und dem frischen, kräftigen Waldesduft ein Heilmittel läge, das alle Gebrechen eines jahrelangen Stadt- und Stubenlebens hinwegzaubert.

Aber es war noch ein anderes, das mich diesmal gerade nach Thüringen trieb. Es hat ja in diesem Lande nicht nur

ein großes und herrliches Stück deutscher Geschichte gespielt, es ist zugleich die Heimat und Geburtsstätte Luthers und des Protestantismus. Und diesen wollte ich etwas in der Nähe ansehen; denn der Protestantismus ‚in der Diaspora', wie man salbungsoll sich ausdrückt, ist ein ganz anderes Ding. Selbst Hengstenberg hat es ja eingestanden, in katholischen Ländern ist das kirchliche Leben der Protestanten noch viel kräftiger, ihr Glaube positiver, der Kirchenbesuch besser, als da, wo, von katholischen Einflüssen unberührt, der Geist der Verneinung sich ungehemmt entfalten kann. Der Protestantismus vorab in Bayern lebt und zehrt von den katholischen Elementen, die mehr oder weniger im Volke liegen, und denen sich die einzelnen protestantischen Gemeinden ebenso wenig entziehen können, als der physische Organismus den Einwirkungen der ihn umgebenden atmosphärischen Luft.

Während ich, im Schatten einer uralten, mächtigen Eiche liegend, dieses schreibe, darf ich nur das Auge aufheben, und mein Blick fällt auf die Wartburg, die, alle Wipfel überragend, ernst und vielsagend zu mir herabschaut. Hier lebte und webte, ringsum Segen spendend, die große hl. Elisabeth, dieses echte deutsche Weib und Vorbild aller wahren Frauenwürde und edlen Frauenlebens, die, durchdrungen vom reinsten Geiste der katholischen Religion, voll unendlicher Hoheit und liebreich aus dem tiefsten Mittelalter in die Gegenwart hereinblickt. Was hat nicht alles ihre Erscheinung gewirkt! Was hat nicht ihr Beispiel geschaffen! Wie viel Elend wurde in ihrem Namen gelindert, wie viele Thränen wurden getrocknet, wie viele Hospitäler gestiftet, wie viele Vereine gegründet! Wohl schaute auch sie hinüber von den Zinnen der Burg, in der sie wie ein Engel des Friedens lebte, über diese bewaldeten Höhen und wogenden Gipfel; wohl zog auch damals der Abendwind, geheimnißvoll flüsternd, durch die dunklen Zweige, und warf die scheidende Sonne ihr goldenes Licht auf die leise zitternden

Blätter, alles gerade so, wie in diesem Augenblicke — aber welcher Wechsel, welcher Gegensatz zwischen damals und jetzt! Damals war die Wartburg ein Heiligthum, geweiht durch sie wie eine stille Kapelle — jetzt ist sie das Rendez-vous für geschwätzige, schaulustige Gaffer. Damals der Hort der Jungfräulichkeit, jetzt, ich will nicht sagen verehrt, aber doch beguckt als das Asyl des heiratslustigen Mönches, der sie sein Patmos nannte, wo ihm allerdings Visionen wurden; daß diese aber keine apokalyptischen waren und er keineswegs mit jenem himmlischen Weibe (Apokal. 12, 1) Zwiegespräche hielt, sondern mit einem Wesen ganz anderer Art, beurkundet der Tintenklecks an der Wand, dessen die sächsisch-weimar-eisenachische Cultur sich nachgerade zu schämen scheint, da er nicht mehr erneuert wird, und man allmählich und wohl auch absichtlich die letzten Spuren desselben sich verwischen läßt. Aber was auch später über dieses Land gekommen, es hat durch die Heilige eine Weihe erhalten, die nicht mehr weicht, wenn auch in früheren Zeiten der Fanatismus der Häresie jede Erinnerung zu tilgen suchte, und ein gekrönter Enkel die Gebeine seiner Ahnfrau aus dem Sarge werfen ließ.

Wohl hatte die spätere, sogen. classische Periode diesem Mangel an weiblichen Idealen und der Leere, die der Protestantismus geschaffen, abzuhelfen gesucht. Aber da muthet uns die katholische Heilige in ihrer Einfalt und ihrer selbst unbewußten Hoheit doch ganz anders an, als die Goethe'schen ‚Frauenbilder' mit ihrer koketten Geistreichthuerei und ihrer verbuhlten Gottlosigkeit. Selbst wenn Goethe einen hohen Flug nimmt und seine ‚schöne Seele' ihre Bekenntnisse aussprechen läßt, was ist das für ein subjectives, schwächliches, ungesundes Wesen! Freilich ist aber auch zwischen dem Fräulein von Klettenberg, die ihm bei diesem Seelengemälde Modell saß, und der hl. Elisabeth ein Unterschied ebenso groß, wie zwischen einem katholischen Dom und einem pietistischen Bet-

saal. Goethe war oft und lange im Thüringer Walde; noch zeigt man in der Nähe von Ilmenau im dichtesten Waldesschatten das ‚Goethehäuschen', zur nothdürftigen Unterkunft für Jäger anfänglich bestimmt, wo er am 7. September 1783 die bekannten Worte an die Wand schrieb:

Ueber allen Wipfeln ist Ruh';
In allen Gipfeln spürest du
Kaum einen Hauch!
Die Vöglein schweigen im Walde;
Warte nur! Balde
Ruhest du auch!

Hier dichtete er so manches Lied voll tiefstem Naturgefühl. Aber das Verständniß für eine Erscheinung, wie die der hl. Elisabeth, und für das Jahrhundert, das sie geboren, war ihm und seiner ganzen Zeit gänzlich abhanden gekommen.

Unterdes ist, zumal hier in Thüringen, die lutherische Orthodoxie längst zu Grabe getragen, und jenes wilde, fanatische Feuer, das gegen alle katholischen Erinnerungen wüthete, allmählich und gänzlich erloschen; auch die moderne classische Periode, welche die Antike vergötterte und für das Christenthum keinen Sinn hatte, ist abgelaufen, und so hat man denn in neuester Zeit auch auf der Wartburg sich wieder mit Vorliebe der Erinnerung an die hl. Elisabeth zugewendet.

Im sogen. Landgrafenhause enthält die Wand, welche einer im besten Stile construirten Rundbogengalerie gegenübersteht, die von Meister Schwind al fresco gemalten sieben Werke der Barmherzigkeit, und in Medaillonform auf blauem Grunde dazwischen jedesmal eine Scene aus dem Leben der hl. Elisabeth. Es sind deren sechs. Elisabeth wird als vierjährige Braut Ludwigs nach der Wartburg gebracht (1211). — Landgraf Ludwig begegnet Elisabeth, welche Speisen verborgen trägt, um sie den Armen zu bringen; er frägt sie, was sie verdeckt trage; sie antwortet: ‚Rosen'; Ludwig öffnet den

Korb, und das Brod war in Rosen verwandelt. — Elisabeths Abschied von ihrem Gemahl, der mit Friedrich II. nach dem heiligen Lande zieht. — Elisabeth wird nach des Landgrafen Tod von der Wartburg vertrieben durch ihren Schwager Heinrich Raspe. — Elisabeth stirbt als Nonne in Marburg. — Elisabeth wird nach ihrer Beatification feierlich beigesetzt.

Was würde Luther sprechen zu all diesem ‚papistischen Greuel'? Und dies alles an der Stelle, von wo das ‚reine Licht des Evangelii' ausgegangen! Eine Berliner Gesellschaft betrachtete mit mir diese Gemälde. Der Berliner gehört nun allerdings einer besondern Menschenspecies an, die man eigens classificiren muß, um ihn nicht mit uns übrigen gemeinen Menschenkindern zu verwechseln; wenn man aber diese Leute reden hört, so sollte man glauben, die griechischen, indischen und ägyptischen Alterthümer seien ihnen bekannter und geläufiger als die einfachsten Gebräuche und Symbole des katholischen Lebens. Dieses steht vor ihnen, wie ein dunkles, unlösbares Räthsel aus uralter Zeit. ‚Das muß doch wohl ein gottvolles Weib gewesen sein, diese Elisabeth', meinte der eine, der mir am meisten auf Bildung Anspruch zu machen schien; denn er hatte das Augenglas kunstgerecht eingeklemmt, trug untadelhafte Glanzstiefeletten und schrieb hie und da in sein Notizbuch. ‚Alwina, da sieh doch her, da ist die Elisabeth Nonne geworden', sprach ein anderer, ein zärtlicher Gatte, zu seiner Ehehälfte. ‚Ach, wie schade!' gähnte diese langsam zur Antwort. Am meisten durchkreuzte die letzte Scene, ihr heiliger Leib, der unversehrt auf den Schultern von Fürsten und Bischöfen zu Grabe getragen wird, alle bisherigen Vorstellungen unserer Gesellschaft. ‚Das ist doch wohl nur Dichtung,' meinte das Männlein mit dem Augenzwicker, ‚denn der Leib mußte ja schon längst verwest sein; vielleicht sollte hiermit nur angedeutet werden, daß ihr Andenken im Volke fortdauerte, die listigen Pfaffen aber haben es ausgebeutet und zu ihren Zwecken

gebraucht.' Die ganze Gesellschaft horchte voll Erstaunen auf die Worte der Weisheit, die ‚süßer denn Honig und Honigseim' und glatt wie Glanzstiefel von seinen Lippen flossen, welche mit einem sorgfältig gepflegten Zwickelbärtlein geziert waren. Ich lächelte mitleidig und ungläubig, wurde aber mit einem Blicke stiller Verachtung bestraft.

Als wir in die Kapelle traten, welche vollständig und sehr gut restaurirt ist, drängte sich unser Mentor immer in die Nähe des Führers; ich merkte ihm an, er hatte etwas Besonderes im Auge, eine Frage saß ihm auf den Lippen. Nachdem die herkömmliche Erklärung gegeben war, tönte unter dem gewichsten Schnurrbärtlein die geheimnißvolle Frage hervor: ‚Aber sagen Sie, mein Lieber, wo ist denn die Beichtkammer? Die Beichtkammer haben wir ja noch nicht gesehen. Die Kapelle stammt aus alter Zeit, eine Beichtkammer muß da sein.' Der Führer verneinte es, betheuerte und schwor hoch und theuer, er wisse nichts von einer Beichtkammer. Umsonst. Der Berliner bestand darauf, eine Beichtkammer müsse da sein, das wisse er besser. — Was sich wohl das Männlein unter einer Beichtkammer gedacht haben mag? vielleicht so eine Art Folterkammer, wie man sie im Rathhause zu Regensburg zeigt; hatten ja doch die Altlutherischen sich nicht entblödet, die Beicht eine ‚carnificina' zu nennen.

Die hl. Elisabeth, die heiliggesprochene Nonne mit ihren Werken der Barmherzigkeit an anderen und der Abtödtung und Selbstverläugnung an sich selbst — und Luther mit seiner ‚sola fides', mit seiner Behauptung der Schädlichkeit guter Werke, daß der Teufel nur rathen kann, gute Werke zu thun; mit seinem Satz von der Unmöglichkeit eines jungfräulichen Lebens, welchen mir ein Bube von kaum zwanzig Jahren auf dem Wege nach dem ‚Dreiherrnstein' wiederholt hat, und dessen Nutzanwendung denn auch hier im Lande in schauderhafter, üppiger Blüte steht; Elisabeth, die aus fürstlicher Ehe

ins Kloster, Luther, der aus dem Kloster in die Ehe trat — welche Gegensätze knüpfen sich nicht an diese zwei Namen! Und nur durch ein paar Schritte sind sie hier auf der Wartburg geschieden. Denn gleich über dem innern Hofe, in der Vorburg, dem frühern Wohnorte der Dienstmannen, liegt die Lutherzelle, ein wohnliches, schönes Zimmer mit herrlichster Aussicht. Hier befinden sich, wie mein Reisehandbuch bemerkt, ‚einige Reliquien' von Luther; seine Bettstelle, der schwere eichene Tisch seiner Eltern, seine Waschschüssel, Trinkkanne, das Grubenlicht seines Vaters u. s. w. Den berühmten Tintenklecks, diesen unwiderleglichen Beweis von Luthers krankhaft subjectiver Richtung, suchen wir, wie schon oben erwähnt wurde, vergebens. Beim Betreten dieses Ortes dachte ich an die Feuerbrände, die von hier aus durch Luthers verschiedene Flugschriften in das deutsche Land und Volk geworfen wurden; an seine Bibelübersetzung, welcher siebzehn katholische vorausgegangen waren, und deren Fehler namhafte Exegeten, wie de Wette, und alle neueren Theologen beklagen; ich dachte auch unwillkürlich an eine andere Zelle, weit von der Wartburg entlegen, die ich vor einigen Jahren wieder betreten hatte, in der ein Mann fast gleichzeitig wohnte und starb von wenigstens gleicher, wenn nicht höherer Energie, von gleich welthistorischer Bedeutung, aber von unendlich reinerem Streben — die Zelle des hl. Ignatius im Profeßhause der Jesuiten zu Rom. Auch sie wird von vielen Fremden besucht, wie die Lutherzelle auf der Wartburg, auch an sie knüpfen sich unauslöschliche Erinnerungen; auch von hier ging ein Feuer aus über die Erde. Aber welcher Unterschied! Des hl. Ignatius Zelle ist in eine Kapelle umgewandelt, in der nicht gesprochen, aber viel gebetet wird; Luthers Zelle ist wie eine Schaubude, wo man neugierig sich umsieht, schwätzt, lacht, alles betastet und schließlich sein Trinkgeld bezahlt. Ignatius kam als Ritter und ward Mönch; der Mönch Luther

zog die Rüstung des Ritters an, als er auf die Wartburg gebracht wurde, und warf das Ordenskleid von sich. Ignatius erklärt, er wolle selbst in der Ungewißheit seines ewigen Heiles einige Jahre noch leben, wenn er dadurch Seelen gewinnen könne; Luther erklärt, er werde die Pestkranken nur besuchen, ‚wenn ihn das Loos träfe'![1] Beide Reformatoren, aber verschieden der Ausgangspunkt, verschieden ihr Ziel, verschieden die Mittel. Der Zweck des erstern, insofern er einen positiven, eigenthümlichen Charakter trug, ist längst dahin; die Kirche, für welche letzterer kämpfte, steht in der Gegenwart größer da als je. Beide hatten überirdische Erscheinungen, mag es Sage oder Geschichte sein; dem erstern erscheint der Teufel und disputirt mit ihm, dem zweiten Christus, und erklärt, er werde ihm gnädig sich erweisen. Der erstere in seiner äußern Erscheinung wohlgenährt, ‚ein feister Doctor', denn er that sich gütlich in Speise und Trank und ‚suchte sein Polster in der Kanne'[2]; der zweite erscheint abgetödtet, sein Leben eine Kette

---

[1] Tischreden, Frankfurt 1574 f. 195 b. Vgl. de Wette, V. S. 227: ‚Ich wollte, wenn es sein könnte, daß diese Privatcommunion mit den Kranken in Häusern allerdings abgethan würde, denn die Leute in Häusern einen jeden einzelich zu berichten, sonderlich zur Zeit der Pestilenz, würde ein sehr schwer und schier unmüglich Werk und Arbeit geben.' Als Grund gibt er an (227): ‚So bringts die Einsetzung Christi nicht mit, daß einzelne Personen sollen bericht werden; denn so lauten die Wort: Nehmet hin, esset, thuts zu meinem Gedächtniß; redet nicht von einzelnen Personen, sondern von vielen.' — Wie hochherzig und eines wahren Priesters Christi würdig spricht er dagegen noch kurz vor seinem Abfalle (de Wette, I. S. 42): ‚Du räthst mir zur Flucht. Wohin soll ich fliehen? Ich hoffe, die Welt wird nicht einstürzen, wenn der Bruder Martin stirbt. . . . Ich bin hierher gesetzt, der Gehorsam erlaubt mir nicht, zu fliehen. . . . Ich hoffe, Gott wird mich von der Furcht befreien.'

[2] Vgl. Plitt-Petersen, Martin Luther, S. 569; de Wette, III. S. 442; IV. S. 188. 553; Burckhardt, S. 357. Luther.

von Arbeit und Entsagung. Beim Eintritt in die Zelle des einen ist nur die Neugierde und Geschwätzigkeit thätig; die Mütze auf dem Kopfe, sagte der Führer seine tausendmal wiederholte Lection her, und antwortete lachend auf die Bemerkung, die unser obbemeldeter Berliner machte, ‚der Brustharnisch und die Beinschienen der Rüstung Luthers (welche hier aufbewahrt werden) seien ja viel zu enge gewesen für den dicken Herrn‘: ‚Ja, meine Herren, ehe Luther auf die Wartburg kam, vom Kloster her, war er sehr dürre, aber hier hat er sich herausgefüttert.‘ — Bei dem Eintritt in die Zelle des andern entblößte der führende Bruder ehrwürdig sein Haupt und kniete nieder — da herrscht nur Stillschweigen und Gebet. Ueber den Geschmack läßt sich zwar nicht streiten, sagt ein altes Axiom; für wen aber ein Plato, ein Pythagoras und alle großen Männer aller Zeiten sich aussprechen würden, das kann keinen Augenblick in Frage stehen, wie jedes unbefangene Gemüth nicht im mindesten darüber in Zweifel sein kann, welches die wahren Jünger Jesu sind nach Luc. 10, 4—7, Matth. 10, 5—11 ff., ob der ‚Landesbischof‘ oder ‚Kirchenrath‘, die mit ihren nach der neuesten Mode gekleideten, in eleganter Toilette erscheinenden, mit Crinoline und Schleppkleid, Beduinenmantel nebst Federbarett wohl ausstaffirten Gattinnen und Töchtern in Bekleidung eines aufmerksamen Courmachers die Promenade besuchen, — oder der Kapuzinerbruder und Barfüßer im rauhen Habit. Vgl. Hebr. 11, 37.

Bei Hildburghausen, dem öden, todten, ehemaligen Residenzstädtchen einer herzoglichen Linie, wo die Dorfzeitung täglich den Absud des schalsten Rationalismus zu Markte bringt und die lutherische Toleranz katholische Seelsorger austreibt und zur Stunde ihnen keinen festen Wohnsitz daselbst

---

Opp. Lat. Witeb. VI. 401; Tischreden, Eisleben 1566 f. 123[b]. 87[a]. 33[a]. Mathesius f. 151.

gestattet, trotzdem daß die Zahl der katholischen Unterthanen nicht gering ist und ihnen von Gott und Rechts wegen ein solcher zusteht, sagte ich den Gleichbergen, den letzten Grenzwächtern Frankens, Lebewohl und bog in das Werrathal ein[1]. Von hier begann ich meine Streifzüge durch das Land, wo zwar keine Citronen blüh'n, aber viel ‚Nordhäuser' vertilgt wird, wo aber auch keines Briganten Dolch aus dunklem Laube entgegenblitzt, sondern nur die weithin leuchtende kriegerische Pickelhaube mit zumeist sehr unmartialischen, milchbärtigen Gesichtern, die darunter hervorschauen. Einige wenige Stunden wanderte ich noch weiter, und ich befand mich mitten in der Heimat der Butterbrödchen, wo es viel Intelligenz gibt und Dünnbier. Vor letzterem nun, dem Dünnbier nämlich, hatte ich den ganzen Abscheu eines Gerechten; nur ein einziges Mal wagte ich, davon zu kosten, aber alsbald überkam mich ein heilsamer Schrecken ob solchen Gebräues, und ich nahm mir stracklich vor, meine Lippen fürder nimmermehr mit solchem verrätherischen Naß zu beflecken. Da gedachte ich auch im Gefühle der innigsten Dankbarkeit und in tiefster Rührung so recht aus Herzensgrund zum erstenmal der welthistorischen

[1] Ein katholischer Geistlicher, der längere Zeit in Thüringen in der Seelsorge thätig war, schrieb mir jüngst: ‚Höchst erfreulich ist es, constatiren zu können, daß in den letzten Jahrzehnten in dem schönen Thüringerlande hauptsächlich den Bestrebungen des Bonifatiusvereins es gelungen ist, mitten in der Erstarrung eines in sich alles christlichen Geistes bar gewordenen, nach außen an gräßlichen Vorurtheilen überreichen Protestantismus mehrere Oasen zu schaffen, wo wieder ein „ewiges Licht" vor dem heiligen Sacramente brennen und von da aus katholisches Leben sich verbreiten darf. Dank der rühmenswerthen Toleranz des Herzogs Georg II. gelang es, in Meiningen ein schönes Kirchlein im romanischen Stile zu erbauen, zu dessen Ausschmückung neben dem sächsischen Königshause und dem Cardinal Hohenlohe die herzogliche Familie wesentlich beigetragen hat. Gotha, Hildburghausen, Arnstadt, Rudolstadt, Koburg haben wieder katholische Gotteshäuser; in Eisenach ist eine schöne Kirche im Baue begriffen.'

Mission Bayerns, von wo die Kunst der Herstellung eines unverfälschten, echten und herzstärkenden Bieres in die Welt ausgehen soll. Und als ich bis weit nach Sachsen und Preußen hinein an den Wirthshäusern angeschrieben las: ‚Bayerisches Bier‘, da heimelte mich das unaussprechlich an, und ich kam nach und nach zu der Ueberzeugung, daß doch eigentlich die Bierbrauer die richtigen ‚Pioniere der Cultur‘ sein dürften. Ein Bürgersmann, mit dem ich eine Strecke weit zusammenging, erzählte mir im Verlauf der Rede, daß er auch einmal bis hinein nach Bayern gekommen sei; da habe er ein Bier getrunken, ein ‚schönes‘ Bier, ein ‚gottvolles‘ Bier und das in einem kleinen Dörfchen. ‚Ach Herr Je,‘ hatte er dem Wirth gesagt, ‚warum brauen Sie denn so gutes Bier? so trinkt man es ja in Leipzig nicht!‘ Der Wirth aber habe geantwortet: ‚Wenn ich es schlechter mache, mögen es meine Bauern nicht.‘ Er blickte, wie ich dies überall auf meinen Wanderungen beobachten konnte, mit Sehnsucht nach Bayern hin, wie einst Israel nach den Fleischtöpfen Aegyptens. ‚Wenig Steuern, schönes Bier und wohlfeil, kostet noch nicht einmal einen Silbergroschen, und großes Gemäß!‘ Und ein Prediger aus der Nähe von Gotha erzählte mir, einer seiner Amtsbrüder, vor einem Jahrzehnt ausgewandert, habe nun eine sehr gute Stelle; aber er wolle doch nicht bleiben, sondern immer wieder nach Bayern zurück, man lebe doch nirgends wie in Bayern.

Wie gesagt, beim Anblicke eines jeden Schildes mit derartiger Aufschrift hob sich in edlem Stolze meine Brust, und der Hochgedanke pulsirte in meinem Herzen: Auch ich bin in Arkadien geboren! Doch muß ich zu meiner Beschämung gestehen, daß mir hie und da etwas Menschliches widerfuhr und ich der Versuchung nicht immer mannhaft widerstand, wenn sie besonders nach einem mühseligen Marsch in heißer Sonne in der Gestalt eines echten Nordhäuser Doppelkümmels

mir entgegentrat oder gar eines Gläsleins ‚Aromatique‘ (vom Volke Armedick genannt), wie ihn die Herrnhuter zu Neudietendorf bei Erfurt bereiten. Das Sprichwort sagt: Die Versuchung macht den Menschen nicht schwach, sie findet ihn nur schwach; und so ist es denn auch mir ergangen.

II.

Man hat schon oft gesagt, Cultur und Menschenhand verschönern die Natur; aber das gilt ebenso sehr und vielleicht in noch höherem Grade von der Religion. Es ist etwas Trostloses, unendlich Trauriges, von Morgen bis Abend durch Wald und Gebirg, über Wiesen und Fluren, durch Stadt und Land, Dörfer und Einzelhöfe wandern zu müssen, ohne auch nur irgend ein Zeichen oder Symbol des religiösen Lebens zu erblicken, ohne auch nur auf eine Andeutung zu stoßen, ob und was für eine Religion denn die Leute da herum haben. So war es nicht einmal im Heidenthum. Da ist kein Glöckchen, das am Morgen und Abend durch die Thäler klingt und traulich zur Ruhe einladet und jedesmal Herz und Sinn nach oben hebt, kein Kreuz, kein Bild am Wege — da ist alles wie todt und ausgestorben, trotz der ruhelosen Geschäftigkeit namentlich in den Fabrikdistrikten bei Suhl und Schmalkalden, kein Funken höhern Lebens, das sich sichtbar regt. Und gerade diese armen Bergleute in ihrem schweren, gefahrvollen und undankbaren Berufe, der sie kaum vor dem Hungertode schützt, diese hart arbeitenden und vielfach darbenden Bauern, deren Felder, auf hohen Berghalden gelegen, nur bei sorgsamer Bebauung einen kärglichen Ertrag geben, diese Arbeiter in den vielen Fabriken und Eisenhämmern mit ihren bleichen, ungesunden Gesichtern, denen so oft der Hunger aus den hohlen Augen spricht, denen gerade in diesem Jahre die Hauptnahrung, Kartoffeln, wieder fehlgeschlagen — gerade sie be-

dürften so sehr religiöser Erhebung und geistlichen Trostes. Sie haben ihre Pastoren, kann man uns entgegnen. Dies ist ganz wahr; und sonntäglich halten diese ihnen auch eine Predigt. Aber nicht alle können die Predigt besuchen, nicht alle verstehen sie, und außerdem ist die Woche voll Mühe und Arbeit so lange! Auch ist der Pastor ein Mann, der sich gewöhnlich zu den Honoratioren hält und Geld braucht für Weib und Kind und Geschenke, und darum, wie mir ein Fabrikant von Puppen aus Friedrichsroda erzählte, keinen Gang umsonst thut und nur für zwanzig Silbergroschen den Kranken das Abendmahl bringt. Mußte doch Harms[1] in seiner ‚Pastoral‘ seine Amtsbrüder mahnen, nicht immer Weib und Kind zu den Kindstaufen mitzunehmen, die essen und trinken und schließlich noch einpacken. Das sind die rechten Tröster der Armen! Erblickt man Kirchen, so sind sie zumeist alt, schlecht und zuweilen nur Holzbauten; man sieht, es ist keine Liebe, kein Sinn für das Heiligthum da; während das ärmste katholische Klösterchen eine schöne, mit Liebe gepflegte Kapelle besitzt, bieten die zu den reichen protestantischen Damenstiften gehörigen Kirchen ein Bild der Armuth und des Schmutzes. Aus diesem Grunde erklärt es sich auch, warum man gerade im protestantischen Deutschland noch die am besten erhaltenen kirchlichen Bauten aus der romanischen und gotischen Zeit findet; die Katholiken haben immer restaurirt, immer zu erneuern und zu verschönern gesucht, darum natürlich nach dem herrschenden Geschmack das Ursprüngliche oft umgeformt. Was die anfängliche fanatische Wuth nicht zerstört hat, das ist in den protestantischen Ländern geblieben, wie es war. Da ergreift

[1] ‚Und nehmen Sie nicht zu viele von den Ihrigen mit, wenn Sie und die Frau Pastorin und die Mamsell und die Kinder geladen sind; man sagt's wohl so, meint es aber nicht immer so, liebt den ganzen Wagen voll nicht.‘ Harms, Pastoral, II. Band. Seite 185.

uns denn freilich eine wehmüthige Stimmung, wenn wir durch diese uralten, einst katholischen Münster schreiten. Es ist, wie mir einmal ein Freund sagte, als verlangten diese Räume nach dem Heiligthume, das sie früher umschlossen, und als flüsterten sie uns ins Ohr, doch ein Vaterunser zu beten, daß sie wieder katholisch werden. Die Sacramentshäuschen sehen aus wie ein kostbarer Ring, aus welchem der Edelstein ausgebrochen und geraubt ist. Die bestaubten Altäre verhehlen ihre Sehnsucht nicht nach dem Opferlamme, das früher auf ihnen lag, und sehen so traurig darein, wie die Braut, die den Bräutigam verloren hat. Und wir hören die armen Seelen weinen, deren Leiber in entweihter Erde liegen, weil hier kein Mensch an sie denkt, keiner für sie betet und kein heiliges Opfer dargebracht wird.

Uebrigens wäre der weit im Irrthume, welcher sich dem guten Glauben hingeben wollte, als sei bei diesem allgemeinen Indifferentismus und der alle Schichten der Bevölkerung durchdringenden Glaubenslosigkeit folgerecht nun auch Toleranz für jede religiöse Ansicht zu finden. Bei dem niedern Volke habe ich dies allerdings gefunden, keineswegs aber bei den sogen. Gebildeten, den Schreibern, Oekonomen, Beamten und Pastoren. Die katholische Kirche ist und bleibt bei diesen verfehmt. Einer aus dieser Kategorie, mit welchem ich abends im Gasthause zusammentraf, beklagte sich bitter über die westfälischen Katholiken, deren Intoleranz geradezu unerträglich sei. Ich fragte ihn, was denn für besondere Erfahrungen hierin er mir mittheilen könne. ‚Hören Sie,‘ antwortete er, während bei der bloßen Erinnerung schon der lutherische Zelotismus wieder anfing, sich zu regen, ‚einem meiner besten Freunde, einem strenggläubigen Manne und ausgezeichneten Prediger, haben die Bauern die Fenster eingeworfen.‘ — ‚Aber was war denn da vorausgegangen?‘ fragte ich ganz ruhig; ‚es mußte doch ein Anlaß irgendwie dazu gegeben sein.‘ — ‚Nun

hören Sie,‘ fuhr mein Zimmergast fort, ‚es war eben Frohnleichnamstag; die Katholiken hielten ihre Procession, als mein Freund geraden Weges daher kam. Er hielt es für ein Verbrechen, gegen seine Ueberzeugung zu handeln; die Anbetung der Hostie betrachtet er als eine Abgötterei und ließ darum seinen Hut sitzen.‘ — ‚Allein,‘ bemerkte ich in gleich ruhigem Tone weiter, ‚wenn das so ist, so hätte er lieber, als er von ferne die Procession ansichtig wurde, umkehren und einen andern Weg einschlagen sollen.‘ — ‚Das wollte er nicht, das dünkte ihm Feigheit.‘ — ‚Nun, dann will ich Ihnen sagen, daß erstens die Entblößung des Hauptes durchaus kein Act der Anbetung ist, ebenso wenig, als wenn wir uns beide morgen beim Weggehen grüßen; daß zweitens es Pflicht der echten Humanität ist, und kein wahrhaft gebildeter Mann dies versäumen wird, einer religiösen Feier, welchem Bekenntnisse immer sie angehören mag, und vor allem einer in Deutschland anerkannten Confession, eben als Ausdruck des religiösen Gefühles, anständig zu begegnen; daß drittens unsere Zeit nicht krank ist an zu viel Religion, sondern wegen mangelnden religiösen Lebens siecht, und Sie und Ihr Freund als gläubige Lutheraner doch immer lieber den Glauben an das heilige Abendmahl nach katholischer Anschauung müssen sehen können, als den nackten Unglauben à la Strauß und Vogt, denen nicht bloß das heilige Sacrament, sondern Christus und Gott selbst längst „Unsinn“ geworden ist. Gerade in katholischen Gegenden, von denen ich herkomme, entblößt jedermann sein Haupt, wenn der protestantische Prediger im Amtskleid mit dem Kreuze daherkommt; nur in der Judenschule dürfen Sie Ihren Hut sitzen lassen. Daß demnach ein solches Benehmen Ihres Freundes die Bauern erbitterte, werden Sie diesen nicht übel nehmen. Aber ich frage Sie, wo ist eigentlich die Intoleranz, bei den Bauern oder bei Ihrem Freunde, der als gebildeter Mann das alles wissen mußte?‘

Der Fremde, ein Professor aus S., schwieg, und als wäre nichts vorgefallen, brachte ich das Gespräch auf einen andern Gegenstand, um ihm die Beschämung zu ersparen.

Oft faßte mich ein tiefes Mitleid und unendliche Trauer erfüllte mein Herz, wenn ich daran dachte, um was alles die Reformation dieses arme, aber trotz Rationalismus und Unglaube doch gutmüthige Volk gebracht hat, in welchem bei allem dem immer noch ein unverwüstlicher Kern verborgen liegt. Nur an der Grenze von Franken sah ich in der Familienstube noch religiöse Bilder, z. B. das Herz Jesu, die Kreuzigung u. s. w. Hier weht eben noch katholische Luft. Gehen wir weiter ins Land hinein, so finden wir in der Wohnung des armen Bergmannes ebenso wenig als bei dem reichen Gutsbesitzer ein religiöses Bild. Da nun aber einmal der Mensch ohne bildliche Darstellungen kaum leben kann, auch die Wände der Stuben gar zu leer und nackt sein würden, so nehmen Bilder anderer Art die Stelle der religiösen ein. Bei einfachen Bauersleuten fand ich häufig im Eck des Zimmers das lithographirte Porträt des Landesfürsten hängen in steifer Uniform mit dicken Epauletten — an demselben Orte, wo bei Katholiken das Crucifix hängt, zu dem man sich beim Morgen-, Abend- und Tischgebete wendet. Mit dem Crucifix ist aber auch letzteres verschwunden, wofür Christus uns das Beispiel gegeben Matth. 26, 30; die gewöhnlichen Bürgersleute wenigstens setzen sich zum Essen um den Tisch herum nicht anders, als wie die Schweine um ihren Trog. Bei den Wirthsleuten und etwas wohlhabenden Bürgern fand ich dagegen zweideutige und unzüchtige Gemälde, selbst bei ganz rechtlichen Familien. Dabei gehen Frau und Töchter ab und zu, als ob dies alles sich von selbst verstehe; das sind eben die reifen Früchte einer Lehre, welche die Jungfräulichkeit verdammt und verspottet. Es ist etwas Entsetzliches, wenn man bedenkt, daß Menschen in solcher Umgebung leben und

sterben! Ist das das Licht, welches, wie mein Reisehandbuch sagt, ‚von der Wartburg aus über Thüringen und Deutschland ausstrahlte und allen Pfaffentrug zu Schanden machte'? [1]

Als ich nach einem heißen Marsche von neun Stunden von Eisenach her am späten Abend in dem zum Großherzogthum Weimar gehörigen, aber katholischen Städtchen Geisa in das Gasthaus trat, fiel mein Blick zuerst auf die Bilder an der Wand. In dem Herrenstüblein (die Gesellschaft, wurde mir gesagt, besteht aus 35 Mann, vom Landrath abwärts bis zum Oberschreiber) hingen unschuldige Jagdstücke an der Wand, in den übrigen und namentlich in den Schlafzimmern schöne Kupferstiche in goldenen Rahmen, die allerseligste Jungfrau, den hl. Joseph, das Abendmahl u. s. w. vorstellend. Da fühlte ich auch alsbald mich wie zu Hause, es war katholische Luft, die ich athmete, katholische Herzlichkeit, nicht geschminkte und geschniegelte Höflichkeit, was mir entgegenkam. Schon mehrere Stunden vorher trug die Gegend einen andern Charakter; weithin sichtbar das Land weihend und verschönernd, erhebt sich bei Buttlar auf dem Michaelsberg eine Kapelle, in welcher an bestimmten Tagen Gottesdienst gehalten wird; am Kreuzwege, wo die Heerstraße nach Bayern von jener nach Frankfurt sich abzweigt, steht ein schön gearbeitetes, gut erhaltenes Crucifix, von Bäumen umschattet.

Ein Bäuerlein, das langsamen Schrittes hinter seinem Ochsenwagen herging, war für einige Zeit mein Begleiter. Er erzählte mir den Anlaß zur Stiftung der Kapelle. Eine pest-

[1] So klagt schon der anfangs der Reformation huldigende Wizel, † 1574 (Döllinger I. S. 101): ‚Wo man in ihre Häuser kommt sieht man kein Bildniß, das jemand zur Gottseligkeit bewegen möchte. . . . Mit solchem Unflathe schmücken sie jetzt ihre Wohnungen, und verdammen dieweil diejenigen, so die Kirche mit der alten, wahren Heiligen Bildniß zieren.'

artige Seuche hatte einen großen Theil der Bewohner des Dorfes hinweggerafft; da verlobte sich die Gemeinde dem hl. Michael und flehte ihn um seine Fürbitte an; und die Seuche hörte bald gänzlich auf. ‚Sie werden uns vielleicht nicht glauben, lieber Herr,‘ bemerkte der Mann, der mich für einen Protestanten hielt und manchen Spott wohl schon mochte erfahren haben, ‚aber es geschieht gar manches in der Welt, was einem unglaublich vorkommt, und doch ist es wahr.‘ Der Mann ahnte nicht, daß er in diesen Worten eine seitdem oft wiederholte Sentenz ausgesprochen hatte, die Shakespeare seinem Hamlet in den Mund legt. Ich freute mich heimlich über die zarte Art und Weise, in welcher dieser einfache Bauersmann seinen Glauben und die Sitte seiner Voreltern zu rechtfertigen suchte vor einem, in dem er wahrscheinlich beim ersten Anblick einen ungläubigen Städter gesehen hatte. Ich ging näher darauf ein, bestätigte dies alles, und mein Begleiter ward nun immer redseliger. Ich fragte ihn über das Verhältniß zwischen Katholiken und Protestanten, und ich hätte meinen Professor aus S. hierher gewünscht, um von einem katholischen Bauern Toleranz zu lernen. Wiewohl im Laufe des Gesprächs ich ihm gesagt hatte, daß ich katholisch sei, und er sich deswegen offen und ohne Rückhalt aussprechen konnte, redete er doch mit der größten Anerkennung von seinen protestantischen Nachbarn, ohne jedoch jene Phrase auszusprechen, welche mir so oft protestantische Bauern wiederholten: ‚Es wird eben alles eins sein.‘ Schließlich lud er mich ein, in dem Dorfe zu übernachten; er wolle es dem Schulmeister sagen, daß ich hier sei; der habe gar seine Freude, mit Studirten sich zu unterhalten, da würde mir der Abend nicht zu lange. Aber die Sonne war bereits hinter den Bergen bei Fürfeld untergegangen; ich drückte dem braven Manne freundlich die Hand und eilte weiter, indem ich mich einige Minuten danach unter die schützenden Flügel der bewaffneten Macht in der Person eines sachsen-weimar-

eisenachischen Gendarmen begab, der gleichen Weges ging und einer guten Dosis weimarischer Aufklärung sich rühmen konnte, dabei sich aber ganz gemüthlich mit mir über seinen Wachtmeister und Dünnbier, Vagabunden und Winterholz unterhielt. Das Dünnbier, meinte er, sei gar so übel nicht; man müsse sich nur erst daran gewöhnen, es komme alles in der Welt auf Gewohnheit an. Und dazu stimmte ich mit Herz und Mund bei. Nur erinnerte ich an ein anderes Sprichwort, daß nämlich aller Anfang schwer sei, und wagte die bescheidene Bemerkung, dies gelte besonders vom Dünnbier.

Es liegt in unserm deutschen Volke ein tiefes Naturgefühl, das den Städter aufs Land, den Landbewohner auf die Höhen seiner Berge treibt. Ja, man kann sagen, deutsches Wesen und deutsche Art tragen ganz besonders den Charakter des Landes; eine gewisse Romantik, ein eigenthümliches Gefühls- und Phantasieleben, ein Vorherrschen der Individualität wird das Kennzeichen unseres Volkes bleiben, solange seine Berge ihre dunklen Wälder tragen und in stillen Thälern und auf grünen Auen die Jugend ihre Lieder singt. Hier in Thüringen steigen die Landleute an den Sonntagen herauf aus ihren tief unten gelegenen engen Thälern zu den Gipfeln der Berge, um ein paar Stunden ihr Auge zu laben im Anblicke der Landschaft, die wie eine Karte ausgebreitet zu ihren Füßen liegt, die dichtbewaldeten Wellenlinien des Gebirges zu verfolgen, bis sie sich am äußersten Horizont verlieren. Das unterbricht die öde Monotonie ihres Alltagslebens und ist ein Stück Poesie mitten in der Prosa ihrer schweren und sauren Werktage. Die katholische Kirche hat von jeher in gewohnter Weisheit diesen instinctiven Trieb des Volkes erkannt; sie hat ihn geheiligt, sie hat ihn verwendet, eben dadurch das arme Volk zu trösten, und seinen Sinn zum Höchsten und Besten hinzurichten. Darum hat sie Kreuze, Bilder und Kapellen auf die Gipfel der Berge gestellt, häufig den Weg mit Stationen,

dieser echten heiligen Schrift in Bildern, umsäumt und läßt die Gläubigen an den Sonntag-Nachmittagen da hinaufziehen. Sie heiligt den Wandertrieb, der uns oft mit so geheimnißvoller Macht hinausführt in die Welt, und hat ihn zur Wallfahrt umgestaltet, die Seele und Leib erhebt und auf lange hin erfrischt. Hierzulande finden sich nur noch dürftige Ruinen von Bergkapellen, und nur in sehr dunkler Erinnerung lebt das Andenken an dieselben im Volke. Die furia Lutherana hat sie zerstört, und die Staatsraison hat auch bei uns oft es versucht, das Wallfahren zu verbieten. Statt dessen wandern nun die Leute nach den Schenken, die an den schönsten Punkten des Waldes stehen, und zu noch Schlimmerem und kaufen sich für theures Geld ein kurzes, oft bitter zu bereuendes Vergnügen; gebetet wird nicht mehr, aber desto mehr geflucht und gesündigt. Da geht denn alles im Irdischen unter, und bei diesem allgemeinen Streben nach Genuß wächst von Tag zu Tag die Unzufriedenheit im Volke, wird der Neid des Armen aufgestachelt gegen den Reichen, der die Güter dieses Lebens in vollem Maße genießt, indeß er darben muß.

Doch fast hätte ich den Thüringern unrecht gethan, indem ich ihrem Lande so alle religiöse Weihe und jede Erinnerung an das Höhere im öffentlichen Leben abspreche. Da haben wir ja die vielen Erinnerungen an Luther, die, weil der Uebergangszeit aus dem Mittelalter angehörend, nicht ohne einen romantischen Anflug sind, und mit kluger Berechnung sorgfältig festgehalten und immer wieder von neuem aufgefrischt werden. Da finden wir denn bei Tambach den Lutherbrunnen, dessen Wasser den theuren Mann Gottes wieder gesund gemacht haben soll, als er, von dem Theologenconvent zu Schmalkalden heimreisend, an Steinschmerzen schwer erkrankte, weshalb er diesen Ort sein ‚Phanuel‘ nannte, wo ihm der Herr erschienen sei. Da finden wir nicht weit von Altenstein die Luthersbuche; diese selbst hat nun zwar ein Sturm

im Jahre 1849 niedergeworfen, aber auf ihrem Platze ließ der Herzog von Sachsen-Meiningen eine Steinsäule aufstellen. Unter dieser Buche nämlich, wird erzählt, rastete Luther, als er auf dem Rückwege vom Reichstage zu Worms (1521) nach Wittenberg reiste, wo er von Vermummten ergriffen und heimlich als ‚Ritter Jörg' auf die Wartburg gebracht wurde. Ich habe mir die Inschriften, welche die genannte Säule trägt, abgeschrieben; hier sind sie. Auf der Vorderseite: ‚Hier wurde Dr. Martin Luther am 4. Mai 1521 auf Befehl Friedrichs des Weisen, Kurfürsten von Sachsen, aufgehoben und nach Schloß Wartburg geführt. Er wird trinken vom Bache am Wege, darum wird er das Haupt erheben. Ps. 110, V. 7.' Auf der Rückseite: ‚Errichtet von Bernhard Erich Freund, Herzog von Sachsen-Meiningen, im Jahre 1857.' Auf den beiden Nebenseiten: ‚Wer in Gerechtigkeit wandelt und redet, was recht ist, der wird in der Höhe wohnen, und Felsen werden seine Veste und Schutz sein. Jes. 33, V. 15. Herr mein Fels, meine Burg, mein Erretter, mein Gott, mein Hort, auf den ich traue. Ps. 18, V. 3.' Da ist außer der bereits erwähnten Wartburg endlich Möhra mit Luthers Stammhaus.

Die Mittagssonne brannte heiß und kein Baum bot Schatten vor der Glut, als ich ziemlich müde die Anhöhe hinaufstieg, auf welcher das Dorf liegt. Es ist eine arme, traurige Gegend, ringsum harter, trockener, wie es scheint, undankbarer Boden; in weiterer Entfernung ziehen sich dunkle, halbverkümmerte, melancholische Föhrenwaldungen über die Berge hin. Alles war still, die Bewohner sämmtlich zur Ohmeternte auf dem Felde, kein Laut ringsum, selbst die Vögel schwiegen und ruhten bei der Schwüle, die auf dem freien Platze vor der Kirche glühte. Ich setzte mich auf die Bank nieder, die vor dem Denkmal steht, welches vor der Kirche und neben Luthers Stammhaus in neuerer Zeit ist errichtet worden. Der Wind

zog leise durch die Wipfel der Linden, die rings um das Standbild gepflanzt sind, und die Sonnenstrahlen spielten um den alten Kirchthurm. Nur ein paar Sperlinge hüpften mit gewöhnter Keckheit ganz nahe um mich herum, und endlich schlich auch ein Kätzchen herbei, betrachtete den Fremdling mit neugierigen Augen und miaute einigemal. Ich lockte und streichelte es ein wenig, so daß es sich bald ganz vertraulich zu meinen Füßen niederlegte. So saß ich denn ganz allein lange Zeit, und hatte Muße, über manches nachzudenken. Hier wird es einem gut begreiflich, wie ungemein staunenerregend dieser Kampf des armen Bergmannssohnes, des sächsischen Bauern aus der niedrigen Hütte eines unbekannten Dörfchens mit Papst und Kaiser, mit Rom in seinem ganzen Glanze und seiner damaligen Macht erscheinen muß — aber nur für den, der die Geschichte nicht näher kennt [1].

Luthers Stammhaus ist eine kleine, arme Hütte, wie eben die Wohnungen armer Leute im Gebirge sind. Es wird jetzt noch bewohnt; ich wollte das Innere etwas ansehen, setzte darum mit einem salto mortale über die Düngergrube, wobei ich ein paar Sensen, die neben dem Eingange hingen, herabwarf, erreichte jedoch meinen Zweck nicht; denn die Thüre, nach alter Sitte von oben nach unten in zwei Hälften getheilt, war verschlossen, und all mein Rütteln und Dawiderstemmen blieb fruchtlos. Als endlich auch noch ein Hund aus der Nachbarschaft, der vorher vermuthlich geschlafen hatte, durch mein Rütteln mißtrauisch geworden, mir knurrend und brummend seine Aufmerksamkeit schenkte und mit seinen spitzigen

---

[1] ‚Die Herren wollen das Kirchengut, die Pfaffen Weiber', war die gemeine Rede des Bernischen Volkes bei Beginn der Reformation (v. Stürler, Urkund. zur Reformationsgeschichte I. S. 110; vgl. de Wette, IV. S. 227. Tischreden, Frankfurt 1574, 59 b. 191 a. 192 b. 362 b. 363 b. 364 a.). Es war dies nicht die einzige, aber doch sehr wirksame Ursache ihrer Ausbreitung.

Zähnen gar unliebsame Demonstrationen machte, ließ ich von meinem Vorhaben ab. Ich begnügte mich daher, die Bank an die Fenster zu tragen und durch die erblindeten Scheiben hineinzublicken, fand aber nichts, als das Innere einer gewöhnlichen Bauernstube.

Die Statue, in Erz gegossen, stellt den Reformator dar. An der Vorderseite trägt das Piedestal die Inschrift: Unserm Luther. An den drei Seiten sind in halberhabener Arbeit folgende Scenen aus Luthers Leben dargestellt.

Auf der rechten Seite: Luther schlägt seine Thesen an am Portal der Schloßkirche zu Wittenberg. Seine Hand holt eben aus, den Hammer zu schwingen; zwei, wie es scheint, seiner Anhänger, stehen theilnahmsvoll neben ihm, ein dritter mit traditionell verschmitztem Gesichte eilt mit geballter Faust hinweg.

Auf der Rückseite: Luther wird von zwei bewaffneten Reitern mit geschlossenem Visier ergriffen; in der Ferne zeigen sich seine Verfolger.

Auf der linken Seite: Luther arbeitet in der Zelle zu Wartburg an der Bibelübersetzung.

Ich hatte Zeit genug, das Bild genau zu betrachten. Der rechte Fuß tritt herausfordernd vor, das Haupt ist in den Nacken zurückgeworfen, die heftige leidenschaftliche Natur Luthers spricht aus Haltung und Geberde. Die starken Kinnbacken, der breite Mund, die ‚tiefen Augen', aus welchen schon der Rector der Universität zu Wittenberg, Pollich, die ‚wundersamen Phantasien des Bruders Martinus', aber kein klares consequentes Denken herausgelesen hatte, alles trägt den Ausdruck ‚kräftiger Sinnlichkeit', wie Hase gesagt hat. In der Linken hält er die Bibel, die er unter der Bank hervorgeholt zu haben sich rühmte; die andere deutet voll Zuversicht nach Oben.

Was haben die Seinen aus der Bibel gemacht? Er selbst hatte schon angefangen, einige Blätter aus derselben heraus-

zureißen, indem er den Brief Jakobi verwarf ‚als keines Apostels Epistel‘. Dann kamen seine Glaubensgenossen, von denen der eine sich in dieses, der andere sich in jenes Buch ‚nicht schicken konnte‘, und so vernichteten sie Buch für Buch und ließen fast nichts mehr von der Bibel übrig, als den Einband. Wie ist da das Wort des hl. Augustinus wahr geworden: ‚Ich würde dem Evangelium nicht glauben, bewegte mich hierzu nicht das Ansehen der katholischen Kirche!‘ [1]

Nicht lange nachher sah ich das Bild des hl. Franz von Assisi. Auch er war ein großer Reformator, aber aus Stellung, Ausdruck, Geberde, aus allem spricht demüthige Liebe, offenbart sich eine schöne, vom Geiste des Evangeliums geweihte und verklärte Seele. Solche Bilder, sowie die eines hl. Bernhard, Vincentius von Paulo, Franz von Sales u. s. f., muß man mit dem Bildnisse Luthers vergleichen, um alsbald die Ueberzeugung zu gewinnen: Luther war gewaltig im Ansturm und Kampf, aber bauen, schaffen konnte er nicht. Eine vielseitig und hoch begabte Natur, hat er es zu einer harmonischen Durchbildung seines Innern nicht zu bringen vermocht, und seine ‚Nachtkriege‘ mit dem Teufel sind nur das Bild des Zwiespaltes, der durch seine Seele ging, welchen in diesen heißen Kämpfen seine krankhaft erregte Phantasie als sichtbaren Vorgang nach außen projicirte. Luther war eine gewaltige, den Seinen überlegene Persönlichkeit, aber kein Reformator. Darum ist sein Werk untergegangen im Streite der Parteien, seine einzige Hoffnung war nur noch die Nähe des Weltendes [2], während die katholische Kirche, deren baldigen Sturz er so oft geweissagt hatte, in neuer Kraft und Schönheit aus diesem furchtbaren Sturme hervorgegangen ist. Wir beklagen seine That, wir trauern um die vielen frommen, edlen Seelen, die ohne eigene

[1] C. Epistol. Fundam. c. 5.

[2] De Wette, V. S. 642, 683, 702. Tischreden, Frankfurt 1574 f. 56 b. 359 b. 360 a. 360 b.

Schuld durch ihn ihre Mutter, die heilige Kirche, verloren haben; aber das Unrecht dürfen wir nie Recht, den Irrthum nie Wahrheit nennen.

Als ich lange genug dagesessen und an vieles gedacht hatte, suchte ich die Dorfschenke auf. Die Wirthin war allein, höflich, wie die Leute da herum meistens, mit einem gewissen Anstrich von Bildung; in dem Eck lag das Gesangbuch. Ich schlug es auf und blätterte darin, es war das von Bretschneider herausgegebene und ‚nach den Bedürfnissen der Zeit‘ verbesserte Gothaische Gesangbuch voll langweiliger, wässeriger Moral. Jedem eigentlich dogmatischen Gedanken hatte er die Spitze abgebrochen. Das ist die Nahrung für dieses arme Volk. Ich sprach mit der Hausfrau über allerlei, auch von den Katholischen; sie wußte nicht viel von ihnen, sprach sich aber gar nicht feindlich gegen sie aus und meinte am Ende doch auch: ‚Es ist ja alles eins.‘

Von Möhra zog ich, nur einmal von einem Gewitter überrascht, bei hellem Sonnenschein und in bester Stimmung gen Reinhardsbrunn, dem jetzigen Lustschloß des Herzogs von Koburg, früher Benedictinerabtei, wo die ‚liebe, heilige Elisabeth‘ von ihrem Gemahl Abschied nahm. Ich ging zumeist einsam auf der Straße dahin, denn heutigen Tages ist es selten, jemand anders als Landleute aus der nächsten Umgebung oder irgend welches Handwerksbürschlein nebst dessen Widerpart, den Gendarmen, auf Fußreisen zum Begleiter zu haben. Die Eisenbahnen haben das Reisen erleichtert, ihm aber auch viel von seinem Reize und seinem Nutzen genommen, der nur dem Fußgänger beschieden ist. Nur dieser lernt Land und Leute aus nächster Nähe kennen und betrachtet sie nicht bloß im Fluge und wie von der Vogelperspective; er sieht die Armuth, er erfährt des Volkes Noth, Leid und Freud und ist nicht selten genöthigt, dessen Beschwerden und Entbehrungen zu theilen. Hingewiesen auf sich selbst, auf seine körperliche

Kraft und sittliche Energie, werden beide durch Ueberwindung von Schwierigkeiten, durch Ertragen von Strapazen und Entbehrung der lange gewöhnten, scheinbar zur Nothwendigkeit gewordenen Bedürfnisse und Bequemlichkeiten gestählt, und es wird so eine Uebung im muthigen, unverdrossenen Ausdauern gewonnen, was für das ganze Leben und den Manncharakter insbesondere von größter Bedeutung ist. Seinen Lohn trägt er schon in dem Bewußtsein, durch eigene Kraft, entbehrend und ertragend, am Ziele angelangt zu sein. Was soll aber aus unserer männlichen Jugend werden, die, wie es jetzt Sitte ist, das Fußgehen ganz verlernt hat, mit eleganten Zeugstiefeln und dem Shawl auf dem Arme, ein feines Spazierstöckchen in der Rechten, dem Bahnhof zueilt und keine andere Art zu reisen mehr kennt, als jene, die jedes schwächliche Weib auch hat? Sie lassen sich von Station zu Station fahren, wo jedesmal ein neuer Schub Gesichter eingeladen wird und wieder ausgeladen — Menschen kann man nicht sagen, denn gewöhnlich lernt man da voneinander nichts kennen, als das Gesicht, und weiß oft nicht einmal, ob die Leute um uns nur eine Zunge im Munde führen, so stumm sitzen sie da. Da gehen sie von Restauration zu Restauration, wo alles aufgestapelt ist, was der verwöhnte Gaumen verlangt; da sehen sie ringsum nichts als Ueppigkeit und Wohlleben, Vornehmheit und Vornehmthuerei; bis sie am Abend, des gewaltigen Tagewerkes froh, weil sie zwanzig, vierzig und mehr Stunden gemacht haben, quasi re bene gesta auf die schwellende Sprungfedermatratze sich werfen.

Der geneigte Leser verzeihe mir diese Abschweifung; fast müßte ich auch fürchten, von unserer Jugend als Laudator temporis acti [1] scheel angesehen zu werden, wenn ich dieses Thema, worüber sich allerdings noch manches sagen ließe,

---

[1] Lobredner der Vergangenheit.

weiter verfolgen wollte. Auch will ich offenherzig sein und gestehen, daß ich gerade in diesem Augenblicke, da ich diesen Gedanken in mein Taschenbuch notire, mit einer eigenthümlichen, bittersüßen Empfindung an unsere schönen Restaurationssäle nebst Inhalt denke, wo im dunklen Urgebirge von gediegenem Rindsbraten und wuchtigem Preßsack der saftige Emmenthaler in gläsernem Hause wohnt und, wie im schönen Lande Italia die Reben um die Ulme, vielversprechende Würstlein in geschmackvollen Guirlanden sich an der Wand hinziehen. Als Mittagstisch steht eben nichts vor mir als eine dünne, gelbbraune Brühe, ungewissen Ursprungs, deren Inhalt erst die chemische Analyse herausbringen kann, welche von den Leuten Kaffee genannt wird. In Anbetracht dieses Umstandes möge man meinen Groll verzeihlich finden.

Eine Zeitlang ging ich mit zwei alten, armen Frauen den gleichen Weg. Barfuß, in schlechter, abgerissener Kleidung, waren sie ein rechtes Bild der Armuth. Sie sahen viel älter aus, als sie waren; Hunger, Noth und schwere Arbeit ohne die entsprechende Nahrung hatten sie frühzeitig alt gemacht und furchtbar entstellt; eine namentlich sah mit ihrem aus hundert Lappen zusammengeflickten Rocke eher einem Gerippe als einem lebendigen Menschen gleich. Jedes Strohhälmchen am Wege, jede halbe und zertretene Aehre lasen sie sorgsam auf und sammelten sie in ihrem Korbe. Als ich auf einer Anhöhe ging, sah ich tief unten im Thale die geernteten Felder wimmeln von Schaaren von Menschen; es waren arme Leute, die ‚stoppelten‘. So etwas hatte ich noch nirgends gesehen. Hie und da sieht man wohl auch in den Maingegenden einen Knaben oder ein armes Weib Aehren lesen, aber in solcher Zahl, daß sie das Ackerfeld, von dem eben ein beladener Wagen herkam, völlig bedeckten, war mir etwas Neues. Keiner sprach mich um ein Almosen an, wie ich denn auf meiner ganzen Reise keinen Bettler traf.

Doch dürfen wir uns in dieser Beziehung nicht täuschen; es ist dieser Mangel an Bettlern weder Folge des Wohlstandes, noch Wirkung eines regen Ehrgefühles und allgemeiner Arbeitsamkeit, wie man dies uns oft glauben zu machen sucht. Es ist hier nämlich nicht bloß das Almosen-Empfangen, sondern auch das Almosen-Geben bei schwerer Strafe strengstens verboten. Auf welchem Rechtstitel nun dieses Verbot ruht, kann ich bis jetzt mit meinem beschränkten Unterthanenverstand allerdings nicht begreifen; denn ich war bisher der einfältigen Meinung, es könne mir niemand verwehren, zu geben, was und wem ich will. Beides, die rücksichtslose, unchristliche Strenge hierzulande, wie die allzugroße Milde in Italien, sind Extreme und darum verwerflich. Unser katholisches Süddeutschland dürfte in dieser Beziehung so ziemlich die richtige Mitte halten.

Was wäre der bloße Anblick eines Kreuzes, dieses aufgeschlagenen Evangeliums, das die Armen so laut und eindringlich mahnt, um Gottes willen und nach Jesu Vorbild ihr Elend zu tragen; Kreuz und Heiligenbild, diese sichtbaren Erscheinungen des Glaubens an eine höhere Welt und ein übernatürliches Leben, und einen andern Werth, den der Mensch hat, als der ist, welcher nach dem Steuerfuß berechnet wird — was böte das alles diesen Leuten einen ganz andern Trost, als diese Prediger, deren erste Sorge nothwendig ihrer Familie gehört; wo selbst in der Kirche die besten Plätze gesperrt und den Reichen aufbewahrt bleiben, wenn sie gleich jahraus jahrein leer stehen. Gerade wo dieses fehlt, ist der Arme noch tausendmal ärmer, als da, wo der Anblick eines in freiwilliger Armuth lebenden Kapuziners auch ohne die Klostersuppe und ohne das leibliche Brod der Barmherzigkeit, das an der Pforte gespendet wird, die Armuth adelt, und ihre Bedeutung, wofern sie um Christi willen getragen wird, immer aufs neue zum Bewußtsein bringt.

Einige Wochen darauf ging ich in der Rhöne mit einem katholischen, zehnjährigen Kinde von Altglashütten ein Stück Weges. ‚Wem gehören diese schönen Wiesen da unten?‘ fragte ich das Kind, das in seinen Holzschuhen neben mir herklapperte.

‚Dem Wirthe von K.‘, war die Antwort.

‚Der ist wohl ein sehr reicher Mann?‘

‚Ja, ein sehr reicher.‘

‚Kommen denn die reichen Leute auch in den Himmel?‘

‚Nein!‘

‚Warum denn nicht?‘

‚Weil sie Gutes in diesem Leben empfangen haben.‘

‚Kommt denn gar kein Reicher in den Himmel?‘

‚Ja, diejenigen, welche Gutes thun.‘

‚Und die Armen, kommen denn diese in den Himmel?‘

‚Ja.‘

‚Also alle Armen kommen in den Himmel?‘

‚Nein, sondern die mit Jesu ihr Kreuz tragen.‘

Das ist eine Philosophie, die aus dem Munde dieses Kindes spricht, wie sie kein Weiser dieser Welt erdenken konnte; es ist die Philosophie des Kreuzes. Und alle Weltbeglücker zusammengenommen können dem Volke das nicht bieten, was diese wenigen Gedanken ihm schon geboten haben und tagtäglich bieten. Und das aufgerichtete Kreuz am Wege lehrt täglich von neuem diese große, unendlich trostreiche Wahrheit laut und eindringlich gerade dann, wenn die Noth und der Druck des Lebens sie in der Erinnerung auszulöschen drohen. Und um das alles hat der Protestantismus das arme Volk gebracht. Wo diese sichtbaren Fingerzeige an das Jenseits verschwunden sind, wo ringsum uns nichts auf das Höhere hinweist, da liegt eine namenlose Schwermuth über der Natur und eine Trauer um so tiefer, je schöner und herrlicher die Schöpfung ist.

Im Weimarischen ist mit wahrer Humanität für den Reisenden gesorgt. Von Zeit zu Zeit sind schöne, bequeme Sitz-

bänke am Wege angebracht, ringsum von kleinen, lieblichen Gärtchen umgeben und von Linden überschattet. Aber doch ruht es sich viel besser unter einem alten Baume, in dessen Schatten ein ernstes, einsames Kreuz steht. Denn da ruht nicht bloß der Leib aus, da ruht auch das Herz, man fühlt sich wieder daheim und nicht als Fremdling im Lande. ‚Unsere norddeutschen Bauern,' meinte erst neulich ein Reisender [1] bei gelegentlicher Besprechung der Heiligenbilder in Südbayern und Tirol (Marterstöckl), ‚bedürfen solche Dinge nicht; ihnen genügt der Anblick ihres wogenden Aehrenfeldes.' Aber was bietet man denn dem, dem kein Aehrenfeld wogt? Und selbst mitten im Besitze kommen doch Stunden, da dieser Anblick nicht genügt und die Seele nach etwas anderem verlangt.

Ob jeder Freude seh' ich schweben
Den Geier bald, der sie bedroht.
Was du gesucht, geliebt im Leben,
Bald ist's verloren oder todt.

Man hat diese Allgegenwart des Cultus im Leben der Katholiken, wie Novalis einmal sich ausdrückt, dieses Durchflochtensein des täglichen Lebens mit religiösen Uebungen geradezu für schädlich erklärt, weil hemmend die rastlose Arbeit der Industrie. Man preist den Protestantismus, weil er das Volk thätiger, fleißiger, regsamer und darum reicher gemacht habe. Allein ehe man solche Reden führt, hätte man doch zuerst bedenken sollen, daß gerade in der sogen. finstersten Zeit des Mittelalters, im 12. und 13. Jahrhundert, namentlich in Venedig, Flandern, den Hansestädten und am Rheine in der Bürgerschaft, und in Franken und Schwaben unter den Bauern ein Wohlstand verbreitet war, wie ihn die spätere Zeit nicht mehr erreichte, der sich in ihren Prachtbauten unverkennbar beurkundet; daß gerade in Verbindung mit der strengkatho-

---

[1] Fr. Brinkmann, Studien und Bilder aus süddeutschem Land und Volk. 1861.

lischen, supernaturalistischen Lebensrichtung ein äußerst reges Geschäfts- und Handelsleben sich entfaltet hatte. Uebrigens hätte man schon deswegen diesen Beweis nicht gegen uns Katholiken gebrauchen sollen, weil er zu viel und darum nichts beweist. Denn die Juden übertreffen alle, Katholiken und Protestanten, an Reichthum und in der Kunst, reich zu werden.

III.

An einem hellen Herbsttage durch heimliche Thäler wandernd, über welche der reinste, wolkenlose Himmel sich spannte, kam ich nach Schmalkalden. Es ist dieses Städtchen an der Schmalkalde gelegen und halb zwischen Bergen versteckt, so recht wie ein Stück Mittelalter mitten in unserer alles Eigenthümliche und jedwede Sonderheit abschleifenden Zeit; wir sind um so mehr überrascht, als kaum zwei Stunden seitwärts das Dampfroß vorbeisaust und hinter ihm her der ganze Strom der neuen Zeit. Diese aus Holz und nicht ohne Geschmack gebauten Häuser mit ihren hohen Giebeln, die so ernst grüßend in die Gassen hereinblicken, als wollten sie uns erzählen aus der guten alten Zeit, heimeln uns an, und man könnte sich hier recht wohl finden, schwebten nicht so manche Erinnerungen über ihnen. Im Gasthof zur Krone wurde hier am 29. März 1531 durch Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen der Schmalkaldische Bund geschlossen, welcher der Anfang aller späteren Religionskriege war und ein Vorspiel des dreißigjährigen Krieges. Sie wollten sich, hatten sie erklärt, ‚nur vor Gewaltigung in Sachen der Religion schützen‘, aber angefeuert durch Luthers höhnisches Schreiben wußte man bald aggressiv zu verfahren. Zum ersten Male wurde jetzt die Wucht des Schwertes in die Wagschale geworfen, und jetzt begannen auch das Liebäugeln und die geheimen Unterhandlungen mit Frankreich; von da datirt alles Elend, alle Erniedrigung und Schmach, die über Deutschland gekommen. Die ‚heilige Liga‘,

welche die katholischen Stände sieben Jahre später errichteten, war nur ein Act der Nothwehr. Auf dem Töpfermarkt steht noch das Haus, in welchem Luther, Amsdorf, Melanchthon und andere die sogen. Schmalkaldischen Artikel abfaßten. Eine mächtige Tafel mit Inschrift bezeichnet uns diesen Ort als das ‚Versammlungshaus der Verfertiger der Schmalkalder Artikel'. Die Ironie des Schicksals hat dieses Haus gerade auf den Töpfermarkt gestellt; denn was daraus hervorgegangen, war ebenso zerbrechlich, wie Töpfergeschirr. Wer glaubt heutzutage noch ernstlich an die Schmalkalder Artikel, welche unter anderem erklären, daß der Papst der ‚leibhaftige' Antichrist sei?

Man darf übrigens nur ein paar Stunden unter dem Volke sich bewegen, und man hat hinreichende Gelegenheit, die Wirkungen des ‚neuen Lichtes' zu studiren. Die Gespräche zwischen den Bauern in dem Wirthshause, welches gerade gegenüber dem Versammlungshaus der Theologen liegt, bewegten sich nach einigen, ziemlich ungesalzenen Zoten vorzugsweise um ihre Pfarrer. Da erzählte denn einer, während der ganze Tisch voll Gäste mit Neugierde und sichtbarem Wohlbehagen zuhörte, wie er dem Pfarrer entgegengetreten sei wegen seiner Leichenrede auf den und den; wie der Pfarrer erschrak, ihm auszuweichen und ihn zu besänftigen suchte, und wie er ihn mit der Bibel überführt habe; denn bibelfest, meinte er, sei er wenigstens ebensogut wie der Pfarrer, und zwei Stunden lang habe er mit ihm disputirt, und ‚der Pfarrer konnte nicht ein einzig Mal dagegen aufkommen; gegen jeden Spruch, den dieser vorbrachte, hatte ich gleich zwei andere bei der Hand!!' Der Mann hatte eben genau nach Luthers Grundsätzen gehandelt[1].

---

[1] ‚So der Zuhörer mehr wüßte und verstände, denn der Prediger, so soll der Prediger ihm statt geben zu reden, und er soll still schweigen.' WW. XI. 1892.

Das ist die vielgerühmte Sufficienz der Heiligen Schrift, die nun unter den Händen ränkesüchtiger Bauern sich hergeben muß zur Rechtfertigung jedweder Unbotmäßigkeit. Auch hatte ich im Verlauf dieser Gespräche Anlaß, Betrachtungen anzustellen über Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit des hie und da auch in katholischen Ländern einreißenden Mißbrauches der Leichenpredigten. Was ich hörte, war nur eine weitere Begründung des Verwerfungsurtheils, das sich in dieser Hinsicht schon längst bei mir festgestellt hatte.

Ein anderer, von der hypothesis ad thesin übergehend, meinte, es sei am Ende doch alles nur Pfaffenlist und Pfaffentrug; sie glaubten ja selber ‚nischt‘, was sie predigten, und gingen nicht in die Kirche, wenn sie nicht müßten.

Man sieht, das Volk hat sich die Schlagwörter wohl gemerkt, mit denen man vor Zeiten die katholische Geistlichkeit gehässig und verächtlich zu machen suchte, um ihm desto leichter nebst einem nichts weniger als gelinden Druck von oben seinen Glauben zu stehlen.

Ein dritter setzte bei, das geschehe alles nur, um sich nach oben gut zu empfehlen; der eine wolle ‚Superintententendent‘, der andere ‚Consistorial‘- oder ‚Oberoberoberconsistorialrath‘ werden. So verspotteten sie die Amtsnamen ihrer geistlichen Obrigkeit. Als ich nachmittags das frische, quellenreiche Thal entlang nach dem Stahlberg wanderte, gesellte sich außerhalb des Städtchens ein Bauersmann zu mir, der nach gegebener Rede und Gegenrede sich alsbald in ein längeres Gespräch mit mir einließ. Seine kleinen, etwas trüben Augen guckten pfiffig in die Welt hinein, und auf Nase und Wangen hatte in allen Regenbogenfarben der reichlich genossene Fusel seinen Widerschein geworfen. Gravitätisch und mit nicht geringem Selbstbewußtsein kam eben ein junger Pfarrer aus der Nachbarschaft daher; unterthänig grüßte ihn mein Bäuerlein, worauf ein kurzer, etwas vornehmer Dank erfolgte. Ich nahm den

erwünschten Anlaß, das Gespräch auf die Verhältnisse der Geistlichen zu bringen, und mein Begleiter gab nach bestem Wissen und Gewissen Auskunft auf meine Fragen. Als ich ihm bemerkte, das Einkommen des eben vorübergegangenen Herrn sei doch etwas dürftig, zumal wenn er zahlreiche Familie habe, antwortete er bitter: ‚Das ist alles viel zu viel für diese Schwarzkittel. In der Bibel heißt es: Du sollst sechs Tage arbeiten und am siebenten ruhen; diese aber arbeiten einen Tag und ruhen sechse.‘ Doch fügte er nicht ohne ein Gefühl des Stolzes hinzu, daß Luther in ihrer Gegend seine Heimat habe.

An einer sehr schlecht gehaltenen, alten Kirche unmittelbar darauf vorbeigehend, las ich die Inschrift über dem Portal, die jedoch schon aus der Zeit der Reformation herstammte: ‚Hier ist das Haus Gottes und das Thor zum Himmel!!‘ Ich sah hinein, sah aber keineswegs Himmlisches, sondern bemerkte nur einen nackten Stein mit einem schlechten Crucifix und verschlossene und numerirte Bänke mit den Namen der Inhaber vom Schulzen an abwärts. Vielleicht ist dies auch der Grund, warum die Leute bis weit in die Mitte der Kirche hineingehen, ohne auch nur den Hut zu lüften. Hatte doch schon Hengstenberg über den traurigen Zustand so mancher Kirchen geklagt, ‚daß man ohne Schamröthe keinen Heiden hineinführen könnte‘.

Den darauffolgenden Sonntag brachte ich in Ruhla zu; gern hätte ich noch Eisenach erreicht, wo eine katholische Kirche ist, wenn auch arm und klein; aber der Weg dahin war noch weit. Zudem hatte ich es diesmal zu büßen, daß ich den weisen Spruch, den mir einmal mein Freund mit auf den Weg gegeben: ‚Eine gute Krümm’ geht nicht üm‘ — leichtsinnig in den Wind geschlagen. Indem ich, meinem guten Stern vertrauend, einen kürzern Weg suchte, kam ich immer mehr von der Richtung ab, und der bereits hereinbrechende

Abend machte es mir völlig unmöglich, in dieser dichten Waldung einen Pfad zu finden. Schon sah ich mich nach einem Plätzchen um, wo ich, von Wind und Feuchtigkeit geschützt, die Nacht zubringen könnte, wobei ein Griff in meinen dichten Ueberwurf, den ich bei mir trug, mich einigermaßen tröstete. Die prächtigen Buchen boten ein herrliches Laubdach; aber so poetisch es auch sich ausnimmt, so ein Lager unter freiem Himmel, so war ich doch gar nicht darüber entzückt, vielmehr recht prosaisch, ja sogar ein wenig melancholisch gestimmt. Ein Kohlenbrenner, den ich endlich doch noch auftrieb, brachte mich auf den Rennsteig, die alte Handelsstraße, welche ganz Thüringen durchschneidet und, immer von der Saale bis zur Werra auf dem Rücken der Berge hinziehend, seit Karl dem Großen die Grenze zwischen Thüringen und Franken bildete. Von hier aus konnte ich mich leicht orientiren, und melodischer als Beethovens Sonaten klang in meinen Ohren das Geklapper einiger Mühlen, die mir die Nähe des Städtchens ankündigten und zugleich durch das Dunkel die Richtung wiesen.

Hoch im Gebirge gelegen, von ansehnlichen Bergen rings umschlossen, die sämmtlich mit den dichtesten, bis nahe an die Stadt herabreichenden Buchenwaldungen bedeckt sind — östlich vom Breitenberg, westlich vom Bermer- und Viehberg — bieten die Umgebungen dieser gewerbthätigsten Stadt im ganzen Thüringer Wald die tiefste, frischeste Waldeinsamkeit, wo es sich nach Herzenslust ‚Natur schwelgen‘ läßt. Zugleich wollte ich hier, so nahe bei Luthers Wiege, die Segnungen der Reformation etwas näher kennen lernen.

Einen Vorgeschmack erhielt ich gleich am späten Abend noch. Eine Handvoll junger Leute saß in dem gemeinsamen Wirthszimmer, das noch ziemlich von Stammgästen sowohl wie Hospitanten besetzt war. Denn der Gothaer Philister liebt es, wie seine Stammgenossen im übrigen Deutschland, bei einem ‚Töpfchen‘ Bier und einer Pfeife Tabak über Krieg und Frieden,

hannoveranischen Katechismus und Garibaldi, ‚den großen, edlen, herrlichen Garibaldi‘, wie ihn einer nannte, über faule Kartoffeln und das einige Deutschland sich zu unterhalten. Doch bald — es war schon ziemlich spät, als ich gekommen war — nahm das Gespräch eine andere Wendung. Einer von den jungen Leuten fing an, die bekannten Schmutzgedichte vorzutragen, in denen sich einige der Heroen unserer classischen Literatur einst zu überbieten gesucht hatten. Daß diese cynischen Meisterstücke existirten, wußte ich wohl, hatte mich aber bisher blutwenig darum gekümmert. Ich saß im Nebenzimmer und verstand darum nicht viel von dem Inhalt, der sich dem Aergsten, was Boccaccio und Crébillon geschrieben, würdig an die Seite stellen mag. Wieherndes Gelächter folgte jeder Strophe und unterbrach auf längere Zeit den Vorleser. Aber dabei blieb es nicht. Angeregt durch diese Vorbilder, suchte nun jeder der Anwesenden sich ebenbürtig zu zeigen, darunter ein Mann mit weißen Haaren, den ich vorher gesehen hatte und den ich an der Stimme erkannte, der den Jüngeren es in Schmutzreden fast noch zuvorthat. Je roher und ausgeschämter diese Buben wurden, je frecher sie redeten, je gemeiner und ekeliger ihre Zoten, desto lauter der Beifall und schallender das Gelächter dieser Schweine, die sich nach Herzenslust im Kothe wälzten. Und keinem der älteren Bürger fiel es ein, eine Bemerkung zu machen oder dagegen zu protestiren! Es schien, als fände gar niemand etwas Arges dabei. Ich schlug, entrüstet über diese öffentliche Verhöhnung aller Zucht und Sitte, die Thüre zu und ging hinaus. Das erst schien den Gastwirth etwas aufmerksam gemacht zu haben; denn des andern Tages murmelte er so etwas wie eine Entschuldigung in den Bart, als ich wieder in das Gastzimmer trat.

Ich bin weit entfernt, zu behaupten, daß man in katholischen Ländern sittlicher sei als in protestantischen, wie es denn überhaupt trotz Statistik sehr schwer, fast unmöglich sein dürfte,

hierüber ein endgiltiges Urtheil auszusprechen — mit Ausnahme des italienischen (niedern) Volkes im allgemeinen und namentlich der Bewohner des frühern Kirchenstaates, wofür Freund und Feind schon längst Zeugniß abgelegt haben, und wovon die Ursachen schon vor Jahren Mittermaier zum Theil angegeben hat. Ich gebe selbst zu, daß in manchen katholischen Gegenden größere Unsittlichkeit herrschen mag, als in protestantischen Länderstrichen; aber was im ganzen und großen den Protestantismus vom Katholicismus unterscheidet, ist dieß, daß hier die öffentliche Moral und das sittliche Urtheil noch ein strenges Gericht übt, das von jedem, Hoch und Niedrig, gefürchtet wird. Es sind gerade die specifisch katholischen Ideen und Uebungen, auf denen diese Macht der öffentlichen Sitte ruht; die Idee der Jungfräulichkeit, die Lehre von der Unauflösbarkeit der Ehe, der öftere Empfang der heiligen Sacramente, namentlich die Beichte, und ganz besonders die Verehrung und stete Vorbildlichkeit der unbefleckten Jungfrau. — In der That, was kann ein verheiratheter Prediger einem armen, von der Gemeinde nicht angenommenen und darum im Concubinat lebenden Taglöhner und Fabrikarbeiter antworten, wenn dieser sich auf Luthers Autorität und die Unmöglichkeit der Keuschheit beruft? Die katholische Kirche bezeichnet fort und fort die Sünde als das, was sie ist; sie mahnt und warnt: Du sollst, denn du kannst. Sie allein hat das Recht dazu, denn ihr Clerus hat zuerst diese Last auf sich genommen, von welcher ein verheirateter Pfarrer wohl predigen mag, die er aber selbst, weil verheiratet und oft gegen das ausdrückliche Verbot der Schrift (1 Timoth. 3, 2) zwei- und dreimal sich verheiratend, nicht mit einem Finger anrührt. Wo soll da Muth herkommen für den Laien, für den mitten in das stürmische Leben und seine Versuchungen hinausgeworfenen jungen Mann, dem niemand ein Vorbild hoher Keuschheit bietet? Ist ja doch mit

der Verwerfung und Verspottung der Virginität, dieser erhabensten, specifisch christlichen Tugend, der Glaube an die Allgewalt und die naturüberwindende Macht der Gnade schon von vornherein verworfen und geläugnet. Man hat die Virginität mit allen Waffen bekämpft; wie kann man sich nun wundern, daß nun die Keuschheit überhaupt vielen nur noch als ein veraltetes Vorurtheil erscheint, über das man sich leicht hinwegsetzen mag?

Auf derselben Reise ergötzte ich mich nicht wenig an dem Benehmen eines katholischen Gastwirths zu Fulda, der in ganz anderer Weise die Ehre seines Hauses wahrnahm, als dies zu Ruhla geschah. Ein Geschäftsreisender fing an, ein zweideutiges Lied zu singen; da runzelte der kleine, dicke Wirth die Stirne. Endlich riß ihm die Geduld. ‚Wissen Sie,‘ sprach er entrüstet, ‚das mag bei Ihnen zu Hause Mode sein, bei uns zu Land ist dies nicht Brauch.‘ Der Fremde erschrak, wurde verlegen und schwieg. Ich glaube nicht, daß deswegen in Zukunft weniger Gäste bei ihm einkehren.

Am andern Tage war Sonntag, und ich wollte diese Gelegenheit nicht versäumen, dem Gottesdienste beizuwohnen. Durch die Erb in zwei ungleiche Hälften getheilt, gehört der eine, kleinere Theil der Stadt zu Weimar, der größere, westlich gelegene, nach Gotha. Jeder Theil hat seine besondere Kirche, Prediger und Gottesdienstordnung. ‚Dort‘, sagte mir die Dienstmagd auf mein Befragen, ‚wird weimarisch, hier gothaisch gepredigt.‘ Da der bei weitem zahlreichere Theil der Stadt auf der gothaischen Seite liegt, die Kirche größer ist, und der Prediger zugleich Superintendent, so gab ich ohne Bedenken der gothaischen Kirche den Vorzug und lenkte dorthin meine Schritte.

Fast eine ganze Stunde lang wurde mit allen Glocken geläutet, welche, wahrscheinlich weil der Thurm schadhaft oder zu klein ist und die reichen Handelsherren zu Ruhla für den

Bau eines neuen kein Geld haben, auf dem nahe liegenden Gottesacker unter einem hölzernen Schuppen hängen. Ich eilte die über drei Viertelstunden lange Hauptstraße hinab, um rechtzeitig zu kommen, fand aber die Kirche noch leer. Warum man so erbärmlich lange läutet, ob deswegen, um gleich jenem Freunde im Evangelium durch Zudringlichkeit die Leute, die nicht in die Predigt wollen, doch hineinzubringen, oder um am Sonntage einzuholen, was unter der Woche versäumt wird, während welcher kein Glockenton den profanen Lärm der vielen Fabriken und Werkstätten unterbricht, habe ich nicht erfahren können.

Eine gute Viertelstunde saß ich da und wartete, während die Glocken beständig in Bewegung waren. Ich vertrieb mir unterdessen die Zeit mit Betrachtungen über die unsichtbare, zu der ich nicht gehöre, und die sichtbare protestantische Kirche, in der ich eben war. Ringsum von zwei, übereinander gebauten Emporkirchen umgeben, welche sämmtlich sperrsitzähnlich abgetheilt, numerirt und mit den Namen ihrer Inhaber bezeichnet sind, mit einem coulissenartigen Verschlage hinter dem ‚Gottestisch', worauf ein Kreuz nebst zwei Kerzen stand, erinnerte das Ganze nur zu sehr an ein Opernhaus. An den Emporen waren auf regelmäßig eingetheilten Feldern biblische Sprüche in verschnörkelter Kanzleischrift angebracht.

Endlich kamen ein paar Schulkinder und einige alte Weiber, und ich freute mich inniglich bei ihrem Kommen, denn nun war doch wenigstens der Anfang vom Anfang. Und eben intonirte auch die Orgel, und der Cantor präludirte — aber das dauerte wieder lange, lange Zeit, bis ein zäher, erschrecklich langweiliger Choral begann, der jeden Augenblick abzureißen drohte, hätte nicht die mächtige Stimme des Cantors und eines andern Individuums, das ich auf der Orgel bemerkte, im kritischen Moment nachgeholfen. Unterdessen kamen noch mehr Leute, doch war das Häuflein immer noch klein genug.

Nach Beendigung des Gesanges kam der Superintendent hinter den Coulissen hervor, welche mit rothseidenen, aber ziemlich verblichenen Vorhängen verziert waren; er las von der Rückseite des Tisches aus die Epistel des Tages nebst einem Psalm. Der Mann dauerte mich in der Seele; er sah so krankhaft aus trotz sorgfältiger Toilette, seine Stimme klang so hohl, und oftmals wurde er durch Husten im Lesen unterbrochen; sein Angesicht hatte den Ausdruck von Milde und Sanftmuth, man sah es ihm an, er hatte schwere Leiden schon durchgemacht. Auch hatte er keineswegs jenes falsche Pathos und halb schulmeister-, halb komödiantenhafte Auftreten, wie man es anderswo bei protestantischen Predigern zuweilen bemerkt, wovon schon Strauß zu erzählen wußte. Es scheint, daß gerade die neugläubige Richtung diese Unnatur ganz besonders begünstigt. Als die Vorlesung zu Ende war, verschwand er wieder hinter dem Verschlag. Aufs neue wurde nun georgelt und gesungen, und mehr und mehr kamen die Leute zur Kirche herein. Während der Gesang im Gange war, stürzten zwei Männer mit Klingelbeuteln hinter dem Vorhange hervor, um Silbergroschen oder doch wenigstens Pfennige zu sammeln; bei der trostlosen Nüchternheit und Oede dieses Gottesdienstes vertritt ihre Erscheinung die Stelle eines liturgischen Actes, und unterbricht wohlthätig das tödtliche Einerlei. Den Inhalt des eben gesungenen Liedes bildete eine entsetzlich matte und wässerige Umschreibung des ‚Vater Unser‘ ganz im Sinne der seichtesten Aufklärungsperiode. Es war eben nichts anderes, als der kategorische Imperativ in Versen, und dazu in recht schlechten Versen.

Und das Alter wie die Jugend
Ehre Recht und Pflicht und Tugend,
Ueberall, wie hier,
Weihe man sich dir —

hieß die poetische Uebersetzung der dritten Bitte.

Bereits waren drei Viertelstunden seit den ersten Präludien verstrichen, als es endlich zur Hauptsache, der Predigt kam. Sie verbreitete sich über die Perikope Matth. 6, 1 ff. Wie zu erwarten stand, war ein vages, rationalistisch gefärbtes, allgemeines Christenthum mit Verwischung jedweder confessionellen Eigenthümlichkeit, was von der Kanzel herab verkündet wurde — leicht, luftig, etwas schimmernd, aber auch verschossen und unsolid, wie die rothseidenen Gardinen, welche den Predigerstuhl nach hinten abschlossen. Viele Arbeit machten dem Superintendenten die Textworte (Matth. 6, 6): ‚Wenn du beten willst, so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Thüre hinter dir und bete zu deinem Vater im Verborgenen. Und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird es dir vergelten.‘ Wie es scheint, gehen hierzuland viel zu viele in das stille Kämmerlein und nicht in die Kirche. Und selbst heute, als dieser verhängnißvolle Text erklärt werden mußte, belief sich die Gesammtzahl der Anwesenden auf höchstens zweihundert Köpfe unter vierundzwanzighundert Einwohnern, welche dieser Kirche angehören, die Schulkinder und alten Weiber eingerechnet, welche letztere das stärkste Contingent stellten: aber selbst von diesen schliefen nicht wenige, so daß es, wie weiland in den Fürstl. Reußischen Landen, auch hier eines besonders aufgestellten und bezahlten ‚Kirchenweckers‘ bedurft hätte.

Endlich, nach langem Drumherumreden, brachte er heraus, dieser Text stehe durchaus nicht dem Gebote des Kirchengehens entgegen, da ja in der Heiligen Schrift kein Widerspruch stattfinden könne; die Pflicht des Kirchenbesuches bleibe deswegen doch ungeschmälert, denn die Kirche sei ja auch ‚ein stilles Kämmerlein‘ für jeden, der da mit Sammlung und aus Herzensgrund bete!! Ich konnte nicht umhin, über diese scharfsinnige Erklärung mich zu verwundern, und notire sie hier zu Nutz und Frommen aller Exegeten. Uebrigens muß ich dem Prediger

zu seinem Ruhme nachreden, daß er die Worte des Textes Matth. 6, 7: ‚Wenn ihr betet, so sollt ihr nicht viele Worte machen, wie die Heiden' — keineswegs zu einer gehässigen Polemik gegen die Katholiken ausbeutete, was hier so nahelag, daß er vielmehr das Bedürfniß des von Freude geschwellten wie von Schmerz erfüllten Herzens anerkannte, wiederholt und in immer neuem Andringen zu Gott in Wort und Lied sich auszusprechen.

Hierauf begann die Erklärung des ‚Vater Unser' nach Matth. 6, 9 ff., wobei ich das Neue erfuhr, daß wir in der vierten Bitte: ‚Unser tägliches Brod gib uns heute' — nicht bloß um des Lebens Nothdurft, sondern um alles bitten, ‚was dieses irdische Leben an Genüssen bietet, es erheitern und verschönern mag' — also Theater und Concert, echte, importirte Cigarren, Champagner und bequeme Sophas!!

Das ist nun freilich ein Christenthum für Gebildete, das salonfähig ist und, wie einmal Schopenhauer sagt, vom innersten Kern des Christenthums, von Abtödtung und Kasteiung nichts weiß. Und trotzdem, bei aller Verflüchtigung der christlichen Dogmen, trotz aller zuckersüßen Moral, trotz der schönen, sorgfältig gefeilten und mit Blumen geschmückten Darstellung bleibt doch alles das ohne Anziehungskraft auf die Massen! Es fehlt eben der Segen, den Christus den Seinen verheißen. Ich dachte dabei an so manche unserer Reformer auf katholischem Gebiete, die einst wähnten, durch Abhaltung deutscher Liturgien voll hochtönender Phrasen und salbungsvoller Moral den Cultus heben und die Theilnahme am Gottesdienst fördern zu können. Gerade das Gegentheil hiervon ist noch jedesmal eingetreten.

Während der Prediger sprach, betrachtete ich die Kinder, die nun seit anderthalb Stunden mit einem Ausdruck unendlicher Langweile da saßen. Sie mochten wohl, wie Hurter von sich selbst erzählt, mit gespitzten Ohren auf das Wort horchen, das sie von der ganzen Predigt am besten verstanden und am liebsten hörten, das Wörtchen: Amen. Diese armen

Kleinen leiden am meisten bei der Nacktheit und Leere des protestantischen Gottesdienstes in seiner gegenwärtigen Gestalt.

Zum Schlusse wurde die letzte Bitte erklärt: ‚Erlöse uns von dem Uebel‘. Das Uebel, von dem wir erlöst sein wollen, wurde gelehrt, sei der Tod. Und nun führte der Prediger des weitern aus, wie sehr er sich selbst vor dem Tode fürchte. Und der Tod stand auf seinem fahlen Angesicht geschrieben! Der arme Mann, der so lange schon gepredigt hat und immer noch so sehr vor dem Tode sich fürchtet; was wird er für ein Tröster der Sterbenden sein?

Als die Predigt zu Ende war, stürzte alles hinaus, noch in der Kirche selbst sich bedeckend. Ich ging mit dem Haufen fort, nachgerade verlor ich doch die Geduld; nur einige Weiblein blieben noch zurück, und es wurde wieder georgelt und gesungen. In den Häusern sah ich vielfach fortarbeiten bis zum Mittag.

Der mündliche Vortrag des Predigers zeugte von Schule und nicht geringer Begabung, nur war derselbe hie und da etwas zu süßlich und von Husten häufig unterbrochen. Dabei machte das Liebäugeln mit seinem Heft, das auf hohem Pult, den Zuhörern unsichtbar, vor ihm lag, einen peinlichen Eindruck. Einige katholische Prediger, die ich einige Wochen später in einer außerbayerischen Stadt hörte, hätten mit ihrem die Sätze herausstoßenden und polternden und doch dabei monotonen Wesen manches von ihm lernen können, während der Inhalt der Reden, des einen ganz besonders, wahrhaft vortrefflich war. Wir vermissen gerade dann um so mehr den gebildeten Vortrag.

Eine erfreuliche Erscheinung in der Gegenwart bilden die katholischen Kirchen, welche wir, wenn auch noch vielfach bedrängt, in allen bedeutenderen Städten Thüringens jetzt finden, mit einem förmlich organisirten Pfarrverband und festen Seelsorgerstationen. So in Eisenach, am Fuße der Wart-

burg; und ich muß den Bewohnern dieser Stadt nachrühmen, daß keiner, trotz meines absichtlich oftmaligen Fragens nach der katholischen Kirche, irgend welche mißliebige Aeußerung sich erlaubte. Ebenso befinden sich in Gotha, Weimar, Quedlinburg, Naumburg a. d. S., Koburg, selbst in Eisleben und Wittenberg katholische Seelsorger; in Gotha verkündet jeden ‚Sonnabend' das daselbst erscheinende Tagblatt neben den verschiedenen protestantischen Gottesdiensten auch die Gottesdienstordnung in der katholischen Kirche. Hoffentlich wird auch Meiningen-Hildburghausen sich nicht mehr lange sträuben, den Forderungen seiner katholischen Bürger gerecht zu werden. Namentlich aber erscheint Erfurt mit einigen wenigen umliegenden Dörfern so recht wie eine Insel mitten im Protestantismus; die Stadt zählt noch von alten kurmainzer Zeiten her gegen zwölftausend katholische Einwohner in acht Pfarreien. Auch trägt der Charakter der Stadt noch immer ein katholisches Gepräge. Der Dom vor allem, im edelsten gotischen Stile, durch die Belagerung von 1813 vielfach beschädigt, unter dem vorigen Könige mit Glück restaurirt, ist ein herrlicher, imposanter Bau. Der weit über den Hügel, auf welchem das Hauptschiff der Kirche steht, hervortretende Chor erhebt sich auf hohen, gewaltigen Substructionen; mit seinen vielen, breiten Stufen, auf denen man vom Friedrich-Wilhelms-Platze hinaufschreitet, bietet er dem Beschauer einen großartigen, überraschenden Anblick. Auf demselben Platze erhebt sich ein Obelisk, die letzte Erinnerung an Kurmainz und das heilige Römische Reich. Er wurde von der Bürgerschaft Erfurts im Jahre 1777 dem letzten Kurfürsten Friedrich Karl Joseph gewidmet und trägt die Aufschrift: ‚Dem besten Vater'. Tempi passati!

IV.

Eine der besuchtesten Partien im ganzen Thüringer Wald ist der Inselsberg, wohl so genannt, weil er durch seine

glückliche Lage weithin das Land beherrscht. Während über Wald und Flur ein dichter Nebel liegt, ragt sein Gipfel wie eine Insel empor über dem wogenden Meere, und mehr als sechzig der an Gestalt, Größe, Form und Färbung mannigfaltigsten Bergkuppen magst du von hier aus überschauen. Es ist aber auch der Ausblick von hier wahrhaft bezaubernd, und stundenlang kann man weilen, ohne sich satt zu sehen, weswegen denn auch, namentlich an Sonntagen, zahlreiche Schaaren von Gotha, Erfurt, Eisenach und noch weiter vom Flachlande her zu ihm wandern. Die Wege sind so bequem geführt, eine breite, gut gehaltene Fahrstraße zieht sich in vielfach gewundenem Zickzack den Berg hinan, so daß auch der verwöhnteste Städter zu Fuß und zu Wagen den Berg besuchen kann.

So ging ich denn gleichfalls hinauf, von einem Führer geleitet. Im vorigen Jahr, fast um dieselbe Zeit, hatte ich einen Berg mit ähnlichem Namen bestiegen, den Iselsberg, der Kärnthen von Tirol scheidet, ebenfalls in Begleitung eines Führers, aber welcher Unterschied zwischen dort und hier! Dort ein rauher, steiler Pfad, wo kaum der Fuß einen sichern Halt findet; hier die bequemsten Promenadewege. Dort ging ein Sohn der Berge zur Seite; in seiner einfachen, zweckmäßigen, volksthümlichen Tracht, still, schweigsam ging er nebenher, auf jede Frage bescheiden und anspruchslos, aber klug und verständig antwortend. Hier zeigte gleichfalls ein Gebirgler den Weg, aber wie in seiner Kleidung, so war er auch in Rede und seinem ganzen Wesen abgeschliffen und von der Cultur beleckt, vorlaut, eingebildet auf seine vermeintliche Bildung, verlogen und auf kleine Profitchen ausgehend. Der Kärnthner sprach kein Wort von seiner Regierung, der Thüringer raisonnirte ohne Unterlaß bergauf, bergab über seinen Herzog, dem man ‚bald wieder einmal wie Anno 1848 ins Quartier steigen müsse‘, über die Beamten, die sämmtlich ‚nichts-

nutzige Faulenzer' seien und das Volk aussaugten, über die schlechten Gesetze, die er ganz anders machen würde, über die ‚dummen Luder' unter seinen Landsleuten, die es noch nicht zu so hellen Ansichten gebracht hätten, wie er. Das Bürschlein, das noch nicht einmal zwanzig Jahre alt war, widerte mich an, und sein Geschwätz verleidete mir fast den Genuß dieses schönen Morgens in der herrlichen, feierlich ernsten Natur. Als wir in der Ferne den Kreuzberg sahen, erzählte ich ihm, daß da oben Geistliche ohne Frauen und Familie leben unter der Leitung eines Obern. Er lachte höhnisch, weil so etwas unmöglich sei, und begleitete seinen Widerspruch mit schmutzigen Bemerkungen. Da ich ihm nicht ausweichen konnte, so gebot ich ihm Stillschweigen, weil ich in meinem Notizenbuch schreiben müsse. Er wollte nun wissen, was ich schreibe, mußte aber sich bescheiden, ohne seine Neugierde befriedigt zu haben.

In derselben Höhe, wie der Kreuzberg bei Bischofsheim, hat der Inselsberg das vor jenem voraus, daß nach keiner Seite hin dem Auge eine Schranke gezogen ist. Städte und Dörfer, Flüsse und Seen, Fels und Wald, Schluchten, Wiesen und Felder liegen in einem weiten Bogen ringsum vor dem staunenden Blicke ausgebreitet. Im Vordergrund nach Südwesten liegt tief im dichtbewaldeten Thalkessel Brotterode, in weiterer Ferne erblickst du die letzten Ausläufer der Rhöne nach Nordost, den Bleß, die Geba und die Stoppelskuppe im Großherzogthum Weimar, den Dolmar bei Meiningen und weiter nach Süden hin die Gleichberge, die Grenzmarken zwischen Bayern und Sachsen. Der äußerste Horizont ist umsäumt von dem lang hingestreckten Grat der hohen Rhöne und seiner letzten Erhebung, durch einen Einschnitt von dem sich nach Nordost hinziehenden Bergrücken scharf abgegrenzt, dem Kreuzberg, vom Volke hier in Thüringen immer noch mit besonderer Betonung der heilige Kreuzberg genannt. Von Westen schaut der Hörselberg und an seiner Seite die Wart=

burg herüber, und in der äußersten Ferne nach Norden taucht der Brocken auf, halb in Nebel verschwommen. Wendet man sich nach Osten, so erscheint unmittelbar im Vordergrund die dunkle, waldige Schlucht des Lauchagrundes, und hoch darüber im hellen Sonnenschein eine liebliche Oase in dunklem Wald, die grünen, hell und freundlich herüberleuchtenden Matten der Tanzbuche, weiter hinüber der Uebelsberg in wechselnder Schattirung.

Es war ein prächtiger Tag, kein Wölkchen schwamm in der klaren Luft, rein und durchsichtig, wie selten, war der weite Himmelsbogen über dieses schöne Stück Erde gespannt. Alles war da, was das Auge entzücken, woran der Blick sich weiden mag. Aber doch — non satiatur oculus visu! Es fehlte bei alle dem doch eines, und dieses fehlte mir hier mehr denn je: der höhere Gedanke, die religiöse Weihe. Nachmittags war ein Trupp junger Mädchen aus den umliegenden Orten heraufgekommen; sie saßen heiter beisammen, man sah es ihnen an, sie hatten sich schon lange auf diesen Sonntag gefreut, an dem es ihnen vergönnt war, herauf auf die Berge zu steigen. Endlich begannen sie zu singen. Ich erwartete keineswegs ein religiöses Lied; denn bei dem Anblick dieser ‚gebildeten' Herren und Damen, die gerade heute in ziemlicher Anzahl sich eingefunden hatten und die allen Comfort, aber auch alle Lüge und Schwelgerei eines verderbten Stadtlebens mit heraufnahmen, hätte diesen Landleuten ein frommes Lied in der Kehle ersticken müssen. Doch irgend eine volksthümliche Weise, dachte ich mir, werden sie singen. Aber ich fand mich sehr enttäuscht. Was sie sangen, war ein ziemlich ordinäres und zum Theil unsauberes Kneiplied; wahrscheinlich hatten die armen Mädchen von Studenten aus Jena diese Abfälle der Cultur erhascht.

Da blickte mein Auge hinüber nach dem Kreuzberg, der ernst und feierlich den Horizont umgrenzte. Wie erhebend ist

es dort, wenn die Schaaren in bunten Kleidern den Berg hinaufziehen, der Priester voran in festlichem Gewande, wenn die Fahnen weithin wehen, aus freudiger Brust die Gesänge quellen und durch Berge und Thäler es widerhallt:

O du hochheiliges Kreuz,
Daran mein Herr gehangen,
Das Heil uns zu erlangen!

Am Kreuz hat er gebetet,
Der's gut mit allen meinte,
Zu Gott für seine Feinde.

Am Kreuz hat er verkündet
Dem Mörder an der Seite
Des Paradieses Freude.

Es ist das glorreich' Zeichen,
Durch das der Sieg errungen,
Der Hölle Macht verschlungen.

Es ist die Himmelsleiter,
Die uns vermag zu heben
Zum ewig sel'gen Leben.

Was sind das für Volksfeste, die einzig wahren und echten Volksfeste, wenn vom tiefen Spessart, von jenseits der Fulda und weit aus Franken her die Menge hinaufwallt gen Maria Ehrenberg bei Motten in der Rhöne; wie malerisch bilden sich da die Gruppen die vielen Staffeln hinauf und hinab, von dem schönsten Dome dichter, dunkelgrüner Buchen überwölbt; die weißen, nonnenhaft erscheinenden, weithin leuchtenden Linnen derer aus dem Spessart und dem Sinngrund zwischen den dunkleren, rothen, um den Kopf geschlungenen Tüchern derer aus Franken; wie strahlt da Andacht, Freude, Heiterkeit, diese untrennbare Begleiterin alles echt katholischen Wesens, aus jedem Auge! Wie kniet da die Gräfin neben der Bäuerin, und der Oberamtmann mitten unter seinen Untergebenen, die ihn freudig und mit einer aus tiefstem Herzen kommenden

Ehrfurcht grüßen! Wie ist da Natur und Kunst, Andacht und Erholung, Religion und Festfreude, Gott und Welt zu einem schönen Ganzen geeint! Die Religion allein, hat Frau von Staël mit Recht gesagt, gibt Feste, ohne die Armen zu kränken!

Arme kommen kaum herauf auf den Inselsberg; denn da ist kein stilles Kloster, wie auf dem Kreuzberge, an dessen gastlicher Pforte ein paar steinerne Sitzbänke, durch einen Ueberbau vor Regen geschützt, den Wanderer zur Ruhe einladen, und wo dem Aermsten eine Gabe wird, wäre es auch nur ein Stück Brod und ein Trunk. Vielleicht stand ehedem auch auf dem Inselsberg eine Kapelle, wie wir denn überall noch in Thüringen Erinnerungen an Klöster und stille, einsame Bergkapellen finden. Die Reformation hat das alles zerstört, die Kreuze zerbrochen, die Mönche vertrieben und die heiligen Stätten verwüstet. Dafür hat nun aber eine andere Gottheit den Inselsberg zu ihrer Wohnstätte erkoren; Venus vulgivaga hat hier sich einen Tempel erbaut und sendet sonntäglich ihre Priesterinnen aus, die, mit frechem Blicke und herausfordernden Mienen umherschweifend, ihre Netze auswerfen. So hat das Volk eine neue Art von Wallfahrt dort oben erhalten statt der katholischen Bittgänge; daß aber die Männer und Jünglinge von Gotha, Eisenach, Friedrichsrode und den übrigen umherliegenden Städten ebenso erquickt an Leib und Seele, mit ebenso erhobenem Gemüthe und reinem Gewissen, weil es seine Schuld in die Seele eines Beichtvaters niedergelegt hat, wie die katholischen Wallfahrer von ihren Kapellen — vom Inselsberg herabsteigen, möchte schwerlich einer behaupten wollen.

Ich drückte einem protestantischen Geistlichen mein Staunen aus über dieses öffentliche Scandal; er zuckte die Achseln und suchte den Grund, warum das Laster hierzuland, namentlich in den Städten und Städtchen, ohne alle Scheu grassirt, in dem entsittlichenden Beispiele der kleinen Höfe. Hätte er

die Geschichte besser gekannt, so hätte er finden müssen, daß das Uebel viel tiefer liegt[1].

Es war ein herrlicher Sonnenuntergang; ich stieg auf den Aussichtsthurm, der auf dem höchsten Punkte des Berges erbaut ist, um nichts von dem erhabenen Schauspiel zu verlieren. Nicht lange stand ich, als es lebhaft wurde um mich her; Jenaer Studenten disputirten trotz Sonnenuntergang über Spiritualismus und Materialismus, und einer von ihnen recitirte wörtlich eine Stelle aus Büchners Schrift ‚Kraft und Stoff‘. Ein dickleibiger, behäbiger Kaufmann meinte: ‚Da sprechen sie immer vom Himmel, die Erde ist mir schön genug‘; hierauf declamirte er ein Gedicht auf Hofer und ließ ihn und das einige Deutschland hoch leben. Hofer und diese Lebemenschen, die es höchstens zum Maulheldenthum bringen!

Die Nacht senkte sich mehr und mehr herab, ich suchte frühe das Lager. Am andern Morgen, ehe noch der Tag graute, schnürte ich das Ränzel; eben zuckte der erste Strahl der aufgehenden Sonne im Osten empor, welcher die Wipfel des Uebelsberges purpurroth übergoß, da stieg ich raschen Schrittes den Berg hinab und wanderte wohlgemuth der Heimat zu. —

Es war Abend, als ich eine Woche darauf wieder in katholisches Land kam. Ein Glöckchen klang hell das Thal herauf, die Schnitter auf dem Felde unterbrachen ihre Arbeit, senkten die Sense, entblößten ihr Haupt und mit zur Kirche gewendetem Angesicht beteten sie den Abendgruß. Wie einfach ist das alles, aber wie tief ergreift es uns wieder, wenn wir nur einige Wochen es entbehrten! Am andern Morgen sah ich die Leute aus der heiligen Messe gehen; es waren nicht sehr viele, denn es war Werktag, und die Arbeit drängte, da überall das getrocknete Ohmet auf den Wiesen lag. Aber

---

[1] Vgl. Döllinger, Die Reformation. 2. Aufl. I. S. 16, 19, 34, 41, 44, 56, 69, 78, 148, 182, 206, 219, 230, 285, 308, 315, 320; II. 56, 67, 91, 97, 184, 341, 401, 428—452, 652.

daß überhaupt auch an Werktagen die Kirche offen steht und Gottesdienst gehalten wird, dies ganz allein ist schon ein äußerst mächtiges Bildungsmittel für unser Volk und, wie der protestantische Theologe von Zezschwitz bemerkt, ein Wachhalten ‚des Ideals des apostolischen Lebens‘; es weist darauf hin, daß dieses irdische Leben und Arbeiten nicht das ganze Leben ist. ‚Unsere Leute sorgen nur für das Zeitliche,‘ gab mir die Frau eines protestantischen Küsters zur Antwort, als ich mich über die Armuth ihrer Kirche wunderte, ‚in katholischen Zeiten haben sie mehr an das Ewige gedacht.‘ Ich betrachtete die Physiognomie der Leute, wie sie da aus der Kirche gingen; man sah es ihnen an, sie hatten gebetet. Es ist das mystisch-sacramentale Leben unserer heiligen Kirche, das am Lebensherd alles Hohen und Heiligen auf Erden, dem heiligen Sacrament, sich nährt und im katholischen Cultus allen einzelnen sich mittheilt — ein Abglanz himmlischer Ruhe, Andacht, Freude, Verklärung. Auf den Gesichtern der protestantischen Frauen in Thüringen lag durchweg ein Zug von Kälte; das fand ich hier nicht mehr. Das Gebet vor dem Allerheiligsten, wo täglich alle Verzeihung und Gnade, aller Trost und Friede ausfließt, wo das Wort des Priesters im Namen der Kirche felsenfest den Glauben gründet und allen Zweifel des Geistes, alle Angst des Gewissens austreibt, wo alle Lebensverhältnisse und jeder Stand seine sichere, unverrückbare Regel, Weihe und Gnade empfängt — das muß die Menschen ganz anders bilden und auch in ihrem Aeußern wieder erscheinen, als eine kalte Sonntagspredigt, halb gesprochen, halb gelesen von einem Manne, der sich vor dem Tod fürchtet — was am Ende kaum noch etwas anderes ist, als eben eine Sonntagsschule für Erwachsene.

So hat der Protestantismus das Beten verlernt, ja es ist in seinem Gottesdienst gar nicht vorgesehen, daß einer betet, weder eine Stelle im Cultus, noch ein Platz in der Kirche

dafür. Denn dem, was beim Hereintreten in die Kirche nach alter Sitte einen Augenblick in den Hut gemurmelt wird, wird doch niemand eine höhere Bedeutung beimessen, als ihm wirklich zukommt. Und mit dem Aufgeben des täglichen Gottesdienstes, wie ihn noch Luther eine Zeitlang beibehalten hatte, ist auch der sonntägliche bei den meisten außer Uebung gekommen. ‚Die Katholischen', sagte mir eine protestantische Frau aus der Nachbarschaft, welche mit mir die Grenze von Bayern bei Tann überschritt, ‚beten ein wenig mehr als wir, das ist wahr. Es wird aber am Ende doch einerlei sein.'[1]

Hier hörte ich zum erstenmal wieder den christlichen Gruß, der schon Klopstock einst zu Thränen rührte: ‚Gelobt sei Jesus Christus!' statt des einförmigen, nichtssagenden ‚Tag' (Guten Tag!). Nun war ich wieder zu Hause. Und so will ich auch von meinen Lesern, die bisher mich geduldig auf meinen Wanderungen begleitet haben, mit demselben Gruße mich verabschieden: Gelobt sei Jesus Christus! In Ewigkeit! Amen.

---

[1] Schon der alte Wizel sagt (Döllinger a. a. O. I. S. 50): ‚Die lutherische Sekte hat nun etliche Jahr her wider dies Werk (Beten) in öffentlichen Predigten überall gestritten: ‚Was beten, was beten? Mit Beten wirst du wenig vor Gott schaffen.' ... Wenn einer unter ihnen gebetet hat, den hat jedermann von Wunderswegen angesehen ... und jener ist in Verdacht gekommen, er müsse ein Papist sein und hange noch an den äußerlichen Werken. Wie viele sind ihrer, die sich zu beten schämen als eines mönchischen Werkes? ... Es ist lächerlich worden, was vorhin löblich war; es ist ein Gespött worden, was vorhin Ernst war.' Aehnlich spricht selbst Bucer (a. a. O. II. S. 34).

III. Mit Alban Stolz durch den Schwarzwald.

Erste Begegnung. — Stolz und Hirscher. — Der Freundeskreis in Freiburg. — Unsere Wanderungen; Stolz' Wesen und Schriften; echter Humor. — Seine Liebe zur Kirche. — In Beuron; Abschied.

I.

Vor sechsunddreißig Jahren war es, daß ich Alban Stolz zum erstenmal sah. Es war eine eigenthümliche Begegnung. Eines Morgens, im Monat September des Jahres 1849, klopfte es an meiner Zimmerthüre; auf meinen Ruf ‚Herein!' trat mit einem scheinbaren Ausdrucke von Schüchternheit ein kleiner Mann ein. Er trug einen dunkelblauen, ziemlich gebrauchten Rock, und in der Hand hielt er einen großen, rothen, baumwollenen Regenschirm; eine Cravatte, aus der zwei ‚Vatermörder' steif und spitz aufstiegen, welche die Wangen bis fast zu den Ohren bedeckten, erinnerte an die Mode früherer Jahrzehnte. Dazu kam eine Brille mit großen Gläsern, die aber den Glanz der Augen nicht verbergen konnten, welche hinter ihnen durchblitzten.

Ich selbst war noch nicht lange vorher in die Vorstandschaft des Priesterseminars zu Würzburg eingetreten, nachdem ich mehrere Jahre auf dem Lande in der Seelsorge thätig gewesen. Da ich nun hier vielfach Gelegenheit hatte, mit Landschullehrern bekannt zu werden, so glaubte ich anfänglich, einen Mann dieses Standes vor mir zu sehen, der aus irgend einem Anlasse in die Stadt gekommen war. Da sprach der Fremde: ‚Alban Stolz'. Welche Freude ich bei dieser An=

kündigung empfand, werden alle jene ermessen, die an seinen Schriften sich erquickt haben. So zuvorkommend, als ich nur sein konnte, ja mit einer Art von Ehrfurcht ging ich ihm entgegen und lud ihn ein, Platz zu nehmen. Hatte ich ja doch gerade während meines Aufenthaltes auf dem Lande hinlänglich erfahren, welchen Segen seine Kalender in den Gemeinden stifteten; und mir selbst waren sie wie traute Heimatsklänge gewesen, als ich in fremdem Lande sie las.

Doch kam es zu keinem rechten Gespräche. Stolz gegenüber, dem ältern Manne, dem berühmten Schriftsteller, fühlte ich mich befangen, und er, seiner Gewohnheit nach schweigsam, wollte und verstand es vielleicht auch nicht, die Unterhaltung in Fluß zu bringen. Nichts haßte Stolz so sehr, als vielen Schwatz und die Schwätzer, deren Mund er einmal mit einer Brunnenröhre verglich, die ohne Unterlaß Wasser ausgießt; desto mehr dachte er aber, hörte und sah er, wenn er da saß, scheinbar unbekümmert um alles, was um ihn vorging,

So führte ich ihn denn zu dem Bischofe, Georg Anton von Stahl[1], der damals einige Tage im Seminar wohnte; derselbe leitete nämlich selbst während der ersten zehn Jahre seiner Amtsführung die jährlichen Exercitien seines Diöcesanclerus, wobei auch Priester aus den benachbarten Diöcesen Rottenburg und Freiburg sich einfanden. Bei diesen letzteren konnte man so recht den Geist der Aufklärungsperiode kennen lernen, in welchem der Clerus erzogen worden war. So manche dieser alten, würdigen Männer bekamen hier zum erstenmal ein Brevier in die Hand, in welchem sie sich aber nicht zurechtfinden konnten. Und es war rührend, zu sehen, mit welchem Eifer sie sich von jüngeren Priestern belehren ließen, mit welcher Freude sie sich nun in diesen reichen Gebetsschatz vertieften.

---

[1] † 1870.

Der Bischof nahm Alban Stolz mit der ihm so eigenen wahren, herzlichen und würdigen Freundlichkeit auf; nicht lange dauerte es, da fiel das Gespräch auf Hirscher. Dieser hatte soeben eine Schrift erscheinen lassen unter dem Titel: ‚Die kirchlichen Zustände der Gegenwart‘. Dieselbe enthielt Reformvorschläge, die keine der wichtigeren kirchlichen Fragen unberührt ließen, und zwar ‚in erforderlicher Angemessenheit an die Forderungen der Zeit‘. In einem Tone des Schmerzes und der Verwunderung fragte der Bischof: ‚Herr Professor, ist denn Hirscher Theologe?‘ Wie ein Donnerschlag traf dieses Wort den Gefragten. Ich sah ihm die innere Erregung, die Ueberraschung, den Unwillen an; eine leichte Röthe flog über seine Wangen, und mit einem Ausdrucke felsenfester Ueberzeugung, nicht ohne ein bitteres Lächeln, antwortete er: ‚Ja freilich ist Hirscher Theologe, ja wohl.‘ — ‚Aber,‘ fuhr der Bischof in seiner milden, ruhigen Weise fort, ‚wenn Hirscher Theologe ist, wie konnte er denn solche Reformvorschläge machen? Dieselben sind ja schon sämmtlich durch die Constitution „Auctorem Fidei“ [1] unter Papst Pius VI. verworfen.‘ Später, durch mehrere Gegenschriften auf dieses Actenstück aufmerksam gemacht, erklärte Hirscher mit edler Demuth, daß ihm dasselbe bis dahin unbekannt gewesen sei. Gerichtet gegen die Beschlüsse, welche die jansenistische Synode von Pistoja unter Bischof Scipio Ricci [2] veröffentlicht hatte, hat dasselbe fast alle später in Süddeutschland zur Zeit des Josephinismus und Febronianismus aufgetauchten Irrthümer und Neuerungsversuche gerichtet, besonders auf dem Gebiete der Liturgie und des Kirchenrechts. Auch die neue Schrift von Hirscher war nicht frei von ähnlichen falschen Anschauungen, und nach ihrem wesentlichen Inhalte demnach gleichfalls schon

[1] Vom Jahre 1786.

[2] Eine gute Charakteristik dieses Mannes gibt A. v. Reumont in seiner ‚Geschichte von Toscana‘, II. S. 157 ff.

von vornherein durch jene Constitution verurtheilt. Daß Hirscher dieselbe nicht kannte, wird keiner ihm zur Last legen, wenn er auch nur einen Augenblick erwägt, in welche Zeiten dessen Bildungsgang fiel. Hat ja doch selbst der große Möhler erklärt, daß ihm so manche verurtheilten Sätze bezüglich des religiösen Urzustandes des Menschen lange Zeit nicht bekannt gewesen seien.

Es waren jene Jahre, da Hirscher diese Schrift schrieb, eine Zeit der Gährung, eines, freilich vielen in seinen Zielen unklaren, Dranges nach Besserung der Zustände auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Manches Alte war gefallen, um das es nicht schade war; aber auch an so manchem wurde gerüttelt, für dessen Erhaltung die besten Männer eintreten mußten, auf dem, wie auf seinen starken Fundamenten, das kirchliche und sociale Leben ruht. Indem sie gegen die zerstörenden Elemente kämpften, hofften sie zugleich den Anbruch einer neuen Zeit, welche für die katholische Kirche in Deutschland, die vielfach in den Fesseln der Staatsgewalt lag, von hohem Segen werden sollte. Sie hofften, daß es auf dem Gebiete des Geistes ergehen werde, wie in der Natur; wie unter den Stürmen des März der Frühling geboren wird, so, dachte man, sollte auch aus den verhängnißvollen Märztagen des Jahres 1848 ein neuer Völkerfrühling hervorgehen. Viele Schriften erschienen zu jener Zeit, gute und weniger gute, welche die neuen Wege andeuteten und die Ziele bestimmten, zu welchen hin das kirchliche Leben in Deutschland sich zu entwickeln habe. Die meisten dieser Schriftsteller hatten es gut mit der Kirche gemeint. Waren doch selbst die Bischöfe Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs zusammengetreten im October des Jahres 1848 zu Würzburg, um Stellung zu nehmen in der neuen Zeit, die sich unverkennbar angekündigt hatte und in der That schon herangebrochen war.

Nicht das war ihr Gedanke, wie die Verleumdung aus-

breitete, die augenblickliche Verlegenheit der deutschen Regierungen zu mißbrauchen, um ungerechte und unerhörte Zugeständnisse ihnen abzupressen; gerade das Gegentheil wollten sie. Wer die Actenstücke gelesen hat, welche die Beschlüsse dieser erlauchten Versammlung beurkunden, der kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die von ihnen ausgesprochenen Grundsätze und Lehrnormen besser geeignet waren, das wankende Staatsgebäude zu stützen, als alle Bajonette der rasch vermehrten Heere und so manche Maßregel der spätern sogenannten Reaction.

II.

Unter denen nun, welche zu jener Zeit mit Vorschlägen zur Reform des kirchlichen Lebens in Deutschland hervortraten, befand sich auch J. B. Hirscher[1], Professor der Theologie zu Freiburg im Breisgau, früher in Tübingen. Hirscher war in der That, was Bischof von Stahl bezweifelt hatte, nicht ein Mann von principienhafter, echt theologischer Bildung; das kirchliche Alterthum, namentlich aber das Mittelalter, war ihm ein fremdes, unbekanntes Gebiet. Was er Scholastik nannte, vor der er selbst im letzten Jahre seiner Lehrthätigkeit seine Zuhörer dringend warnen zu müssen glaubte, war nichts weniger als diese; das war nur die leere Schale, das Caput mortuum derselben, ein Rest geistloser Formeln, mit Wolffianismus versetzt, wie wir sie in so manchen Lehrbüchern des vorigen Jahrhunderts finden. Kein Wunder, daß Hirscher vor einer Wiederbelebung dieser Methode warnte; er mußte es ja, wenn sie nichts Besseres zu bieten hatte. Er war eben ein Sohn seiner Zeit, wie Sailer, mit dem er so manches gemeinsam hat. Nur hatte dieser noch bessere Tage gesehen, als Hirscher, der heranwuchs mitten

[1] † 1865.

im Zeitalter der flachsten Aufklärung, die über Baden und zum Theil auch über Württemberg und Bayern wie ein Verhängniß gekommen war.

Trotz alledem hat Hirscher, wie Sailer, segensvoll für die vergangene Generation gewirkt. Niemand wird seine Moral, in welcher das psychologische Moment besonders betont ist, aus der Hand legen, ohne gestehen zu müssen, daß sie ihm vielfache Anregung geboten habe. Es ist wahr, die Tiefen des katholischen Dogma's, namentlich der Gnadenlehre, kennt sie nicht; auch lassen sich manche positiven Irrthümer nachweisen, und für das Bedürfniß des Beichtvaters ist sie weitaus ungenügend. Ich möchte sie darum für jene kalte, geistig verarmte, öde und ideenlose Aufklärungsperiode einen παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν nennen, den Vorläufer, der eine bessere Zeit anbahnen half. Mir war sie einst der Weg, auf dem ich einen Ungläubigen zum Glauben führte; durch Hirscher lernte er die Größe, Reinheit, Erhabenheit der christlichen Moral, der christlichen Lehre, der katholischen Kirche kennen, bewundern, lieben. Nachdem durch die Lesung seiner Moral die Glaubenswilligkeit in ihm vorbereitet war, wurde es nicht mehr schwer, ihn auch in die Tiefen der Mysterien einzuführen, Gebet und vor allem Gottes Gnade vollendeten das Werk; denn ohne diese ist keine Wissenschaft und kein Unterricht im Stande, den ‚breiten Graben' zu überbrücken, der zwischen dem Unglauben und dem Glauben gähnt. Hirschers ‚Erörterungen über die großen religiösen Fragen der Gegenwart' wurden für mich insbesondere dadurch von Bedeutung, daß ich, von ihnen angeregt, nun auch meinerseits es versuchte, die christliche Lehre apologetisch, den Bedürfnissen der Zeit entsprechend, darzustellen, gründlich und correct, zugleich aber klar und eingehend auf den Ideenkreis der Gegenwart, ohne dabei das Dogma zu versehren und das Mysterium zu verflachen, eine Gefahr, der die Apologeten nicht immer entgangen sind.

Noch mehr wirkte Hirscher durch die Würde seiner Person; ich habe viele Lehrer auf dem Katheder gesehen, aber nur wenige, die eine solche Ehrfurcht einflößten, wie er.

Als der edle Mann erfahren hatte, daß manche seiner Thesen und Reformvorschläge dem Geiste der Kirche nicht gemäß seien, säumte er keinen Augenblick, sich vollständig und rückhaltslos dem Urtheile der Kirche zu unterwerfen. Er hatte gefehlt, aber er hatte aus Liebe zur Kirche gefehlt. Gerade die letzten Jahre seines Lebens haben diese seine Gesinnung noch mehr kundgethan. Treu ist er unter äußerst schwierigen Verhältnissen zu seinem Bischofe gestanden und hat das ganze Gewicht seiner Autorität, die er weithin im Lande bei allen Parteien und selbst in den höchsten Kreisen genoß, in die Wagschale geworfen.

Stolz war ein treuer Anhänger Hirscher's; ja mehr als dieses. Mit Bewunderung, Verehrung und Dankbarkeit sah er zu ihm auf, wie denn auch Hirscher frühzeitig das Talent Albans erkannt hatte. Er wandte ihm darum sein besonderes Wohlwollen zu, und ihm hatte Stolz vor allem es zu danken, daß er die Professur für Pastoral und Pädagogik in Freiburg erhielt, trotz so vielem, was sich seiner ausgesprochenen katholischen Gesinnung wegen seiner Berufung zu diesem Amte entgegenstellte. Dafür, wie für alles, was er von Hirscher empfangen, war er aber auch ihm sein Leben lang dankbar; so oft wir auch in späteren Jahren über Hirscher zusammen sprachen, hatte er nur Worte warmer Verehrung und rührender Dankbarkeit für ihn. In solcher Weise hat Stolz aber auch sich selbst am meisten geehrt; und der Dank seiner eigenen, zahlreichen Schüler mag der Lohn sein, der seiner Pietät dem längst verstorbenen Lehrer gegenüber geworden ist.

So darf es uns auch nicht wundern, daß dieses gemeinsame Malzeichen der Aufklärungsperiode, der Subjectivismus, auch in seiner Seele noch manche leichte Spuren zurückgelassen

hatte. Doch Stolz hatte sich frühzeitig zur Richtschnur seines Denkens und Schaffens den Satz des hl. Augustinus gewählt: ‚Quantum quisque amat Ecclesiam Dei, tantum habet Spiritum sanctum.‘[1] Eben diese seine Liebe zur Kirche, sein lauterer Sinn, sein fortgesetztes Streben, in ihren Geist einzudringen, und besonders sein frommes Gebet führte ihn glücklich an allen Gefahren vorüber und enthüllte vor seinem Blicke mehr und mehr die wunderbare Harmonie derselben in allen ihren Institutionen mit dem innersten Leben des Einzelnen wie der Völker. Man begreift, wie schmerzlich ihn die vorhin erwähnte Frage des Bischofs berührt haben mag. Oft sprach ich mit ihm in späteren Zeiten über die falsche theologische Richtung zu Ende des vorigen und den herrlichen Aufschwung des kirchlichen Lebens, besonders seit dem zweiten Drittheil dieses Jahrhunderts; jenes Gespräch im Seminar zu Würzburg habe ich jedoch nie mehr berührt.

Unterdessen waren Jahre vorübergegangen; Stolz' Name war weit hinausgedrungen über die Grenzen von Deutschland; er selbst hatte sich nicht im mindesten geändert. Es ist eine betrübende Wahrheit, die uns das Leben nicht selten bestätigt: Nur wenige Menschen können Ehre tragen. Mancher war groß in seiner äußern Niedrigkeit; die Ehre machte ihn eitel und darum klein. Keine Spur hiervon bei Stolz; nach mehr als dreißig Jahren, als sein Ruf fest begründet war und der Kreis seiner Leser Millionen zählte, war er derselbe geblieben, wie ich ihn am ersten Tage kennen gelernt hatte. Das ‚adepta temporalis gloriae vanitate gaudere‘[2], was schon Gregor d. Gr. so ungeistlich findet, lag ihm völlig ferne. Es gibt eben nichts Schöneres in der Welt, wie Bossuet sagt, als die großen bescheidenen Menschen.

[1] Tract. XXXII. 8 in Joan. So viel einer die Kirche liebt, so viel empfängt er vom Heiligen Geist.

[2] In eitler Weltehre sich gefallen.

Freundschaftliche und literarische Beziehungen führten mich später oft nach Freiburg; hier hatte ich nun Gelegenheit, viel mit Stolz zu verkehren. In seiner stillen Stube, auf einsamen Spaziergängen, auch in Gesellschaft mit anderen habe ich oft und über vieles mich mit ihm unterredet. Man hat mancherlei erzählt von seinem kurzen, abstoßenden, zuweilen selbst verletzenden Wesen anderen gegenüber; ich habe diese Erfahrung nicht gemacht. Es mag sein, daß er vor Fremden, die da kamen, den berühmten Volksschriftsteller zu sehen und vielleicht besonders geistreiche Aussprüche aus seinem Munde zu vernehmen, manchmal trocken und schneidend kurz war. Er wollte sich eben nicht als eine Berühmtheit begucken lassen; solches widerstrebte ihm mehr als jedem andern. Dazu kam ein zweites, was uns sein Verhalten verstehen läßt. Nach Inhalt, Ton und Haltung seiner Schriften hatte er sich in Gegensatz gestellt gegen die so häufig gespreizte, phrasenhafte, durch und durch unwahre Schreibart so vieler Erzeugnisse der modernen Literatur, den hohlen Schein und Flitter, die innere Lüge und Heuchelei der sogen. ‚Gesellschaft'. Er mag in dieser Beziehung hie und da vielleicht zu weit gegangen sein; facit indignatio versum[1] — dieses Wort des römischen Satirikers dürfte auf so manche Stellen in seinen Schriften sich anwenden lassen. Das Unnatürliche, Süßliche, Gemachte rief in ihm eine Reaction hervor, die manchmal ihn vielleicht über die Grenze des Billigen hinaustrieb. Im Grunde geht es mehr oder weniger uns allen so. Man will der Verlogenheit gegenüber wahr sein und wird rauh, der Prüderie gegenüber natürlich und wird derb, der Empfindelei gegenüber männlich und wird hart, dem Phrasenschwall gegenüber kühl zurückhaltend und wird verletzend.

Einmal war ich mit Stolz in einer großen Volksversammlung. Ein Redner sprach viel und mit Pathos, vielleicht

[1] Es bildet den Vers die Entrüstung.

mit der Absicht, Effect zu machen. So oft eine besonders klingende Phrase von der Rednerbühne herabtönte, erscholl ein lautes Bravo! Da wandte sich Stolz zu mir her und sagte ziemlich laut: ‚Warum denn so viel Lärm um Stroh?‘ In seinen Schriften begegnen wir, wie jedermann weiß, nicht selten ähnlichen harten Ausdrücken. Wer von uns wünschte nicht, Stolz hätte sie unterdrückt? Aber er that es nicht, und darauf aufmerksam gemacht, that er es nun gerade nicht und schnitt jede Gegenrede ab mit dem kurzen: ‚Ich will nicht.‘

So müssen wir ihn denn nehmen, wie er ist. Mihi sic usus est; tibi, ut opus est facto, face[1], sagt Terentius.

Hätte Gott mich anders gewollt,
So hätt' er mich anders gebaut;
Da er mir aber Talent gezollt,
Hat er mir viel vertraut.

Ich brauch' es zur Rechten und Linken,
Weiß nicht, was daraus kommt,
Wenn's nicht mehr frommt,
Wird er schon winken.

Noch einen Entschuldigungsgrund möchte ich anführen. Stolz war ein Mensch, der aus trüber Zeit allmählich und unter schweren Kämpfen sich zum Licht emporringen mußte. Nicht einem jeden hat ein freundlicher Stern über der Wiege gestanden; nicht einem jeden hat die Vorsehung durch innere Anlagen und äußere Lebensverhältnisse, im Elternhause, in der Schule, durch Lehrer und Freunde so die Pfade gezeigt und geebnet, daß er fast von selbst und ohne große Hindernisse zur Wahrheit und zum Lichte gelangte. Diese, denen so ein glückliches Loos geworden, kennen die Irrwege kaum, auf denen andere Jahre lang gehen, und wissen wenig von den Kämpfen, die so kummervolle Tage und schlaflose Nächte bringen. Anderen

---

[1] So bin ich es gewöhnt; thue du, wie es dir gefällt.

ward ein anderes Schicksal bereitet. Von Jugend auf mußten sie mühsam ringen und streiten, weniger um das tägliche Brod, was auch bitter genug ist, als um das Brod des Geistes, die Wahrheit, den Glauben, um Christus und sein Reich. Wer eine schwere Last bergan trägt, der wird still und schweigsam, wenn die Sonne brennt und der Schweiß von der Stirne rinnt, kurz und wortkarg gegen seine Umgebung. So ist es auch im Leben des Geistes.

Ich selbst hatte, wie schon bemerkt wurde, im Umgange mit Stolz nie die rauhe Seite seines Wesens zu fühlen Gelegenheit. So oft ich ihn besuchte, stets erheiterte sich freundlich sein Angesicht, und herzlich leuchteten seine dunklen, schönen, seelenvollen Augen voll Liebe hinter den großen Brillengläsern hervor; war auch seine Rede kurz, so war doch sein Handdruck desto wärmer, und es wurde mir immer wohl bei ihm.

III.

Zu Beginn der Ferien 1863 hatte ich mehrere Tage in Freiburg zugebracht. In B. Herders gastlichem Hause gingen die besten Männer des Landes zu jener Zeit aus und ein; dieser selbst, hochgebildet und von guten Formen, eine durchaus innerliche Natur und ein treuer Sohn der Kirche mit einem Herzen lauter wie Gold, machte nicht nur in verbindlichster Weise den Wirth, sondern verstand es auch vortrefflich, jedem seiner gelehrten Gäste neue wissenschaftliche Aufgaben zu stellen. Da hatte ich denn Gelegenheit, so manche kennen zu lernen, deren Namen die Katholiken Badens stets in dankbarer Liebe gedenken werden. Da war der Geheime Hofrath Karl Zell, der gründliche Alterthumsforscher und elegante Latinist, der noch in seinem hohen Alter, nachdem er bereits, wie er sich classisch ausdrückte, ‚rude donatus erat‘ [1], voll Geist und Leben die

---

[1] In den Ruhestand getreten war.

Unterhaltung zu führen wußte und alle Fragen, welche die Kirche damals bewegten, mit Interesse verfolgte, ‚ein Katholik in des Wortes rechter Bedeutung, ein wahrer Gelehrter ohne Hochmuth noch Dünkel, voll Freundlichkeit und Milde gegen jedermann, ein herzlicher, stiller Wohlthäter für Bedürftige jeder Art', wie ihn der ‚alte Soldat' Dr. Karl Bader, gleichfalls einer aus dem Freundeskreise, geschildert hat. Da war der Specialhistoriker Dr. Joseph Bader, der Hofrath und Professor der Rechte Dr. F. J. Buß, der Gründer der Piusvereine, den ich im Jahre 1848 zum erstenmal in der vollen Kraft seiner ersten Mannesjahre gesehen, der durch das Feuer seiner Rede alles mit sich fortriß. Durch Herder wurde ich bei dem Erzbischof Hermann eingeführt, der höchst liebevoll mich aufnahm. Seine milde Erscheinung, sein sanftes Wort, seine lieben Augen ließen kaum ahnen, daß ich vor einem Manne stand, der so viel hatte kämpfen, so vieles dulden müssen. Von ihm zur Tafel gezogen, fand ich daselbst auch seinen Neffen Dr. v. Sicherer, gegenwärtig Professor der Rechte zu München, der sich in den letzten Jahren durch seine kirchenpolitischen Schriften bemerkbar gemacht hat, und den Kaplan des Erzbischofs, Adolf Strehle, einen noch jüngern Mann mit feinen Gesichtszügen, von ziemlich zurückhaltendem Wesen und einem Ausdrucke von Intelligenz und Klugheit. Auch Hirscher lebte noch, der ehrwürdige Greis; als ich von ihm Abschied nahm, erzählte ich ihm, daß ich vor Jahren (1837) seine Vorlesung gehört hatte; da ward er bewegt. Die Erinnerung an jene Zeit, da er Lehrer und Freund der Jugend war, tauchte mit Wehmuth in ihm auf. ‚Ja,' erwiederte er, ‚das waren schöne Jahre, da war ich noch jung.' Mit diesen Worten begleitete er mich hinaus; noch oben von der Stiege aus rief er mir nach: ‚Ja, das waren schöne Jahre.' So oft ich nach Freiburg kam, habe ich es nie unterlassen, auf den Kirchhof zu gehen und Hirschers Grab aufzusuchen. Die

Büste über seinem Leichenhügel, aus edlem Marmor gemeißelt, zeigt ihn, wie er war, den milden, frommen, denkenden Lehrer, den Mann der Innerlichkeit, den Kenner des Schönen in Kunst und Sitte.

Eines Abends lud der Geistliche Rath Professor J. Alzog einen Kreis von Fachgenossen zu sich. Alzog, stets höflich, freundlich und zuvorkommend, war seinem ganzen Wesen nach das gerade Gegentheil von Stolz; maßvoll in allem und mit ausgeprägtem ästhetischen Sinne, dabei immer mild und versöhnlich, war er so recht dazu gemacht, die Gegensätze zu vermitteln, und darum zu jener Zeit eine wahre Vorsehung für Freiburg. Auch C. v. Schäzler war da, der geistvolle Convertit, stets bereit, das Schwert seiner Dialektik zu schwingen, das blank und scharf war wie vom besten Stahl geschmiedet. Bei dieser Gelegenheit verabredete Stolz mit mir einen Spaziergang für den folgenden Tag.

Zur festgesetzten Stunde holte ich ihn in seiner Wohnung ab. Es war nicht mehr die frühere, in der ich ihn öfter besucht hatte; aber ebenso einfach und anspruchslos, wie jene, so arm, wie sie jetzt kaum ein Student beziehen möchte. Was mir schon bei meinem ersten Besuche besonders aufgefallen war, hatte sich unterdessen nicht geändert, der Mangel einer Bibliothek. Sind wir es doch gewöhnt, beim Besuche eines Professors diesen unter Büchern wie vergraben zu finden, die in unordentlicher Ordnung da übereinander gehäuft sind; zur Rechten und Linken am Boden stehen die gewichtigen Folianten, darüber hin auf Tischen und Stühlen stattliche Octavbände und zuletzt die leichten Producte des Tages, Zeitschriften und Broschüren, so daß wir kaum ein Plätzchen zum Sitzen finden. Ganz anders bei Stolz. Auf mancher Studentenstube hätte man mehr Bücher finden können, als bei ihm, und seinen ganzen Vorrath leicht unter dem Arme fortgetragen. Wer ihn nicht näher kannte und nur aus einzelnen, hingeworfenen

Aeußerungen Schlüsse zog, hätte ihm wohl Verachtung der Wissenschaft zum Vorwurf machen können. So war es aber nicht gemeint. Was Stolz verachtete, ja haßte, das war nicht die echte, hohe, heilige Wissenschaft, sondern ihr Zerrbild, die todte Gelahrtheit, von der schon Sallustius sagt: ‚Parum mihi placent eae literae, quae ad virtutem doctoribus nihil profuerunt.‘ [1] Jene zunftmäßige Wissenschaft verschmähte er, die in geistlosem Pedantismus sich an Formeln hängt, die in einem Ballast von Notizen das Ziel ihres Strebens erkennt, die es bei alledem nie zu einem großen Gedanken, nie zu einer einheitlichen Weltanschauung bringt. Es ist jene Art von Forschung, die den Sinn für das Einfache und nahe Liegende verloren, die schon der ‚Wandsbecker Bote‘ gegeißelt hat, welche an Demokrit erinnert, von dem uns Plutarch [2] ein bezeichnendes Beispiel erzählt. Als dieser Philosoph einmal Feigen aß, die nach Honig schmeckten, fing er an, zu untersuchen, woher doch wohl dieser Geschmack kommen möge. Als nun die Sklavin, die ihn bediente, ihm von ungefähr sagte, sie habe die Feigen in einen Topf gelegt, in dem vorher Honig aufbewahrt war, gerieth Demokrit in Zorn. ‚Du hast mir einen großen Verdruß gemacht,‘ schalt er sie; ‚denn nun ist meine Untersuchung schon zu Ende.‘ Jene Wissenschaft haßte Stolz, die keine Wissenschaft ist, sondern ein gemeinschädlicher Irrthum unter dem Scheine einer fälschlich so genannten Wissenschaft. Mehr als einmal hatte ich Gelegenheit, mit Stolz über wissenschaftliche Werke mich zu unterhalten, die wahrlich Erudition genug auf dem Gebiete der Philosophie und Theologie, der Patristik und selbst der Scholastik enthielten; immer sprach er sich mit der größten Anerkennung darüber aus und empfahl sie sogar. Freilich machte er dann aber auch seinem

[1] Bellum Jugurth. p. 94. Jene Wissenschaften gefallen mir nicht, welche keinen Einfluß auf das Tugendleben üben.

[2] Quaest. conviv. I. 10.

Humor desto lieber Luft, wenn ihm hohler Wortschwall, Eitelkeit und Prahlerei, wichtigthuende Mikrologie in den Weg kam, wobei der Mensch doch innerlich klein bleibt und verkümmert,

si cupidus, si
Vanus et Euganea quantumvis mollior agna [1].

Noch viel weniger konnte er jene Wissenschaft achten, die nichts Höheres kennt, als die ‚sanctissima divitiarum Majestas' [2], und jene Männer der Wissenschaft, welche gehören zu der

Oltracotata schiatta, che s' indraca
Retro a chi fugge, ed a chi mostra il dente
O ver la borsa, com' agnel si placa [3].

Aber man würde sehr mit Unrecht daraus folgern, Stolz habe wenig gelesen. Allerdings ein Bücherwurm war er nicht; doch las er viel, dachte aber noch mehr. Er stand auch in dieser Beziehung im Gegensatz zu den meisten Menschen unserer Zeit, die zu viel lesen und zu wenig denken. Nichts fördert aber mehr die Oberflächlichkeit, die Charakterlosigkeit im Denken und Sein, den Mangel an jeder festen Ueberzeugung und Gesinnung, als die Vielleserei. Wer es nicht versteht, gut zu lesen, dem wird alle Lectüre wenige Früchte bringen. Gut lesen heißt wenig, aber Gutes, und mit Urtheil lesen. Es ist mit dem Lesen, wie mit dem Reisen; nicht die fernen Länder, die wir durchwandert haben, noch die verschiedenen Menschen, mit denen wir verkehrten, bilden an sich uns schon, sondern die Art und Weise, wie wir gesehen, beobachtet, verglichen

---

[1] Juvenal. Sat. VIII. 15.

wenn gierig,
Eitel er, weichlicher ist, als das euganeische Lämmlein.

[2] Juvenal. l. c. I. 114. Hochheilige Majestät des Reichthums.

[3] Div. Commed. Parad. XVI. 115:

Uebermüth'gen Sippschaft, die dem Flieh'nden
Nachzischt und wie ein Lamm sich schmiegt vor einem,
Der ihr den Zahn zeigt oder auch den Beutel.

haben. Wer durch Lesen sich bilden will, der soll nicht bloß, wie ein feinsinniger Schriftsteller einmal gesagt hat, ein Sieb in den Ohren haben, welches das reine Korn einer edlen Sprache durchläßt und die unreinen Wörter ausscheidet; sondern noch viel mehr in seinem Geiste, um nur das aufzunehmen, was bildet, fördert, bereichert. Wie viel Spreu führt nicht unsere Literatur mit sich auf jedem Gebiete! ‚Ut omnium rerum, sic etiam literarum intemperantia laboramus‘ [1], sagt schon Seneca.

Stolz las gern Werke, die seinen Lehrfächern scheinbar fern lagen. Wer seine Schriften und Tagebücher aufmerksam durchgeht, wird leicht die Spuren seiner Lectüre verfolgen können. Es lag dies in der ganzen Richtung seines Wesens; wie er in seinem Thun und Treiben gern die ausgefahrenen Geleise des Alltagslebens mied und lieber Seitenwege einschlug, fern von der großen Heerstraße, so hielt er es auch in der Welt des Geistes. Eben dadurch ist er der als Schriftsteller geworden, wie wir ihn jetzt vor uns sehen, selbständig, eigenartig, ursprünglich durch und durch. Und dies nicht in seiner Darstellung bloß, in Sprache und Ausdruck, sondern vor allem in seinen Gedanken und Anschauungen. Mit Michel Angelo konnte er von sich sagen:

Nè temo invidia o pregio onore o lode,
E vo per vie men calpestate e sole [2].

Und darum ist jenen, die gesucht haben, ihn nachzuahmen, ihr Vorhaben so wenig gelungen; einige Redewendungen, ein Bild, einen Ausdruck haben sie ihm nachgemacht; aber das alles war auch vor Stolz schon da und wird auch nach ihm noch da sein; aber ein Stolz war nur einmal da, und den

---

[1] Ep. 108. Auch in der Literatur wie in allem Uebrigen wissen wir uns nicht mehr zu mäßigen.

[2] Nicht fürcht' ich Neider, nicht such' ich Lob und Ehre,
Mein Weg ist einsam, von Menschen nicht betreten.

ahmt keiner nach. Denn der Gedanke schafft den Stil, Stil und Gedanke sind Zwillingsbrüder, in einem Augenblicke innerer Intuition geboren, wie Minerva lebenswahr und in voller Ursprünglichkeit aus dem Haupt des Denkers in die Wirklichkeit tretend. Und wenn einer alle achtzehn Figuren der Rhetorik am Schnürchen hätte, das alles ist nichts nütze ohne den Geist, so wenig als der Feldherrnstab den schon zum Feldherrn macht, der ihn trägt.

Gerade das hat Stolz verstanden, die Goldkörner zu sammeln aus seiner Lectüre; aber in der Glut seines tiefen, reichen, innigen Gemüthes, in der Flamme des christlichen Glaubens, die über sein ganzes Innere Licht, Liebe, Leben ausgoß, wurden sie in Fluß gebracht und verarbeitet zu jener herrlichen Reihe von Gedanken und Bildern, die sich wie eine kostbare Juwelenkette durch alle seine Werke hindurchziehen. —

So machte ich denn an Stolz' Seite zum erstenmal einen weitern Ausflug in die schöne, an Abwechslung so reiche Umgebung von Freiburg. Noch war letzteres ein kleines Städtchen, noch eilte die Dreisam in offenem Rinnsal durch seine Gassen; noch hatte es keinen Aufschwung zu einer Großstadt genommen; so konnte es einem denn recht wohlig da sein. Dieser erste Ausflug mit Stolz sollte jedoch in anderer Beziehung für mich eine glückliche Folge haben.

Stolz war eine in sich gekehrte Natur mit scharf ausgeprägter Individualität. So erklärt es sich, warum er am liebsten allein ging, und auch seine größeren Reisen zumeist ohne Begleiter machte. Der Natur der Sache nach fand er nur selten jemand, der ihm ganz sympathisch war, oder wenigstens ihn in seinem Sinnen und Denken nicht störte, und darum vollständig sich in sein Wesen hineinfand und fügte. Das letztere muß bei mir der Fall gewesen sein; denn von freien Stücken, ohne alle Einladung, bot er sich am Abend nach unserm Ausfluge an, mich auf meiner Wanderung durch

den Schwarzwald zu begleiten, wofür ich ihm nicht dankbar genug sein konnte. Hatte er doch von Jugend an im Schwarzwalde oder in dessen Nähe gelebt und ihn geliebt, wie kaum ein zweiter; an seiner Seite, so hoffte ich, wird die Reise für Geist und Gemüth ebenso erfrischend wirken, wie für den Körper. Ich hatte mich nicht getäuscht. Ja, am Schlusse derselben sprach er die Hoffnung aus, wieder einmal mit mir zu reisen, dann aber durch die fränkischen Berge, den Spessart und die Rhöne nach Thüringen. Seinen Plan hat er nicht ausgeführt, da bald nachher bedenkliche Gebrechen sich einstellten.

Es war etwas ganz Besonderes, vielleicht rein Persönliches, was mich immer zu Stolz hinzog. Sein Auge, seine hohe, breite Stirne, sein dunkles, etwas gelocktes Haar erinnerten mich gleich zu Anfang an einen Mann, den ich von Jugend auf sehr geliebt hatte. Es war ein so schönes, mildes Auge, aus dem ein tiefes Seelenleben, eine reiche innere Welt sprach. Bei allen Eigenthümlichkeiten seines Charakters, der manchem vielleicht weniger zusagte, wer immer einmal in dieses Auge gesehen, der mußte sich sagen: Hier ist eine Nathanaelsseele, in der kein Falsch ist; diesem kannst du vertrauen, dieser redet Wahrheit, immer nur Wahrheit. Er mag schroff sein und hart, aber er redet Wahrheit. War er doch hart genug zuerst gegen sich selbst, wie jeder weiß, der ihm näher stand, was auch seine Tagebücher verrathen. So hatte ich Stolz lieb und gewann ihn immer lieber von Jahr zu Jahr, bis zu seinem letzten Jahre. Das mußte er gefühlt haben; darum sah er mich gern um sich.

IV.

Gegen Ende August, in früher Morgenstunde, ging es zum Schwabenthor in Freiburg hinaus. Längere Vorbereitungen zur Reise bedurfte es bei Stolz nicht, hatte er doch so wenig

als möglich Bedürfnisse; ein Zimmer, nur mit dem allernothwendigsten Hausrath versehen, genügte ihm zur Wohnung; Vorhänge an den Fenstern, welche die Stube erst gemüthlich machen, hielt er für überflüssigen Luxus und duldete sie auch nicht. Da er kein eigenes Hauswesen hatte, so waren die Bestimmungen für die Zeit seiner Abwesenheit bald getroffen.

Wohin nun die Reise gehen sollte, wußte ich nicht; ich überließ mich ganz seiner Führung; er wird schon seinen Plan haben, dachte ich mir. So schien es ihm auch recht zu sein; ob er aber wirklich einen Plan hatte, daran fing ich doch später an zu zweifeln. Wie ich ihn so oft in Freiburg durch die Straßen gehen sah, so kam er auch heute, mit einem leichten Röckchen angethan, den gewöhnten Cylinder mit bedenklich abgegriffenem Rande auf dem Kopfe; nur einen Sommer-Ueberzieher trug er auf dem Arme, und eine Reisetasche, aber so federleicht, daß ich daraus auf die ungewöhnliche Bedürfnißlosigkeit dieses Mannes auch bei längeren Reisen schließen konnte. Freilich half ihm dabei auch seine Körperconstitution. Einmal waren wir in einem Hochthale des Schwarzwaldes angekommen; ringsum standen die Berge, und wir waren wie in einem Kessel von ihnen eingeschlossen. Es war um die Mittagsstunde, die Luft kochte und brodelte in der Sonnenglut. Eben hatten wir unser einfaches Mahl beendet, da stand Stolz auf und sagte: ‚So, jetzt wollen wir wieder weiter gehen.‘ — ‚Aber‘, entgegnete ich ihm, ‚bei dieser Hitze? wir müssen ja übermäßig schwitzen.‘ — ‚Ach was,‘ antwortete er, ‚schwitzen; ich schwitze nicht, ausgenommen auf dem linken Backen; jetzt ist es mir wohl, man wird doch einmal ordentlich warm.‘ Ich bat ihn, nur noch eine kleine Weile zu warten, bis es etwas kühler geworden sei; doch er war nicht zu bewegen. Er nannte ein einige Stunden entferntes Dorf, das auf unserm Wege lag; dort wollte er auf mich warten. Und mit den Worten: ‚Jetzt ist es mir wohl‘,

ging er fort, immer denselben Schritt, bergauf, bergab, langsam, aber stetig, als ob er in Freiburg einen Spaziergang nach dem Schloßberg machte. Gegen Abend traf ich ihn dann richtig in dem Gasthause des genannten Dorfes; er saß in einem Eck der großen Wirthsstube und hörte aufmerksam, wie es mir schien, dem Gespräch der Bauern am andern Tisch zu. Wirthshausunruhe und Tabaksqualm schienen ihn weniger zu belästigen; desto empfindlicher aber berührte es ihn, wenn die moralische Atmosphäre nicht rein war.

Einmal, es war in einem Orte des Oberlandes, kamen wir noch vor Abend an und gingen in das nächste Gasthaus. Wir wurden in das Zimmer für die ‚Honoratioren' geführt; ich ging hinaus, um Abendessen und Zimmer für die Nacht zu bestellen. Als ich wieder zurückkam, begegnete mir Stolz schon unter der Thüre; er hatte sein Reisetäschchen wieder umhängen, seinen Regenschirm in der Hand und sagte mit einer gewissen Erregung: ‚Hier bleibe ich nicht, hier sind die „Schreiber".' Er hatte unterdessen ein paar liberale Zeitungen aufgestöbert, welche die Beamten des Amtsstädtchens hielten. ‚Aber ich habe ja schon alles bestellt', antwortete ich ihm. — ‚Machen Sie, was Sie wollen,' entgegnete er, ‚bezahlen Sie alles; aber hier bleibe ich nicht.' So gingen wir denn in das andere Gasthaus. Kaum hatte ich mich jedoch etwas in der Herrenstube daselbst umgesehen, so fiel mein Blick auf allerlei Musikalien und Liederbücher, auch eine Guitarre hing an der Wand und ein mächtiges Trinkhorn. ‚Stolz,' sagte ich, mit der Hand an die Wand deutend, ‚wieder Schreiber, vielleicht eine andere Sorte.' Er erwiederte nichts; es gab kein drittes Gasthaus mehr.

Zuerst führte unser Weg durch das Höllenthal nach Hinterzarten und Glashütte, von da am Titisee und Feldberg vorüber nach St. Blasien, sodann das Albthal entlang nach Alpbruck, von wo aus wir uns südlich der Schweiz zuwandten.

An Schaffhausen vorüber gingen wir wieder in nordöstlicher Richtung nach dem Höhgau, sodann über Singen, Engen, Friedingen in das obere Donauthal nach Beuron, wo wenige Jahre vorher die neue Congregation der Benediktiner sich angesiedelt hatte. Hier lebten wir noch einige Tage zusammen, dann trennten wir uns; Stolz ging zu seinem Freunde Zugschwerdt, ich über Sigmaringen nach Friedrichshafen und über den Bodensee in die Schweiz.

Unsere Lebensweise während der Reise war ziemlich geordnet. In der Regel brachten wir schon am Abend vorher unsere Rechnung ins Reine; Stolz griff dabei nur mit der Hand in die Tasche seines Beinkleides, in der er sein Geld hatte, und holte das Nothwendige heraus; einen Beutel hatte er nicht, das war ihm zu umständlich. Manchmal hielt er eine Handvoll mir hin und sagte: ‚Wollen Sie Geld? Ich habe mehr als ich brauche.‘ Wie groß seine Wohlthätigkeit war, hatte ich längst gewußt; nach seinem Tode ist sie mehr bekannt geworden. Die Honorare, welche er von seinem Verleger empfing, waren sehr hoch; denn Stolz forderte viel und schenkte ihm nichts. Desto freigebiger war er dagegen für fromme und mildthätige Zwecke. Früh, sehr frühe erhoben wir uns vom Lager; manchmal war es noch Nacht und die Kirchthüre verschlossen. Da machten wir uns denn alsbald auf den Weg; zuweilen vertrat der Dorfbrunnen die Stelle des Waschbeckens, wenn die Wirthin es am Abend zuvor bereitzustellen vergessen hatte. Daß ich nicht ebenso bedürfnißlos war, wie er, konnte mir Stolz nicht recht verzeihen. Meine Reisetasche, meinte er, sei zu schwer und mit viel zu viel unnützen Dingen beladen; als er meine Bundschuhe sah aus starkem Leder mit Doppelsohlen, spottete er darüber; mein etwas grober Rock von wasserdichtem Tuch gefiel ihm auch nicht, und am allerwenigsten mein Hut, der das gerade Widerspiel zu seinem steifen Cylinder war. Damals fing bereits

die Mode der ‚Bergfexe‘ an, von der Schweiz aus sich auch in die deutschen Gebirge zu verbreiten. Stolz, dem alle Unnatur in tiefster Seele verhaßt war, konnte recht bitter werden, wenn ihm solche Salon-Naturmenschen begegneten, hinter denen nichts stack als eine ganz erbärmliche, bei Männern doppelt erbärmliche Eitelkeit. Diese Gecken, meinte er, hätten sich eigentlich nur für das Atelier des Photographen so hergerichtet; darum sei auch ihr Gebirgscostüm noch so funkelneu. Bei Frauen dieser Art konnte er vollends seinen Unwillen nicht zurückhalten. ‚Alles treiben sie,‘ sagte er, ‚sie schwimmen, sie turnen, sie rauchen, sie laufen Schlittschuh, sie besteigen Berge, sie kegeln, sie fechten sogar — nur was sie treiben sollen, den Beruf einer emsigen, bescheidenen, still waltenden Hausfrau, den kennen sie nicht.‘

Selten gingen wir auf dieser Reise zusammen des Weges. Das eine Mal ging er eine Viertelstunde voraus, und ich folgte; das andere Mal sagte er: ‚Nun gehen Sie voraus, ich komme nach.‘ So gingen wir selbander vorwärts; ein jeder hatte Muße, zu beten und zu meditiren. Zwischen sieben und acht Uhr, je nachdem ein Dorf am Wege lag, nahmen wir das Frühstück, und wieder, nachdem wir eine zweite Strecke stillschweigend weiter gewandert waren, das Mittagsmahl. Jetzt wurden die Zungen gelöst und Fragen jeder Art, zumeist aus dem theologisch-kirchlichen Gebiete, besprochen. Stolz sprach nicht viel und war überhaupt in der Unterhaltung nicht lebhaft; viel häufiger stellte er Fragen, als daß er sich selbst mittheilte; manchmal dachte er über die Antwort, die ihm gegeben wurde, lange nach. Noch weniger hatte er jenen lästigen, alles wissenden, besser wissenden, schulmeisternden, langweilenden, immer nur sich selbst hörenden Docententon, den wir so häufig bei Lehrern finden.

Vieles wurde zwischen uns in diesen Ruhestunden, morgens, mittags und am Abend besprochen. Manchmal schloß

sich unwillkürlich seine Seele auf, es war wie ein Sonnenblick, und ich konnte tief in sie hinein sehen. Das Gebet, dessen Erhabenheit, Nothwendigkeit, beseligende Wirkung er selbst so herrlich geschildert hat, bildete den Kern und Stern seines innern Lebens, und der Segen seines Schriftthums ist sicher aus dieser Quelle geflossen, hat ihm jene Weihe gegeben, jene geheimnißvolle Anziehungskraft, der kaum ein Leser, wessen Glaubens er auch sein mag, auf die Länge widersteht. Er hat eben die Saite im menschlichen Herzen angeschlagen, welche, versteht sie einer zu berühren, mächtig in ihm nachklingt; es ist das Gefühl der Noth des Daseins, die Hoffnung auf Rettung. Das Leben zeigt so viele Widersprüche, Gegensätze, Räthsel; den einen reizen und verbittern sie, den andern drücken sie tief danieder, der dritte sucht im Genusse des Augenblicks sich zu berauschen und zu vergessen, um am andern Tage desto schmerzlicher sein Elend zu empfinden. Im Gebete fühlen wir, wie die Ewigkeit mit ihren Verheißungen und Tröstungen heilend und versöhnend über die tiefen Wunden der Seele sich legt; es wacht auf der Glaube an eine ideale Weltordnung, in der alle Dissonanzen ausgeglichen sind; wie Friedensgeläute klingt es aus der Tiefe unseres Gemüthes herauf, und unser Geist gewinnt eine Ahnung von der großen, beseligenden Harmonie aller Wesen im Himmel und auf Erden, die Gottes Hand dereinst herstellen wird als das Abbild seiner eigenen Wesenheit.

La Rochefoucauld sagt einmal, daß nur wenige Menschen sich gut zu unterhalten verstehen; dies komme daher, weil nur wenige die Kunst verstehen, gut zuzuhören. Auch Goethe spricht sich ähnlich aus. ‚Sich mitzutheilen,‘ sagt er, ‚ist Natur; Mitgetheiltes aufnehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung.‘ Stolz verstand in hohem Grade die Kunst, zu hören. Manchmal konnte man glauben, er sei zerstreut und denke an etwas ganz anderes; aber er hatte genau gehört und beobachtet.

Dieser Gewohnheit, mit scharfem, aufmerksamem Auge in die Welt hineinzublicken, verdanken wir so viele feinsinnige Bemerkungen und treffende, anschauliche Schilderungen, die wir in seinen Schriften lesen; er hatte die Vorgänge, welche er beschreibt, jene des äußern Lebens wie die geheimsten Regungen des Herzens, der Wirklichkeit abgelauscht; darum sind sie so richtig, so wahr, so bezeichnend. Gerade hierauf ruht zu nicht geringem Theil die Frische seiner Schreibweise, das Packende seiner Darstellung, die Anschaulichkeit seiner Beschreibungen, mit einem Worte, seine Popularität; seine Schriften sind ein Spiegel, den er uns vorhält, in dem wir alle uns erkennen, von dem wir alle sagen müssen: Ja, so ist es.

Hierin besteht ja eben das Geheimniß der Popularität, nicht in trivialen Ausdrücken, nicht in bäuerischer Redewendung, nicht in dialektartigen Ausdrücken. Den Grund aller Popularität, das

‚Greif' nur hinein ins volle Menschenleben',

finden wir als den gemeinsamen Grundzug in Stolz' Schriften.

Nur wenige kennen es, kennen den Ideenkreis, in dem das Leben des Volkes sich bewegt, kennen die Anatomie des menschlichen Herzens, dessen tiefste Sehnsucht und bitterstes Wehe, dessen Verlangen nach Frieden und Ungenügen bei allem irdischen Genuß in allen dasselbe ist, mag er König sein oder Taglöhner, gebildet oder ungebildet. Der Ausdruck, die Sprache kommt erst in zweiter Linie; ist sie wahr, klar, natürlich, einfach, dann wird sie immer populär sein. Darum sind Homer und Shakespeare populär, Schiller mit seinem kritisch-ästhetischen Philosophismus nicht; darum ist die Bibel das populärste aller Bücher, ein ‚Strom, in welchem der Elephant schwimmt, und den ein Lamm durchwatet', wie Gregor d. Gr. sagt.

Fast zu gleicher Zeit mit Stolz trat ein anderer Schriftsteller auf, der das Volksleben im Schwarzwald schilderte: Berthold Auerbach. Seine Dorfgeschichten mit pantheistisch-

demokratischer Tendenz waren in den vierziger und fünfziger Jahren Mode geworden; die vornehme Welt, namentlich die Frauen, wurden nachgerade der französischen Romane müde; George Sand, Eugen Sue, die beiden Dumas, Balzac hatten ihre Nerven überreizt. Da kamen denn gerade zur rechten Stunde diese Dorfgeschichten. Wie die reiche Stadtwelt nach einem in aufregenden Genüssen durchlebten Winter das Landleben aufsucht, zur Beruhigung und Umstimmung des krankhaften Nervensystems, so ließ man auch diese Bilder aus dem Schwarzwälder Landleben vor seiner Phantasie vorüberziehen; nach den klingenden Namen der französischen Helden und Heldinnen, der Herzoge und Marquis, eines Consuelo, Spiridion, Leone Leoni, Monte-Christo, Alexis, Wolmar, Tremnor, Horace, einer Lelia, Valentina, Indiana u. s. f. wurden nun die ‚Barfüßele', die ‚Lorle' und andere weniger romantisch klingende Namen salonfähig. Es war dies nur, in anderen Formen und mit anderen Mitteln, eine Wiederholung der Schäferspiele, durch welche der Adel und Hof zu Versailles den Satz Rousseau's: Retournons à la nature! zur Wahrheit machen wollte, um dabei auszuruhen von den rauschenden Festen des französischen Hofes mit seiner lästigen Etiquette. Aber wie es damals nicht Natur noch Wahrheit war, als die unglückliche Königin Marie Antoinette mit dem Hirtenstabe in der Hand ihre buntbebänderten Schäfchen führte, ebenso wenig Natur ist in den Gestalten, die Auerbach auftreten läßt. Wie sollte denn auch ein Jude deutsches Volksleben zu schildern im Stande sein, deutsches Denken, deutsches Fühlen, deutsche Ehrenhaftigkeit, deutsches Pflichtgefühl, der Deutschen christlichen Glauben und ihre Sitte, die nichts anderes ist als ihre ins Leben übergegangene, alle Verhältnisse desselben durchdringende Religion! Wie darum seine Dorfgeschichten einmal Mode wurden, so sind sie auch ebenso bald wieder aus der Mode gekommen; Stolz' Schriften dagegen werden lange noch gelesen

werden, wenn den Namen Auerbach kaum noch eine Literaturgeschichte im Vorübergehen nennt. Stolz ist ein Sohn dieses Volkes, aus seinem eigensten Blute entsprossen, Bein von seinem Bein, der von Jugend auf mit ihm gelebt, gefühlt, für es gearbeitet, gestritten und gelitten, der immerfort das innerste Leben dieser Volksseele belauscht hat, in dem der Herzschlag seines Volkes pulsirt. Darum wird er diesem Volke unvergeßlich sein.

Was Stolz besonders charakterisirt, ist sein Humor. Doch, was ist Humor? Kein Wort ist so unbestimmt und wird darum so häufig und mißbräuchlich angewendet, als dieses. Nichts wird öfter so genannt, und nichts ist seltener als echter, gesunder Humor. Den meisten ist eine Darstellung humoristisch, wenn sie ihre Lachmuskeln reizt; das Komische, das Burleske, Satirische, die Farce, die Caricatur, den ‚Calembourg', alles das nennen sie ohne Unterschied Humor. Der echte Humor entsteht aus der Betrachtung der verkehrten Weltordnung, des Mißverhältnisses der Erscheinungswelt, die uns umgibt, zu dem wahren Wesen der Dinge. Er ist eine Correctur der Empfindsamkeit, weil selbst Ausdruck wahrer, tiefer Empfindung, des Mitleides mit der menschlichen Armseligkeit; der Humorist kann lächeln, und seine Seele weint. Es war Humor, als der Prophet zu den Baalspfaffen, die ihren Götzen anriefen, sagte: ‚Rufet noch lauter zu eurem Gott, vielleicht ist er verreist oder schläft er, daß er wach wird.' Auch dies war Humor, als der hl. Laurentius auf dem Roste zu seinen Peinigern sprach: ‚Nun ist der Braten fertig, nehmet und esset.'

Witz, Sarcasmus, Ironie haben mit dem Herzen nichts gemein; sie sind reine Verstandessache. Darum haben Shakespeare, Cervantes, hie und da auch Dante, selbst die Bibel Humor; Molière, Voltaire, Saphir nur Witz. Humor ist die Eigenschaft großer Menschen, tief empfindender Seelen, und hat zur Folie eine weite, hohe Weltanschauung; Witz ist in

der Regel nur die Mitgabe gemüthsarmer, oberflächlicher, eitler Naturen und hängt sich an das Einzelne und Zufällige; er lebt fast nur vom Wortspiel. Das hat selbst Heine in einer glücklichen Stunde erkannt. ‚Alles wahrhaft Große‘, sagt er, ‚witzelt nicht; das Genie, die Liebe, Wald und Meer sind ernsthaft.‘ Ebendeswegen war er kein Genie und hat nie wahrhaft geliebt. Darum hat der Jude Witz, aber keinen Humor, eben weil er Jude ist und ihm die Tiefe des christlichen Gemüthes mangelt, das sich besonders bei den germanischen Völkern im Humor spiegelt. Zum Humor gehört ein großes Herz, zum Witz nur eine mäßige Dosis leichter Auffassungsgabe und viel Keckheit. Darum finden wir so selten Humor bei den Alten; Juvenal hat nur Satire; Horatius hat Witz, aber keinen Humor, weil er ein Lebemann war ohne ernste Weltanschauung. Bei Lucian ist der Witz nur der Ausdruck einer von allem Höhern entleerten Seele, ähnlich wie in moderner Zeit bei Heine, die Selbstironie des Unglaubens an jedes Ideal, die Phosphorescenz der Fäulniß. Darum ist letzterer der Lieblingsschriftsteller aller Verdorbenen geworden, die jeden Aufschwung der Seele zu verspotten sich gewöhnt haben. Der Humor erscheint nur hie und da, gewissermaßen genöthigt, wenn die Liliputer sich gar so groß dünken und in ihren Ansprüchen kein Maß kennen; aber dann wirkt er wie ein Stein, geschleudert in den Sumpf, worauf der laute Chor der sich aufblähenden Frösche erschrocken schweigt. Der Witzling dagegen sucht den Witz um seiner selbst willen, sinnt immer auf Witze, erzählt seine Witze, macht jedes ernste Gespräch unmöglich durch seine Witze, und ist der erste, der sie belacht. Witz ist das Spiel der Eitelkeit, Humor ist das gerade Widerspiel derselben; denn darum ist er ja Humor, weil er die Erbärmlichkeit alles eitlen Wesens gründlich kennt und verachtet. Herausgefordert durch die Unnatur und Heuchelei der Gesellschaft, macht eine hohe sittliche Natur im Humor sich Luft, der wie

ein Blitz aus gewitterschweren Wolken zuckt und die von faulen Dünsten erfüllte Atmosphäre reinigt. In der Ironie versteckt der Scherz sich hinter den Ernst; der Ironische geht scheinbar auf die Meinung des andern ein, bis zuletzt dieser selbst sich als den Gefoppten erkennt. Der Humor ist das gerade Gegentheil: der hinter dem Scherz versteckte Ernst. Er beruht daher auf einer erhabenen Stimmung, welche in Conflict geräth mit der gemeinen niedrigen Welt. Die Ironie fängt mit ernster Miene an und endigt mit Lachen; beim Humor ist es umgekehrt.

Männer von Humor flößen uns immer Ehrfurcht ein; Witzlinge nichts weniger als dieses. Im Humor liegt eine gewisse Trauer über die Unzulänglichkeit und das Ungenügen alles Irdischen; er ist deswegen mit der Melancholie verwandt, die, was schon Aristoteles bemerkt hat, allen großen Seelen nachzieht, wie den Bergen die Gewitter. Der Humor kann lachen mit der Thräne im Auge; aber er kann nicht kaltblütig das spitzige Stilet des Spottes in das Herz stoßen. Es ist wahr, Stolz konnte zuweilen anscheinend herb und schneidend entgegnen; es kam mir dies jedoch vor wie eine Maske, die er vornahm, um seine innere Bewegung zu verbergen. Ich habe einen Mann gekannt von sehr weichem Gemüthe, so daß er sich vor sich selbst fürchtete. Wenn dieser merkte, daß die innere Rührung ihn übermannen wollte, lachte er und wurde selbst grob, um sie zurückzudrängen. So mag es manchmal auch bei Stolz gewesen sein.

Durch diese falsche Vorstellung von Humor mag es gekommen sein, daß manche Nachahmer von Stolz zu Possenreißern herabsanken: sie wähnten, mit diesen Mitteln ebensolche Erfolge wie Stolz zu erringen. Diesen ist es ergangen, wie jenem Männlein, das eines Tages aus den Bergen des Schwarzwaldes herabgestiegen war und da Stolz begegnete. ‚Wer ist dieser Herr?‘ frug er dessen Begleiter. Als er hörte,

es sei Alban Stolz, der Verfasser der Kalender, sprach er höchst naiv seine Freude aus über das ‚spaßige Zeug‘, das er geschrieben habe, womit man sich zuweilen doch recht gut die Zeit vertreiben könne. Stolz redete kein Wort und ging schweigend seines Weges. Er war ein viel zu sinniges Gemüth, ein viel zu ernster Mensch, als daß er in schalen Witzeleien sich hätte ergehen können. Seine Jugendzeit hatte er unter schweren Kämpfen durchlebt, die Nöthen der Kirche in der Gegenwart hat er tief empfunden und mitgelitten; nie habe ich ihn lachen sehen. Damit soll dem Witz sein Recht nicht genommen werden; er hat dieses, aber nur als Würze des geistigen Mahles. Des attischen Salzes kann man nicht überdrüssig werden, wenn es eben dieses ist, und darum mit weiser Zurückhaltung eingestreut.

Will man in Bezug auf Humor einen aus den deutschen Schriftstellern Stolz an die Seite setzen, so dürfte es Matthias Claudius sein; aber Stolz schreibt natürlicher, weniger gesucht als dieser, sein Stil ist farbenfrischer und der Inhalt reicher und positiver. —

Nach dem Frühstück setzten wir in derselben Weise, wie am Morgen, unsern Weg fort, nur mit dem Unterschiede, daß der, welcher vorher nachgefolgt war, jetzt vorausging, bis wir an den Ort kamen, wo Mittag gehalten wurde. ‚Frau Wirthin, was haben Sie?‘ pflegte Stolz zu fragen; war der Braten nicht frisch, dann verschmähte er ihn. ‚Geben Sie mir Brod und Käse‘; dies zog er jeder Speise, auch der besten, vor, wenn sie nicht frisch bereitet war. ‚Ich mag nichts Aufgewärmtes,‘ fügte er erklärend bei, ‚weder beim Mittagstisch noch in Büchern.‘ Rothen Wein trank er gern; es war eben der Wein seiner Heimat, wo der Affenthaler wächst, den er eifrig gegen den gelobten ‚sauren‘ Markgräfler in Schutz nahm. ‚Rothen Wein‘, sagte er (nicht Rothwein, das sei kein deutsches Wort), ‚kann ich alleweil trinken.‘ In einem Lande,

behauptete er, in dem kein Wein wächst, finde sich nicht leicht poetischer Sinn. ‚Sehen Sie,‘ sagte er mir einmal, ‚wenn so ein Tröpflein Wein im Glase funkelt und glitzert, da ist Poesie.‘ Ich entgegnete ihm, ebenso könne man ja auch sagen: ‚Wie so ein Bier gleich lindem Oel wohlthuend durch die Gurgel läuft!‘ ‚Ach was,‘ antwortete er, ‚mit eurem Bier; darum seid ihr Bayern auch so langsam und schwerfällig.‘ ‚Ja,‘ erwiederte ich ihm lächelnd, ‚langsam sind wir Bayern und bedächtig, aber auch ausdauernd und zähe, nicht so flüchtig und wechselnd wie dort der Rheinsand im badischen Ländchen.‘ Auch machte ich ihn auf das Urtheil von Görres [1] über die Altbayern aufmerksam. Stolz schwieg; zuletzt sagte er: ‚Es mag schon so sein.‘

Als abgesagter Feind der Suppe suchte er mir bei Tisch mehr als einmal seine Ansicht von deren Schädlichkeit beizubringen und in verschiedener Weise zu begründen. ‚Seit ich keine Suppe mehr esse,‘ bemerkte er, ‚bin ich viel gesünder.‘ Ich bemühte mich nicht sehr, seine Gründe zu entkräften, sondern handelte nach der Weisung des Dichters:

Wenn sie die Bewegung läugnen,
Geh' ihnen vor der Nase herum,

aß tüchtig von der verbotenen Frucht und bewies zugleich durch mein Befinden, daß das italienische Sprichwort viel richtiger urtheilt, wenn es der Suppe sieben gute Wirkungen zuschreibt.

---

[1] Ueber die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte, III. Vorl.: Nicht gewandt, aber stark auftretend, nicht behende, aber fest anfassend, erscheinen sie minder beweglich: nicht weil es an innerem Leben fehlt, sondern weil die derb gefügte Masse stärker wohl als bei anderen widerstrebt. Weniger leicht ergreifend, sind sie dafür um so beharrlicher; dauernder Hingebung und fortgesetzter Anstrengung fähig, haftet bei ihnen, was sich nicht so leicht erworben, dafür um so fester, wie ein schwerer Boden, der aber dafür mit um so reicherer, vollerer Ernte lohnt.

Sette cose fa la zuppa:
Cava fame e sete attuta,
Empie il ventre e netta il dente,
Fa dormire, fa smaltire
E fa la guancia arrossire[1].

Später, nach schwerer Krankheit, hat Stolz sich allerdings zur Suppe bekehrt.

Nachmittags gingen wir noch ein paar Stunden weit; dann suchten wir eine Herberge auf. Stolz liebte es, wie in der Literatur, so auch bei Fußreisen Seitenwege einzuschlagen, gleichviel, ob er die Richtung kannte oder nicht; manchmal waren diese sehr schlecht und führten eher weiter um, als daß sie die Entfernung abkürzten. Er schien jedoch zu keiner Müdigkeit zu kommen; sein magerer, dem Aussehen nach schwächlicher, aber abgehärteter Körper, ‚cui labor callum obduxit dolori‘, trotzte allen Strapazen. Gleichmäßig schritt er dahin, etwas weit ausholend, den Kopf nachdenklich zuweilen hin und her wiegend. ‚Das Reisen‘, erklärte er mir öfters, ‚nimmt viele Krankheiten mit hinweg, die in der dicken Stadtluft bereits angefangen haben, sich festzusetzen.‘ Er berief sich dabei auf das Beispiel des damals noch lebenden, hochbetagten Erzbischofs von Freiburg, dessen Begleiter er auf mancher seiner Fußreisen war. Dabei erzählte er ein Vorkommniß, das, soviel ich weiß, weniger bekannt ist. Eines Tages kam der Erzbischof nach Basel; einem Freunde daselbst hatte er den Tag seiner Ankunft und auch das Gasthaus angegeben, in dem er absteigen werde. Dieser geht auch an dem bezeichneten Tage dorthin und fragt nach dem Erzbischof; aber niemand weiß

---

[1] Sieben Geschäfte die Suppe erfüllt:
Den Hunger vertreibt sie, den Durst sie stillt,
Füllet den Magen und reinigt den Zahn,
Macht, daß man schlafen und verdauen kann,
Und färbt mit Gesundheit die Wangen an.

etwas von einem Erzbischof; der Gastwirth forscht alle Kellner aus, einen Erzbischof hat keiner gesehen. Der Freund kommt später noch einmal, fragt wieder; niemand hat einen Erzbischof gesehen. Da sagte endlich der Kellnerlehrling: ‚Ein altes Pfarrherrchen ist heute gekommen.‘ ‚Wo wohnt er?‘ ‚Im vierten Stock.‘ Es war der Erzbischof.

Einmal auf dieser Wanderung fand sich Stolz von seinem Spürsinn verlassen. Es war in der Gegend des Titisees, wo er von der gebahnten Straße abbog und einen Fußpfad einschlug. ‚Ich fürchte,‘ bemerke ich ihm schüchtern, ‚wir kommen aus unserer Richtung.‘ — ‚Ach was,‘ antwortete er, ‚gehen Sie nur mit.‘ Bald stellte sich der Weg sichtbar weniger betreten dar, immer schwerer erkennbar; zuletzt verlor er sich ganz, und wir standen mitten im Sumpf. Jetzt blieb Stolz stehen; nachdem er überall hin ausgespäht hatte und kein anderer Weg sich mehr fand als der Rückweg, sagte er mit unbeschreiblicher Ruhe: ‚Sehen Sie, jetzt haben wir die ganze Melancholie des Schwarzwaldes.‘ Ich wurde nun allerdings ewas melancholisch dabei; nachdem wir eine Zeitlang gerastet hatten, schlugen wir den unvermeidlichen Rückweg ein, und fanden uns endlich, freilich recht ermüdet, wieder zurecht.

Was mir auf dieser Reise zur besondern Befriedigung gereichte, war die Beobachtung, daß Stolz einer der populärsten Männer im Lande war, verehrt von vielen, geachtet von den meisten. Zwar fühlten manche von seinen Worten sich verletzt; aber seine literarische Größe konnten sie doch nicht läugnen. Einmal sagte ich zu einem Gastwirthe in Freiburg: ‚Sie haben einen berühmten Mann hier, Alban Stolz.‘ ‚Ja,‘ antwortete dieser, ‚das ist er schon, wenn er nur nicht gar so gemein würde.‘ Später hörte ich, der Mann sei Freimaurer. Dieser kleine, stille, äußerlich scheinlose Mann, wie wurde er voll Verehrung überall im Lande aufgenommen! Es war rührend zu sehen, mit welcher Sorgfalt man im Posthause im

Höllenthal alles aufbot, was man ihm an den Augen absehen konnte, wie in den einsamsten Dörfchen des Schwarzwaldes man halb neugierig, halb ehrfurchtsvoll ihn betrachtete. Damals schon hatte er über ein Jahrzehnt gelehrt, viele Geistliche der Erzdiöcese und aus der Schweiz waren seine Schüler gewesen; mit herzlicher Freude nahmen diese überall ihn auf, und man konnte es aus ihren Gesprächen herausfühlen, wie wohl es ihnen war, als sie wieder Worte aus dem Munde des geliebten Lehrers hören konnten.

Viele und ernste Dinge wurden auf dieser Reise besprochen; in der Regel, wie ich schon erwähnt habe, stellte Stolz Fragen und knüpfte seine kurzen, aber immer treffenden, oft originellen Bemerkungen an meine Antwort. In seinen Tagebüchern, die später unter den Namen ‚Witterungen der Seele', ‚Wilder Honig', ‚Dürre Kräuter' veröffentlicht wurden, habe ich viele Anklänge gefunden an so manches, was damals und später besprochen wurde. Stolz war eine innerliche Natur; darum lag ihm nichts so sehr am Herzen, als die Pflege des innern Lebens in den Candidaten des Priesteramtes. Da die Diöcese, der ich angehöre, von dem eisigen Hauch der Aufklärungsperiode nur ganz kurz und auch da bloß auf der Oberfläche war berührt worden, und schon in den zwanziger Jahren durch das Verdienst des Vorstandes des Priesterseminars, Dr. F. G. Benkert, das kirchliche Leben einen Aufschwung genommen hatte, der auch nicht mehr unterbrochen wurde, so bewegte sich unser Gespräch vielfach um die Methode der Priesterbildung. Die Festigkeit und Lebendigkeit des Glaubens, die Liebe zur Kirche, die Hochschätzung ihres Berufes, die Nothwendigkeit und Uebung des Gebetes, meinte er, müsse besonders betont werden, ebenso jene der Betrachtung. Aber wie die jungen Leute hier einführen? Ich bemerkte ihm, daß ich diese und ähnliche Punkte häufig selbst in meinen Vorlesungen vor ihnen bespreche, daß ich sie aber

in der ersten Zeit nach Beginn des theologischen Studiums mit dem theologischen zugleich von einem allgemein menschlichen, philosophischen Standpunkte aus betrachten lehre, um so an ihren Ideenkreis anzuknüpfen, ihn allmählich zu erweitern und die Grundsätze des katholischen Glaubens und Lebens wie ein Edelreis in ihr Herz zu pflanzen, das mit dem von der Natur Gegebenen aufs innigste sich vermählen soll; denn es seien ja die großen Wahrheiten des christlichen Glaubens und Lebens nicht ein der Natur Entgegengesetztes oder Widerstrebendes, sondern eine Läuterung, Klärung, Ergänzung, Erhebung des natürlichen Gottesbewußtseins und Ethos in die Sphäre des Uebernatürlichen. ‚Ich halte dies für um so nothwendiger,‘ bemerkte ich weiter, ‚weil es ja nicht lauter unbefangene, vom Gift des Zweifels unberührte Gemüther sind, in denen der glückliche Friede des Glaubens noch nicht getrübt worden ist. In gar manchen von ihnen ist die Seele zwiespältig geworden, nach verschiedenen Richtungen hin und her geworfen; sie hören Worte des Lügengeistes, der Tag für Tag sich an sie herandrängt und mit süßer Rede von Geistesfreiheit und göttergleicher Erkenntniß lockt; aber auch die Stimme von oben ist in ihnen noch nicht erstorben. Diese wollen, daß wir ihnen helfen, die Spaltung in ihrem Innern aufzuheben, die Wunde zu heilen, die sie in sich tragen, durch die Macht der Wahrheit ihre Fesseln sprengen, einen starken, sichern, unerschütterlichen Glauben wieder in ihnen begründen und ihnen dadurch die Freudigkeit und Hoffnung ihrer Jugend wieder bringen.‘

Das fand er gerechtfertigt; denn der Mensch könne mit der Gnade bald zum übernatürlichen Leben gelangen, wenn er nur dem Drange seiner bessern Natur folge, die nach Gott und Erlösung sich sehnt.

Aber bei aller kirchlichen Entschiedenheit wollte Stolz die Freiheit des Geistes gewahrt wissen; die Individualität

solle Raum haben, sich zu entfalten, allerdings innerhalb der Regel und des Gesetzes; alles Mechanische, Schablonenmäßige, Aeußerliche, Uniformiren sei vom Uebel. Die Knaben- und Mädcheninstitute nannte er wegen dieses so häufig erscheinenden Mißstandes ‚Erziehungsfabriken‘, wo man glaubt, die Menschen in dieselbe Form gießen zu können, wie der Töpfer den Thon nach dem nämlichen Modell bildet; je größer die Begabung, desto ausgeprägter sei ja auch die Individualität. Der sei ein schlechter Arzt, bemerkte er einmal, der jede Krankheit in der gleichen Weise behandle, ohne zu individualisiren; auch die Erziehungskunst sei eine Heilkunst für die kranke Menschheit. Seminarien könnten und sollten keine fertigen Menschen schaffen; aber anregen, anleiten zur Selbsterziehung und gewöhnen an treue Pflichterfüllung sollten sie, was dann die Aufgabe des ganzen Lebens werden müsse. Darum sei die Erziehung von Priestern, die einmal, ganz auf sich selbst gestellt, in der Welt leben, wirken, kämpfen sollen, eine verschiedene von jener der Ordensleute, von denen der einzelne hinter den schützenden Mauern des Klosters und unter der steten Leitung der Vorgesetzten weniger selbständig hervorzutreten habe. Hier könnten auch schwache Naturen vortrefflich sich entwickeln, während sie vereinsamt in der Welt vielleicht untergehen würden. Nicht das Abgeschlossensein von der Welt sei darum das Wesentliche bei der Erziehung von Priesteramtscandidaten, sondern alles komme auf den Geist an, der in einem solchen Hause herrsche. Ist es der Geist Gottes, dann würde er auch ihrem Geiste große Ideen, ihrer Seele idealen Schwung, ihrem Gewissen das Gefühl der Pflicht, ihrem Willen mächtige Impulse verleihen, was sie aufrechthalte mitten in dem Andrange der Welt. Einsamkeit, Absonderung von der Welt sei dafür allerdings eine nothwendige Bedingung, damit das innere Leben, nicht gestört durch den lauten Lärm des Tages, zur Entfaltung kommen könne.

Hieraus erklären sich manche Aeußerungen starken Tadels, besonders gewisser Sitten und Gewohnheiten im französischen Clerus, die sich namentlich in seinen früheren Schriften finden, die zu hart, jedenfalls nicht immer gerecht waren. Stolz' Art und Weise, zu denken und zu sein, war eben der gerade Gegensatz zu dem französischen Charakter. Durch und durch deutsch, wurde es ihm schwer, in diesen sich hineinzufinden, ihn zu verstehen und darum auch so manches sich zu erklären und zu entschuldigen. Der Franzose legt in allem großen Werth auf die Form, Stolz vernachlässigte sie, manchmal absichtlich; dieser hält sich fern von den Laien, Stolz hatte gern Umgang mit Laien; dieser liebt klingende Perioden, geistreiche Wendungen und Pathos, Stolz wollte seine Gedanken in die einfachste Rede kleiden; dieser betont stark die Nationalität, Stolz war nichts so sehr zuwider als die moderne Nationalitätsmanie; dieser freut sich an Glanz und Prunk und Uniform, Stolz liebte die Einfachheit bis zum Uebermaß und sah in allem Uniformwesen, in dem geistlichen so gut wie in dem weltlichen, nur eitle Spielerei. Doch wurde er später in dieser Beziehung milder und hörte mir ohne Widerrede zu, wenn ich die unläugbaren Vorzüge und Verdienste des französischen Clerus hervorhob.

Ich habe schon bemerkt, daß Stolz' Schreibweise keine Spur des Gesuchten, Gemachten an sich trägt. Hätte er es auch nicht durch Erfahrung gewußt, daß das Einfache und Natürliche immer die größte Wirkung übt und bleibend die Gemüther fesselt, so hätte doch seine klare, ganz wahre Natur ihn gedrängt, so und nicht anders seine Gedanken darzustellen. Auch das hatte er wohl erkannt, daß in einem einfachen und natürlichen Stil die höchste Kunst der Prosa besteht, die nur durch viele Arbeit, lange Uebung, stete Selbstüberwachung errungen wird. Wenn der Leser glaubt, gerade so und nicht anders hätte auch er geschrieben, wenn die Worte wie klare

Perlen von den Lippen fallen, wenn keine Spur der Mühe mehr sichtbar ist, welche die Arbeit gekostet hat, dann erst hat der Schriftsteller sich als Meister der Sprache bewährt. ‚Gerade so hätte ich dies auch geschrieben‘, hat einer einmal Wieland gegenüber bemerkt. ‚Eben darum hat es mich auch so viel Arbeit gekostet‘, soll dieser entgegnet haben. Oftmals, in früheren wie in späteren Jahren, war ich Zeuge, wie Stolz arbeitete. Auf unserer Fahrt durch den Schwarzwald arbeitete er immerfort; von Zeit zu Zeit, wenn ein schattiger Baum zum Rasten einlud, ließen wir uns nieder; Stolz nahm sein Manuscript heraus und las vor. Jeder Satz, jedes Wort wurde sorgfältig erwogen und geprüft. Stolz übte stets eine strenge Kritik an sich selbst; er war unermüdet im Sichten, Feilen, Bessern. Mit vollem Rechte konnte auch er sagen:

Quum relego, scripsisse pudet, quia plurima cerno,
Me quoque, qui feci, judice digna lini [1].

So sind seine Schriften, namentlich seine Kalender, entstanden, und deswegen sind sie ein Gemeingut geworden des deutschen Volkes, an dem die Einfältigen sich nähren und die Geistesstarken sich erfreuen. Möchten darum jene, die ihn nachahmen wollen, ihn zu ihrem Vorbilde nehmen in dieser seiner Achtung vor dem Leser, in seinem unausgesetzten Streben, unserer deutschen Sprache in ihrer ganzen Kraft, Tiefe, Schönheit mächtig zu werden. Ohnehin ist für unsere deutsche Literatur gerade jetzt eine bedenkliche Krisis eingetreten. Das Wahre, Klare, Einfache, Natürliche und eben darum Treffende zur Bezeichnung der Dinge und Gedanken scheint nicht mehr auszureichen. Man sucht das Pikante, Unnatürliche, Zerfahrene und nennt es geistreich; eine rohe, pöbelhafte Sprache hält man für Geradheit

---

[1] Ovid. ex Pont. Ep. II. 6.

Lese ich's wieder, so schäme ich mich, weil vieles ich finde,
Was mir verwerflich jetzt dünkt, das doch selber ich schrieb.

und Entschiedenheit. Für Wohllaut der Rede, Reinheit der Diction, den Rhythmus der Prosa, Adel in Auffassung und Darstellung haben nur die wenigsten noch ein Verständniß. Zu unserer Beschämung müssen wir gestehen, die Männer zu Anfang dieses Jahrhunderts, nicht bloß ein Goethe, Winckelmann, Görres, Möhler, haben besser geschrieben, als selbst die Besseren unserer Generation. Das Wort Goethe's, daß man mit der deutschen Sprache niemals fertig wird, sondern immer an ihr schmieden und hämmern muß, scheinen wir ganz vergessen zu haben. Wir haben zu wenig Ehrfurcht vor der Würde und Macht der Sprache. Genaues Durcharbeiten, sorgfältige Wahl des Ausdrucks, Ebenmaß zwischen Inhalt und Form, Streichen alles Unnöthigen, alles nichtssagenden Beiwerkes, streng logische Entwicklung, weder affectirter Tiefsinn noch langweilende Breite — das ist, was einem Buche bleibenden Werth verleiht. Albernes Vornehmthun, Mangel an klarem Denken, das sich in allgemeinen, unbestimmten, klingenden und doch nichtssagenden Redensarten bewegt, die Hast der literarischen Arbeit, die den Stoff weder logisch noch künstlerisch ordnet, die nur Werke des Augenblicks schafft, aber durch die scheinbare Ueberlegenheit zu wirken sucht, welche namentlich Fremdwörter der Sprache vor Halbgebildeten verleihen, die Gedankenlosigkeit, welche abgenützte Wendungen, Gleichnisse und Bilder wie abgegriffene Münzen gebraucht, ohne sich ihrer ursprünglichen Bedeutung bewußt zu werden, oder durch neue Redensarten wichtig thut, alles das ist Ursache, daß wir die Einfachheit und Reinheit der Rede bei so vielen vermissen. Gerade hierin aber besteht ihre Wahrheit und Kraft. Wer denkt da nicht an Seneca's Wort: Ubicunque videris orationem corruptam placere, ibi mores quoque a recto descivisse non est dubium [1]. Ein wahrhaft gebildeter Mensch

[1] Ep. 114. Wo ein verdorbener Stil gefällt, da sind ohne Zweifel auch die Sitten entartet.

wird verletzt durch rohe Sitte; denn diese ist die Form des Lebens; Sprache und Stil sind das Leben des innern Menschen.

Daß durch die Forderung, stets und unermüdet die Feile an unsere Arbeit anzulegen, einer gesuchten, gemachten, von Eitelkeit und Mangel an wahrer Empfindung zeugenden Stilübung nicht das Wort geredet werden soll, braucht nicht ausdrücklich bemerkt zu werden. Wahrheit und Klarheit sind die Grundbedingungen einer guten Schreibart; daran erkennen wir den gereiften Mann, während Knaben und hie und da auch Greise in gekünstelten Perioden sich selbstgefällig spiegeln.

Außer dem Reichthum von Gedanken, der Schönheit und Volksthümlichkeit der Sprache beurkunden Stolz' Schriften eine scharfe Beobachtungsgabe, namentlich seine Reisebeschreibungen. Er brauchte nicht jahrelang in einem Lande zu weilen, um eine Fülle von Anschauungen zu sammeln. Wer das Segment eines Kreises kennt, kennt den ganzen Kreis. Einmal, als er von seinen Reisen in fremde Länder erzählte, kam die Rede auch auf Spanien. ‚Wie lange sind Sie denn eigentlich in Spanien gewesen?‘ frug ich ihn. ‚Ich will es Ihnen gestehen,‘ antwortete er, ‚drei Wochen.‘ ‚Aber,‘ erwiederte ich, ‚wie konnten Sie denn ein ganzes Buch über Spanien schreiben?‘ ‚Die Hauptsache darin ist die Sauce, die ich dazu gethan‘, entgegnete er. Diese ‚Sauce‘ ist nun allerdings sehr würzig und hat darum seinem Buche einen Leserkreis verschafft, wie ihn die eingehendsten Schilderungen anderer von Land und Leuten in Spanien nicht gewonnen haben. Nur ein Stolz konnte solches wagen; er hatte eben die seltene Gabe, gleich einem kundigen Genremaler, allem, auch dem Kleinsten und Geringsten, das er besprach, Stellung, Licht, Farbe, Bedeutung zu verleihen, so daß das Interesse des Lesers nie ermüdet.

Doch das alles, scharfe Beobachtungsgabe, Schönheit der Sprache, Reichthum und Frische der Bilder ist anderen auch

gegeben. Bei Stolz finden wir, was ihm ganz eigenthümlich angehört, uns so wundersam ergreift und anmuthet; es sind die Laute eines starken, warmen Naturgefühls, unmittelbar vor aller Reflexion hervorquellend aus tiefstem Naturgrunde, eine mächtige Natursympathie. An manchen Stellen seiner Schriften ist es uns, als klängen alle Stimmen dieser sichtbaren Schöpfung wie ein harmonisches Festgeläute zusammen und hallten in seiner Seele wieder, die, feiner organisirt als die unsere, diese geheimnißvollen Rufe vernimmt und deutet. Manchmal erinnert er an Leopold Schefer, manchmal an Adalbert Stifter, manchmal an Emmanuel Geibel.

Der Mond kommt still gegangen
Mit seinem gold'nen Schein.
Da schläft in holdem Prangen
Die müde Erde ein.

Im Traum die Wipfel weben,
Die Quellen rauschen sacht;
Singende Engel durchschweben
Die blaue Sternennacht.

Aber er steht höher als diese; er ist nicht pantheistisch, wie Schefer, unmittelbarer als Stifter, tiefer als Geibel. Bei ihm wird all dieses Singen und Klingen der Natursymphonie ein großes Dank- und Jubellied, das Tag und Nacht durch die unermeßlichen Räume der Schöpfung zu Gott aufsteigt.

Es ist keine Frage, daß bei dieser eigenthümlichen Seelenstimmung und seinem sensitiven Wesen Stolz es ganz besonders seinem katholischen Glauben und der Zucht des priesterlichen Lebens zu danken hat, daß er nicht einer krankhaften, pantheistischen Naturschwärmerei verfiel. Wer seine Tagebücher aufmerksam gelesen, der weiß, wie mächtig die Mittagsglut und der Sturmwind, die glitzernden Sterne am Nachthimmel und das brausende Meer ein Auf- und Abwogen und Ueberwallen von Empfindungen in ihm hervorriefen. Eben darum hätte

ich die Herausgabe derselben, so, wie sie jetzt vorliegen, nicht gewünscht; ‚gustata magis, quam potata‘, wie Cicero von den Schriften der Stoiker sagt, eine Auswahl aus denselben hätte man geben sollen, aber nicht das Ganze. Man muß nicht alles aufschreiben, hat einmal der selige Bischof Nikolaus von Speier zu mir gesagt, was einem durch den Kopf geht; hat man es aber doch geschrieben, so soll man es nicht leicht veröffentlichen. Deswegen kann ich mich nicht überzeugen, daß Stolz' Freunde gut gethan, als sie ihm zur Herausgabe derselben riethen. Er selbst hatte auch das Bedenkliche ihrer Veröffentlichung gefühlt und darum im Vorwort zur zweiten Auflage sich zu rechtfertigen gesucht. Ich beklage es schon deswegen, weil das Beispiel eines solchen Mannes geeignet ist, auch in dieser Beziehung zur Nachahmung zu reizen; ein solches in sich Hineingrübeln kann für schwächere Naturen von den verderblichsten Folgen werden; bei anderen wird es nicht selten Anlaß zu Selbsttäuschung und Selbstverherrlichung. Die Selbstanklagen ihres Verfassers haben manche verleitet, sich eine ganz falsche Vorstellung von seinem Seelenzustande zu bilden; sie haben eben nicht bedacht, daß, je weiter ein Mensch in der sittlichen Vollkommenheit fortschreitet, desto zarter sein Gewissen wird, desto größer die Anforderungen, die er an sich selbst stellt, desto bitterer die Vorwürfe, desto schwerer seine Schuld ihm erscheint. Haben ja doch Heilige, deren Leben eine Kette von Bußübungen war, sich als die größten Sünder angeklagt und geseufzt über ihre Trägheit im Dienste des Herrn. Die Welt gleicht eben einem Garten in kaltem, nordischem Klima; nur unter sorgfältiger Pflege entwickeln sich die Keime des Guten, und viele kommen nicht zur Reife; darum klagen wir. Je länger wir daher im Lichte des Glaubens unsere Aufgabe betrachten, je klarer dieses selbst in uns leuchtet, desto tiefer und schmerzlicher empfinden wir unsere sittliche Unvollkommenheit, desto härter unsere Selbstanklagen. Nur der ganz

dumme und ganz oberflächliche Mensch ist immer zufrieden mit sich selbst.

Andere sahen hierin ein Sich-selbst-bespiegeln, das nicht frei von Eitelkeit sei; wieder andere klagten ihn des Stolzes an, weil er hie und da von seinen Arbeiten spricht und sich des glücklichen Erfolges seiner Mühen freut.

Warum sollte dies Stolz sein? Demuth, sagt die hl. Theresia, ist Wahrheit. Sollte denn ein Mann, der in so weiten Kreise hinausgewirkt hat, dessen Auge offen war, um die Fehler zu sehen, die er begangen, die Schwächen, die er noch nicht überwunden, die Hunderttausende von Exemplaren seiner Schriften, in der ganzen Welt zerstreut, nicht auch sehen, an den Dankesbriefen, die ihm darum geworden, sich nicht freuen dürfen? Das wäre Unnatur und Heuchelei. Wenn mit Dank zu Gott er anerkennt, was er geleistet, mit Furcht und Zittern fortarbeitet, im Hinblick auf die eigene Schwäche, aber immer wieder sich selbst aufrichtend und ermuthigend im Vertrauen auf Gottes Beistand und im Bewußtsein, daß dies der von der Vorsehung ihm bestimmte Beruf ist, wer darf ihn darum anklagen? Es gibt auch eine falsche Demuth; man spricht zwar nicht selbst von sich, läßt sich aber desto mehr von anderen loben. Diese hochmüthige Demuth, die viele Worte der Anklage hat gegen sich, aber wie eine getretene Viper ihr Gift ausspritzt, wenn auch nur ein leiser Tadel sie trifft, diese suchen wir bei Stolz vergebens. ‚Die wahre Demuth‘, sagt Thomas von Aquin, ‚besteht darin, daß der Mensch seine Mängel erkennt und sich nicht erhebt; das aber ist keine Demuth, sondern Undankbarkeit gegen Gott, wenn einer die Güter verachtet, die Gott ihm geschenkt hat.‘ [1] Alle wahrhaft großen Männer waren auch wahrhaft demüthig; denn sie verhehlten sich nicht die Unzulänglichkeit ihrer Leistungen gegenüber dem Ideale,

---

[1] Summ. II. II. q. 35. art. 1 ad 3.

dem sie nachstrebten, während die Localgrößen den Teich, in dem das Schifflein ihres Lebens schwimmt, für das Weltmeer halten. Jene haben aber doch dabei erkannt das Pfund, das Gott ihnen gegeben; denn ohne diese Erkenntniß wäre es ja überhaupt zu keiner Leistung gekommen. ‚Sie müssen Gott Rechenschaft geben,‘ schrieb einmal der hl. Franz von Sales einem Freunde, ‚wenn Sie das Talent, zu schreiben, vergraben, das Gott Ihnen gegeben hat.‘ So mochte Stolz über sich und seinen Beruf geurtheilt haben.

V.

Eine große, heilige, unbegrenzte Liebe zur Kirche wohnte in ihm; darum schmerzte es ihn tief, wenn er der Verwüstungen gedachte, welche die Säcularisation im Bunde mit der Aufklärung über Deutschland und über sein engeres Vaterland insbesondere gebracht hat. Eines Abends näherten wir uns der ehemaligen großen und berühmten Abtei St. Blasien. J. Bader hat ihre Geschichte geschrieben, die einen beträchtlichen Theil der Geschichte des Schwarzwaldes in sich schließt; auch über die traurigen Vorgänge bei ihrer Aufhebung haben wir ausführliche Berichte. Gegenwärtig ist in diesen Räumen eine große Spinnerei. Schon in einiger Entfernung vernahmen wir das Schnurren und Sausen der Räder und Spindeln, das wie ein greller Mißton die Abendstille störte in diesem freundlichen Thale. Mit einemmale blieb Stolz stehen und sagte: ‚Hören Sie's?‘ — ‚Ja.‘ — ‚Das ist der Teufel; wo die Mönche einst beteten, da hört man nur noch die Flüche der Arbeiter; statt dem lebendigen Gott wird nun dem Mammon geopfert.‘ Stolz mochte manche Erfahrungen gemacht haben und das Verderben kennen, das eine Fabrikbevölkerung auf dem Lande verbreitet; deswegen waren seine Worte so bitter. So viele Gotteshäuser sah er entweiht, so viele Stätten des Gebetes zerstört, so viele Stiftungen frommer Ahnen, an

denen die Jahrhunderte voll Ehrfurcht vorübergegangen waren, Asyle des religiösen Lebens, die ihren Segen weithin ausgegossen über die Gegend, als wären es gemeinverderbliche Landschäden, mit der Wurzel ausgerottet. Die profanirten Gotteshäuser waren das Bild des Zustandes, in welchen man die heilige katholische Kirche selbst in den deutschen Landen vielfach versetzt hatte. Sie boten den Anblick von Ruinen; der Chor verödet, die Altäre ausgeraubt, die Steinplatten im Schiffe zerschlagen, mit feuchtem Moos und Gras bedeckt; der Sturm heulte um das morsche Dach, der Regen drang von allen Seiten hindurch; das Blei der Kuppel wurde zu Kugeln verwendet, die Glocken in Kanonen umgeschmolzen; die Nebengebäude in Kasernen, Scheunen, Ställe verwandelt, wenn man es nicht vorzog, das Vieh gleich in der Kirche selbst unterzubringen. Die Ordenshäuser, die Pflegstätten eines höhern Lebens und die Zuflucht so vieler Armen, geistig und leiblich Bresthaften, waren gänzlich vernichtet; eine seichte, platte Moral wurde vielenorts an Stelle der großen, heiligen Mysterien des Glaubens von der Kanzel aus verkündet, die erhabene Feier, mit welcher einst die katholische Kirche in majestätischen Münstern ihre Feste beging, wurde dem heranwachsenden Geschlechte mehr und mehr fremd. So siechte das katholische Leben dahin, da die Quellen, aus denen es seine Kraft schöpfte, vielfach verschüttet waren, die Priester, welche noch bessere Tage gesehen hatten, immer weniger wurden, geist- und ideenlose Männer dagegen die katholische Theologie und Kirche in ihrem Sinne zu erneuern sich anschickten. Es lag wie ein Bann auf seinem Volke und das Wort schien verloren gegangen zu sein, das ihn allein lösen konnte.

So war es lange Zeit; Stolz selbst hatte noch unter dieser geistlichen Noth und Verkümmerung gelitten. Wollen wir es ihm verargen, wenn er so oft und so schwere Inzicht erhob gegen jene, durch welche diese Calamität über das Volk ge-

kommen ist? Hat doch die Gerechtigkeit in der Geschichte bereits ihres Amtes gewaltet; das ungerechte Gut ist denen, die so gierig zugegriffen hatten, bald zum Fluche geworden; die Hand, welche das geheiligte Erbe Gottes und der Kirche angetastet, hat eben dadurch auch den Stein hinweggenommen, welcher die Gewässer des Abgrundes verschlossen hatte. In verheerenden Strömen haben diese sich nun über das Land hin ergossen und unterwühlen die Fundamente, auf denen der ganze Bau der Gesellschaft ruht.

Auch die Bedeutung des Ordensstandes wußte Stolz wohl zu würdigen. Es ist ja doch immer so gewesen; wo die Katholischen sich ihres Wesens und ihrer Aufgabe wieder bewußt werden, da fangen auch die Keime des Ordenslebens an, nach langer, winterlicher Kälte und Erstarrung sich wieder zu regen. Stolz selbst hatte wohl schwerlich den Beruf zu diesem Stande; er war wie ein Waldvogel, der seinen eigenen wilden, aber schönen Schlag hat; zum Chore der anderen hätte er nicht wohl gestimmt. Und wenn die Zeit da war, dann regte sich bei ihm, wie bei dem Zugvogel, der Wandertrieb und führte ihn hinaus über Berg und Thal. Stolz hat auf Reisen vielleicht ebenso viel gelernt, wie aus Büchern, und so war ihm das Reisen ein unabweisbares Bedürfniß geworden für seine geistige und geistliche Entwicklung. Außerdem neigte er in ganz besonderer Weise zur Einsamkeit; das gemeinsame Leben im Kloster wäre ihm bei seiner ausgeprägten Individualität doch schwer geworden. Männer wie Stolz sind nicht für ein Zusammengehen mit vielen anderen, sondern für einsames, selbständiges Leben bestimmt, das aber doch in weite Kreise hinaus anregend, bildend, schaffend wirkt.

VI.

Ein mehrtägiger Aufenthalt zu Beuron im obern Donauthale bildete den Schluß unserer Wanderung. Hier hatten

sich einige Jahre vorher Benediktiner niedergelassen; niemand aber hätte hoffen können, daß aus so schwachen Anfängen eine so große und segensreiche Congregation herauswachsen sollte. Nur vier Priester mit einigen Laienbrüdern bildeten den Convent, und auch in ihrer baulichen Einrichtung war die Ansiedlung noch lange nicht vollendet. Schon damals hatten sie der Pflege des liturgischen Gesanges ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet; wundersam ergreifend drangen bei unserer Abreise die Klänge des Chorals noch in weite Ferne hinaus durch den herbstlichen Nebel. Hier verstand man den Sinn, die Bedeutung, die Aufgabe des kirchlichen Gesanges, weil man in den Geist der Kirche eindrang; daher diese Ruhe und Maßhaltung, diese Klarheit und Reinheit des Vortrages, wo der Ton, ganz im Dienste des Gedankens stehend und in ernstem Rhythmus sich fortbewegend, die Andacht trägt, bis er in freudiger Erregung aufjubelt und wie die Lerche am Frühlingsmorgen sich zum Himmel hebt, oder in ernsten, langgezogenen Noten ausklingt.

Stolz war kein Freund des Chorals; er war ihm ein ‚zäher, lederner Gesang‘. Auch die Bestrebungen der Cäcilienvereine konnten seine Sympathien nicht gewinnen; dagegen fand er sich, wie er sagte, zur Andacht angeregt, wenn Pauken und Trompeten von der Orgel herab recht kräftig zusammenwirkten. In Beuron schien jedoch der Gesang auf ihn einigen Eindruck gemacht zu haben; vielleicht war sein Urtheil nur darum so hart, weil er vorher noch nie Gelegenheit hatte, einen correct vorgetragenen, liturgischen Gesang zu hören; artet er doch, außer in Abteien und Kathedralen, so leicht in handwerksmäßige Routine aus. Stolz freute sich dieser neuen Schöpfung zu Beuron, wie ein Wanderer, der nach langer Reise im Wüstensand eine Palme erblickt; sie erschien ihm der Ausdruck und das sichtbare Unterpfand, daß nun bessere Tage gekommen seien. Damals ahnten wir ja nicht, wie bald der

eisige Sturm vom Norden her sie in ihrem schönsten Aufblühen entblättern würde.

Zu jener Zeit lebte eine große Wohlthäterin des Klosters, die Fürstin Katharina von Hohenzollern, in Beuron. Stolz, der ihr nicht unbekannt war, stattete ihr seinen Besuch ab; bei seiner Rückkehr sagte er: ‚Die Frau Fürstin möchte am Sonntage eine Predigt von uns hören, einer von uns muß demnach predigen.‘ ‚Ich bin anderer Ansicht,‘ entgegnete ich; ‚die Frau Fürstin will Sie hören; an mich hat sie sicher gar nicht gedacht.‘

Stolz war kein glänzender Prediger; die Gabe der Rede war ihm nicht geworden. Sein Organ war nicht stark genug, weder rein noch wohlklingend; auch hatte er in seinem Vortrage dialektartige Anklänge. Dazu kam, daß sein Gedächtniß ihm nicht treu war, er hatte Mühe, eine freie Rede zu halten. Hatte er doch selbst einmal das schlechte Gedächtniß verglichen mit einem ‚Kübel, der rinnt‘, ähnlich wie Terentius:

Plenus rimarum sum, hac atque illac perfluo.

Und doch ist für den Redner das Gedächtniß von so großer Bedeutung. Massillon soll einmal auf die Frage, welche von seinen Predigten er für die beste halte, geantwortet haben: ‚Jene, welche ich am besten gelernt hatte.‘ In der That, nur wenn das Gedächtniß uns die Ideen zugleich mit dem Ausdruck rasch, leicht, vollständig zu Gebote stellt, sind wir im Stande, gut zu sprechen; im entgegengesetzten Falle fühlen wir uns immer unsicher und gehemmt, was nothwendig auf Ton, Haltung und den gesammten Vortrag zurückwirken muß. ‚Memoria‘, sagt deswegen der römische Redner [1] mit Recht, ‚omnem vitae usum omnesque artes una maxime continet.‘ Hier hörte ich zum ersten und letzten Male Stolz predigen.

---

[1] Quaest. Academ. IV. 7. Das Gedächtniß ist für alle Verhältnisse des Lebens und schönen Künste besonders nothwendig.

Er sprach ruhig, sehr ruhig, ohne bemerkbaren Wechsel in Vortrag und Betonung; fast monoton war seine Stimme, auch seine äußere Haltung gelassen und sehr wenig bewegt. Ich saß in seiner nächsten Nähe, und sah unverwandten Blickes zu ihm hinauf. Sein geistvolles Angesicht erschien mir wie von einer inneren Glut durchleuchtet; man konnte erkennen, wie bei aller äußeren Ruhe seine Seele bewegt war. Er sprach von dem Unglücke eines plötzlichen, unvorhergesehenen Todes; der ganze Ernst der Ewigkeit lag auf seinen Worten; die Mahnung der Schrift: ‚Du Thor, heute Nacht wird der Herr deine Seele von dir fordern — keinen Tag, keine Stunde schiebe auf deine Bekehrung‘ — so einfach und ohne alle rednerischen Mittel vorgetragen, war von erschütternder Wirkung. Den Satz: ‚Pectus est, quod disertum facit‘ [1], habe ich nie so bestätigt gefunden, als damals.

Hier nun, im Angesicht des Klosters, trennten sich unsere Wege. Als ich von ihm schied, war er nicht ganz wohl; bei seiner Verachtung aller herkömmlichen Gesundheitsregeln hatte er sich zu viel zugemuthet, was dann auch seine Folgen hatte. Doch achtete er es nicht; Luft und Bewegung, behauptete er, würden es schon wieder hinwegnehmen.

Seit jener Zeit stand ich noch zwanzig Jahre lang mit Stolz in Verkehr, theils brieflich, theils durch persönlichen Umgang. Unscheinbar nach außen, wie immer, floß sein Leben dahin; mit dem Römer konnte er sagen:

Nec sunt mihi nota
Potentum munera [2];

aber in seinem Innern trug er unschätzbare Reichthümer. Tag für Tag, bis an sein seliges Ende, erfüllte er die stille Pflicht

---

[1] Die Seele ist's, aus welcher die Beredsamkeit kommt.

[2] Virgil. Aeneid. XII. 519. Von den Großen habe ich keine Gunst empfangen.

des Lehrers, bei oberflächlicher Betrachtung so einförmig; aber eine Welt von erhabenen Ideen, großen Wahrheiten, lebensfrischen Bildern zog da an seinem Geiste vorüber. Unbemerkt und ohne Geräusch war sein Leben, aber voll unermüdeter Thätigkeit, rastloser Arbeit, energischem Schaffen. Wie im Baume still und ungesehen und verborgen die Kräfte der Natur walten und schaffen und süße Früchte bringen, so war er ein Lebensbaum für viele geworden. Einsam stand er da unter den Menschen, aber doch nicht vereinsamt; denn Tausende und Hunderttausende blickten auf ihn, fühlten mit ihm, lebten mit ihm, liebten ihn. Und weil er Gott wohlgefällig war, wurde ihm auch das Beste für diese Welt gesendet, Leiden. Denn das Roß, das uns am schnellsten zur Vollkommenheit trägt, sagt ein altdeutscher Mystiker, ist das Leiden. Die Briefe, welche ich in der letztern Zeit seines Lebens empfing, tragen von seiner Hand nur die unsicheren Züge der Unterschrift; er war nahezu erblindet.

Soviel ich bemerken konnte, wurde er mit den Jahren immer freundlicher, milder, geläuterter, schliffen sich mehr und mehr die Ecken und Kanten ab, die sein Wesen in der ersten Lebenshälfte hatte. Daß er so nicht gleich zu Anfang war, wer wollte ihn darum anklagen? Die Reife des Charakters, der Friede und die Harmonie in unserer gesammten Weltanschauung, im Denken und Wollen, in unsern Zielen und unserm Wirken kann ja nur die Frucht eines lebenslangen Ringens und Strebens sein.

Im Winter des Jahres 1883 habe ich Stolz zum letztenmal gesehen; im Begriffe abzureisen, erwartete ich ihn vor der Thüre seines Hörsaales, um Abschied von ihm zu nehmen. Es war der Abschied auf immer. Da stand er vor mir, der herrliche Priestergreis; in dem Pelzrock, den er nach kaum überstandener schwerer Krankheit auf Befehl des Arztes tragen mußte, erschien er noch kleiner, noch magerer, als er war.

Seine Stirne zeigte sich noch mehr ausgebildet, gedankenvoller als je; sein Angesicht war wie durchgeistet, aus seinen lieben, treuen, innigen Augen leuchtete ein so herzliches Wohlwollen, sein ganzes Wesen war so wohlthuend, so voll himmlischem Frieden und Freude. Da kam er mir vor wie eine edle Frucht, gezeitigt im Sonnenschein der Gnade und reif zur Ernte. Er bat mich, das Manuscript seiner ‚Homiletik' mit nach Hause zu nehmen und durchzulesen. ‚Streichen Sie nur,' fügte er bei, ‚was Sie wollen.' Ich war gerührt, beschämt durch die Demuth dieses Mannes. Nun reichte er mir die Hand; sie war kalt; das Feuer in seinen Adern fing an zu erlöschen, die Lebenskraft zu sinken.

Nicht ein Jahr darauf kam die Nachricht: Alban Stolz ist todt. Sie kam mir nicht unerwartet, aber sie hat mich doch tief erschüttert. Sein Andenken bleibt in Segen.

IV. Auf dem heiligen Berge.

Zweifache Wanderungen. — Wallfahrtstage in Andechs. — Gotik, Renaissance und die katholische Kirche. — Der Reliquienschatz. — Geschichte von Andechs; auf dem See.

I.

Heute ist St. Michaelstag. In reiner, wolkenloser Klarheit wölbt sich der Himmel über mir, ein weiter Horizont läßt das Auge ungehemmt ausschweifen. Nach Norden und Westen liegen zahlreiche Ortschaften, hingestreut zwischen schattigen Wäldern und lachenden Fluren, und ihre hellen Kirchthürme grüßen freundlich herüber. Die grünen Auen blitzen wie leuchtende Diamanten im Morgenthau, und der Himmel blickt so freundlich herein, als wolle er die Erde umarmen. Und in der Ferne leuchten blaue Seen, von dunklen Tannen umrahmt, und sehen uns an wie mit lieben Freundesaugen. Nach Süden liegt die ganze bayerische Alpenkette, von den Salzburger Gebirgen an bis gegen den Grünten bei Immenstadt vor mir, in der Mitte die gewaltige Zugspitze; hinter ihnen heben die Tiroler und Schweizer Bergriesen ihre beschneiten Häupter empor.

Es war einer der ersten Morgen, die ich auf dem heiligen Berg Andechs erlebte, welcher sich 2100 Fuß hoch zwischen dem Ammer- und Starnberger See erhebt. Seine herrliche Lage in den Vorbergen des bayerischen Hochlandes, wo er wie ein vorgeschobener Posten des Hochgebirges erscheint, gab diesem Berge seit den Anfängen der bayerischen Geschichte eine hohe Bedeutung; der Zauber der Sage hat seine grünen Halden

umwoben, der religiöse Sinn des Volkes hat hier eine Stätte des Gebetes gefunden, hohe Ritterlichkeit und fromme Gottesliebe haben auf seinem Gipfel einen edlen Bund geschlossen.

Da saß ich denn zu Füßen eines Kreuzbildes; Fichten und Buchen haben ein so dichtes Laubdach darüber gewölbt, daß kaum ein Sonnenstrahl durchdringen kann. St. Michaelstag bildet den Schluß des Sommers, da wallen sie zum letztenmal herauf in das Heiligthum. Noch scheint die Sonne so warm, noch sind die Berge so blau; es ist, als wollte der Sommer, ehe er Abschied nimmt auf lange Zeit, noch einmal uns recht wohlthun, einen letzten, warmen, Aug' und Herz erquickenden Tag schenken.

Einmal noch im Schmelz der Farben
Prangt des Herbstes bunte Welt,
Eh' die Blumen all' erstarben
Und der Schnee in Flocken fällt.

An den Frühling sie gedachte,
An den Frühling, der entschwand,
Und ein Lächeln, süß und sachte,
Ueberflog das weite Land.

An solchen Tagen denke ich manchmal an einen schwerkranken Freund. Viele Jahre sind schon vorübergegangen, seitdem er gestorben ist; kurz vor seinem Tode sagte er zu seiner Umgebung: „Mir ist's jetzt so wohl; ich glaube, nun werde ich wieder gesund." Dabei übergoß eine brennende Röthe seine Wangen; es war das letzte Aufflackern des Lebensgeistes, wenige Tage darauf haben wir ihn begraben. Trotzdem, daß die Lüfte so schmeichelnd weich uns umwehen, der Sommer ist doch vorüber, der Winter kommt, auch dein Winter. Die Blüten der Jugend sind längst verblüht, leise und unbeachtet fallen die Blätter vom Baume des Lebens, Blatt für Blatt.

Gleich wie Blätter im Wald, so sind die Geschlechter der Menschen,
Blätter verweht zur Erde der Wind; nun andere treibt dann

Wieder der knospende Wald, wenn neu auflebet der Frühling.
So der Menschen Geschlecht; dies wächst und jenes verschwindet.

St. Michael war von jeher der Schutzheilige des deutschen Volkes. Selten finden wir eine bedeutendere Stadt, die nicht ihre zumeist auf einem Hügel liegende Michaelskapelle hätte. Wie er ein Vorkämpfer Israels war, so führt er noch jetzt die heilige Schaar und ist der Hort der Seelen im Kampfe gegen Hölle und Sünde. Signifer sanctus Michael repraesentet eas (animas) in lucem sanctam [1]. Man hat in ihm Erinnerungen an den altgermanischen Wodan finden wollen. Wir werden nicht darüber streiten, ob es so ist. Aber wenn auch, so beweist dies nur, daß das Christenthum in der That eine göttliche, die höchste, vollendete, absolute Religion ist, die alle jene großen Ideen, die von jeher die Brust des Menschen bewegten, in sich aufgenommen, geläutert, vollendet und ihnen ihre rechte Bedeutung gegeben hat. Das Leben ist Kampf, ein stetes Ringen und Streiten; das haben auch unsere Väter gewußt, als sie unter den Eichen des Sachsenlandes ihren unsichtbaren Gott um Segen und Sieg anflehten, so gut wie wir. Es blickt eben mit spähendem Auge der Mensch umher, ob ihm nicht Hilfe werde, und er hofft sie von Oben; er ‚erhebt seine Augen zu den Bergen, von welchen ihm Hilfe kommt‘. Daß er sucht, dazu drängt es ihn im Innersten seiner Seele; daß er sie außer sich und über sich sucht, von Oben her, hierauf gründet die Wahrheit, die Nothwendigkeit der Religion. Wohl mag er den Retter mit verschiedenen Namen nennen — wer kann ihn nennen und erkennen, wie er ist? Da ist noch kein Irrthum; das Heidenthum beginnt erst dann, wenn er dieser rettenden Macht, die er anfleht, der er Opfer bringt, endliche, menschliche Eigen=

---

[1] Der Bannerträger, der hl. Michael, führe ein die Seelen zum ewigen Lichte.

schaften und Leidenschaften beilegt, wenn er ihr andere, gleich mächtige Gottheiten zur Seite stellt, obgleich in seinem Bewußtsein sich immer doch nur einer als der Höchste über allen ankündet.

Darum ist es ein Beweis von großer Unwissenheit und Bosheit, wenn man dem Heiligencultus der Katholiken den Vorwurf heidnischen Frevels macht. St. Michael ist weder ein Gott noch ein Halbgott, aber dem kriegerischen Sinne der Germanen entsprach es, im heiligen Kampfe dieses Lebens einen himmlischen Kriegsmann vor sich herschreiten zu sehen, den Gott zum Führer seines Volkes bestimmt und mit überirdischen Gewalten ausgerüstet hat. Ja, dieser Welt der Sichtbarkeit gegenüber, der Wucht der Materie, die von allen Seiten uns umgibt, auf uns eindringt und den Blick des Geistes zu Boden zieht, da bedarf es eines mächtigen Mahners, der uns immer wieder unsere geistige Natur und Bestimmung ins Bewußtsein ruft, dem wir uns nach dem bessern Theile unseres Wesens verwandt fühlen, mit dem wir in einem lebensvollen, wirkungskräftigen Zusammenhange stehen, der uns die Hand reicht, wenn die Fluten der erdhaften Gedanken und Bestrebungen über unserem Haupte zusammenschlagen und das Geistesleben zu ersticken drohen.

Ergreif' die Hand!
Den Blick hinaus
Ins Meer! Nach Haus!
Denk' an den ew'gen Strand!

Darum blicken wir nach Oben, blickt der Mensch nothwendig nach Oben, nach den Bergen, von welchen ihm Hilfe kommt. Das ist echt menschlich, nicht heidnisch, wie auch die Sehnsucht nach Glück und Seligkeit, Opfer und Gebet echt menschlich, nicht heidnisch ist.

Jene aber, die so gern vom Cultus des Genius sprechen und vor den Größen in Wissenschaft und Kunst in Ehrfurcht

sich beugen, haben am allerwenigsten Ursache, den Katholischen ihre Verehrung der Heiligen zum Vorwurfe zu machen. Ohnehin, wie erbleicht nicht selten der Strahlenkranz so bald, den diese Männer der Humanität ihren Heroen ums Haupt gezogen, wenn wir näher herantreten, und läßt uns nichts erblicken als arme, von niedrigen Leidenschaften beherrschte Menschen! Und wie oft sind jene selbst es, die ihre vordem angebeteten Götter vom Altare werfen, weil die Zeit ihren Ruhm verdunkelt und der Fortschritt neue Größen gebracht hat, auf welche hinwieder, wie Hegel einmal gesagt hat, das Wort seine Anwendung findet: ‚Die Füße derer, die dich begraben, stehen schon vor der Thüre.‘ —

Solche Gedanken gingen mir durch die Seele, als ich unter dem Kreuze saß und nach dem heiligen Berge aufblickte. So wird Andechs genannt, wegen der kostbaren Reliquien, welche die Abteikirche als ihren höchsten Schatz bewahrt. Hunderteinundsiebzig Gemeinden wallen alljährlich in bestimmter Ordnung hierher, kaum ist auf zehn Stunden im Umkreise eine Familie, aus welcher nicht ein Glied sich dabei einfände; aber auch außerdem, theils einzeln, theils in Gruppen, sehen wir die Wallfahrer fast täglich den Berg hinaufsteigen. ‚Andechs‘, hat in neuerer Zeit ein bayerischer Königssohn gesagt, ‚ist wunderbar durch Natur und Gnade.‘ Das ist ein wahres Wort, und gern wiederhole ich es hier, weil es ein Wittelsbacher gesprochen hat.

Sei mir gegrüßt, du hehre, heil'ge Höhe,
Wohin das Aug' in gläub'ger Sehnsucht blickt;
Wo still geheimnißvoll des Himmels Nähe
Des Erdenpilgers müdes Herz erquickt.

Es gibt Orte, wo Gräßliches geschehen ist; der Verrath, die Blutthat scheinen da unvertilgbare Spuren hinterlassen zu haben. Der Mensch schauert vor ihnen und flieht sie, weil ein Fluch auf ihnen liegt; und seine Phantasie bevölkert gern

diese Räume mit den Gestalten der Frevler, deren Geist umsonst nach Ruhe verlangt. Aber es gilt auch umgekehrt:

> Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
> Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
> Sein Wort und seine That dem Menschen wieder.

Es ist eine eigenthümliche Parallele, die zuletzt zur Antithese wird, die sich uns jedes Jahr regelmäßig im Sommer darbietet und zum Nachdenken auffordert. Wie die Zugvögel, ist ihre Zeit gekommen, in großen Schwärmen nach dem Süden eilen, und die Schwalben ihre Nester verlassen, um jenseits des Meeres neue Wohnungen zu suchen, so eilen alljährlich aus allen Städten und Gauen Deutschlands die Menschen nach den Bergen. Ebenso sehen wir aber auch zur selben Zeit im katholischen Deutschland eine Menge Volkes, das dahinzieht über Berge und durch Thäler, über Fluren und Felder, und den oft mühevollen Weg nicht scheut. Was bewegt, was treibt diese alle so unaufhaltsam zur Wanderung, was ruft sie zu einem so verschiedenen, im Grunde doch so gemeinsamen Ziele? Es ist der Drang nach Glück. Felices esse volumus, et infelices esse nolumus, sed nec velle possumus [4], hat schon Augustinus gesagt. Freilich stellt sich uns schon bei oberflächlicher Betrachtung ein großer Gegensatz dar; unter jenen sehen wir meistens Wohlhabende und selbst Reiche, unter diesen meistens kleine Leute und selbst Arme. Viele von diesen tragen die Lebensmittel für die Tage ihrer Wallfahrt mit sich; nur was unbedingt zur Leibesnothdurft gehört, dürfen sie sich gönnen. Alle diese Wanderer aber, die Armen und die Reichen, eines tragen sie doch alle gemeinsam mit sich, der eine mehr, der andere weniger: die Noth des Daseins, den Schmerz. Und alle suchen Linderung.

---

[1] De Trinit. XIII. 4. Glücklich wollen wir sein und unglücklich wollen wir nicht sein, ja wir können es nicht einmal wollen.

Und nun tritt erst recht der tiefe Gegensatz zwischen diesen beiden Klassen von Menschen hervor. Wo ist Heilung für den Schmerz? Das ist die Frage, die schwere, uralte Frage, welche schon in den Tagen der grauen Vorzeit die Weisen aller Völker gestellt haben. Wer verbindet die Wunde, was tröstet im Leid? Jeder von all' diesen Wanderern hat diese Frage sich gestellt, ob bewußt oder unbewußt; und er stellt sie sich immerfort, und er muß sie sich stellen. Denn glücklich wollen wir alle sein und unglücklich keiner. Seit dem verlorenen Paradiese haben die Menschen diese Frage gestellt; aber die Antwort, die sie darauf gegeben, war verschieden. Und mehr oder weniger, lauter oder leiser, sprechen sie sich auch heute noch aus in gleicher Weise, wie in den uralten Tagen.

Der eine will vergessen; vergessen seine Arbeit, seine Sorgen, seine Schmerzen, vielleicht auch seine Seelennoth, wenn auch nur auf ein paar Wochen, sich selbst vergessen und hineintauchen in Lethe, während sein Leib hinabsteigt in das erquickende Bad. ‚Suchen Sie nur alle Sorgen abzuschütteln', mahnen ja die Aerzte und drucken es in allen Büchern, die über die Diätetik der Bäder handeln. Ja, wer das könnte! ‚Lehre mich lieber vergessen', sprach jener griechische Philosoph zu einem Mnemotechniker, der ihn die Kunst lehren wollte, alles genau im Gedächtnisse zu behalten. Die heilkräftige Quelle mag wohl den Leib abwaschen und stärken, aber was die Seele quält, das nimmt sie nicht weg. Und so tragen sie ihren Schmerz wieder mit sich nach Hause, Seelennoth und Todesfurcht schlagen von neuem und nur noch schmerzlicher ihre scharfen Krallen in das Herz.

Der Wind ist fremd, du kannst ihn nicht umfassen,
Der Stein ist todt, du wirst beim kalten, derben
Umsonst um eine Trosteskunde werben;
So fühlst du auch bei Rosen dich verlassen.
Lieblos und ohne Gott! der Weg ist schaurig.
Der Zugwind in den Gassen kalt. Und du? —
Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig.

Auch die anderen, die Armen und Mühseligen, tragen ihre Leiden den heiligen Berg hinauf. Trost und Stärkung wollen sie für ihren Schmerz, aber ihn nicht vergessen; denn ihre Religion hat sie gelehrt, daß der Schmerz ein Bad ist für die kranke Seele, aus dem diese immer reiner, edler, geklärter hervorgeht. Darum wollen sie ihren Schmerz nicht vergessen, aber sie beten um Geduld im Schmerz und um die Gnade einer starken Hoffnung. ‚Jesus, der in uns die Hoffnung stärke‘ — höre ich die heranziehenden Pilger beten. Dieses gläubige Volk weiß recht gut, was der Schmerz für uns sein soll in diesem wechselvollen Leben: eine Wehr gegen Ueppigkeit und Uebermuth. Es betrachtet den Schmerz wie ein sühnendes Opferfeuer für so manches, das in einer unglückseligen Stunde geschehen ist, und nun nicht mehr aus der Erinnerung weicht. Und so fließt auf der heiligen Stätte hier oben auf dem Berge für uns eine Heilquelle, aber in einem viel höhern Sinne. Die Seele wollen wir da hineintauchen in eine Flut großer, heiliger, erhabener Gedanken, die wir hier wie in einer geweihten Atmosphäre einathmen, daß die Schlacken des Alltagslebens sich von uns lösen und unser Herz den Strom der Gnade, der hier reicher fließt, voll und tief in sich aufnehme. Geläutert, schön geworden an der Seele und gestählt wollen wir dann wieder heimkehren zu der Arbeit des Berufes und Noth des Lebens, und aushalten, bis die Stunde kommt, da der Todesengel uns den Pilgerstab aus der Hand nimmt.

Es liegt wie ein Geheimniß auf dem mit Geduld getragenen Schmerze; er veredelt, vergeistigt, verschönert den Menschen und weckt unsere Liebe zu ihm. ‚Res sacra miser‘ [1], hatte schon der Heide gesprochen. Gestern sah ich einen Mann vor dem Bildniß der hl. Elisabeth im Walde; zu ihren Füßen fließt das Elisabethenbrünnchen, er saß davor auf einer ein=

---

[1] Der Leidende ist etwas Heiliges.

samen Bank. Vielleicht war er krank und konnte nicht knieen; seine Haltung war so sorgenschwer, der Ausdruck seines Angesichts so schmerzlich und so ergeben, daß ich mit Theilnahme, ja mit einer gewissen Ehrfurcht zu ihm hinsah. Der Schmerz hat etwas Heiliges und Heiligendes; darum haben alle großen Seelen den Schmerz gekannt, vor allen die ‚liebe, heilige Elisabeth‘. Nach dem Tode ihres Eheherrn, des Landgrafen von Thüringen, schwer verfolgt, war sie hierher gekommen nach Andechs, der Heimat ihrer Mutter Gertrudis, einer Tochter des Grafen Berthold von Andechs. Hier hatte sie eine Weile gelebt und ist darum mit dem hl. Nicolaus Patronin der Wallfahrtskirche; eine Quelle im Walde, auf der halben Höhe des Berges, der Sage nach auf ihr Gebet entsprungen, führt ihren Namen. Ueber ihr stand vordem eine Kirche, welche der Vandalismus der Säcularisation zerstörte; in neuerer Zeit ist durch einen Wohlthäter ein edles Bild der Heiligen von weißem Sandstein daselbst errichtet worden, das ein kunstvoll gearbeiteter Baldachin umschließt. Kein Pilger verläßt den heiligen Berg, ohne aus dieser Quelle getrunken und vor diesem Bilde ein Gebet gesprochen zu haben,

II.

Als ich heute diese Schaaren heranziehen sah, trat die sittigende und versöhnende Macht der katholischen Kirche so recht vor mich hin. Alle diese Wanderer, so verschieden an Neigung, Gesinnung, Bildung, Alter und Geschlecht und Beruf, sind doch eins in einem; die Kirche hat um alle ein Band der Einheit geschlungen, das hinabreicht bis in die Tiefen ihrer Seele und das darum keine menschliche Macht zerreißt. Es ist der Gegenwart eigen, viele Vereine zu gründen, jeder Tag bringt neue. Auch das ist ein Symptom unserer Zeit. Der Gebildete der Gegenwart, der moderne Mensch ist vereinsamt; seine Erziehung, Lebensweise, Anschauungen haben ihn

einsam gemacht. Schon der Humanismus des 15. und 16. Jahrhunderts hatte sich losgerissen von dem Volksleben, indem er seine Ideale in der Antike suchte; da versank denn das Volk in Barbarei, während die Gebildeten, da das Herz ihres Volkes nicht mehr in ihnen schlug, nur in einer erdichteten Welt sich bewegten. Darum sind auch die Gebildeten unserer Tage häufig so fremd der Kirche gegenüber; sie verstehen sie nicht mehr. Jeder von diesen denkt, fühlt, strebt, lebt für sich und anders als der andere; die Kirche dagegen sammelt alle in einem Gedanken, einem Streben, zu einem Ziele. Darum verleiht sie allen ihren Gliedern bei aller sonstigen Verschiedenheit des Berufes, Charakters und der Bildung einen gemeinsamen Typus, einen Familienzug, an dem wir sie erkennen, wie die verschieden gestalteten, aber doch wieder einander so ähnlichen Kinder einer Mutter. Man hat gesagt, im Orient könne man den Christen alsbald vom Mohammedaner unterscheiden an dem Gesichtsausdruck; das ‚Allah Kerim', das dieser seit Jahrhunderten gesprochen, die Gewohnheit stumpfer Resignation präge sich in seinen Zügen aus. So tragen die Söhne der katholischen Kirche ein Muttermal an sich, an dem wir sie leicht erkennen.

Der Katholik besitzt an seiner Kirche eine Art objectiver, übernatürlicher Vernunft, die ihn leitet in den großen Fragen des Lebens, der er sich vertrauensvoll hingeben kann, ohne fürchten zu müssen, irre zu gehen. Es ist eben die Vernunft Gottes selbst, im Evangelium offenbar geworden und von der Kirche erklärt, die ihn leitet. Man nennt solches Bevormundung. Wenn ich dieses Wort höre, ausgesprochen von so vielen, die nicht einmal wissen, wie wenig sie wissen, dann denke ich an den Ausspruch jenes Aegypters: ‚O ihr Griechen, ihr seid doch immer Kinder.' Kinder aber haben einen Vormund nöthig. Und wenn ich denn doch einmal nicht alles erforschen kann, wenn das Meiste und gerade das Höchste und Beste unerforschbar ist, dann gebe ich mich doch lieber dem Worte

der Kirche hin, deren Blick die Welt umspannt, deren Alter nach Jahrtausenden zählt, als menschlicher Autorität. Es ist ein sinniges Bild, dessen die ersten Christen sich bedienten, um der Macht des Römerreiches gegenüber und den sich wechselseitig bekämpfenden Lehren der Philosophie das friedliche, aber desto wirksamere Walten der Kirche darzustellen. Die Sage von Orpheus finden sie in ihr verwirklicht, der durch die Harmonie seiner Klänge die Gemüther an sich fesselte. Sie ist die einzige Macht, welche die Geister vereint, nicht die Keule des Herkules. Die Gewalt, das Schwert, ist die gefährlichste Waffe, zu welcher die Autorität greifen kann, um sich zu schützen und zu behaupten. Es ist zweischneidig und wendet sich darum ebenso leicht auch gegen sie.

Als in neuerer Zeit ein protestantischer Theologe die Pilgerschaaren sah, die von allen Seiten her nach dem heiligen Berge strömten, sagte er bewegt: ‚Mir ist, als sähe ich die Israeliten von allen Enden des heiligen Landes nach dem Tempel in Jerusalem ziehen.‘ Gott selbst hatte diese Wallfahrt geboten. Unsere Bureaukratie dagegen war vorsichtiger, als unser Herrgott; sie verbot das Wallfahrten wegen der ‚Unzukömmlichkeiten‘ — es ist auch dies eines der geistreichen Worte, mit denen die Kanzlei unsere Sprache bereichert hat —, die auf solchen Wanderungen vorkommen könnten. Wenn dagegen die genußsüchtige Welt Berge besteigt, um im Naturdienst sich zu begeistern, wobei es an ‚Unzukömmlichkeiten‘ jeder Art nicht fehlt und jedes Jahr ein halbes Dutzend Alpenfreunde in die Tiefe stürzt und einen gräßlichen Tod findet, wenn jeder Sonntag eine Menge Volkes zusammenführt zu Festen jeglicher Art, welche zur Hebung der wirthschaftlichen Noth nichts weniger als geeignet sind, so findet man dies ganz in Ordnung. Nur das Wallfahrten verbot man, da es ja auch zum Müßiggange Anlaß biete. Als ob nur die Reichen das Recht hätten, einmal den Staub des Alltagslebens abzuschütteln und ihre oft

nur durch Genuß müden Nerven wieder in reiner Bergluft zu beleben, das arme Volk dagegen verdammt sei, jahraus jahrein wie ein Lastthier unter dem Joche zu seufzen! Und bei all dem fließt ihr Mund über von Worten voll Humanität, Menschenwürde und Volksbeglückung. Lasset es doch seine Beglückung dort suchen, wo es sie allein zu finden vermag.

Freilich liegen solchen Bestrebungen oft ganz andere Gedanken zu Grunde. Man glaubt eben nicht mehr an das, was der fromme Sinn des Volkes heilig hält, und verachtet es als Sagen und Mythen. Immerhin aber sollten diese bedenken, daß es doch zuträglicher ist, dem Volke seine Mythen zu lassen; habt ihr ihm den christlichen Glauben aus dem Herzen genommen, dann könnte es leicht kommen, daß Dynamiten an die Stelle der Mythen treten. —

Als der letzte große Wallfahrtstag angebrochen war, stieg ich mit den betenden Schaaren hinauf zum Heiligthume. Dante, da er eintritt in das himmlische Paradies, vergleicht sein Staunen und Entzücken mit dem des Pilgrims, der weither gewandert ist, und nun im Heiligthume von St. Peter steht und wonnetrunken sich umblickt.

E quasi peregrin, che si ricrea
Nel tempio del suo voto, riguardando
E spera già ridir com' ello stea [1].

Wie treffend das Bild ist, das der große Dichter gebrauchte, habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren. Andacht, Freude, Bewunderung lag auf so vielen Gesichtern, gab ihnen, obwohl von Sorgen durchfurcht und von der Sonne gebräunt, einen Ausdruck von Adel und dem Sinn der Landleute, der durch

---

[1] Parad. XXXI. 43.

Und gleich dem Pilgrim, der im Tempel seines
Gelübdes, um sich schauend, sich ergötzet
Und, wie er sei, schon hoffet zu berichten.

die Arbeit der harten Scholle hart geworden, eine gewisse Weichheit und Wärme.

Schon oft hat man, seit den Anfängen des Christenthums, die Kirche mit einer Arche verglichen; dieses Bild trat mir an diesem Tage besonders lebhaft vor die Seele. In der Morgenfrühe hatten sich von den beiden Seen zu Osten und Westen starke, dichte Nebel erhoben, wie Meeresfluten wogte und wallte es über das ganze Land hin; nur das Heiligthum ragte hoch darüber empor, vom Morgensonnenglanz beschienen. Es war so recht ein Bild unseres Lebens. Glücklich, wem immerfort ein heiliger Berg winkt, zu dem er aufblicken, auf den er sich flüchten mag aus diesen düsteren Gründen, wo die Last des Lebens schwer auf uns drückt, und sobald alle unsere Ideale befleckt und zerbrochen zu unseren Füßen liegen!

Doch das ‚Dort' ist niemals ‚Hier'!

klagt der Dichter. Weder der kategorische Imperativ Kants, noch der Fichte'sche Ethicismus, noch die Aesthetik, welche alle Noth des Daseins versöhnen und alle Dissonanzen in einen rein gestimmten Accord lösen sollte, konnten ihm die Erlösung bringen. Wohl mag die Kunst in Bild und Farbe, in Ton und Harmonie jenen seligen Frieden andeuten, der durch die Seele geht, welcher die Erlösung geworden, die, mit Gott versöhnt, auf Erden schon Himmelswonnen kostet; aber schaffen kann sie ihn nicht. Sie ist wie eine Prophetin jenes überirdischen Zustandes, der Ausdruck unseres innersten Sehnens und Verlangens, und darum muthet sie uns an wie eine Stimme aus der Heimat; aber nur im Bilde vermag sie uns ihn zu zeigen, nicht in Wirklichkeit, in der Phantasie, nicht in der That.

Wem einmal klar und voll geklungen
Die wunderbare Himmelsmelodie,
Der wird von bangem Heimweh tief durchdrungen,
Und er genest von seiner Sehnsucht nie.

Unsere Leiden sind keine Phantasiegebilde und unsere Schmerzen zaubert kein Gesang hinweg. Mit den letzten Klängen der Symphonie ist der Zauber gebrochen, und wir fallen wieder hinab auf den harten, öden Boden der Wirklichkeit — Noth, Tod, Sünde blicken wieder mit all ihren Schrecken uns an. Glücklich, wer zu einem heiligen Berge aufgestiegen. —

Als die Predigt begann, stellte sich mir eine neue, schöne Scene dar. Da bei der eigenthümlichen Bauart der Kirche nicht leicht eine Kanzel sich anbringen ließ, so wird die Predigt von der Gallerie aus gehalten, welche rings um die innere Wand der Kirche hinläuft. Hoch oben über dem Hauptaltare stand der Prediger; es war eine große Stille. Der Prior des Klosters, zugleich Seelsorger für die nahe liegende Gemeinde Erling, hielt sie, eine große, starke, ehrwürdige Gestalt, dessen sonore Stimme mächtig über die Menge hindrang. Als ich ihn so dastehen sah — zwei Knaben in rothem Talare und weißen Chorhemden ihm regungslos zur Seite — in die malerische Benediktinerflokke gekleidet, mit dem mächtigen Barte, der weit herunterwallte und seinem ernsten Angesicht einen noch größern Ernst verlieh, da mußte ich an Moses denken, wie er vom heiligen Berge aus zu seinem Volke in der Wüste redete. Er sprach so ernst, so warm, so überzeugend von dem großen Gebot der Liebe, der Gottesliebe und der Menschenliebe um Gottes willen. Da war keine Spur von Polemik, kein Wort von Andersgläubigen. Wer es nicht wußte, hätte es aus dieser Predigt nie erfahren, daß es noch andere Christen als katholische gibt. Wie ist dies nicht selten so ganz anders in protestantischen Kirchen, wo der Prediger den Glauben nicht besser befestigen zu können wähnt, als dadurch, daß er alles mögliche Böse den Katholiken nachredet, und so schon das Herz der Jugend vergiftet, Haß, Verachtung und Bitterkeit aussäet!

In diesem Prediger im Benediktinergewand sah ich die ganze so große, so segensreiche Geschichte dieses Ordens wie verkörpert vor mir. Ich sah die Völker weithin in Europa und in den fernen Welttheilen, denen sie die Apostel des Glaubens gewesen, die sie gebildet und gesittigt, Boten der Cultur, Väter unserer abendländischen Civilisation. Das Wort, mit welchem sein Stifter, der hl. Benedikt, dem bestürzten Bruder, einem bekehrten Goten, die Sichel wieder gab, die diesem in den Fluß gefallen war, ist der Wahlspruch des Ordens geworden durch alle Jahrhunderte: ‚Ecce, labora, et noli contristari.‘ [1] —

Nun war die Predigt zu Ende. In mächtigem, ernstem Chorale fluteten die Klänge der Orgel über das andächtige Volk hin; der Chor sang eine würdig gehaltene Messe, bei welcher der Sopran und Alt der Knaben wie Engelstimmen durch den tiefen Baß der ernsten Klosterbrüder klangen. Während der Pausen war es mir, als könnte ich vernehmen den Flügelschlag des Geistes, der dieses Heiligthum durchweht; wie viele haben seit Jahrhunderten hier gekniet, gebetet, geweint, gedankt, gejubelt! Man konnte es der Menge ansehen, alle waren gesammelt, bewegt, alle hatten ihren Antheil empfangen an den himmlischen Gütern, an jenem Frieden, der ist über alle Vernunft. Religion, Andacht, Kunst, Poesie, Naturschönheit, alles, was nur immer ein Menschenherz erheben und erfreuen, begeistern und beseligen mag, zog da durch unsere Seele. Ja, es war ein schöner Tag.

III.

Ursprünglich im gotischen Stile erbaut, wurde die Kirche in der Mitte des 17. Jahrhunderts vom Blitz getroffen und

[1] Gregor. Dialog. II. 6. Hier hast du deine Sichel wieder; arbeite und sei nicht traurig.

sammt dem Kloster fast vollständig durch die Flammen vernichtet. Wieder neu aufgebaut und vor 130 Jahren durchgreifend restaurirt, trägt sie den Charakter aller Kirchenbauten aus jener Zeit. Extreme Gotiker und einseitige Puristen wissen dieser Stilgattung nicht Uebels genug nachzureden; doch hat die Gegenwart auch in dieser Beziehung der schwer Angeklagten wieder einige Gerechtigkeit widerfahren lassen; wird doch jetzt verschiedenenorts die Renaissance, selbst in ihrer spätern Gestalt, derart gepriesen und gepflegt, daß die Gotiker kaum noch zu Wort kommen können. Jede exclusive Richtung, namentlich auf dem Gebiete der Kunst, und der kirchlichen Kunst insbesondere, ist vom Uebel; der menschliche Geist ist zu groß, zu umfassend, zu fruchtbar in stets neuen Bildungen, als daß er sich in eine Kunstform als der absolut giltigen bannen ließe. Jede Culturperiode schafft sich den Ausdruck ihres innern Lebens; die treibenden Kräfte, die in ihr thätig sind, bilden die neuen Formen und Gestalten. Der griechische Tempel und das römische Pantheon, die altchristliche Basilika, der romanische Dom, das gotische Münster und die Renaissancekirchen mit St. Peter, ihrem Vorbilde, stellen eben die Anschauungen ihrer Zeit plastisch dar, die sie geschaffen; und darum haben in ihnen die Zeitgenossen ihr eigenstes Denken und Streben wieder gefunden. Erfinden läßt ein Stil sich nicht; König Max II. von Bayern hatte es versucht, der Noth unserer ‚stillosen‘ Zeit abzuhelfen. Durch die Hinzunahme gotischer und romanischer Motive zu dem einfach großen Florentiner Palaststil, durch starkes Hervortreten der Friese und Lisenen, durch reiche Ornamentirung sollte ein Neues geschaffen werden. Aber es kam nur zu einer höchst unglücklichen, rein äußerlichen Verbindung ganz fremdartiger Elemente, ohne organischen Zusammenhang und Gliederung. Sein Fürstenwort konnte manche Bauten dieser Art ins Leben rufen (Maximilianstraße, Regierungsbau), aber sie waren nur will=

kürliche Gebilde, nicht herausgewachsen aus dem Geiste der Zeit und des Volkes, und blieben darum auch nur vorübergehende Erscheinungen.

Dieser Armuth der Gegenwart können weder Machtsprüche noch akademische Theorien steuern; es ist die allgemeine Zerfahrenheit und Principienlosigkeit, die uns arm gemacht hat, namentlich auf jenem Gebiete, welches von jeher die Heimat und treue Pflegerin der Kunst war, auf dem Gebiete der Religion. Darum liegt die Kunst, in Deutschland sowohl wie in Italien, so sehr danieder, und die Ausstellungen haben diese Thatsache so unwiderleglich vor aller Welt kundgegeben, daß sie keiner mehr läugnen kann. Daß die religiöse Kunst ganz besonders darunter leidet, liegt am Tage.

Man hat die Kirche und ihre Diener angeklagt, als hätte sie kein rechtes Verständniß mehr für das wahrhaft Schöne und begnüge sich daher mit Mittelgut und Fabrikwaare. Wenn auch einen oder den andern dieser Vorwurf treffen mag, im ganzen und großen ist er ungerecht. Wer hat unsere Münster und Dome gebaut, wer hat die Ufer des Rheines und der Donau mit monumentalen Werken geschmückt, wer hat den Völkern des abendländischen Kaiserthums die Kunst gebracht, wer anders als die Kirche? Aber unsere Kirche ist an zeitlichen Gütern arm geworden, die Donatoren aus fürstbischöflichem, königlichem und edlem Geschlechte gehören der Vergangenheit an, die Abteien haben um ihre Existenz zu ringen; was für kirchliche Kunst verwendet wird, das haben fromme Vereine und die gesammelten Obolen der Armen gespendet. Man höre doch nur jene Männer, welche in neuerer Zeit in Tirol, in Bayern und am Rheine ihre Kunst der Kirche geweiht haben; wie oft haben sie fast nur um Gottes Lohn gearbeitet und kaum mehr als das tägliche Brod verdient! Keiner von ihnen, auch der begabteste, kann daran denken, Reichthümer zu sammeln, die ihren Kunstgenossen in vollstem

Maße in den Schoß fallen, wenn sie sich dazu verstehen, Meißel und Pinsel in den Dienst der Materie zu stellen, und durch den Zauber der Farbe auch dem Niedrigen und Gemeinen eine Art künstlerischer Verklärung zu verleihen. Der Reiche, der seine Prunkgemächer mit Gemälden schmücken will, liebt die Darstellungen nicht, welche an die Ewigkeit mahnen; gar mancher von ihnen zieht jene Bilder vor, mit welchen Horatius, der Dichter des heitern, ungetrübten Lebensgenusses, nach dem Bericht seiner Biographen sich die Zimmer ausmalen ließ. Mäcenasnaturen, wie König Ludwig I. von Bayern eine war, ausgerüstet mit reichen Mitteln, und was noch mehr ist als dies, ein hochsinniger Monarch und von tiefem Kunstverständniß, sind schon lange aus der Welt verschwunden.

Aber es ist noch ein anderer und gewichtigerer Grund, warum wir so wenig religiöse Kunstwerke mehr haben. Wir haben eben nur sehr wenig religiöse Künstler mehr.

Si vis me flere, dolendum est
Primum ipsi tibi [1],

sagt der römische Kunstkritiker; ins Deutsche übersetzt, würde es heißen:

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn's nicht lebendig aus der Seele dringt.

Fra Angelico lag auf den Knieen, wenn er malte; darum sind seine Gestalten verkörperte Gebete. Wer das Leben eines Bartolommeo della Porta kennt, auch die Dichtungen eines Michel Angelo, wer das Glück hatte, mit hervorragenden Meistern der christlichen Kunst zu verkehren, der weiß, daß, wie der Stil der Mensch ist, so auch das Kunstwerk wie der Künstler. Nicht die Mache ist es, die uns zu den religiösen Bildern der Vorzeit hinzieht, sondern der Geist, in dem sie

---

[1] Willst du mich zu Thränen rühren, sei du selbst zuvor bewegt.

empfangen sind, die tiefe, wahre Empfindung, die innige, sinnige Seele, die in ihnen athmet und uns so wundersam ergreift. Mag auch der Künstler der Gegenwart sie Zug für Zug nachbilden, mag er auch, wie dies in neuester Zeit geschehen, die Fehler gegen die Gesetze der Anatomie und Perspective nachahmen, es ist doch alles umsonst; sein Werk bleibt todtgeboren, der schöpferische Hauch des Genius ist nicht darüber gegangen. Man kann eben nicht eine Anadyomene malen und nebenbei ein Vesperbild, bei dessen Anschauen alle edlen Gefühle in unserer Brust sich regen.

Ja, gerade darum widern uns so manche religiösen Bilder der neuern Zeit so sehr an, weil alles Gemachte und Unwahre uns abstößt, am allermeisten aber da, wo wir die lauterste Wahrheit verlangen. Eben darum ist auch die hie und da besonders betonte archaistische Richtung ein Uebel. Wir bewundern die Mittelalterlichen in ihren plastischen Darstellungen, trotz so mancher Fehler, der schiefen Haltung, der unverhältnißmäßigen Magerkeit u. s. f., weil eine überirdische Weihe auf ihren Bildern liegt und uns jene vergessen läßt; aber diese Fehler geradezu nachahmen, den Fortschritt in der Technik vollkommen ignoriren, das ist doch der Aufgabe der christlichen Kunst, wie auch aller wissenschaftlichen Thätigkeit in der Kirche geradezu widersprechend. Fortbauen und fortbilden sollen wir uns auf Grund des Gegebenen, aber nicht sklavisch uns an dasselbe fesseln. Wir würden in solcher Weise selbst hinter den Byzantinismus zurückstehen; denn dieser wußte es nicht mehr besser zu machen, wir aber wissen es. Zudem hat eine solche extreme Richtung den großen, nicht genug zu beklagenden Nachtheil, daß sie jedem Menschen von gesundem Schönheitsgefühl, wenn er die religiöse Malerei nur in dieser Manier kennen gelernt hat, diese verächtlich und verhaßt macht, weil er das unmöglich schön finden kann, was den Gesetzen der Natur widerspricht. Selbst Männer wie Cornelius, Steinle,

Overbeck haben frivole Kunstkritiker, denen das Fleisch alles ist und über alles, mit dem Namen ‚Nazarener‘ zu brandmarken gesucht! Wenn dies am grünen Holze geschah, was wird erst am dürren geschehen? Darum soll man nicht durch Schwächen und Blößen, die jeder Anfänger nachweisen kann, gerechten Grund zum Tadel geben.

Doch auch der Archaismus wird manches Gute bringen, freilich das nicht, was seine begeisterten Apologeten wollen. Er wird dem Gesetze der Wechselwirkung gemäß, nach Ueberwindung so mancher extremen Anschauungen, die mit der Zeit nothwendig eintreten muß, die entartete und ins Fleisch geschlagene Kunst wieder auf bessere Bahnen hinweisen.

Wenn ich so Tag für Tag Fremde in diese Kirche treten sah, viele von Andacht, alle aber nicht ohne ein Gefühl von Erhebung beim Anblick dieses majestätischen Tempels, da wurde ich mir recht lebhaft der Bedeutung aller Kunstbestrebungen in der christlichen Lebensordnung bewußt. Und gerade das Volk, das einfache, gläubige, katholische Volk erfaßt sie besser als so viele Gebildete; es ist sich dessen nicht in verständiger Reflexion klar, aber es fühlt es in seinem religiösen Sinne, begreift es mit dem ‚Verstand seines Herzens‘. Jener bewundert vielleicht die edlen Formen, die Erhabenheit der Conception, den Reichthum der Phantasie, die leuchtende Farbenpracht, die meisterhafte Technik — doch was soll das alles? Diese Frage hat er sich vielleicht noch gar nie gestellt. Das Volk in der Unmittelbarkeit seines Gefühles hat längst die Antwort hierauf; es kniet nieder und betet. Diese Gemälde, diese Gestalten, dieser Reichthum an edlem Schmuck, das alles ist nur hier, weil es das Haus, die Wohnung Gottes ist, die Anticipation des Jenseits; und es redet zu uns in einer so mächtigen Sprache von den Wonnen des ewigen Lebens, daß wir hinweggehen mit den Worten der Schrift auf den Lippen: Wie herrlich sind deine Wohnungen, Herr der Heerschaaren!

Meine Seele sehnt sich und verlangt zu wohnen alle Tage meines Lebens in dem Hause meines Herrn!

So dient die Kunst dem Höchsten, und indem sie diesem dient, empfängt sie eben dadurch ihre Verklärung in der religiösen Kunst. Dienen — das ist ja aller Creatur höchstes, letztes, nothwendiges, erhabenstes Ziel; dienen Gott, den Menschen, allem Hohen, Edlen, Großen, und so den Menschen eine Führerin sein zum Höchsten — das ist die Aufgabe darum der Kunst. Ist ja doch die Schöpfung selbst ein großes Kunstwerk und Urbild aller Kunst, das uralt und ewig neu in immer neuen Weisen den Meister lobt, die Kunst darum ‚Gottes Enkelin', wie sie Dante nennt.

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschrieb'ne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich, wie am ersten Tag.

Hermann Riegel redet sich einmal in gewaltigen Zorn hinein, daß man die Kunst ketten wolle wie eine Sklavin, an den Triumphwagen der Kirche. Nein, das will niemand. Nicht eine Sklavin ist sie noch eine Magd, sondern eine Freigeborene, die Himmelstochter, die darum den Blick nach Oben richtet, woher sie stammt, die Gottes Güte uns auf diese Erde gesendet als Trösterin im Leiden, Ausdruck unserer Freude, Tribut unseres Dankes, die der Kirche am wenigsten fremd bleiben kann, wo sie im Bunde mit dem Glauben und der Liebe wohnt. In diesem Sinne hatte Plato Recht, wenn er alles Entzücken, das wir bei dem Genusse eines Kunstwerkes empfinden, als eine Erinnerung der Seele bezeichnet an Gott, die ewige Schönheit, welchen sie in ihrem vorzeitlichen Leben geschaut hatte, und alle Kunst als einen Strahl jenes

überirdischen Glanzes, den diese uns herabgebracht von dort in die dunkle, öde Nacht dieses Erdenlebens.

Die Kunst soll dienen; auch von ihr gilt des Herrn Wort: der Sabbat ist um des Menschen willen, nicht der Mensch wegen des Sabbats. Eine katholische Kirche ist mehr als ein bloßes Schaustück — und wäre es auch ein Meisterstück irgend welcher Kunsttheorie. Das katholische Gotteshaus ist zunächst Opferstätte, Gebetsstätte, Gottes Wohnung und des gläubigen Volkes Haus, an dem Jahrhunderte vorübergezogen, viele Geschlechter ein= und ausgegangen sind. So viele Traditionen der Gemeinde knüpfen sich daran, so viele Bilder, Altäre, stille, verborgene Gebetsplätzchen sind ihr hehr und theuer; denn die Eltern und Großeltern haben da gekniet und so manche fromme Anregungen haben wir da empfangen — ein Heiligthum Gottes, aber auch ein Familienheiligthum der Gemeinde ist unsere Kirche. Es liegt auf ihr nicht bloß jene edle Patina, wie sie das Auge des Kunstkenners so sehr liebt, sondern etwas, was mehr ist als diese, die Weihe von Jahrhunderten, der Gebetsgeist vieler Geschlechter. Rücksichtslos hat da die Zeit der Renaissance eingegriffen; einer neuen Kunsttheorie zu lieb hat man die herrlichen gotischen Altäre, Statuen, Kanzeln u. s. f. herausgerissen und verächtlich hinweggeworfen; wir Epigonen sammeln nun sorgfältig die Trümmer, beklagen und klagen an die Barbarei jener Zeit. Aber haben wir denn nicht Gleiches gethan und thun es noch? Hat man denn nicht so viele Altäre, Statuen, Bilder in neuerer Zeit, ebenso ohne jede Rücksicht auf die Geschichte der Kirche, die Ueberlieferungen der Gemeinde, die Anhänglichkeit des Volkes an dieses ihnen so theuer gewordene Heiligthum, zerstört, um ‚gotisch‘ zu restauriren?

Man kann ja die Mängel unserer Renaissancekirchen recht gut einsehen; aber man überlege es wohl, ehe man niederreißt, ob man denn auch Besseres an deren Stelle setzen kann. Und

wenn man auch solches vermöchte, so bedenke man noch einmal, ob es sich ziemt, mit rauher Hand die heiligsten Gefühle des Volkes anzutasten. Es gibt nichts Trostloseres, als ein durch extreme Puristen öde und kahl gewordener Dom, der nicht mehr als das Denkmal einer tausendjährigen Geschichte die Erinnerungen aller Zeiten in sich bewahrt, sondern nur noch ein aller Individualität bares Kunstmodell bildet, eine Art von Kunstausstellung, die dann irgend ein moderner Kunstkritiker als seine Schöpfung uns erklärt und deutet. Es ist vollständig wahr, die Renaissance hatte die altkirchliche Tradition verlassen; ihrem Streben nach freier Genialität hat sie zu sehr gehuldigt. Sie hat weder die Gotik weitergebildet, noch ist sie auf die einfachen Formen des frühern Kirchenbaues zurückgegangen, sondern suchte durch Massenwirkung, durch Reichthum der Decoration, durch Fülle der Formen zu gewinnen, nicht durch organische Einheit und Gliederung. Im Süden, wo bei dem edlen Material die wieder nackt und leer gewordenen Flächen uns weniger kalt lassen und die Sonne eine größere Lichtfülle darüber ausgießt, war die Renaissancekirche immer noch eher an ihrem Platze, als in unserm Norden, wo die schweren Pfeiler, die drückenden Tonnengewölbe, die getünchten, kahlen Wände uns frostig stimmen. So nahm man denn zu einer oft überladenen Decoration seine Zuflucht, zierte und verkleidete mit Stuck, Bronce, Vergoldung, Verschnörkelungen und phantastischen Formen jeder Art, wobei die gerade Linie fast ganz verschwand. Das alles kann man ja sagen und noch mehr, namentlich von den Bauten aus späterer Zeit, da der Barockstil das malerische Princip zur Geltung brachte, im geraden Gegensatze zu aller strengern Architektur; aber deswegen dürfen wir immer noch nicht jenen Stil als einen Abfall von der Idee des christlichen Baues bezeichnen. Die Männer der Gegenreformation in Italien, Spanien, Deutschland, die großen Heiligen des sechzehnten Jahrhunderts, die

solche Kirchen erbaut, in ihnen gebetet und gepredigt haben, wußten doch auch, was katholisch ist. Die Gotik war schon lange vorher entartet, der einheitliche, zusammenfassende Geist war entwichen, eine Fülle spielender Formen umspann den Grundplan bis zur Unkenntlichkeit. Das Auge war des immer weiter sich theilenden Rippen- und Maßwerkes müde geworden, wie der Geist der immer mehr gespaltenen Begriffe in der spätern Scholastik. Man mußte ein Neues schaffen; daß es hätte ein Besseres, viel Besseres sein können, wer wollte es läugnen?

Und eines möge man nicht vergessen. Das Volk liebt viele dieser Renaissancekirchen; so ganz zweckwidrig können sie darum doch nicht sein, denn das unmittelbare Gefühl führt doch nie ganz in die Irre. Es ist noch nicht sehr lange her, da stellte die Aesthetik das farblose Marmorbild mit geschlossenem Auge als das Ideal aller Kunstschöpfung hin; man schmähte das Volk wegen seines schlechten Geschmackes, wenn es trotzdem an Gold und Farbe sich erfreute, und solche akademische Gestalten ‚blinde Heilige' nannte. Seit Kugler seine Abhandlung über die Polychromie der griechischen Sculptur geschrieben hat, ist auch der Geschmack unseres Volkes in dieser Beziehung wieder zu seinem Recht gekommen, und die Farbe nimmt nun wieder einen breiten, vielleicht zu breiten Raum in unserer kirchlichen Kunst ein. ‚Wenn ich eine gotische Kirche herzaubern könnte statt der unsern,' sagte der Prior einmal zu mir, ‚ich würde es nicht thun.' Ich konnte ihm nicht Unrecht geben, wenigstens bezüglich so mancher Werke der modernen Gotik.

Es dürfte schwer sein, die Factoren zu ermitteln, wodurch dem Volke so manche unserer Renaissancekirchen theure, ‚andächtige' Kirchen werden. Das Volk liebt starke, mächtige Wirkungen; große, weite Verhältnisse, hohe gewaltige Bogen, eine in edler Schwingung sich erhebende Kuppel, durch welche das Himmelslicht voll und ungehemmt in den Raum sich ergießt, der weite, breite Chor, welcher für die Entfaltung der

kirchlichen Functionen Raum läßt, machen den Eindruck des Feierlichen und Erhabenen. Der verschiedenartige Marmor, welcher im Süden immer an den Pilastern und Wänden verwendet wird, gibt dem Ganzen durch seine Farbe einen warmen, wohlthuenden Ton; die leuchtenden Gemälde an Decke und Wänden beleben das Innere, beschäftigen Auge und Phantasie des Beschauers, dessen Blick zuletzt auf dem Bilde des Hochaltars ruht, der sich in großen Verhältnissen aufbaut. Ueberrascht, erhoben, erfreut geht das Volk da aus und ein und wiederholt das Wort des Patriarchen: ‚Wahrhaftig hier ist Gottes Haus und die Pforte des Himmels.‘

Die alten Meister, ein Michel Angelo, Bramante, Ambrogio Borgognone, Michele Sanmicheli, Filippo Brunelleschо, hatten gewiß nicht daran gedacht, als sie ihre Kirchen bauten, und jener die Kuppel von St. Peter, dieser die des Domes von Florenz hoch in die Lüfte hob, daß man in diesem ihrem Schaffen einen Abfall von dem Geiste der katholischen Kirche dereinst erblicken würde, wie dies jetzt so manche Kunstkritiker zu behaupten nicht müde werden. War ja doch gerade in Rom die Erinnerung an die Antike nie ganz erloschen; die Gotik konnte eben deswegen dort und in Italien nie volle Herrschaft gewinnen, und selbst an den Prachtbauten der Dome von Siena und Orvieto ist sie nicht zu einer durchgreifenden, organischen Entwicklung gelangt. Die antikisirenden Elemente, die ihr geblieben, wirken wesentlich ein: die horizontale Linie herrscht vor, der Spitzbogen dient nur dazu, große, weite Hallen zu schaffen; die Wandflächen werden nicht aufgelöst in eine Vielheit von Gliedern, die sich gegenseitig stützen, sondern bilden willkommene Flächen, welche die Frescomalerei mit ihren Gestalten schmückt, die Giebel und Fialen dienen mehr als Ornament, die Fenster bleiben klein und schmal, im Gegensatz zur deutschen Gotik, da die südliche Sonne ohnehin helles Licht ausgießt. So stand denn auch der gotische Dom in

voller Harmonie mit dem Gesammtcharakter der italienischen Landschaft.

Die einen freuen sich, daß die Kunst der Renaissance, ehedem gebunden durch die Kirche, den Schritt in die Freiheit gethan habe; die anderen trauern über sie, als einen Abfall von der Idee der christlichen Kunst. Beide haben Unrecht. Wohl ist der echte Künstler nur in einem Kunststile Meister; aber soll unser Auge nur an diesem sich erfreuen dürfen und blind bleiben für jede andere Schönheit? Der Tod alles Kunstgenusses ist das Vergleichen; ich kann beim Besuche einer Basilika so mächtige Eindrücke empfangen, so sehr mich gehoben fühlen, daß ich gar nicht daran denke, diese mit anderen Stilgattungen zu vergleichen. Niemand wird selbst in den dem elften Jahrhundert angehörenden Dom von Pisa mit seiner flachen Decke eintreten, ohne von einem heiligen Schauer erfaßt zu werden. Wenn wir die großen gotischen Dome Frankreichs und Deutschlands erblicken, so sind wir hinwieder von der Erhabenheit dieser Bauten überwältigt. Und niemand ist noch unter der Kuppel der St. Peterskirche zu Rom gestanden und hat mit prüfendem Blicke wieder und wieder ihre schönen, edlen Verhältnisse gemessen, dem die erhabene Würde und das großartig Feierliche derselben nicht ein tief empfundenes Gefühl innerer Erhebung und Befriedigung geboten hätte.

Aehnlich verhält es sich auf dem Gebiete der kirchlichen Tonkunst. Es gibt auch hier nicht bloß eine, allein berechtigte Stilart. Es ist recht, daß das Volk in seiner Muttersprache, in einfachen, oft kindlich-heiteren Weisen, seinem Gotte Lieder singt; und ebenso hören wir zu voll Andacht, wenn, den Gestalten der büßenden Seelen Dante's im Purgatorium gleich, in langsamen, tiefen Tönen der lateinische Gesang einherschreitet und sein ‚Miserere' ruft, wenn da die Stimme lange auf demselben Accorde ruht und wie ein zermalmtes, nieder-

geschmettertes Herz in einem innigen, leise verhallenden Seufzer ausathmet. Aber auch da ist die Musik noch nicht unkirchlich, wenn, wie das Brausen gewaltiger Wogen, Orgelklang von der Wölbung des Domes wiederhallt, die ganze Macht der Töne über unseren Häuptern dahinströmt und mit allen Stimmen des vollen Chores in entzücktem Jubel die Größe des Allerhöchsten preiset. Nur da ist keine katholische Musik mehr, wo die Tonkunst in ihrem innersten Keime vergiftet ist durch die Lüsternheit, ein Sinnenreiz geworden und eine Narkose entnervter Weltlinge, ein unfruchtbares Spiel aller weichlichen, eiteln, selbstsüchtigen Gefühle, ein sich Wiegen auf den auf- und abwogenden Tonfluten, wo aller Ernst des Lebens vergessen ist, alle Energie gebrochen und der edlere Mensch untergeht in einem Nervenrausche, welcher sich mit dem erlogenen Namen der Kunst schmückt. Ja, gerade jene Empfindung unbestimmter Wehmuth, jene schwelgende Melancholie, welche die Sirenenstimmen der Musik in das Gemüth zaubern, sind noch viel seelenmörderischer, als tobender Paukenwirbel und Trompetenschmettern. Diese Wolke unbefriedigter Sehnsucht auf der Stirne ist so oft nur der Brodem, der aus den unreinen Tiefen des Herzens aufsteigt, welche der Sinnenreiz der Töne aufgerührt hat, der das Licht verdunkelt und den Blick nach oben hemmt. Darum blühte die Musik, die entnervende und sinnlich berauschende, auch dann noch in Rom, ja sie hatte nur noch mehr sich in ihrer Weise vervollkommnet, als Sculptur, Malerei und Poesie längst untergegangen waren. Ammianus Marcellinus gibt uns hierfür überraschende Belege[1]. Sie wirkt mit physischer Gewalt auf unsere Nerven, ersetzt alles Denken und bringt sie in eine Trunkenheit, bei der alles Denken in den Tonwellen ertränkt wird. Darum können so manche stundenlang ohne Ermüdung Musik anhören, während

[1] XIV. 6; XXII. 4.

ein ernstes Buch, selbst das Anschauen eines plastischen Kunstwerkes sie bald ermüdet. Rohe Völker und sinkende Nationen erkennen wir darum an diesem Vorherrschen der Musik. Sie reizt die Sinne, erregt die schlaffen Nerven und vertreibt die Langeweile. —

Treten wir in die Kirche zu Andechs ein, so sehen wir die Wände der beiden Vorhallen, welche von der Süd- und Nordseite ins Innere führen, ganz mit Votivbildern bedeckt. An vielen Orten hat der Unverstand der Aufklärung diese Tafeln entfernt und vielfach vernichtet, in denen die Andacht und der dankbar gläubige Sinn des Volkes in einfacher, oft rührender Weise sich aussprach. Auch in dieser Beziehung ist es jetzt besser geworden. Wenn es auch nicht die Ehrfurcht vor dem Hause Gottes ist, was ihre Entfernung verbietet, noch die Pietät gegen unsere Voreltern, welche diese Bilder hierher getragen und da aufgehängt haben, so fordert doch die culturgeschichtliche Bedeutung derselben ihre Aufbewahrung. Denn es ist ein guter Theil des Volkslebens, seiner Sitten und Bräuche, Wohnung und Kleidung, Denk- und Sprechweise, was uns diese Tafeln unmittelbar vor Augen stellen.

IV.

An dem Hochaltar hat die Kunst ihren ganzen Reichthum entfaltet. Er ist aus rothem Untersberger Marmor hoch aufgebaut und mit vergoldetem Kupfer reich verkleidet, über welches sich silbernes Laubwerk in leichten, anmuthigen Gewinden hinlegt. In einer Nische sehen wir das Gnadenbild der Himmelskönigin; sie sitzt auf einem Throne mit dem Jesuskind, das sich liebend dem Beschauer zuwendet. Rechts und links stehen die Gestalten der beiden Schutzheiligen der Kirche, des hl. Nikolaus und der hl. Elisabeth. Zwei Arkaden, durch je drei mächtige Säulen gebildet, theilen die beiden Seitenschiffe von dem Hauptschiffe; an jene schließen sich die Seitenkapellen

an. In einer Höhe von ungefähr achtzehn Fuß führt eine Galerie ringsum an den Wänden hin, in welche wieder rechts und links Seitenkapellen ausmünden, so daß gewissermaßen eine zweite, obere Kirche über der untern sich erhebt. Die Gewölbe des Mittelschiffes und der beiden Seitenschiffe sind mit Fresken reich geschmückt; gleich auf dem ersten erblicken wir die Heiligen aus dem Geschlechte der Grafen von Andechs, mit dem bayerischen und braunschweiger Wappen, so daß hier Religion und Vaterlandsliebe im schönsten Bunde erscheinen. Auch die herzogliche Krypta, in welcher außer dem Stifter des Klosters, Herzog Albrecht III., noch viele andere Glieder des bayerischen Fürstenhauses bestattet sind, ist ein bleibendes Monument des innigen, unlösbaren Zusammenhanges zwischen Fürst und Volk in Bayern und der katholischen Religion. Den kostbarsten Schatz bewahrt die Kirche in einer Seitenkapelle, die heilige Kapelle genannt, wegen der seltenen Reliquien, die hier in einem gotischen Altare aufbewahrt werden. Von den drei Schlüsseln, welche das äußerst kunstvoll construirte Schloß öffnen, wurde früher der eine an dem herzoglichen Hofe in München, die beiden anderen beim Abt und Schatzmeister des Klosters aufbewahrt; zweimal im Jahre, am Feste Christi Himmelfahrt und bei der letzten Wallfahrt, der Herbstfahrt (Sonntag vor Michaeli), wurden die Reliquien unter großer Feierlichkeit vorgezeigt. Unsere Aufmerksamkeit zieht vor allem andern eine stilvolle, gotische Monstranz auf sich, eine Silberschmiedearbeit aus dem 15. Jahrhundert. Sie ist ein Geschenk des Stifters, Herzog Albrechts III., und umschließt die wunderbaren heiligen drei Hostien.

In der Lebensbeschreibung des heiligen Papstes Gregor d. Gr. erzählt Paulus Diakonus[1], Benediktiner von Monte Casino, Folgendes: ‚Als der heilige Vater Gregorius

[1] II. 41.

einmal das heilige Opfer feierte, brachte eine Matrone die gewöhnlichen Opfergaben dar. Als er ihr darauf das allerheiligste Sacrament reichen wollte und sprach: ‚Der Leib unseres Herrn Jesu Christi bewahre deine Seele‘, da lachte sie spöttisch. Alsbald zog der Papst seine Hand zurück und legte diesen Theil des Frohnleichnams auf den Altar. Als der feierliche Gottesdienst beendigt war, fragte er die Matrone in Gegenwart des Volkes, warum sie gewagt habe, zu lachen, als sie den Leib des Herrn empfangen sollte. Nach langem Zögern gestand sie endlich unwillig: ‚Weil du das Brod, das ich doch mit meinen eigenen Händen bereitet habe, für den Leib des Herrn ausgegeben hast.‘ Da warf sich Gregorius mit dem ganzen Volke wegen des Unglaubens dieser Frau zum Gebete nieder; als er sich bald darauf wieder erhob, war das Stückchen Brod, welches er auf den Altar gelegt hatte, in Fleisch verwandelt. In aller Gegenwart zeigte er es der ungläubigen Matrone; dadurch wurde sowohl bei ihr die Gnade des Glaubens wieder erweckt, als auch das gesammte Volk darin befestigt. Wiederum warf er sich mit dem Volke nieder zum Gebete, und das Fleisch verwandelte sich in die ursprüngliche Gestalt des Brodes.‘ Aehnliches wird aus allen Jahrhunderten und von vielen Orten her berichtet; jedenfalls ist hierin der Glaube an die Gegenwart Christi unter den Gestalten des Brodes sinnig ausgesprochen. Sichere Thatsache ist, daß die römischen Päpste das allerheiligste Sacrament auf ihren Reisen mit sich zu nehmen pflegten. So reiste Papst Stephan II. ‚praevio Christo‘ im Jahre 753 zu Pipin, Leo III. im Jahre 799 aus dem Frankenreiche, wo er Karl d. Gr. begrüßt hatte, nach Rom zurück. Wenn nun nach der Sage Papst Benedikt VIII., welcher zur Einweihung der Basilika des hl. Stephanus nach Bamberg gekommen war, heilige Hostien dorthin gebracht haben soll, ebenso wie Leo IX. in der Ungarnoth nach Regensburg für Kaiser Heinrich III.,

darunter jene, an denen das erwähnte Wunder geschah, so mag ein geschichtlicher Kern dieser Tradition zu Grunde liegen. Uebrigens schließt immer diese Monstranz eine neue consecrirte Hostie ein.

Kostbar ist eine andere Reliquie in Form eines gotischen Scepters von vergoldetem Silber, mit Steinen besetzt, eine höchst zierliche Arbeit aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, welche ein Bruchstück von dem Spottrohre des Heilandes trägt; ‚man muß es der alles verschlingenden Säcularisation zu Dank erkennen, daß sie wenigstens diese herrliche Arbeit verschont hat'. Ein Glascylinder mit silbernem Fuß und Kapitäl in romanischem Stil enthält eine Zona mit eingewebten Buchstaben; die Sage nennt sie den Gürtel, welchen die allerseligste Jungfrau dem heiligen Johannes zur Opferfeier gefertigt habe. Es ist ein kunstvolles Gewebe aus dem 10. oder 11. Jahrhundert, wahrscheinlich das Weihegeschenk einer griechischen Kaiserin. Ein Brustkreuz mit Reliquien von den Leidenswerkzeugen des Erlösers, der heiligen Landgräfin Elisabeth nach dem Tode ihres Gemahles von Papst Gregor IX. zum Trost im Leiden gesendet, von vergoldetem Silber, hat einen hohen kunstgeschichtlichen Werth; ebenso erregen unsere Aufmerksamkeit die Reste ihres Brautkleides, ‚St.-Elsbetenrock', aus ursprünglich weißem Seidenstoff mit eingewebten Thierbildern. Das Siegeskreuz des seligen Rasso aus dem Geschlechte der Grafen von Andechs ist eine kunstgeschichtlich bedeutende Arbeit in romanischem Stile, wahrscheinlich aus dem 11., vielleicht auch 12. Jahrhundert. Dieser soll es auf seinen Heerzügen gegen die Ungarn immer mit sich getragen haben. Nach der Sage hatte es ein Engel Karl d. Gr. gebracht, und war es durch Pipin nach Andechs gekommen. Hier war seit Jahrhunderten der Reliquienschatz aufbewahrt, während Mönche aus dem Kloster Seeon dem Gottesdienst in der Burg oblagen. Nach ihrer Zerstörung (1209) bis zum Jahre 1387 hatte sich

die Erinnerung an diesen Reliquienschatz erhalten; da sah der Kaplan Jakob Dachauer vom Kloster Ebersberg eine Maus, mit einem jener Zettel im Maul, mit welchen die Reliquien bezeichnet werden, an einer Ritze am Fuße des Altares. Alsbald stellte man Nachforschungen an und fand eine mit Eisen beschlagene Truhe mit Reliquien; die Malerei auf der innern Seite des Deckels derselben stammt aus dem 12. Jahrhundert. Zuerst wurde dieser Schatz an den herzoglichen Hof nach München, dann um das Jahr 1408 nach Andechs zurückgebracht.

Doch, möchte nun einer sagen, sind denn diese Reliquien auch alle echt? Und gar mancher, auch Schriftsteller, die doch Anspruch darauf machen, daß man von ihnen Notiz nimmt, suchen hie und da ihr geistloses Gerede zu würzen durch Witzelei und Spott auf das, was dem katholischen Volke heilig ist, das da hinaufzieht zu dem heiligen Berge, wie ehedem die Völker der abendländischen Christenheit nach dem heiligen Lande, um dort die Fußspuren des Heilandes zu verehren, der darüber hin gewandelt. Nichts ist leichter und für frivole und oberflächliche Geister eine lockendere Versuchung, um für witzige Köpfe zu gelten, als Spott auf das Heilige. Doch solche spotten nur ihrer selbst und ‚wissen nicht wie'. In dem Hohlspiegel ihrer kleinen, niedrigen, gemeinen Seele wird alles Große, Erhabene klein und zum Zerrbild, über das sie lachen können, statt Mitleid zu haben mit sich selbst, weil sie zu Hohem und Ueberirdischem sich nicht zu erschwingen vermögen, weil von ihnen gilt, was Goethe einmal an Nikolai schreibt:

> Was du mit Händen nicht greifst, das scheint dir Blinden ein Unding,
> Und betastest du was, gleich ist das Ding auch beschmutzt.

So haben es Lucian getrieben in alter, Blumauer, Voltaire, Heine und die übrigen Witzlinge in neuerer Zeit; niemand doch wird sagen, dies seien große Geister gewesen. Alle großen Werke Gottes und selbst des menschlichen Geistes in

Kunst und Literatur, in Poesie und Plastik wollen heilig gehalten und mit Ehrfurcht betrachtet werden. Man kann Parodien auf sie schreiben — und für Tausende bleibt von nun an der Schmutz des Spottes, der Fluch des Lächerlichen ihnen anhaften. Jene können das Schöne, Große, Erhabene nicht mehr in sich aufnehmen; ihr Geschmack ist vergiftet. Das ist aber auch der Fluch, der den Spötter trifft: seine Seele stirbt, noch ehe er selbst gestorben ist; das Gift des Spottes hat sie getödtet. Der Spötter stirbt darum in der Regel, wie Voltaire, wie Heine gestorben sind; das Große, das Ideale, das Heilige, Gott, dessen er gespottet, Gott, der dem sterbenden Mörder verzeiht, dieser große barmherzige Gott spottet dann gewissermaßen über den Spötter. ‚Ich will lachen bei eurem Verderben', spricht er [1].

Die Kirche gebietet uns nicht, an die Echtheit der Reliquien zu glauben; sie lehrt nur, daß sie der Verehrung würdig sind, wobei das innerste, tiefste Gefühl in unserer Brust auf ihrer Seite steht. Die Echtheit und Thatsächlichkeit zu erforschen, überläßt sie der Kritik, welche wahrlich ihre Aufgabe nicht zu leicht nimmt. Oder sollte denn die Echtheit so mancher Reliquien, auch aus dem Leben und Leiden des Heilandes, von vornherein so ganz unmöglich sein? Aus den wilden, kriegerischen Zeiten der Longobarden besitzen wir Reliquien der Königin Theodolinde, Gemahlin des Longobardenkönigs Aistulf; die Schweden haben das blutige Koller Gustav Adolfs sorgfältig aufbewahrt, so viele Reliquien Luthers werden gezeigt, Goethe's Feder und Schillers Schreibtisch mit Ehrerbietung betrachtet; sollten die Jünger weniger Pietät für ihren Herrn gehabt haben? Bewahrt doch jede Mutter, auch die ärmste, ein Andenken an ihr theures, verstorbenes Kind; sollte Maria, die beste Mutter des besten Sohnes, so ganz

[1] Sprichw. 1, 26.

ohne Gefühl gewesen sein, sie, die seine Worte wie eine kostbare Reliquie ‚bewahrt hatte in ihrem Herzen‘? Dann wäre D. Strauß allein consequent, wenn er behauptet, nach Christi Kreuzigung sei dessen Leichnam in aller Eile ‚eingescharrt‘ worden, und niemand habe mehr gewußt, wo. Von der Mutter empfing die junge Christengemeinde die echte und ursprüngliche Tradition über des Herrn Geburt und Kindheitsleben, und die Evangelisten haben sie uns getreu aufbewahrt. Und von all den großen Heiligen der ersten Jahrhunderte, welche den Garten Gottes gepflanzt und mit ihrem Blute begossen, sollten die Gläubigen nichts, gar nichts als Andenken an sie sich aufbewahrt haben, während doch des Propheten Jünger dessen Mantel in treuer Obhut behielt? Dem widerspricht das natürliche Gefühl, widerspricht die älteste Geschichte, das widerlegen die unbestreitbar echten Martyreracten.

Aber wären auch alle diese Reliquien unecht, so ist doch der Glaube, in dem wir sie verehren, der Glaube an Christus und unsere Versöhnung durch seinen Tod am Kreuze echt und heilskräftig, so ist doch der ideale Zug ein nicht hoch genug zu schätzendes Gut, der unser Volk hierher führt und nach dem Himmlischen verlangen läßt. Die Kreuzzüge haben einst eine neue Periode für Europa eingeleitet; sie haben den Gesichtskreis erweitert, das Ritterthum begründet, den Fehden einen Damm gesetzt, die Völker verbrüdert; in engeren Kreisen haben solche Heiligthumfahrten eine ähnliche, segensvolle Wirkung für unser Volk. Sie stammen aus dem Glauben und stärken den Glauben; sie heben das Gemüth nach Oben, daß die Sorgen des Tages es nicht ganz danieder drücken. Sie versöhnen den Niedrigen mit seinem Schicksal, sie trösten betrübte Seelen, sie wecken selbst in dem Aermsten und Geringsten, der da so viel Schönes und Erhabenes schaut, den Sinn für das Schöne und Erhabene. Und auf alle Einwendungen des Unverstandes und des Unglaubens mögen diese Pilger mit dem großen Papste

Gregorius[1] antworten: ‚Nicht die Reliquien als solche verehren wir, sondern jenen beten wir an, dessen Geburt, Leiden und Herrlichkeit sie uns ins Gedächtniß rufen.‘ Wären sie darum auch unecht, so leidet doch der fromme Sinn nicht darunter, der nur auf Christus uud seine Heiligen in Verehrung hingewendet ist. Lasset darum dem Volke seine Pilgerfahrten, wodurch es einen Antheil empfängt am Ideale. In einer Zeit, da mehr als je das Wort wahr geworden:

Rem,
Si possis recte; si non, quocunque modo rem[2],

da thut es wahrlich Noth, alle, die Armen aber vor allen, auf die höheren Güter des Lebens hinzuweisen. Jedenfalls sind die Hallen des Gotteshauses ein edlerer Versammlungsort, als die Säle des Wirthshauses, in welche die modernen Volksbeglücker ihre Anhänger rufen, verbreiten Weihrauchwolken einen bessern und gesundern Geruch als betäubender Tabaksqualm. Und das Evangelium, so einfach und so erhaben, das Worte des Entzückens hat und wieder voll zermalmenden Schreckens, das hinabreicht bis in die Urgründe der Schöpfung und hinan bis zu den höchsten Höhen des Himmels und in alle Tiefen der Seele dringt, dieses Evangelium, so alt und immer wieder neu, von Priestermund verkündet, ist für das Gemüth ein besseres Erhebungs- und Bildungsmittel, als die sinnverwirrenden und herzbethörenden Reden so mancher Propheten der neuen Welt- und Gesellschaftsordnung.

V.

Man braucht keine eingehenden Studien zu machen, um alsbald die Ueberzeugung zu gewinnen, daß der Benediktiner-

---

[1] Ep. ad Secund.

[2] Geld, wenn auf ehrlichem Wege es geht, wenn nicht, auch auf anderm,
Schaffe dir Geld.

orden aufs innigste mit der Geschichte unseres deutschen Volkes verwachsen ist. Wenn wir die Todtenbücher der Abteien durchlesen, so begegnen uns auf jedem Blatte echt deutsche Männer- und Frauennamen: Rasso, Hatto, Odilo, Gebhard, Gerhard, Leonhard, Leodegar, Godehard, Ulrich, Lambert, Arnulf, Berthold, Meinhard, Liutold, Karlmann, Wibald, Kunrad, Wilibald, Luitpold, Wolfgang, Walburg, Kunigund, Edeltrud, Mechtild, Richild, Adelheid, Gertrud, Lioba, Hedwig, Waltrud u. s. f. Die Träger solcher Namen waren nicht selten edlen Geschlechtern entstammt, und viele von ihnen hatten in der stillen Zelle Frieden für ihre Seele gesucht, nachdem sie in blutigen Kriegen gegen Ungarn und Saracenen die Schärfe ihres Schwertes erprobt hatten. Einer von diesen war der selige Rasso, dessen Leben und Wirken in die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts fällt; zu Graf-Rath (Rasso), unweit vom Ammersee, wo er in der Nähe zu Wörth eine Benediktinerabtei gestiftet und daselbst als Mönch sein Leben beschlossen hatte, ruhen seine Gebeine, welche auf eine riesige Körpergröße schließen lassen. Als das kaum gegründete Kloster den Ungarn zur Beute geworden war, flüchteten die Mönche mit den von Rasso in Rom und im heiligen Lande gesammelten Schätzen nach der festen Burg Andechs, wo Graf Friedrich, Rasso's Bruder, wohnte. Nach Otto's von Wittelsbach blutiger That wurde die Burg durch Herzog Ludwig von Pfalz-Bayern erstürmt; nur die Kapelle blieb, wo dann, wie schon erwähnt, nach fast zweihundert Jahren der Reliquienschatz wieder aufgefunden wurde. Zur Hut desselben wurde zuerst ein Chorherrenstift, hierauf von Herzog Albrecht III., im Einvernehmen mit dem Cardinal Nikolaus von Cusa, das gegenwärtige Benediktinerstift gegründet.

Auch Andechs mußte den Vandalismus der Säcularisation erfahren. Im Sommer 1803 wurden die heiligen Schätze um ihrer kostbaren Fassung willen in Kisten mit Füßen getreten

und gestampft und nach München gebracht. Mit brennender Tabakspfeife stieg der königliche Regierungscommissär in die herzogliche Gruft hinab; alle Särge wurden aufgebrochen und durchwühlt, die Gebeine der Bayerfürsten auseinander geworfen, was man an Münzen, Perlen und sonstigen Schmucksachen fand, mit so roher Hast von den Leichnamen weggenommen, daß der Schädel Herzog Albrechts vom Rumpf gerissen ward. Was im heidnischen Rom unantastbar heilig und durch das Gesetz geschützt war, galt für die Männer der Aufklärung nicht mehr; im Namen des Gesetzes entweihten sie die Todtengruft der Ahnen ihres Fürsten. Als König Max II. von diesen Greueln hörte, sagte er bewegt: ‚Das hat mein Großvater (Max I.) nicht gewollt!' So weit war es gekommen, daß ein reich gewordener Jude es wagen konnte, sich als Käufer von Andechs zu melden, um dann den Namen derer von Andechs führen zu können. Die Antwort voll bitterer Ironie, die ihm König Ludwig I. geben ließ, ist heute noch im Volksmund. Der Edelmuth dieses unvergeßlichen Königs hat im Jahre 1850 das Stift als Filiale von St. Bonifaz in München wieder hergestellt [1].

Ganz eigenthümliche Gedanken kommen einem, wenn man die Beschreibung des Herganges bei so vielen Klosteraufhebungen liest und von Augenzeugen erzählen hört. Noch ist kein Jahrhundert seit jener Frevelthat verflossen, und schon erheben sich Tausende und Hunderttausende in Deutschland und in ganz Europa, die nur auf den Tag warten, um nun ihrerseits das Werk der Säcularisation fortzusetzen.

Vergeltung hier, daß, wie wir ihn gegeben,
Den bösen Unterricht, er kaum gelernet
Zurückschlägt, zu bestrafen den Erfinder.

---

[1] Vgl. M. Sattler, Chronik von Andechs. 1877. E. Heindl, Andechs, für die Besucher des heiligen Berges beschrieben. 1884.

Dies Recht, mit unabweisbar fester Hand,
Setzt unsern selbstgemischten, gift'gen Kelch
An unsre eig'nen Lippen.

Dieses Gesetz der sittlichen Weltordnung, wie es der große Brite hier ausspricht, mochte auch König Ludwig nachdenklich gemacht haben. Ein altes toscanisches Sprichwort sagt:

Roba di chiesa, roba di stola,
Presto la viene, presto la vola [1].

Darum suchte er, soviel er vermochte, zu sühnen, was unter seinem Vater war verbrochen worden.

Mit dem Stifte ist die St. Nikolausanstalt verbunden, ein Institut für Erziehung verwahrloster Knaben; über hundert Zöglinge vom sechsten bis achtzehnten Jahre genießen hier unter der Obsorge der Ordensbrüder vollständige Verpflegung, Unterricht in den Elementargegenständen, in Musik und Gesang und lernen verschiedene Handwerke. Das Oekonomiegut von beträchtlichem Umfange gibt ihnen Gelegenheit, für die Arbeiten der Landwirthschaft geschickt zu werden, was zugleich Leib und Seele gesund erhält. Das Stift widmet dieser Anstalt nicht bloß seine Arbeitskraft, sondern bringt ihr auch vielfach materielle Opfer.

So stellt sich uns in dem neu aufblühenden Andechs so recht die Geschichte und Wirksamkeit des Benediktinerordens vor Augen, wie er seit mehr als einem Jahrtausend war, und mit der Pflege des christlichen Cultus zugleich den Segen der Cultur unserm Vaterlande gebracht hat. Aus dem Chorgesange (opus Dei), den der hl. Benedikt seiner Gemeinde vorschrieb, ist die ganze Herrlichkeit des Gottesdienstes herausgewachsen; in der Handarbeit, besonders dem Ackerbau (opus manuum), den er den Seinen zur Pflicht machte, stellte er die Ehre und den Segen der vordem so verachteten Handarbeit der Welt vor

---

[1] Was Gott gehört und dem Altare,
Bleibt keinem Dieb bis hin zur Bahre.

Augen und hat dadurch einen großen Theil von Deutschland urbar gemacht; in den Kindern, welche schon im zarten Alter den Aebten zur Erziehung und zum Unterricht dargebracht wurden, sehen wir die Anfänge jener großen Pflegestätten der Wissenschaft, die den Abteien unter den Stürmen des Mittelalters einen so hohen Glanz verliehen. Gottesdienst, Seelsorge und Unterricht, Ackerbau und Handarbeit, diesen drei großen Aufgaben hatte der Orden sich geweiht; sie sind die Aufgaben der Menschheit. Mag auch rohe Gewalt einen und den andern Stamm fällen, mag auch einer oder der andere altersmorsch in sich selbst zusammenbrechen, immer werden aus der Wurzel neue Triebe sprossen, immer wird der Geist, der sie geschaffen, neue Formen finden. Was auch immer die Zukunft bringen mag, welche Katastrophen auch immer über unser Geschlecht dahingehen und das Angesicht der Erde verändern werden, der Benediktinerorden wird sie alle überdauern, denn er ist die älteste, unmittelbarste, bildungs- und entwicklungsfähigste Verkörperung ewiger Ideen. Und diese sterben nicht.

Stets liebte ich es, in der Nähe heiliger Stätten meinen Ferienaufenthalt zu nehmen. Das Kreuz am Wege, das der Tiroler so sinnig und dankbar mit goldgelben Maiskolben und dunkelrothen Weintrauben schmückt; der schlanke Kirchthurm, umgeben vom Gottesacker mit den sorgsam gepflegten, blumenverzierten Gräbern, in welchen die hohen Bergeshäupter so ernst und mahnend hereinblicken, während der Priester nach der Frühmesse in der Stille des Morgens hindurchgeht, mit Weihwasser die Leichenhügel besprengt und den Geschiedenen Segensworte zuruft; die Abendglocke, deren Klänge von der Felswand wiederhallen: das alles ist mehr als bloße Staffage der schönen Landschaft.

Dies Läuten mahnt mich leise an den Frieden,
Der von der Erd' auf immer ist geschieden
Schon in der ersten Paradiesesfrühe.

Das alles redet mit stiller und so lauter Stimme, regt so manche Gedanken in uns an, die uns im Gewühle der Stadt und auch unter bestaubten Folianten nicht in den Sinn kamen; da zieht ein so hoher Friede, Trost, Freudigkeit in die Seele ein. Und diese geistige Strömung, die den innern Menschen erhebt und mit Ahnungen des ewigen Lebens erfüllt, fließt gewissermaßen über auch auf den Leib, diesen erfrischend, stärkend und verjüngend. Da fühlen wir so recht, wie wahr es ist, was Gott verheißen: ‚Deine Jugend wird sich erneuen, wie die eines Adlers‘ [1]. Wenn wir dann knieen können mit dem gläubigen Volke vor dem Altare, sei es in der erhabenen Abteikirche, wo die ernsten Choräle mächtig über unsern Häuptern hin durch die Hallen wogen, oder in der kleinen, armen Dorfkapelle, wo der Priester in hehrer Stille das geheimnißvolle Opfer feiert: da wird es uns so heimatlich wohl, da öffnen sich die tiefsten Quellen des innern Lebens, liegt die Welt mit all ihrer Erbärmlichkeit tief unten zu unseren Füßen, verschwindet die Zeit, empfinden wir um uns her die Ruhe der Ewigkeit. Wenn wir auf den Altar blicken, sei er reich oder arm, er erinnert uns an die Tage der grauen Vorzeit, da die Völker ihre Altäre errichteten und über Noahs Opfer der Bogen des Friedens erschien. Albe, Stola, Kelch, Patene, ob von Gold oder nur von geringem Stoffe, das alles sind Reliquien aus uralter Zeit. Alles hat sich im Laufe der Jahrtausende geändert, alles hat die Flut der Vergänglichkeit hinweggespült, am Altare der katholischen Kirche haben die Heiligthümer der Menschheit eine Stätte gefunden. Unbewegt wie der Himmel steht der Altar der Kirche über den Geschlechtern, die kommen und gehen; und Tag und Nacht auf der ganzen Erde steigt das Opfer zu Gott empor, das ewig Bleibende in allem Wechsel des Irdischen, das einzig Dauernde in diesem

---

[1] Ps. 102, 5.

Kreislauf von Entstehen und Vergehen. Wenn wir dann das Evangelium verkünden hören, diese Worte so einfältig und so erhaben, so kindlich und so voll Majestät, aus denen eine Weisheit spricht, so überirdisch und geheimnißvoll, und doch wieder den Menschengeist so vollständig sättigend und labend: dann empfangen wir einen Eindruck von den Segnungen des Christenthums, von der Größe unserer katholischen Kirche, wie ihn die Beweisführungen der Wissenschaft nicht stärker zu geben vermögen.

Darum konnte es mir nie recht wohl werden an jenen Orten, wo wir kaum das Zeichen unserer Erlösung erblicken, wo gerade das, was die Menschen am innigsten und dauerndsten vereint und das stärkste Band der Gemeinschaft ist, gar nicht gefunden wird: die Gemeinsamkeit unserer Anschauungen in Bezug auf die letzten und höchsten Fragen des Daseins. Diese Herren und Frauen, die wir so häufig dort finden, trotz all ihrer Bildung, scheinen gar noch nie nachgedacht zu haben, warum sie denn eigentlich auf der Welt sind. Alles scheint nur darauf angelegt, die Tage in Freuden zu verleben und sich so gut als möglich zu unterhalten.

O curvae in terras animae et coelestium inanes![1]

Es stimmt mich immer unendlich traurig, wenn ich da sehe, wie für so viele es eine Sonntagsfeier nicht mehr gibt. Die Männer lesen ihre Zeitungen in der Sonntagsfrühe wie an jedem andern Tag, und der Cigarrendampf bildet ihr Morgenopfer wie an jedem andern Tag. Und die Frauen? ‚Frauen ohne Religion', sagt einmal selbst der frivole Heine, ‚sind wie Blumen ohne Duft.' Nichtige Plaudereien, Romanlectüre und eitler Putz soll die Leere ihres Lebens ausfüllen;

Pars minima est ipsa puella sui[2].

---

[1] Pers. Sat. II. 61.
Aermliche Seelen, zur Erde gebeugt und dem Himmel entfremdet!

[2] Der kleinste Theil von ihr ist sie selbst.

Statt eines frommen Gesanges diese grellen, schnarrenden, hölzernen, geist- und seelenlosen Klimpertöne, wo kein sanftes Ausklingen ist und natürliches Verhallen, dabei unzählige Mal dieselben Handgriffe falsch gegriffen und wiederholt! Diese Fingerfertigkeit, welche die Mechanik fast künstlich herstellen könnte, macht uns ganz dumm und stumpf und beweist so recht die Geist- und Gemüthlosigkeit unseres heutigen Gesellschaftslebens, wo man sich und andere damit martert. Welch trostlose Oede!

Wie groß erschien mir dagegen bei der letzten Herbstfahrt hier in Andechs eine Bäuerin! Sie war mit den anderen hierher gewallt, hatte stundenlang da gekniet, gebetet und die Predigt von der Gottes- und Menschenliebe gehört. Nun ging sie heim und legte beim Weggehen eine Gabe in den Opferkasten. Man konnte ihr es ansehen, daß stiller Friede, Trost, Ergebung in ihrer Seele wohnte. Diese Frau war dem Anscheine nach arm, doch sie ist unermeßlich reich; sie hat hier gebetet für ihr Seelenheil, um eine Ewigkeit von Glück. Und sie hofft es; sie hofft es ‚festiglich und gewiß, weil der getreue und barmherzige Gott es versprochen hat‘. Darum ist sie so reich und opfert gern eine Gabe von dem wenigen, was sie besitzt. Selbst Johannes Scherr sagt in seinen ‚Gestalten und Geschichten‘: ‚Ist es nicht ein wahres Wunder, diese ganz unbezweifelbare Thatsache, daß Hunderttausende, ja Millionen von mühseligen und beladenen Menschen auf den Steinfliesen vor der Gnadenkapelle zu Einsiedeln knieen? ihre Noth und ihr Leid geklagt haben und erleuchtet, getröstet und gebessert hinweggegangen sind? Stehen diese Armen im Geiste menschlich und sittlich nicht bergehoch über den halbgebildeten und ganz bildungslosen Pöbelhaufen der großen Städte, welche nur noch an das von dünkelhaften Afterweisen gepredigte, roh-materialistische Dogma: ‚Der Mensch ist auch nur ein Thier‘ glauben und daraus die Nutzanwendung ziehen, daß sie sich

bestialisch aufführen müßten und dürften? Ich meine, wir haben es sattsam schaudernd miterlebt, wie die losgelassene Menschenbestie zu wüsten und zu wüthen vermag. Von dem, was in der Seele des Volkes vorgeht, des wirklichen und wesenhaften Volkes, welches mit dem in der Sudelküche communistisch-anarchistischer Hetzerei zurechtgemachten Abstractum „Volk" nichts gemein hat, haben die Herren Materialisten nicht die entfernteste Vorstellung!'

Da gehen die armen Menschen hin, um im Naturgenuß ihr ganzes Glück zu finden. Einmal, auf einem Berge beim Sonnenuntergange, sah ich einen bewundernd stehen. Es war in Norddeutschland. Er meinte, das sei doch auch ein erhabener Gottesdienst, da alle stehen in dem Riesendome dieser Erde und andachtsvoll hinblicken, wenn der schöne Feuerball im Westen hinabsinkt und aus den Bergen die Abendwinde brausen wie mächtiger Orgelklang. — Aber die Sonne verbirgt oft Wochen, Monate lang ihr Angesicht, wo ist dann dein Gott? Und wenn deine Seele angstgepreßt nach Hilfe schreit, wo ist dann dein Gott? Und wenn einmal dein Auge, das diese Sonne sah, sich schließt, wo ist dann dein Gott? Und wenn dieser Sonnenball und Millionen Sonnen an unserem Sternenhimmel erloschen sind und erstarrt, wo ist dann dein Gott?

Doch dies ist noch das geringere Uebel. Manche benützen gerade die heiligen Tage, um ihrem Haß gegen Christus und seine Kirche Luft zu machen. Denn gleichgiltig kann nun einmal der Mensch dem Christenthume gegenüber nicht sein. Es ist da, es ist in der Welt als eine universale, welthistorische Thatsache von unermeßlicher Bedeutung. Bei jedem Schritt und Tritt begegnet es uns, wohin wir blicken, werden wir daran erinnert, unser öffentliches und Privatleben trägt überall noch seine Spuren, selbst unsere Sprache hat es durchdrungen. Dem einen ist es darum ein gütiger Schutzgeist, der ihn freund-

lich an der Hand faßt, sicher und glücklich durchs Leben geleitet; dem andern wird es ein drohendes Gespenst, dem er vergeblich zu entrinnen strebt, das aber immer wieder, wo er auch sich zu verbergen sucht, vor ihm auftaucht und ihn schreckt. —

Zehn Tage blieb ich auf dem heiligen Berge. Den Rückweg nahm ich durch die wild zerrissene, tief eingeschnittene Schlucht des Kienthales, das bei Herrsching in das Becken des Ammersees mündet. Unter gewaltigen Tannen, hundertjährigen Eichen und Buchen, die wie liebende Freunde schützend ihre grünen Aeste über uns ausstrecken, führt die Straße dahin. Zunächst geht der Fußweg steil abwärts, über weit und mächtig an dem Boden hinlaufende Wurzeln; diese hatten erst mühsam die Ritze suchen müssen, wo sie in das feste Gestein eindringen und Nahrung finden konnten. Aber um so kräftiger sind sie nun geworden, um so fester halten sie die Felsen umklammert, und bilden so natürliche Stufen, auf denen es sich leicht hinabsteigen läßt. So ist es auch im Menschenleben. Was in Noth und Kampf und schwerer Arbeit heranwächst, das wird im innersten Kerne gesund, wächst hoch und kräftig auf und trotzt den Stürmen; die wohlgepflegte Treibhauspflanze hält nicht aus im Wetter. Hoch oben auf den Wipfeln, am obersten Rande der Schlucht, lag goldenes Sonnenlicht; hie und da drang ein Strahl durch das Laubwerk herein und spielte über den Blättern, die ein schwacher Luftzug bewegte. Bald war auch das Geläute der Heerde verklungen, die auf dem Berge weidete; große Stille herrschte ringsum; nur der Bach, der das Thal durcheilt, durch die lange Sommerwärme klein geworden, murmelte leise. Da erschien mir die ganze Natur wie ein Mensch, der schläft und träumt und im Traume redet.

Jetzt öffnete sich eine kleine Seitenthüre an der Klostermauer. Ein Bruder trat heraus in schwarzem Habit, mit dunklem Bart; er hatte einen großen Wasserkrug in der Hand, und ein Knabe, gleichfalls einen Krug tragend, folgte ihm.

Sie stiegen den Abhang hinunter bis zu dessen Mitte, wo aus dem Felsen kühles, klares Wasser quillt; es ist das Priorbrünnchen. Es war ein überraschend schönes Bild und erinnerte mich so recht an manche Sagen des Mittelalters von dem Klausner, der in seiner Waldeinsamkeit einen Knaben bei sich hat, den er beten lehrt und die Kräuter kennen und dem er von den Sitten und dem Treiben der Menschen erzählt, der vielleicht ein Königssohn ist, und nun dem Einsiedler wie ein Sohn dem Vater Dienste leistet.

Noch einmal blieb ich stehen und trank gleichfalls aus der Quelle. Dann ging es wieder weiter in der Stille; das Kloster war unsichtbar geworden. Mit einem Male klang ein Glöckchen so hell, so klar, so silberrein von oben herab durch den Wald, wie eine freundlich liebe Engelsstimme. Es war das Chorglöckchen, das die Brüder zu den Horen rief. Es klang wie ein frommer Abschiedsgruß.

Als das Schiff in der Mitte des Sees angekommen war, trat mehr und mehr die Kirche wieder hervor, und schaute vom hohen Berge weithin in das Thal und Land hinein. Ich blieb auf dem Verdeck, unverwandt war mein Blick dorthin gerichtet, so lange ich fuhr. Schwere Wetterwolken, die lange schon gegen Westen gestanden und den Horizont dort verdunkelt hatten, zogen nun herauf; heftiger Regen mit Hagel vermischt strömte nieder. Die Wellen gingen hoch und der kleine Dampfer ward stark bewegt. Immer dunkler wurde es, nur hie und da floh ein lichter Streif am südöstlichen Himmel hin und ließ mich auf einen Augenblick noch einmal die Kirche schauen. Da erweiterte sich vor mir der See, er ward vor meinem Geiste zum Meere, zum großen Meere dieser Welt, wo es auf und ab wogt, Sturm und Wellen das Schiff unseres Lebens umherschleudern. Hoch darüber steht die Kirche, unbewegt und unerschütterlich; denn das Kreuz ragt von ihrem Gipfel herab, und ihre Mauern sind aufgebaut auf Felsengrund.

velut rupes vastum quae prodit in aequor,
Obvia ventorum furiis expostaque ponto,
Vim cunctam atque minas perfert coelique marisque,
Ipsa immota manet [1].

Und nun nochmal den Blick zum Kreuze hinauf. Das Blut, das von ihm herabgeflossen über die Welt, hat Balsam geträufelt in ihre Wunden, in die tiefen Todeswunden der Menschheit, hat sie getröstet und geheilt. Denn der, der am Kreuze hing, ist erstanden und wird alles an sich ziehen, mit seiner Gottesmacht hinaufziehen aus diesen Abgründen von Noth und Tod zu den lichten Höhen, da er wohnet.

---

[1] Virgil. Aeneid. X. 693.
wie ein Fels, der hinaus in das unabsehbare Meer ragt,
Trotzend der Stürme Gewalt und bloßgestellet der Brandung,
Alle Gewalt und Drohung des Meers aushält und des Himmels,
Und unerschütterlich steht.

V. Ins Thal der Fränkischen Saale.

Eisenbahnen; ihre Nachtheile und Vortheile. — Der Spessart. — Schloß Mespelbrunn. — Julius Echter von Mespelbrunn; sein Charakter. — Religion und Humanität. — Sagenhafter Ursprung der Echter. — In der Lichtenau. — Wahre und falsche Ideale. — Die Jagd im Spessart. — Land und Leute im Spessart. — Phantasie und That. — Der Spessarter Landsturm und die Franzosen. — Einsiedel, Neustadt, Gertraud. — Deutschland und die Mönche. — Der Bauernkrieg. — Adel, Bauer, Kloster. — Rieneck. — Der Feudalstaat. — Karl d. Gr. auf der Salzburg. — Der Saale entlang. — Schönau; seine Geschichte. — Seyfriedsburg, Homburg, Sodenberg, Reußenberg, Dreistölz. — Religiöser Grund der deutschen Sage. — Dorfgeschichten. — Der Adel und die Juden. — Das Aufkommen des dritten Standes. — Das Proletariat und die socialistischen Theorien. — Saaleck, Hammelburg, Altstadt. — Die Säcularisation.

I.

‚Was soll ich in der Fremde thun?
Es ist ja hier so schön!‘

Die Worte dieses alten Liedes summten oft um mich her, wenn der Herbst nahte, und ich mich zur Reise in die Ferne bereitete. Es ist ja hier so schön, in diesen dunkeln Wäldern, auf diesen grünen Auen, von dem ruhig dahin strömenden Flusse belebt, wo klare Bäche von den Hängen rieseln und wie leuchtende Silberfäden durch die Fluren sich hinziehen, hier in dem alten Thüringerlande, das ehedem bis zum Main herabreichte und den Norden mit Süddeutschland verband. Wenn irgendwo, so ist hier echtes deutsches Land; kein slavischer Laut ist je hier erklungen, keines Römers Fuß hat je diesen Boden betreten. Wie oft habe ich seit einem Menschenalter

diese stillen Thäler durchwandert, im Schatten dieser Eichen gerastet, auf denen das Auge des Forstmannes mit Liebe ruht, an denen er schauen kann, was die Natur zu schaffen vermag, wenn die Hand des Menschen nicht hemmend und störend eingreift. Hier, unter dem Schutze einer einsichtsvollen Regierung, ist es der kurzsichtigen Habsucht noch nicht gelungen, diese herrlichen Bestände niederzuschlagen, und der rücksichtslosen Speculation fremder Händler sind unübersteigbare Schranken gezogen, wenn sie es versuchen wollten, diesen segensvollen Reichthum des Waldes auszubeuten, um, wie anderswo, nichts mehr bei ihrem Abzug übrig zu lassen als trostlose Oedung und unfruchtbares Gerölle. Die neueste Zeit hat auch dieses stille Thal durch Eröffnung der Secundärbahn von Gemünden am Main bis nach Hammelburg dem Weltverkehr erschlossen. Zuerst, als ich diese Nachricht hörte, war sie mir keineswegs erfreulich. Sollen nun auch hier, in diesem friedlichen, stillen, von dem ruhelosen Treiben der Welt noch unberührten Thale die Ingenieure ihr Werk beginnen, durch diesen reichen Wechsel der Landschaft, über diese so mannigfach gewellten und doch so harmonisch stimmenden Hügel und Fluren ihre Linien ziehen, schnurgerade wie ihr Lineal und poesielos wie ihre Berechnungen? dachte ich mir. Soll hier nun die Locomotive heranschnauben, statt Amselschlag und Kukuksruf ihr greller Pfiff aus den Wäldern wiederhallen, statt der leichten blauen Rauchsäule, die über dem Dache der Mühle kräuselnd emporsteigt, der schwarze, schmutzige Dampf der Maschine über das Thal sich legen, die spiegelhellen Wellen des Flusses verdunkeln und schwer und trübe an den Berghalden sich hinziehen? Und soll mit dem Bahnzuge auch die große Welt einziehen und auch diese Idylle zerstören, die so manchem seit so vielen Jahren Auge und Herz gelabt und die Seele, hineinversenkt in dieses reine, einfache, unverfälschte Naturleben, wie durch ein stärkendes Bad

erfrischt und neu belebt hat, so daß er mit erhöhter Spannkraft zu den Arbeiten des Berufes zurückkehren konnte? Soll das rastlose Jagen nach Besitz und Genüssen, diese Friedelosigkeit, dieses Ungenügen und Verschmachten vor Begierde des Weltmenschen mitten in seinem Genußtaumel, dieser Schein und diese Lüge da draußen auch hier herein kommen wie eine giftige Seuche, welche die Geister verwirrt und die Herzen austrocknet?

Doch, es ist so arg nicht geworden. Die Miniatur-Locomotive bringt nur wenige Wagen; Amerikaner, Russen und Engländer haben den Weg hierher noch nicht gefunden, die Bewohner sind auch noch nicht ‚unternehmend‘ genug, um Sommerfrischen zu errichten und durch wehende Fahnen, weithin sichtbar, die Vorüberreisenden zum Besuche einzuladen. Auch würden diese alle Verhältnisse noch viel zu ‚primitiv‘ finden, wie häufig solche tadelnd sich auszudrücken pflegen, die nun einmal es lieben, in den paar Tagen ihrer Erholungsreise als etwas ganz besonders Vornehmes angesehen und bedient zu werden; den eigentlichen Gewinn hat dabei freilich nur der, welcher ihnen am Schlusse die Rechnung macht.

Bereits beginnt üppiges Buschwerk mit seinem wohlthuenden Grün den Bahndamm wieder zu verhüllen; nur wenige Züge gehen morgens und abends hin und wieder; einen Augenblick siehst du sie sich hinwinden durch den Hag und über Wiesengrün, dann ist alles wieder so einsam und still, daß du nichts hörst als den Lockruf der Wildtaube und den Finkensang drüben im Walde, das einzige, was dir lebendig dünkt ringsum. Du bist wieder allein, mit der Natur und dir selbst so allein, daß du dich viele Meilen weit von dem Welttreiben entfernt denken kannst.

Darum wollen wir der neuen Bahnlinie nicht gram sein. Gar mancher, der auf einer der Linien, welche vom Rhein oder von Sachsen oder von Preußen oder von Südbayern

an Gemünden vorübereilten, von der Brücke aus einen nur flüchtigen Blick in die beiden hier ausmündenden Thäler der Sinn und der Fränkischen Saale warf, hatte nicht geahnt, wie schön es ist hinter diesen ragenden Bergen, in diesen heimlichen Gründen, wie viele liebliche Heimstätten diese dunklen Wälder überschatten. Waldesduft und Wiesengrün mit seinen hellen Gewässern und frische Luft der Berge, wie bieten sie dem ein Labsal, der bei der rastlosen Hast des Lebens und Schaffens nach stiller Ruhe verlangt!

In wenigen Stunden trägt uns der Bahnzug, ob von der reichen Geld- und Handelsstadt Frankfurt oder von Würzburg dem Musensitze her, nach Gemünden. Wer jedoch in dieser Zeit des Dampfes das Fußgehen noch nicht verlernt hat, wer noch Land und Leute will kennen lernen und in wessen Brust noch, wenn der Wald wieder grün geworden und die Vögel wiedergekehrt sind, der Wandertrieb sich regt, dem er als Jüngling gefolgt war, der ihn darum stark gemacht hat an Leib und Seele, dem er auch im spätern Alter nicht entsagen will, weil er ihm die Tage der Jugend zurückruft, ein solcher möge uns nun begleiten auf unserer Fußwanderung durch den Spessart in das Thal der Sinn und der Saale.

II.

Von Aschaffenburg aus haben wir nicht weit zu gehen, und der Spessart, Spechteshart, Spechthart (so in den Urkunden des Mittelalters und schon im Nibelungenlied) nimmt uns auf und verläßt uns nicht mehr. Unter seinen Laubdächern wandern wir fort und fort. Mehr und mehr, wenn wir dem Herz des Spessarts entgegen gehen, wird prächtiger der Wald, der echte deutsche Wald, wie ihn unsere Ahnen schon kannten vor Jahrtausenden, den sie dem Vogel Odins, dem Specht geweiht hatten. Selten sind die Grenzen eines

Gebirges so bestimmt von der Natur hervorgehoben und scharf umrissen, daß auch das ungeübte Auge sie leicht verfolgen kann, als jene des Spechtharts. Der Main, welcher in vielen Windungen von Gemünden bis Hanau einen weiten Bogen beschreibt, umgrenzt ihn gegen Süden; dort ist es die Saale, hier die Kinzig, welche nach Osten und Westen das Gebirge umschließen; im Norden begrenzt ihn die der Sage nach von Karl dem Großen angelegte Hohe oder Birkenhainer Straße. Zwischen diesen Grenzen erhebt sich der Hochspessart wie ein fast ununterbrochen fortlaufender Hochrücken. Sinn und Saale wenden unsern Blick hinauf zum nächsten Grenzgebirge, der Hohen Rhön, wo vom Gipfel des Kreuzberges aus der Blick über die wundersam geformten, geognostisch hochwichtigen Basaltkuppen hinüberschweift und in der Ferne die Höhenzüge des Thüringerwaldes und der Saum des Harzes noch in schwachen Linien dem Auge erkennbar sind. Je mehr wir uns dem Hochspessart nähern, desto häufiger erscheint die Eiche, dieser schönste aller Bäume, in ihrer ganzen Größe und vollen Kraft; dazwischen ragen herrliche Buchen empor, schlank und glatt, und ihre Blätter, von der Sonne vergoldet, schimmern und leuchten, als sollten sie wie Riesenkerzen uns Licht geben, wenn wir den Weg durch das Dickicht suchen. So ist der Spessart eine der schönsten Perlen in der Krone Bayerns, und nicht umsonst sind Könige und Fürsten, von Karl dem Großen an bis auf den heutigen Tag, von weiter Ferne hierher gekommen zur Pflege der Jagd. Die Spessarter Jäger hatten weithin den Ruhm, Meister zu sein in ihrem Handwerke, und viele Sagen knüpfen sich noch daran.

Zuerst steigen wir über einige waldige Höhen und gelangen in das Elsavathal; unser nächstes Ziel ist, wie billig, Mespelbrunn, Schloß und Geburtsort des großen Julius Echter von Mespelbrunn, Fürstbischofs von Würzburg, Stifters des Spitals und der Universität daselbst.

Vom Steigen ermüdet, lassen wir uns unter den Bäumen nieder, ehe wir vollends ins Thal hinunter wandern. Stille, heilige Ruhe überall! In der Nähe hören wir das Klopfen des Spechtes am Baume; über uns kreist der graue Geier, der Warnungsruf der Vögel wird laut; mit einem Male, mit gellendem Pfiff, stößt er drüben ins Thal hinab.

O Spessart, edler Forst, du bist
Der Wälder Preis zu jeder Frist!
Wie weit umher in Land und Gauen
Auch forschend rings die Augen schauen,
Mit deinen Buchen, deinen Eichen
Läßt sich kein andrer Wald vergleichen.

Wie Säulen schlank im Tempelraum,
Steh'n deine Stämme, Baum an Baum,
Und deine Wipfel wölben sich
Zum weiten Dom andächtiglich,
Und drüber lacht der Sonne Schein,
Und ihrer Strahlen hell Gefunkel
Blitzt durch das kühle Laubgedunkel,
Und wirkt grüngoldene Lichter drein.

Sieh' dort das Schiff auf weitem Meer,
Das rüstig fährt im Sturm einher,
Hoch in der Luft die Masten stolz;
Gezimmert ist's von deinem Holz,
Aus Spessarts Eichen ist's gebaut,
Der Seemann drum ihm wohl vertraut.

Karl Immermann sagt einmal in seinen Memorabilien: ‚Wer Deutschlands geheimste Reize genießen will, muß nach Franken reisen.' Mit Recht bemerkt hierzu A. Kaufmann: ‚Was aber einer Landschaft Reiz gewährt, ist nicht bloß die Natur, sondern auch die Erinnerung an geschichtliche Ereignisse und die Sage. Vermag sie, wie dies in Schottland so häufig der Fall ist, selbst unschöne oder nur durch rauhe Schönheit wirksame Gegenden mit dem Schimmer poetischer Romantik zu umweben, wie viel mehr wird sie dieses Zauberlicht über

unsere Landschaften verbreiten, die wie der Spessart den vollen Duft des alten deutschen Waldes oder wie das Mainthal eine Folge der anmuthigsten, durch Burg- und Klostertrümmer doppelt reizende Ansichten bieten.'

III.

Unten im Thale liegt der Weiler Neudorf, eine Ansiedlung, wie auch der Name besagt, aus neuerer Zeit. Ein kleiner Bach, der von Osten herabfließt, mündet hier in die Elsava ein; wir gehen an ihm aufwärts und stehen in wenigen Minuten vor Mespelbrunn, nach älteren Urkunden Espelborn. Es ist ein ernstes und doch liebliches Bild, das sich hier unserem Blicke bietet. Allmählich steigt der Boden an, das frische Wiesengrün wird von dem murmelnden Bächlein bewässert; amphitheatralisch stehen die Berge im Hintergrund; ringsum von dunkelgrünen Wäldern umkränzt, ist die Burg wie in einen prachtvollen Rahmen von der Natur selbst eingeschlossen. Aus der klaren Flut eines spiegelhellen Sees steigt das Schloß empor, das mit seinen verschiedenen Bestandtheilen und aus verschiedenen Zeiten stammenden Anbauten bei aller Unregelmäßigkeit im einzelnen zwar nicht jenes ermüdende und geistlose Gleichmaß darstellt, wie neuere Bauten der Art, aber ein so ebenmäßiges, aus dem Leben und der Geschichte seiner Bewohner herausgewachsenes Ganze, daß wir es mit seinen verschiedenen Linien, abwechselnden Formen und Giebeln immer von neuem und mit Interesse betrachten. Der hohe Wartthurm, der wie ein spähender Wächter über das Ganze emporragt, grüßt uns schon von ferne; treten wir näher, dann erblicken wir den lieblichen Erker, das zinnengekrönte Dach. Eine Brücke führt über den See in das Innere. Die Erbtochter Maria Ottilia brachte nach dem frühen Tode Johann Philipps Echter (1665) einen Theil der Güter durch Heirat in das Geschlecht der Ingelheim, welche das Wahr-

zeichen der Echter, die drei Ringe, in ihr Wappen aufnahmen; ein noch lebendes Glied dieses Hauses ließ in neuerer Zeit das Schloß mit vielem Verständniß erneuern. Hier ward der große Julius geboren (1545 ‚uff St. Anshelmitag den achten Martii'), als der Sohn Peters von Echter und der Gertrud von Adelsheim; mit Ehrfurcht betreten wir die Stube, in welcher der Vater des Frankenlandes das Licht der Welt erblickte.

Es ist gewißlich so; wir verstehen einen Menschen auch in seinem geistigen Leben und Schaffen nicht, wenn wir den Ort nicht kennen, wo seine Wiege gestanden, den Boden, auf dem der Knabe sich getummelt, die Umgebung, in der er herangewachsen ist. Mit Recht sagte einmal der Rector seiner Universität in einer Festrede von ihm: ‚Sein Auge, hell und klar wie der krystallene See, der die Burg seiner Väter umflutet, hatte tief hinein gesehen in die Schäden, an denen sein Geschlecht siechte; er hatte den Ernst und die ganze Bedeutung der Lage ermessen, und erkannt, was seine Zeit bedurfte, was seine Völker von ihm heischten. Mannhaft und stark, wie die Eiche des Spessarts, in deren Schatten seine Wiege gestanden, von keinem Hemmniß gebeugt, von keiner Noth gebrochen, führte er . . . aus, was, allmählich reifend, er seit Jahren wie ein Kleinod in seiner Seele getragen hatte. Nicht bloß durch äußere Mittel und politische Combinationen, durch Begründung vielmehr und Neubelebung kirchlicher Institute, durch großartige Schöpfungen christlicher Charitas, vor allem aber durch wahre, echte Wissenschaft sah er eine glücklichere Zukunft gewährleistet; denn er vertraute den Waffen des Geistes, der Macht der Wahrheit. Ihm war jenes Wort Bacons, das in jüngster Zeit von Staatsmännern und Gelehrten mit Emphase wiederholt wurde: „Wissenschaft ist Macht" keineswegs fremd; mehr als einmal hat er es in den Statuten, die er seiner Universität gegeben, ausgesprochen, und indem er in einer des hochgebildeten Mannes würdigen Weise jenen Ge-

danken Plato's sich aneignete, „nur dann wären die Staaten glücklich, wenn entweder die Philosophen Könige, oder die Könige Philosophen würden“, hat er eine Aristokratie der Intelligenz anerkannt, und deren Bedeutung, Stellung und Einfluß im öffentlichen Leben hinlänglich angedeutet.‘

Gerade deswegen hatte der widerstrebende Theil des Adels im Hochstift Würzburg ihn angeklagt; in der Beschwerdeschrift vom Jahre 1581 hoben die Unzufriedenen hervor, daß Männer zu hohen kirchlichen Würden berufen würden, die ‚keinen Stecken‘ von ihren Eltern ererbt hätten; auch tadelten sie ihn darum, weil er einen ‚geistlichen Rath‘, zumeist aus Bürgerlichen bestehend, um sich gesammelt. Julius hatte eben einer fälschlich so genannten Reformation gegenüber, welcher viele jener Adeligen sich angeschlossen hatten, jenes Wort des Aegidius von Viterbo bedacht, nicht die Religion sei zu reformiren durch die Menschen, sondern die Menschen durch die Religion, und darum ließ er sich nicht durch Vorurtheile und Privilegien zurückhalten, wenn es galt, die tüchtigsten Männer zu wählen zur Hebung der religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Lage seines Volkes. Julius war in der That ein Säcularmensch, und sein Name steht so tief eingegraben in der Erinnerung unseres Volkes und wird mit solch dankbarer Bewunderung und warmer Verehrung genannt, als ob er gestern erst von uns geschieden wäre. Mit Recht läßt darum der Dichter den Spessart diesen seinen besten Sohn rühmen:

Doch keiner von den frommen, hohen Helden,
Die aufgeblüht aus meiner Waldesnacht,
Hat so vereint in sich die beiden Welten
Der Glaubenstreue und der Erdenmacht;
Der fernsten Zukunft Herold hör' ich melden
Die Werke, die sein starker Geist vollbracht;
Vor seines gottgeweihten Wohlthuns Walten
Sah ich Verwüstung schauernd innehalten.

Doch was in seinem ungehemmten Streben
Sein klarer Geist als hohes Gut ersah,
Selbst seines eig'nen Lebens inn'res Leben,
Was er geliebt, was seinem Herzen nah,
Hat er als reiche Erbschaft hingegeben
Dir, seiner Tochter, Alma Julia!
Durch seine Gau'n, hin durch die fernsten Zeiten
Treu seines hellen Geistes Flut zu leiten.

Wenn wir hier einige Augenblicke nachsinnend uns niederlassen unter den mächtigen Eichen und hochragenden Rothbuchen, deren Wipfel die Burg seiner Väter beschatten, da mögen wir einigermaßen verstehen, wie er das geworden ist, was er war während einer langen verhängnißvollen Regierungszeit von vierundvierzig Jahren (†1617). Die erhabene Einsamkeit ringsum, dieser große Ernst der Natur, die ihn umgab, mochte frühzeitig in ihm den Sinn für das Große und Erhabene geweckt, und seinem Geist jene Reife gegeben haben, jene maßvolle Ruhe im Entwerfen, jene Energie in Durchführung seiner Pläne. Lange war er nach seiner Erhebung auf den Stuhl des hl. Burkard schweigsam und schien vielen unthätig bleiben zu wollen. Aber es war nur die Zeit, in der unter Gebet und Beobachtung aller Verhältnisse seine Seele dem Plan seines Werkes nachsann, das er dann so starkmüthig durchführte. Noch bewahrt man im Schloß sein Jagdgewehr; in frischer Waldesluft, auf der Birsch auf Edelwild mag er schon in früher Jugend Nerven und Sehnen gestärkt haben, daß sie nicht brachen unter den Arbeiten und Kämpfen seiner langen Regierung; auf den Hochschulen am Rhein, in den Niederlanden, in Italien und Rom hatte er Schätze des Geistes gesammelt, die nun auch seinem Volke zu gut kommen sollten, wobei er hochherzig und freigebig bestimmte, daß besonders ‚armer, guter, doch unvermöglicher Leuth' Kinder, so zum Studiren tauglich, dem Vaterland zu Nutz und Dienst . . . zu Mehrerm sollten fortgebracht werden'. So hatten die Einsamkeit in früher Jugend, die Erfahrungen, die er später

auf seinen Reisen und während seines Aufenthaltes in fremden Ländern gesammelt, ihm jenen klaren, sichern Blick gegeben, jene Weisheit im Beurtheilen von Menschen und Dingen, im Ermessen der Noth und der Hilfsmittel, ihr zu steuern, jene Seelengröße und das hohe Gottvertrauen, durch das er, wie gefeit, vor keiner Schwierigkeit, vor keiner Gefahr zurückbebte, komme sie von äußeren Feinden oder von innen. Mehr als einmal mochte er sich des Tacitus Wort in die Seele gerufen haben: In ea tempora nati estis, quibus animum firmare deceat. So hat er Volk und Bisthum der katholischen Kirche, das Land vor der Säcularisation gerettet. Julius hatte in seinem Leben viele Feinde; so wahr ist es, was Lord Walpole einmal sagt: ‚Kein gleich bei Beginn populärer Mann war je ein großer Mann.‘ Und mit Recht konnte Goethe behaupten: ‚Tief und ernstlich denkende Menschen haben gegen das Publikum einen bösen Stand.‘

Aber, hat man uns in neuerer Zeit, namentlich bei Gelegenheit der dritten Jubiläumsfeier, gesagt, des Julius Gedanke hat sich überlebt, insoferne er die Religion zum Ausgangspunkt und Ziel seiner Hochschule machen wollte; wir moderne Menschen denken anders, streben anders, unsere Ziele sind andere, — Wissenschaft, Bildung, mit einem Worte: Humanität. Nur so, sagt man uns, sei eine Hochschule aufzufassen, wie eine Hochburg, mitten hineingestellt in die Strömung der Zeit, wo alle geistigen Interessen sich sammeln, Schutz und Pflege finden sollen, von wo über alle Vorurtheile der Berufsklassen, Stände und auch der Religionen Licht ausgehen und das kommende Geschlecht zur reinen Humanität herangebildet werden soll. Haben sie recht, die so reden?

Große Geister sind auch tiefe Geister; und Julius war ein tiefer Geist. So wie aber der Geist in die Tiefe geht, findet er Gott. Darum baute Julius mitten hinein in den Bau seiner Hochschule der Religion eine Stätte, und

andere dreihundert Gotteshäuser weithin in seinem Lande. Und sein Herz, das so begeistert für die Wissenschaft war, die er darum ‚Leuchte und Schmuck des Lebens‘ nannte, schlug nicht minder warm für die Religion; dieses Herz gab er darum, als die beste Gabe, die schönste Reliquie, zu ewigem Gedächtnisse der Kirche seiner Universität; wo sein Schatz war, da sollte auch sein Herz sein. Julius hatte es wohl erkannt: die Wissenschaft führt zur Religion. Mag die Wissenschaft sich zu den Sternen erheben und den Blick hinaussenden bis zu den Grenzen der Erde, wo das Schweigen des Todes herrscht, mag sie das Staubatom unter dem Mikroskop analysiren oder das Innerste der Seele beobachten, um den Pulsschlag ihres Lebens zu fühlen: was sucht sie? Wahrheit. Die Wahrheit suchen, finden, entdecken wir; sie ist vor uns, ohne uns, außer uns; die Wahrheit ist in Gott. Unsere Vernunft ist ein Organ für die Wahrheit, wie unser Auge ein Organ ist für das Licht, aber sie ist nicht die Wahrheit, und das Auge ist nicht das Licht. Es ist kein neues, vor ihm unbekanntes Wort, das Kant gesprochen; viele und seit Jahrtausenden haben es vor ihm gesprochen: ‚Zwei Dinge erregen meine Bewunderung: der gestirnte Himmel über mir, die Stimme des Gewissens in mir.‘ Es ist ein Gesetz da für das Universum, welches alle Thätigkeit beherrscht; in der Welt der Materie wie in jener des Geistes, am Sternenhimmel und in der Krystallbildung, wie in Sitte und Recht, was unser Staunen erregt, was uns die Frage auf die Lippen drängt: ‚Woher ist dieses?‘ Das Gesetz des Universums weist hin auf seinen Gesetzgeber, Gott. Jede Thätigkeit aber hat ihr Ziel, nach dem sie strebt, in dem sie ruht, vom Stein, den die Schwerkraft niederzieht, bis zum Menschengeist. Das Ziel kann nur da sein, wo der erste Ursprung ist, in Gott.

Die Religion, weil sie nothwendig eine Lehre enthält, weil sie die tiefsten Ideen des Wahren, Guten und Schönen ent-

wickelt, regt darum mächtig an die geistigen Interessen; sie wird die Mutter der Wissenschaft; weil sie im Gewissen ein Gesetz ankündet, ruhen auf ihr Sitte und Recht; und da sie im Cultus in die Außenwelt tritt, die Natur weiht und die Symbole des Göttlichen ihr entnimmt, wird sie die Heimat und Pflegerin der Kunst. Und wenn das Wirrsal der Zeiten die Geister bethört, da mögen sie an den ewigen Principien der Religion sich wieder zurechtfinden; wenn die Flut des Verderbens, alles überschwemmend und verheerend, über die Völker dahingegangen, da liegen in dem Boden der Religion die Keime bewahrt, aus denen ein neues Leben wieder erblüht.

Und nur die Religion bildet zur echten Humanität. Humanität, reines Menschenthum wollt ihr an die Stelle der Religion setzen; doch, was ist der Mensch? Diese Frage müßt ihr uns zuerst beantworten. Von Xenophanes bis Plato, bei den französischen Naturalisten und den deutschen Dichtern finden wir ein Bild des Menschen gezeichnet, das ihn kaum über die Bestie erhebt, die nur durch eiserne Gewalt gezügelt werden kann; die modernen Männer der Humanität dagegen, Rousseau, Lessing, Herder, stellen ihn uns dar als das reinste, edelste Wesen, das sich nur zu entfalten und auszuleben hat. Aber gerade jene, welche so schöne Reden hielten, in der sie die Humanität priesen, haben die Guillotine aufgerichtet und in ihrem Namen Ströme von Blut vergossen. Wer hat Recht? Die Religion. Die christliche Religion allein beantwortet diese Frage, die so alt ist wie die Welt. Sie bewahrt vor Menschenvergötterung, aber ebenso auch vor Menschenverachtung. Sie zeigt ihn uns als das, was er ist, halb Engel, halb Thier, den Funken des Göttlichen in ihm, aber auch die Tiefe seines Elendes, Gottes Bild, doch verunstaltet und getrübt.

Bilden wollt ihr zur reinen Humanität. Aber wo ist das Urbild, das Original, nach dem ihr bilden wollt, das ihr abbilden wollt in der Seele des Jünglings, Zug für Zug?

Ist es vielleicht ein edler Römer, ein schöner Grieche? Aber wir sind keine Römer, keine Griechen; wir müßten auf unsere Nationalität, unsere Geschichte, unsere Individualität verzichten, unser innerstes Wesen verläugnen, wollten wir ein Römerthum affectiren, wie Don Quixote die Ritter von Roncisvall nachahmen wollte. Hier ist der Punkt, wo die Männer der reinen Humanität sich selbst widerlegen, und jeder Versuch zur Verwirklichung ihrer Pläne einem gleichen Schicksal mit jenem des unsterblichen Helden des Cervantes verfällt. Die christliche Religion allein gibt Bildung; denn sie allein hat das höchste, reinste, universellste, durch und durch geschichtliche Vorbild, Jesus Christus. Wer kann sagen: Für mich ist er es nicht? Und wer darf sprechen: Ich habe ihn erreicht?

Ihr wollt bilden; aber wie? Wie sollen wir bilden? Tausendmal haben diese Frage sich schon die Pädagogen gestellt. Sollen wir vorzugsweise den Verstand entwickeln, ‚durch den Kopf aufs Herz‘ wirken, wie der landläufige Spruch heißt? Solche Bildung hat gerade auch der geriebenste Verbrecher. Sollen wir auf das Herz wirken, für alles Große und Schöne es begeistern? Aber gib wohl acht, daß du nicht Schwärmer bildest, die sich erhitzen für die Trugbilder ihrer Phantasie. Die christliche Religion allein weiß zu bilden, den ganzen Menschen zu bilden; denn sie ist eine Religion der ‚Wahrheit und Gnade‘; dem einfältigen Kinde wie dem Mann, der auf der Höhe der Wissenschaft wandelt, gibt sie eine Anschauung von Gott und der Welt und der eigenen Bestimmung, die alle Weisheit der Weisen weit übertrifft. Die Gnade stellt ihr eine Macht zu Gebote, welche den tiefsten Verbrecher erhebt und dem edelsten Gemüthe eine Handreichung wird, um immer edler zu werden, immer höher sich aufzuschwingen, die keine Anlage und Gabe der Natur zurückweist, aber sie alle durchdringt, läutert, in den Dienst des Ewigen stellt und so alles Irdische verklärt, alles Menschliche vergöttlicht. —

Möge der Leser entschuldigen, wenn ich vielleicht diese Frage etwas zu ausführlich besprochen habe. Es ist nur geschehen, um das Wort unseres Julius zu rechtfertigen, der in den Universitätsstatuten die studirenden Jünglinge mahnt: ‚ad cultum omnis humanitatis, cui etiam christianae religionis et pietatis rationes inclusae sunt . ., consentiant‘. Daß er diese Humanität nicht bloß auf den Lippen, sondern im Herzen trug und durch die That bewährte, dessen gibt Kunde seine großartige Stiftung für ‚allerlei Arten von Armen, Kranken und sonst unvermöglichen schadhaften Leuten‘. —

Die fränkische Geschichte hat mit unaustilgbaren Zügen das Leben des großen Bischofs in ihre Jahrbücher eingeschrieben; doch auch die Sage hat den Namen Echter umrankt, wie der Epheu das alte Mauerwerk mit seinem frischen Grün bedeckt. Ursprünglich hausten die Echter auf ihrer festen Burg zu Weckbach im Odenwald; der Kaiser war weit in Italien, die stärksten aus der Ritterschaft hatten ihm Heerfolge geleistet; da ward der Adel, der daheim geblieben, unbotmäßig, die Ritter von ihren Schlössern aus überfielen den reisenden Kaufmann, bedrückten und beraubten den wehrlosen Landmann, unbesorgt um die Acht, die der Kaiser über die Landfriedensbrecher ausgesprochen. Das dauerte eine Zeitlang; da zog Barbarossa mit Gefolge den Main hinauf, brach eine der Raubburgen nach der andern; nun hielten auch die Echter sich nicht mehr für sicher; sie flohen in das tiefste Dickicht des Spessarts, wo sie, um besser ungekannt bleiben zu können, an drei verschiedenen Orten sich Hütten bauten. Es waren ihrer drei Brüder; von Zeit zu Zeit kamen sie auf der Höhe des ‚Jockel‘ zusammen, um über ihre Zukunft zu berathen. Dort, an einem Pfahle, heute noch ‚Echterspfahl‘ genannt, banden sie ihre drei Rosse an drei Ringen an, und nahmen später, zur Erinnerung an ihre Verbannung, als die Acht widerrufen war, einen silbernen Pfahl mit drei blauen Ringen in ihr Wappen auf.

Im Rittersaale des gegenwärtigen Schlosses gibt uns die Schrift unter der Abbildung Haman Echters Aufschluß über dessen Erbauung.

Als war Erzbischoff Johann,
Mespelbrunn fing ich zu bauen an.
Zu Aschaffenburg war ich Vitzedum,
Kam allhier in diese Wüstung.

Im Mai 1412 hatte Haman seinen kurfürstlichen Herrn auf der Hirschjagd im Spessart begleitet. Es war heiß geworden, als ein starker Hirsch sich zeigte; der Kurfürst, nur von Haman begleitet, eilte ihm nach, das Gefolge blieb weit zurück. Endlich stürzte das edle Wild zusammen, aber auch der Kurfürst, von dem starken Ritt ermattet und von Durst gequält, fühlte, wie seine Kräfte sanken. Da, mit äußerster Anstrengung, machte sich Haman auf, um nach Wasser zu suchen; nach einem weiten Wege findet er jenseits im Thale, von Mispelbäumen umschattet, eine Quelle. Er löscht seinen Durst und eilt, seinem Herrn Kunde zu bringen. Doch dieser ist unvermögend vor Schwäche, in das Thal hinabzusteigen. Da ladet ihn Haman auf seine Schultern und trägt ihn zur Quelle. Gelabt und erquickt, gelobt der Kurfürst mit einem Händedruck, seinem treuen Diener diese That zu vergelten.

Als sie gerastet und auch die Rosse geruht hatten, ritten sie das Thal entlang; da fanden sie verwittertes Mauerwerk, die Reste der Hütte, die einer der Echter hier am ‚Espelborn‘ vor zweihundert Jahren gebaut hatte. Kaum nach seinem Schlosse zu Aschaffenburg zurückgekehrt, ließ der Kurfürst dem Haman Echter Brief und Siegel ausfertigen, des Inhaltes: ‚umb sonderliche gunst und gnade, die wir zu Ime und Annen seiner ehelichen Hausfrawen han, So haben wir Ime und Iren erben geben zu Eigen die Wüstung und Hoffstede genannt der Espelborn‘.

IV.

Je weiter wir nun von hier gegen Osten wandern, desto tiefer kommen wir in den Spessart hinein; überall Wald, nur Wald. Wieder übersteigen wir neue Bergrücken und gelangen in das einsame Thal der Hafenlohr. Kaum begegnet uns ein Mensch auf unserm verlassenen Pfade; nur die sorgfältig gepflegten Anlagen von jungen Baumpflanzen, die wir hie und da erblicken, geben Kunde von der Liebe und Aufmerksamkeit, welche der bayerische Forstmann dem Walde angedeihen läßt. Da stehen hundertzwanzig- bis hundertvierzigjährige Buchen, Eichen bis gegen vierhundert Jahre alt mit einer Schafthöhe von achtzig bis hundertzehn Fuß. Siebzig Procent des Bodens bedeckt der Wald, in den Staatsforsten sind zweiundneunzig Procent Hochwald. Der kahle Abtrieb ist hier schon seit einem Jahrhundert dem schlagweisen Betrieb gewichen, wobei immer in kurzen Zwischenräumen ‚Hegheister‘ stehen bleiben. Den ‚Jockel‘ haben wir links zur Seite liegen gelassen und sind am Echterspfahl den Berg hinaufgestiegen; beim Abstieg in das jenseitige Thal sehen wir über seinen Matten und durch das Laubwerk hindurch bläuliche Rauchwolken aufwirbeln. Ehe noch die Sonne untergegangen, sind wir in der Lichtenau angekommen, einem einsamen Jägerhause nebst Eisenhammer; ringsum Wald, nichts als Wald.

Den größten Theil des Jahres ist es stille hier, nur unterbrochen durch den bald raschern, bald langsamern, weithin vernehmbaren Aufschlag der Hämmer. Nur einmal im Jahre wurde es lebhaft, wenn eine muntere Knabenschaar vom benachbarten Gymnasialstädtchen während der Ferien in dem Försterhause sich einfand, dessen Wände bis herab mit altersgrauen Schindeln bedeckt waren zum Schutze gegen Regen und Kälte. Am Abend angekommen, saßen sie schon am andern Morgen am Bache, die Flinten zu putzen und herzurichten; Pulver hatten sie vorsorglich mehr als genug

aus der Stadt mitgebracht, und sollte das Geld hierfür auch am Munde abgespart werden; denn der alte Jäger gab nur ungern von dem seinen, und ging so sparsam damit um, als wären es lauter Goldkörner. Bis gegen Anfang dieses Jahrhunderts erbten sich die Förstereien in der Familie fort, der Dienst ging vom Vater auf Sohn und Enkel über. Der Herr dieses freundlichen Forsthauses trug daher einen Namen, der seit langer Zeit und heute noch fast zugleich genannt wird, wenn man vom Spessart redet. Er war so recht ein Bild des alten Forstmannes, der die Jagd nahezu als die Hauptsache und die Waldpflege nebensächlich betrachtete. Abgehärtet gegen Kälte und Hitze, von Kindesbeinen an mit der Flinte vertraut, hatte er bis in sein hohes Alter noch ein scharfes Auge und eine sichere Hand. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts galt eben keiner als Jäger im Spessart und durfte keiner den Hirschfänger tragen, wenn er nicht den Nachweis liefern konnte, ‚daß er drei Jahre auf ordentlich gehaltenen Bestat-Hirschfaist-Jagen und Schweinehatzen mitgezogen, daß er sich getraue, jedermann darin Satisfaction zu geben, und daß er mit Genehmigung des Oberjägermeisters und Oberforstmeisters des Spessarts vor gesammter Jägerei von seinen Lehrjahren freigesprochen und nach altem Waidmannsbrauch wehrhaft gemacht worden sei‘. So sah denn der alte Förster nicht ungerne das junge Blut um sich her, wenn er gleich wegen ihrer Pulververschwendung sie täglich ausschalt.

Nun wurde es lebendig im Wald. Wie freuten sich die Knaben, als sie, dem jahrelangen Staub der Schulstube entronnen, nach Herzenslust sich tummeln, auf das Wild auslugen, hoch oben in den knorrigen Zweigen der Eiche ein Nest erspähen und hie und da auch eine Forelle, die schnell wie ein Pfeil über das Gestein dahinschoß, aus dem klaren Bach herausholen konnten, in süßem Vergessen der griechischen Partikeln und der vier hypothetischen Fälle, diesem Lieblingsgegen-

stand des gestrengen Magisters! Um sich der guten Führung der Schüler zu versichern, hatte dieser sie angewiesen, vom benachbarten Pfarramte beim Wiederbeginn des Schuljahres Zeugnisse vorzulegen; gerade dies diente nicht wenig dazu, die Ferienfreuden zu mehren. Der Pfarrer, ein betagter Mann, war noch einer aus der ‚guten, alten Zeit‘ und nur mürrisch, wenn er ohne Beute vom Anstand zurückkehrte; denn er war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, und sah es nicht ungern, wenn die munteren Knaben am edlen Waidwerk ihre Freude hatten. Aber wehe, wenn einer einen Fehlschuß gethan; in dem Wörterbuch seines Jägerlatein hatte er nicht Ausdrücke genug, ihn derb auszuschelten. Sonntags ging es durchs Thal über den Berg zur Kirche; auf dem Wege dahin trug die Schwester des einen der Knaben den andern bereits die ganze Predigt vor, die sie nun hören würden. Es war in der That so. Der Pfarrer hatte die Gewohnheit, einen Cyclus von Predigten, war er damit fertig, wieder von vorn anzufangen. Vielleicht wollte er erst dann anderes bringen, wenn seine Pfarrkinder alles das gethan, was er ihnen schon gesagt hatte; darum brachte er es immer wieder von neuem vor; vielleicht war auch sein Bischof schuld; warum hatte er ihm auch keine andere Pfarrei gegeben!

Wundersam und ganz eigenthümlich war es nachts in diesem einsamen Thale. Aus der Esse des Eisenwerkes stiegen die Funken, zuweilen lichte Flammen zum dunkeln Himmel auf; stärker und weiterhin hörbar drang der Hammerschlag in die Nacht hinaus; hie und da rauschte der Wind in den Bäumen und schüttelte die Wipfel der Fichten, deren Aeste zum Fenster hereingrüßten; unweit vor dem Hause murmelte der Bach, der Ruf der Eule am Waldesrand klang so fremdartig. Dazu die am Abend und nachts immer stärkere, erfrischende Ausdünstung von Wiese und Wald, der Rauch der Kohlenmeiler, der sich über das Thal legte und seinen eigenthümlichen Geruch

verbreitete. Alles das wirkte mächtig auf die Sinne dieser Knaben und bildete in ihrer Phantasie und Erinnerung eine Gesammtvorstellung aller Freuden der Vacanz.

O Zeit, du bist vergangen!
Ein Märchen scheinst du mir.
Des grünen Waldes Prangen
Das off'ne Aug' dafür.
Die theuern Eltern beide,
Der still zufried'ne Sinn,
Der Kindheit Lust und Freude —
Alles dahin, dahin!

So ganz hat der Dichter doch nicht Recht. Das Glück der ersten Jugend ist mehr ein physisch empfundenes, das Glück der Unmittelbarkeit, des Bewußtlosen. Darum schwindet es und muß es verschwinden, wenn der Gedanke erwacht und die Reflexion eintritt. Nun steht der Mensch am Scheideweg; bis hierher waren alle Knaben mehr oder weniger sich gleich und sich befreundet, wie eben unter Knaben Freundschaft ist, die später wie Siriusfernen voneinander geschieden sind. Vor ihnen liegt eine neue Welt, die Welt des Geistes, der Ideale; das Große, Edle, Ewige, Göttliche tritt vor sie hin; der Knabe ist Jüngling geworden, er muß jetzt sich entscheiden. Nun beginnt ein Ringen, ein Kämpfen um das Land der Verheißung; will er das eine gewinnen, muß dem andern er entsagen; die Sichtbarkeit lockt, aber er findet kein Genügen in ihr, und so treibt es ihn immer vorwärts, aufwärts. Wohl ist es nur ein kleines Gebiet im Reiche der Erkenntniß, das sich ihm erschlossen, viel zu klein, als daß es seinen Durst nach Wahrheit gänzlich stillte; gar manchmal noch wird er schwach und strauchelt, wenn er daran geht, den innern, den Geistesmenschen in sich zu bilden und zu pflegen — voll und ganz wird er kaum erreichen, wonach er sich sehnt, was er anstrebt. Aber bei alledem ist er glücklich, jetzt schon glücklich; es ist das Glück des Mannes, das ihm geworden, das in das innerste

Mark der Seele dringt und sie erquickt. Ist auch nach außen sein Leben unscheinbar, dieses hat doch eine unendlich hohe Bedeutung, einen Werth gewonnen, den nichts Irdisches aufwiegt, durch den Geist, die Idee, die er in dasselbe gelegt hat. Dieses kurze, beengte, arme Leben hat zur Folie eine Ewigkeit. Da ist kein Schweißtropfen umsonst von der Stirne gerollt, da ist kein Schmerz zu bitter gewesen, kein Kampf zu schwer; das alles ist wohl vorübergegangen, aber doch nur nach seiner äußern sichtbaren Seite vorübergegangen; ewige Gedanken haben es durchdrungen und dem Augenblicke darum Unsterblichkeit eingehaucht.

Auch der andere war einmal am Scheideweg gestanden. Aber sein Auge hat nicht nach oben geblickt, sein Herz schreckte feig zurück vor den Kämpfen, seine Hand blieb müßig; er wollte nicht streben, arbeiten, kämpfen. So geht denn seine Lebensbahn hinab in die Tiefe, tiefer und immer tiefer, nach dem Gesetze der Schwerkraft. Aber der Gedanke ist doch einmal in ihm erwacht, ihn bringt er nicht los; das Glück der ersten Jugend ist doch für ihn dahin, der Gedanke läßt ihm nicht mehr Ruhe. Darum wird er unglücklich, oft so namenlos unglücklich.

Doch nicht alle sind so niedrig gesinnt; gar manchem Jüngling sind in dem Morgenroth seines Lebens Ideale erschienen, Liebe, Wissenschaft, Kunst. Hätte doch der Dichter ihm zugerufen:

Die ihrem keuschen Dienste leben,
Versucht kein nied'rer Trieb, bleicht kein Geschick.
Wie unter heilige Gewalt gegeben,
Empfangen sie das reine Geistesleben,
Der Freiheit süßes Recht zurück.

In seiner Seele fanden diese Worte lebendigen Widerhall, sein Auge glänzte vor Freude und sein Herz bebte in Erwartung dessen, was ihm verheißen wird. Doch wie bald ist er ent=

täuscht! Von dem niedern Genußleben hat er sich abgewandt, sein Geist ist zu hochstrebend, sein Sinn zu edel und zu rein, als daß er trinken möchte aus dem Kelch, gefüllt mit Sinnenrausch; er weiß ohnehin, daß gar bald er ausgetrunken ist, und daß dieser wüste Taumel trostlos endet. Aber auch die andere Liebe, die er sich erwählt, die er einen Augenblick zu seiner Göttin erhoben, der er vertraut, daß sie ihn mit linden und doch starken Armen hegen und tragen und unberührt halten wird über allem Schmutz und allem niedern Begehren, auch diese hat für ihn nichts als bittere Täuschung. Denn es ist nur ein Gott, und fremde Götter gibt es nicht neben ihm, deren Dienst den Menschen ganz und für immer beglücken könnte. Das Herz und die Blumen verwelken, wenn nicht der Thau von oben auf sie fällt. Er allein ist es, ohne den das Menschenherz nicht leben kann; das ist sein Privilegium, weil er der Eine und Einzige ist; alle anderen, hat es sie einst auch noch so heiß geliebt, kann es wieder vergessen; von ewiger Liebe hat es geträumt, ewige Treue hat der Mund geschworen, nur deshalb, weil er wähnte, sein Götze sei der Eine, der ewige Gott.

Wer darum sein Herz nicht in das Herz Gottes legt, wo es, vom Ewigen angehaucht, Antheil an seiner Ewigkeit empfängt, wie das Eisen, das der Magnet berührt hat, magnetisch wird, dem ist es bald verwelkt und ausgetrocknet vom heißen Sonnenbrand, von den Stürmen des Lebens zerrissen, von Wind und Regen zu Boden geworfen und beschmutzt. Es war eben ein Idol, kein Ideal, dem er den besten Theil seines Lebens, all sein Sinnen und Denken gewidmet hatte, ein todter, tauber Götze; wie sollte der dem Herzen Leben bringen können? Ja, es liegt eine bittere Ironie darin, daß gerade sein Ideal, statt ihn zu erheben, ihn nicht selten erniedrigt; und davor hätte es ihn doch bewahren sollen. Das Feuer der Liebe hat Gott in unserem Herzen angezündet; findet es aber den rechten Gegenstand nicht, dann erlischt es; nur ein

Rest bleibt, der nach und nach auch verglüht, an dem das Herz sich noch eine Zeitlang wärmen mag, für das in dieser kalten, liebeleeren Welt kein heiliges Feuer mehr brennt. Die Liebe, alle irdische Liebe sinkt und sinkt, wenn nicht die Gottesliebe sie durchdringt und hinaufhebt in den reinen Aether, zu jenen lichten Höhen, hoch über dem Brodem des sinnlichen Lebens, wo der himmlische Eros wohnt, der allein die irdische Liebe verklärt, wie der Sonnenstrahl die dunkle Wolke, ihr allein Kraft, Reinheit, Treue verleiht; dann empfängt sie Leben von dem, der uns ewig liebt, den und in dem allein wir darum ewig lieben können. Alle Liebe wird zuletzt doch ein öder, grauer, ausgebrannter Aschenhaufen, wenn nicht von Oben ein Funken in das Herz fällt und eine lebendige Flamme in ihm entzündet.

O Liebe, die das Herz beglücket,
Verlaß mich nicht!
O Seligkeit, die mich entzücket,
Verlaß mich nicht!

O Gottes Odem, mein einzig Leben,
Verlaß mich nicht!
Wenn zu dir ich empor will streben,
Verlaß mich nicht!

O Frühlingsluft in Winters Schauern,
Verlaß mich nicht!
O Himmelsfreud' in tiefem Trauern,
Verlaß mich nicht!

Mein Lichtgestirn in Geistes Wirrsal,
Verlaß mich nicht!
Du Führerin aus allem Irrsal,
Verlaß mich nicht!

Umfriedet Eiland in stürm'schen Meeren,
Verlaß mich nicht!
Mein Hort im Kampf mit Feindesheeren,
Verlaß mich nicht!

Du Jugendblüte bis zum Grabe,
Verlaß mich nicht!

Du Reichthum ohne ird'sche Habe,
Verlaß mich nicht!

O meine Hoffnung, meine Wonne,
Verlaß mich nicht!
Fahr' hin, o Welt, geh' unter, Sonne!
Du trägst hinauf zum ew'gen Licht.

Wissenschaft, Kunst, das sind hehre, heilige Namen, und mit Recht haben seit alten Zeiten die Menschen ihren echten Priestern hohe Ehren zuerkannt. Die gewaltigen Herrscher werden bald vergessen, die Namen der großen Geister der Vorzeit bleiben eingeschrieben in dem Gedächtniß der Nationen immerdar. Aber die Wissenschaft allein ist es nicht, die uns zu führen vermag in dieser Welt bis ans Ende. Was in dem alten heiligen Buche geschrieben steht, ‚tradidit mundum disputationibus eorum‘ [1], das bleibt wahr bis auf den heutigen Tag. Es ist noch nicht lange her, da glaubte die Philosophie dieses Wort Lügen strafen zu können, und sie erklärte durch den Mund eines ihrer Meister, es sei ihr gelungen, die Welt vollständig begreiflich und begriffen darzustellen. Aber da ist in unseren Tagen ein anderer gekommen, und er hat, durch die Macht der Thatsachen gezwungen, bekannt: Ja, es ist so; die Welt ist nicht bloß ein Räthsel, sie ist ein Buch mit sieben Siegeln geschlossen, und keinem Sterblichen ist es gegeben, aus eigener Macht sie zu lösen und des Buches Sinn zu deuten. Der Anfang und das Ende, die Bewegung der Gestirne im unermeßlichen Raume und der Gedanke im Geiste des Menschen — dieses und noch vieles andere weiß die Wissenschaft uns nicht zu erklären.

Und die Kunst? Wohl zieht sie einen buntschillernden Regenbogen über die dunkeln kalten Abgründe des Lebens, und wiegt uns ein wie mit süßen Klängen in einen Traum; aber bald wachen wir wieder auf, von der Noth des Daseins auf-

[1] Eccles. 3, 11.

geweckt, wie der Kranke geweckt wird aus seinem wohlthätigen Schlummer durch den stechenden Schmerz — und unsere Thräne ist nicht getrocknet und unsere Seele ist traurig wie zuvor. Es sitzt ja in uns allen eine alte tiefe Wunde; wer kennt ihr wahres Wesen, wer heilt sie?

Die Wissenschaft nicht; denn das größte aller Räthsel, um dessen Lösung diese seit Jahrtausenden umsonst sich bemüht, ist ja der Mensch. ‚Ich selbst bin mir das größte Räthsel', hat vor vierzehnhundert Jahren Augustinus gesagt, und auch von der Wissenschaft unserer Tage gilt Cicero's[1] Wort:

versat
Saxum sudans nitendo, neque proficit hilum.

Nur der kann dieses Räthsel lösen, der allein uns auch von den Widersprüchen unseres Wesens erlösen kann — jetzt nach dem Höchsten strebend und bald wieder von dem Niedrigsten gefesselt, jetzt nach dem Edelsten verlangend und dann doch wieder das Häßlichste vollbringend.

Die Kunst auch nicht. Die Kunst selbst trauert ja. Darum klingen die Volkslieder in allen Sprachen so schwermüthig, als klagten sie um ein verlorenes Paradies; darum schlägt sie so gern Mollaccorde an, so oft sie in die Saiten greift. Einen Augenblick mögen wir durch sie den Schmerz vergessen, wie König Saul beim Harfenspiel des David; aber heilen kann sie ihn nicht.

V.

Immer prächtiger werden die Wälder, immer wilder wird die Wildniß, wenn wir von der Lichtenau das Thal entlang gegen Südosten wandern. Wir sind im bayerischen Wildpark und betreten bald darauf jenen des Fürsten von Löwenstein-Wertheim. Hie und da steht ein einsames Jägerhaus, dessen Be-

[1] Quaest. Tusc. I. 5.
Immerfort wälzt sie den Stein und bringt ihn nicht weiter.

wohner den größten Theil des Jahres außer den Vögeln und dem Wild, das im Winter bis vor die Thüre sich wagt und Aesung sucht, kaum andere lebende Wesen erblicken. Oft ist der Schnee sehr hoch und bedeckt noch bis zum Monat April Wald und Wiese, so daß das Reh vergebens den Boden aufscharrt; es liegt das wenige Grün, das der Winter geschont, viel zu tief, mehr als fußhoch hat der Schnee es bedeckt; selbst der starke Hirsch benagt die harte Rinde an den Bäumen, um seinen Hunger zu befriedigen. Die borstigen Wildschweine brechen dann in ganzen Rudeln aus dem Dickicht heraus und verwüsten das wenige angebaute Land, wenn nicht durch einen starken Zaun dieses geschützt ist. Da ‚geht‘ denn freilich vieles Wild ‚ein‘, wie der Waidmann sich ausdrückt; wir dürfen nur den Blick dort hinüber richten, wo wir den Geier aufsteigen sehen, und die Raben in schwarzen Schwärmen fliegen; sie sammeln sich um ein verendetes Schmalthier. Nur der Fuchs, der Marder in ihren Höhlen unter der Erde leiden nicht in dieser grausamen kalten Winterszeit. Jetzt gerade ist für sie die Zeit der Beute gekommen. Geduckt, vorsichtig und mit Blitzesschnelle läuft der Fuchs über den Schnee; das von Hunger ermattete Reh kann ihm nicht entrinnen. Mit einem Satz ist er ihm nahe und trinkt sein Blut. Wölfe hausten vor Jahrhunderten gleichfalls im Spessart und richteten großen Schaden an; die Abgabe der ‚Wildhämmel‘, zum Lohne, daß die Herrschaft diese Bestien mehr und mehr ausrottete, stammt daher. Zu solchen Zeiten geht der Jäger hinaus; nicht weit von seiner Wohnung ist ein Schuppen errichtet, der den Boden vor dem Schnee schützt und ihn trocken hält; dort breitet er Heu aus. Noch ist es ruhig und still; doch jetzt stößt er ins Horn, daß es widerhallt in Berg und Thal. Nun wird es lebendig; von allen Seiten, aus den Tannen heraus, die unter der Last des Schnees sich beugen, von den Höhen herab, über denen ein eisiger Duft liegt, kommen die hungernden Be-

wohner des Waldes; sie haben fast alle Scheu verloren, sie erblicken in dem Menschen, an dessen dunklem Bart helle Eiszapfen hängen, der ihnen Futter streut, die Hand ihres Wohlthäters; sie haben vergessen, daß bald dieselbe Hand wieder das tödliche Geschoß ihnen senden wird. Aber auch hier ist es im recht eigentlichen Sinne ein Kampf ums Dasein. Der starke Hirsch mit seinem prächtigen Geweih drängt alle anderen Thiere zurück; erst wenn er sich gesättigt, kann das schüchterne Reh sich an dem Rest nähren, den er übrig gelassen.

Kaum aber ist der Schnee geschmolzen und der Frühling gekommen, kaum regen sich die ersten Sprossen an den Buchen, schlagen die Schneeglöckchen am sonnigen Hag die Aeuglein auf, da wird es lebendig im Jägerhaus. Die Stube, welche die Herrschaft bewohnt, wenn sie zur Jagd hierher kommt, ist vielleicht klein, eng und unmittelbar unter dem Dache; aber heute wird sie von sorgender Hand gescheuert, alles wohl vom Staub gereinigt, die ersten Veilchen, die in dem kleinen Garten nebenan an sonniger Wand gewachsen sind, stehen in einem Glase auf dem schweren eichenen Tisch, blendend weiße Laken liegen über dem einfachen Bett. Es ist die Zeit der Auerhahnfalz; der hohe Herr mit Begleitung ist bereits angekommen. Morgens um 2 Uhr ist der Aufbruch; noch stehen die Sterne am Himmel, ein kalter Wind streicht über die Höhen; der Jäger geht voraus, er kennt den Standort; vorsichtig, lautlos gehen die anderen ihm nach. Jetzt sind sie nahe, deutlich hören sie den Lockruf des Hahnes, der da oben zwischen den Aesten einer Tanne sitzt und mit den Flügeln schlägt. Jetzt ist er wieder still; der Jäger steht wie festgebannt, fast athemlos, um den scheuen Vogel nicht zu vertreiben. Nun beginnt er wieder zu rufen; jetzt legt er an, der Schuß fällt, und das Thier stürzt getroffen durch das Gezweig herab. Die Feinschmecker wollen wissen, das Fleisch dieses Vogels stehe anderem Federwild weit nach, es sei nur

der Reiz der Jagd, was dem Auerhahn solchen Werth verliehen habe; sie mögen diesen Streit untereinander ausmachen.

Die Auerhahnfalz bildet den Beginn, die Jagd auf Edelwild und besonders auf Wildschweine von November bis Weihnachten bildet den Höhepunkt der Spessarter Jagden. Von München und dem königlichen Hofe kommen die Prinzen und Herren dann in den Spessart; viele Treiber werden aufgeboten, die Jäger an ihren Plätzen aufgestellt, das ganze Forstpersonal ist in Bewegung. Jetzt ist die ‚Saujagd' ein ziemlich harmloses Vergnügen, wenn nicht einem Sonntagsschützen zur unrechten Zeit die Flinte losgeht und dem Nebenmann die Kugel am Ohre vorbeisaust. Aber früher war dies anders. Da galt es, den Keiler, der schäumend vor Wuth seine starken, scharfen Hauer in alles einschlägt, was ihm entgegensteht, in halb knieender Stellung anlaufen zu lassen und mit der ‚Feder' ‚abzufangen'. Der Jäger stützte diese auf das rechte Knie und stieß ihm das Eisen zwischen Hals und Brust in das Herz. Das forderte ein scharfes Auge, ein muthiges Herz, Kalblütigkeit und einen kräftigen Arm, um den Stoß sicher und wuchtig zu führen. Geht dieser fehl, dann reißt ihm das vorübereilende wüthende Thier leicht mit seinen Hauern den Leib auf. In dem alten Jagdschlosse zu Rothenbuch und im Schlosse zu Aschaffenburg sehen wir noch gar manchen Schweinskopf, von der Feder durchbohrt, aufbewahrt als Trophäe des Muthes und Glückes der Kurfürsten. Jetzt sind sie mit Staub bedeckt und verwittert; die Nachfolger der Erzbischöfe von Mainz suchen schon lange nicht mehr ihren Ruhm in der ‚Saufeder', und den Wildschweinen gelten ihre Kämpfe auch nicht mehr.

VI.

Der größte Theil des Bodens im Spessart besteht aus buntem Sandstein; Eichen und Buchen gedeihen vortrefflich auf ihm, desto weniger aber der Ackerbau. Rauhreife, Früh-

und Spätfröste werden verderblich den Früchten; bei andauernder Wärme ist der Boden bald ausgetrocknet, und wegen des kalten, feuchten Klimas kann bei nasser Witterung das Wachsthum gleichfalls nicht gedeihen. Der magere Boden, sowie der Wald, den der Forstmann wie ein Kleinod hütet, der nur wenig Raum für Ackerland übrig läßt, die engen, oft schluchtenartigen Thäler, rechts und links von steil ansteigenden Höhen umschlossen, wo die Aecker liegen, wirken äußerst nachtheilig auf den Feldbau ein. Nur mit Mühe und großem Aufwand von Zeit und Arbeitskraft können sie bewirthschaftet werden, und ein einziges Gewitter mit starkem Regen schwemmt so häufig das Wenige an Dung und fruchtbarer Erde da oben ab und zerstört die Frucht jahrelangen Fleißes. Einen kräftigen Viehstand kann der Spessarter ohnehin nicht halten; denn der Wald duldet keine Alpenwirthschaft, die anderswo Wohlstand und selbst Reichthum bringt; Bergweiden gibt es nicht. So fließt für ihn auch diese Nahrungsquelle sehr dürftig. In früheren Zeiten wurde die Schweinszucht eifrig betrieben. Die Eicheln in den ausgedehnten Waldungen, und so manches Gewürm in dem Boden, den diese Thiere umwühlen, boten ergiebige Mastung; später hat eine allzu ängstliche Sorge für den Wald auch diese uralten Rechte der armen Bewohner beschränkt, in neuerer Zeit ist man jedoch wieder billiger in dieser Beziehung geworden, sowie in Hinsicht auf die Abgabe von Waldstreu, dieser Lebensfrage des Spessarts. Man ist endlich auch von seiten der Forstverwaltung zur Einsicht gekommen, daß die Landleute doch Recht hatten, wenn sie auf Grund langer Erfahrung behaupteten, der Schweine-Eintrieb in die offenen Laubwaldungen bringe diesen nicht nur keinen Schaden, sondern trage nicht wenig zur Fruchtbarkeit derselben bei, indem diese Thiere den Boden lockern, ihn wie ein Gartenland bearbeiten und die Insekten vertilgen. Etwas Sommerkorn, Haidekorn (Buchweizen), Hafer, Kartoffeln, Flachs sind die Ernte des

Landmannes. Der Spessarter ist besonders geschickt in allen Arten von Holz- und Waldarbeiten, und er zieht diesen Erwerbszweig jedem andern vor. Zu diesem Zwecke wandern jährlich viele weit hinaus, in die Gegenden am Rhein und Main und bringen einen kleinen Verdienst nach Hause. Aus manchen Orten, wie Frammersbach, zogen früher viele weit umher als Händler mit Schreibmaterialien, ähnlich wie die Bewohner des Defereggerthales in Tirol mit Teppichen; doch die neuere Zeit hat auch jenen wie diesen sich ungünstig gezeigt. Dabei lebt er äußerst mäßig; lange vor Tag gehen die Waldarbeiter truppweise hinaus, oft Stunden weit durch hohen Schnee, bis sie an den Standort kommen, wo die Bäume gefällt werden; einige Kartoffeln, die sie sich dort am offenen Feuer braten, bilden ihre Nahrung; spät am Abend, nach ihrer Rückkehr, genießen sie dann ihr kärgliches Mahl. Ein Talglicht galt als Luxus, statt dessen bediente man sich in den langen Winterabenden eines Spahnes aus Tannenholz; auch Schornsteine fehlten in vielen Häusern, und der Rauch mußte sich einen Ausgang suchen, wo er ihn fand.

Der Menschenschlag ist an sich schön, hoch, kräftig; unter den bayerischen schweren Reitern waren viele aus dem Spessart. Aber das rauhe Klima, die harte Arbeit bei häufig ungenügender Nahrung läßt den Spessarter früh altern. Was er für sein Land braucht, ist Wärme, Sonne; kein Wunder, wenn in nassen Jahren Hunger und Noth im Spessart einkehren. Wie auch in anderen Gegenden, ist die frühere kleidsame Tracht verschwunden; der grüne Rock des Mannes, ein Gemisch aus selbstgearbeiteter Wolle und Leinen — daher sein Name Beidergemang —, sowie die gelben hirschledernen Beinkleider sind dem Fabrikat aus Baumwolle gewichen. Es war ein schöner Anblick, diese großen Männer in der kleidsamen Tracht, deren ganze Erscheinung schon sie als kräftige Söhne des Waldes darstellte. Noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts gab es

viele Wilderer im Spessart. Es war weniger der Gewinn, als der Reiz eines wechselvollen, an Abenteuern und Gefahren reichen Lebens, was so manchen zu diesem verderblichen Handwerke verleitete. Dazu kam, daß sich der Spessarter nur schwer den Glauben nehmen ließ, daß er gewisse Rechte auf Wild und Wald seit unvordenklichen Zeiten habe, die ihm nach und nach entrissen worden seien. ‚Unsere Voreltern‘, sagte mir in den fünfziger Jahren ein alter Mann im Hochspessart, ‚hatten das alles aufgeschrieben; da sie aber auf ihre Papiere nicht Acht hatten, so sind sie verloren gegangen. Da drüben‘, setzte er hinzu und deutete auf das Landgericht, ‚liegt jetzt alles; aber sie geben nichts mehr heraus.‘ Es ist dies eine Erinnerung an die urgermanische Gütergemeinschaft des Waldes; Wald, Weide, Wasser waren gemeine Nutzungen aller Markbewohner. Doch war der Spessarter Wilderer nicht tückisch noch boshaft; die Erbförster waren seit Jahrhunderten im Spessart ansäßige und mit den Bewohnern vertraute Leute, standen darum keineswegs auf feindlichem Fuße ihnen gegenüber. Die vollständig veränderten Wirthschaftsverhältnisse haben auch dem Wildfrevel fast ganz ein Ende gemacht.

Doch, trotz Wald und sandigem Boden, würde der Colono in der fruchtbaren sonnigen Lombardei und im Venetianischen unsern Spessarter beneiden. Dieser hat doch ein Fleckchen Landes, ist auch der Boden mager und klein, das er sein nennt; er ißt doch Brod, wenn es auch schwarz und rauh ist, und Kartoffeln, während jener nichts hat, gar nichts das ganze lange Jahr hindurch als Polenta; er schöpft aus köstlich frischer, reiner Quelle, während jener nur Sumpfwasser trinkt; er hat doch ein Häuschen, wenn auch noch so arm und klein, während jener in elender Hütte wohnt, die kaum einer Menschenwohnung ähnlich ist, und noch dazu dem Herrn die Miethe dafür zahlen muß, was dieser, mit allem übrigen, was sein Gut ihm einbringt, fern davon in der Stadt verpraßt. Er athmet die

reine Luft der Berge, während jener jeden Sommer mit dem Fieber zu kämpfen hat.

Wenn wir so durch den Wald weiter wandern, berührt uns fast schmerzlich der Gedanke, daß wir bald wieder hinaus müssen, in die Stadt, unter die Menschen, in den Lärm und Staub des Lebens. Hoch oben auf der Kuppe brausen die Winde durch die Bäume; es ist wie ein ferner Wasserfall. An einem Abhange im Thale, auf vordem unfruchtbarem Boden, stehen Kiefern; ihr Stamm ist hoch und schlank, oben gekrönt von dunkelgrünen Wipfeln; unter ihrem Schutze, vor Stürmen und Schneedruck geborgen, wächst das zarte Grün des jungen Laubholzes heran, glänzend im Sonnenlicht. Die gebrochenen Strahlen zeichnen golddurchwirkte Teppiche auf dem dunklen Boden. Ein leichter Wind streicht durch das Gezweige; die Wipfel der Bäume biegen und neigen sich zu einander, es ist ein leises Flüstern unter ihnen. Wer eine lebhafte Phantasie hat, mag dann stehen und horchen, was die Waldgeister da oben einander erzählen. Man begreift da gern, wie unsere Urahnen in ihren dunklen Wäldern die Wohnung der Gottheit sahen; ganz in das Naturleben hineinversenkt, vernahmen sie in dem Hauche, der durch die Blätter säuselt, und im Sturme, der die mächtigen Bäume schüttelt, den Odem des Unsichtbaren.

Auch dieses dunkle Gefühl des allgegenwärtigen Gottes hat das Christenthum erleuchtet und geweiht. Es hat Wodans heilige Eiche gefällt, aber an dem Stamm der Bäume im dunkeln Wald ein Kreuz, ein Muttergottes- und Heiligenbild aufgestellt. Und das Gemüth des Wanderers, der hier in der Einsamkeit sich Gott näher fühlt, blickt mit Andacht darauf hin; nun hat es einen Gegenstand gefunden, einen Dolmetsch seiner Gefühle, der diesen die wahre Richtung gibt und das rechte Wort in den Mund legt.

An manchen Föhren hat der Sturm die obersten Gipfel

abgebrochen; die unteren Zweige breiten sich fächerförmig aus und bilden eine dunkelgrüne Kuppel. Das weckt unwillkürlich den Gedanken an den Süden, an die Pinie, die dort steht auf den sonnenbeglänzten Hügeln des Lateinergebirges und in den prächtigen Villen Roms. Der Spessart und die Höhen von Tusculum, welch ein Gegensatz! Aber der Sohn des Spessarts, wenn er unter den classischen Ruinen des Südens ruht und sein Auge die edlen Linien der Berge verfolgt, blickt dennoch immer wieder voll Wehmuth hinaus nach Norden und wandert im Geiste durch die armen Thäler und dunklen Forste seiner Heimat, wo hell und klar die Quelle aus dem Felsen fließt und das aufgescheuchte Reh aus dem Busche springt.

Und diese Bäume selbst, wie verschieden sind sie gebildet und verschieden ihr Schicksal! Da steht die Eiche, stark und mächtig überragt sie alle Bäume des Waldes und wiegt ihre Krone in Sturm und Wetter. Dann kommen sie und legen die Axt an den Stamm; es thut uns wehe, daß sie fällt. Anfangs steht sie noch wie unberührt von dem Schlag der Beile; kaum daß ihre Blätter leise zittern. Endlich ist sie im Herzen getroffen; noch ein Hieb, ein Zug der Männer am Seile, das sie an ihrem Gipfel befestigt haben, und krachend und brausend stürzt der gewaltige Baum, daß es in den Bergen widerhallt. Sie zersägen den Stamm in viele Bretter, und aus ihnen zimmern die Menschen ihre Schiffe, auf denen sie hinausfahren über alle Meere und die Schätze fremder Länder zur Heimat bringen; oder sie bearbeiten sie zu starken Pfählen, die, in den Moorboden eingetrieben, im Laufe der Jahrhunderte fest werden wie Eisen, auf denen die stolzen Paläste der Seestädte ruhen. Dazwischen steht die dunkle Fichte; ihr Holz ist weicher und weniger werth; aber sie ist dankbar dem Boden, der ihr Nahrung gibt. Wo die Eiche nicht mehr gedeiht, im Hochgebirge, an der Grenze von ewigem Eis und Schnee, steht sie noch und treibt ihre Wurzeln in die

Felsspalten, — das letzte Zeichen von Leben in diesen schauerlichen Regionen, wo die Stille und Kälte des Todes herrscht. Aber auch das Glockenblümchen zu deinen Füßen ist nicht bedeutungslos; süße Nahrung spendet es dem goldenen Käfer, der auf ihm sich wiegt. So ist nichts so klein, daß es nicht nützlich würde in Harmonie mit dem Ganzen; nichts so groß, daß es nicht zerstörend wirkte, wenn es allein und ausschließlich gelten will. So redet alles im Walde zu uns; so gern möchten wir darum da bleiben, sinnen und träumen, lange, lange Zeit, in einem einsamen Hause da wohnen und die Welt vergessen.

Mit jedem Jahre, wenn Wiese und Busch sich in ihr Frühlingsgewand gekleidet hatten, stieg ich darum wieder hinauf zu dem hehren stillen Wald. Da ward es mir so heimlich wohl, so vieles wußte er mir zu erzählen von den vergangenen Tagen, die ich unter seinem Laubdache zugebracht, von den Träumen, die ich da geträumt, von den Gedanken, die er da in mir geweckt, von so manchen Entschlüssen, die da gereift waren und tief in mein Leben eingegriffen hatten. Wie man einen alten Freund begrüßt, so begrüßte ich die lieben Bäume wieder, die dunklen Tannen, die knorrige Eiche, die schlanke Birke, deren glatter, weißer Stamm aus dem zarten, frischen Grün des Laubwerkes hervorleuchtete. Den Schnee, der schwer auf ihnen lag, und sie gebeugt, hatten sie von ihren Aesten geschüttelt, und ihre Wipfel hoben sich wieder frühlingsfreudig nach oben, als könnten sie nicht genug sich satt trinken an der klaren, warmen Frühlingssonne. Und ein Schmerz war es, wenn ich so manchen aus ihnen, unter dessen Schatten ich mehr als einmal gerastet, nicht mehr fand; die Axt hatte ihn gefällt oder, wie der weit um den Stamm herum aufgerissene Boden zeigte, der Sturm hatte ihn umgeworfen. Es schien, als hätte ich einen Freund verloren, der immer so treu auf mich gewartet und mit jedem Frühling mich neu begrüßt hatte. Ein Bild des Lebens!

An der Quelle ruht das Reh,
Drossel übet freien Sang;
Waldesnacht macht dir nicht bang,
Grün thut keinem Auge weh.

Armer, armer Wandersmann,
Weil', o weil' in Waldesnacht!
Draußen Mond und Sonne wacht,
Sieht dich jeder fragend an.

Aber hier in Waldesschoß
Gehst du einsam an dem Quell,
Blicket dich kein Auge hell,
Als der Thau auf Blum' und Moos.

Ich weiß nicht, ob solche Begehrungen ein Beweis gesunder Seelenstimmung sind. In der Jugend wandeln sie uns häufig an; da wiegt sich die Seele so gern in einem sich selbst nicht klaren Sinnen und Träumen ohne feste Gestalten, ohne bestimmten Willen, ohne energische That. Wem die Seele welk geworden im Sonnenbrand des Lebens draußen in der Welt, dem mag es frommen, Tage und Wochen in Waldeinsamkeit zu leben und sich zu laben wie an einem Brunnen frischen Wassers; aber zum Bleiben sind nur wenige auserlesene Naturen bestimmt. Und dieses Auf- und Abfluten der Gefühle in dem jungen Manne, seien diese auch noch so warm und noch so edel, so oft ist es nichts anderes als das wechselnde Spiel der verschieden gestimmten Nerven, jugendlicher Blutwallung und lebhafter Phantasie. Trotz alledem wird er doch früher oder später in das Niedrige und Gemeine versinken, weil er nie gelernt hat, zu w o l l e n. Arbeit ist unser Beruf, nicht Schwelgen in Gefühlen; diese sind bei den meisten doch nur eine taube Blüte, die bald abfällt. Da steht er denn da als Mann mit dem Gram um ein fruchtloses, verlorenes Leben im Herzen. Lange mag er sich seine innere Fäulniß noch verhehlen, weil edle Gefühle wie glänzende Seifenblasen seine Seele umgaukeln; er mag sich manchmal noch besser vorkommen,

als er ist, weil er sich in erhabene Empfindungen noch hineinphantasiren kann, während das Böse schon längst über ihn Gewalt gewonnen. Und mancher hält sich bei diesem selbstsüchtig sich Genügen und Abschließen ohne Theilnahme, ohne That für die Mitlebenden für etwas besonders Hohes, vor dem die übrigen Alltagsmenschen sich zu beugen haben. Und doch, wie verschwindend arm und klein ist so ein Leben gegenüber der armen Magd, die still und demüthig ihre Pflicht erfüllt! Auch in den reinsten, wahrsten, edelsten Gefühlen sollen wir nicht unser Höchstes suchen. Diese mögen hie und da wie ein Lichtblick in unser Inneres fallen; sie sind ein Festtag, eine Sonntagsfeier für die Seele nach harten Mühen und Kämpfen. Aber der normale, gottgewollte Zustand für uns ist es nicht. Erst im Jenseits, in der Ewigkeit hört die Arbeit für den Menschen auf; dann hat er Zeit genug, auszuruhen.

Bleiben wir dagegen im Gefühlsleben versunken, dann stehen wir, außerordentliche Zustände abgerechnet, noch im Naturbanne. Wie dort ist auch in uns jetzt heller Sonnenschein und Blütenduft und Frühlingswehen, und jetzt eisiger Nebel und grauer, trostloser Himmel und Sturm. Darum müssen wir aus unserem Ich heraustreten, denken an andere, arbeiten für andere; dann werden wir auch Herr über uns selbst, über dieses träge, weichliche und verweichlichende Hindämmern und Schwelgen in frommen und unfrommen Gefühlen. Es steht ja die Welt der Gefühle auf der Grenze zwischen dem Reiche des Guten und des Bösen; Engel und Teufel gehen da ein und aus, führen und verführen uns durch das Gefühl. Doch fast verfalle ich selbst gerade in den Fehler, den ich soeben getadelt habe, und vergesse, daß ich erzählen will und nicht philosophiren über Phantasie und thätiges Leben.

VII.

Weder Julius Cäsar noch die späteren römischen Kaiser, wiewohl sie ihre Eroberungen in Deutschland unter Drusus und

Germanicus so weit ausgedehnt hatten, haben es je gewagt, in die Wildniß des Spessarts einzudringen. Sie zogen vielmehr nicht weit von da, am linken Mainufer längs des Gebirges ihren Grenzwall (Limes Romanus, Pfahlgraben, Teufelsmauer), durch Castelle befestigt, mit Wachthäusern versehen, dessen Spuren sich in der Richtung von Osterburken, Wal- (Wälsch-) dürn, Miltenberg bis in die Gegend von Hanau hin noch finden. Durch ihn suchten sie die Reichsgrenze zu schützen gegen den Ansturm der Deutschen, und heute noch erzählt der Spessarter, namentlich in den Orten an den westlichen Abhängen, dem ehemaligen Grenzwall gegenüber, mit Selbstgefühl, daß seine Ahnen sich der Uebermacht der römischen Legionen nicht unterworfen hatten. Jahrhunderte gingen vorüber, von denen die Geschichte uns nichts zu erzählen weiß; nur die Sage belebt jene stillen Zeiten. Unter den Karolingern war der Spessart ein großes Jagdgebiet; in Rorlach, am rechten Mainufer, hatte Karl der Große ein Jagdhaus sich gebaut. Die erste historische Kunde empfangen wir durch die Mönche, die in der ausgedehnten Wildniß sich angesiedelt hatten, und von nun an fließen auch die Geschichtsquellen; die immer sehr dünne Bevölkerung wuchs erst im 16. Jahrhundert, als zum Zweck der Glasfabrikation und Kohlenerzeugung Arbeiter aus Tirol und Böhmen einwanderten, von denen die Namen der einzelnen Ortschaften stammen (Jakobsthal, Heinrichsthal, Rupertshütten). Aber auch jetzt war für viele eine Reise durch den Spessart immer noch ein Wagniß, und für die Räuberromantik mancher deutscher Schriftsteller bildete er den düstern landschaftlichen Hintergrund. Noch in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts zeigte man, hart an der Straße in einem tiefen Graben und von überhängenden Bäumen verdeckt, den Ort, wo der berüchtigte ‚Schinderhannes‘ mit seinen Gesellen im Hinterhalt lag, um die vorüberreisenden Kaufleute, welche von der Frankfurter Messe kamen, zu berauben; die Spessarter Knaben sahen

noch in den dreißiger Jahren täglich mit neugierigem Gruseln auf den reitenden Gendarmen hin, der mit rasselndem Säbel, den Karabiner in der Hand, neben dem Postwagen einhersprengte, um diesen durch die Berge zu begleiten und zu schützen, und bedauerten nur, daß sie noch immer keinen Räuber gesehen hatten, von denen ihre Eltern ihnen so viel zu erzählen wußten.

Doch den Franzosen sollte der Spessart verderblich werden. Lange zuvor, ehe noch Tirol und Preußen sich erhoben hatten, waren die Spessarter ihnen vorausgegangen. Was Th. Körner sang, war im Spessart schon ein Jahrzehnt vorher zur That geworden; ‚das Volk stand auf, der Sturm brach los'. Auch hier ging die Bewegung zuerst vom Volke aus. Erbittert durch die Gewaltthätigkeiten, Plünderungen und den Uebermuth der Republikaner, erhoben sich schon im Jahre 1796 die Spessarter an verschiedenen Orten, wenngleich nur in getrennten Schaaren und ohne gemeinsamen Plan. In der Regel stand ein Förster an der Spitze, um den Feind zu vertreiben oder auch ihm die Beute wieder abzujagen; viele Bauern schlossen sich aus eigenem Antrieb den österreichischen Truppen an und brachten den Franzosen häufig eine Schlappe bei; manche Denksteine im Spessart erinnern noch an solche Gefechte. Am 5. September 1796 kamen die Spessarter Schützen dem Feinde in den Rücken, welcher sich in Aschaffenburg festgesetzt hatte, drängten ihn nach blutigem Kampfe über den Main zurück und machten dreihundert Grenadiere zu Gefangenen. ‚In die gewonnene Stadt', erzählt der Rheinische Antiquarius[1], ‚ritt Erzherzog Karl ein, und um ihn drängten sich bewaffnete Bauern ohne Zahl, alle mehr oder weniger beladen mit den dem Feinde abgenommenen Trophäen. Zur Mitte der Stadt gelangt, betrachtete der Erzherzog mit Wohlgefallen die improvisirten Waffenbrüder, dann richtete

[1] II. Abth. 7. Bd. S. 208 ff.

er an sie Worte des feurigsten Dankes, mit der Ermahnung schließend, daß sie jetzt, nachdem erreicht das große Ziel, gesichert die Befreiung von Deutschland, zu ihren Feldarbeiten zurückkehren möchten. Und es nahm das Wort ein ältlicher Bauersmann des würdigsten Ansehens, sprechend: ‚Gnädiger Herr, damit ist es nicht genug, das Spiel muß zu Ende gespielt werden, auf daß wir Ruhe gewinnen für immerdar.‘

Der Antiquarius bemerkt hierzu: ‚Warum ist dem ehrlichen, verständigen Spessarter nicht geglaubt, den aufgelösten Banden der Franzosen nicht nachgelaufen worden — unerläßlich, sind sie einmal zum Laufen gebracht, das Nachlaufen — über den Rhein, über die Maas, zur Oise und Seine? Warum mußte vor der Bicoque Kehl der glorreiche Feldzug ein Ende finden, gleichwie weiland der Tag von Höchstädt, deſſ' Ziel in Versailles zu suchen, zu Landau unterging?‘

Diese erste Erhebung der Bauern im Spessart und nahen Odenwald hatte den Kurfürsten von Mainz für die Organisation eines allgemeinen Landsturmes gewonnen, während die übrigen Cabinette denselben mit Mißtrauen betrachteten. Freiherr von Albini unternahm es nun, die Massen der Bevölkerung zu organisiren, sie nach der uralten germanischen Sitte in Zehentschaft, Hundertschaft (Cent) und Gaue einzutheilen und im Anschlusse an das reguläre Militär zur Verwendung im Felde zu bringen; daneben bildeten sich verschiedene freiwillige Corps, von denen das Albini'sche Jägercorps, sowie das der Spessarter Jäger sich besonders hervorthaten. In kurzer Zeit standen siebenzig Compagnien, wohl bewaffnet und von gedienten Männern befehligt, aus dem Spessart und Umgebung bereit, den Feind zu empfangen. In das Spessarter Jägercorps, das ursprünglich nur aus Spessarter Förstern und deren Angehörigen bestand, traten auch viele Studenten ein. Am 31. August marschirte der Landsturm von seinem Sammelplatz Aschaffenburg aus, und es mußten die Franzosen bis

gegen Frankfurt und Mainz zurückweichen. Der ‚Mainzer Landsturm-Almanach 1800‘ enthält verschiedene Kriegslieder der freiwilligen Spessarter; heben wir einige Strophen aus:

Auf, Brüder, auf! zum Kampfe auf!
Es ruft uns heil'ge Pflicht.
Zum Kampfe auf! zum Siege auf!
Seid Deutsche, säumet nicht!

Zerstören soll kein Franke mehr
Der Deutschen schöne Flur,
Die Deutschen steh'n zur Gegenwehr
Und Deutsche siegen nur.

Der Deutsche schlägt den Uebermuth
Der Frankennation.
Am Deutschen scheitert ihre Wuth,
Der Deutsche kennt sie schon.

Wir schwören fest, unwandelbar
Und schwören hier vereint,
Voll Muth am Vaterlandsaltar
Den Untergang dem Feind.

Es thut wohl, diese Aeußerung deutscher Gesinnung, nachdem ein großer Theil der gebildeten Gesellschaft — der Naturforscher Förster, der Theologe Blau, der Philosoph Dorsch u. a. in Mainz den revolutionären Ideen gehuldigt und selbst in das Lager der Franzosen übergegangen war; es beweist dies den gesunden Sinn des Volkes und dessen treue Anhänglichkeit an seine geistlichen Fürsten. Dem Freiherrn von Albini kommt aber das Verdienst zu, daß er lange vor Stein und Gneisenau den Werth der Volksbewaffnung erkannte und, soweit es die Zeitverhältnisse erlaubten, das ‚Volk in Waffen‘ zur Thatsache machte. Hätte man einen Landsturm in allen süddeutschen Ländern organisirt nach dem Muster des Spessarter, so wären, trotz des Separatfriedens und der Neutralitätserklärung Preußens zu Basel (1795), die Stipulationen zu Luneville (1801) für Oesterreich und Süddeutschland gewiß

günstiger ausgefallen. Den Patriotismus der Bewohner des Spessarts ehrte König Ludwig I. von Bayern im J. 1843 in besonderer Weise durch Gründung einer Hilfskasse für die dortige Gegend, ‚weil sich in ihr der erste Landsturm erhob'.

VIII.

Doch schon zu lange haben wir in der stillen Lichtenau geweilt und uns an die alten Zeiten im Spessart erinnert. Nun wandern wir weiter im einsamen Thale hin, an unserer Seite der murmelnde Bach. Nur ein Gehöfte, still und von wenigen Menschen bewohnt, liegt auf dem Wege; wir schreiten vorwärts, kein Mensch kommt uns entgegen. Endlich sehen wir in der Ferne Rauch aufsteigen. Wir sind in Einsiedel. Um ein Glaswerk, Eigenthum des Fürsten Löwenstein, ebenso wie der schöne Wald weitum, hat sich eine Kolonie von Arbeitern angesiedelt; ihre geschäftige Thätigkeit bringt Leben in dieses verborgene Thal. Wie die Küchlein um die Henne, so sammelt sich diese kleine Gemeinde um ein schönes, in reinem gotischen Stil erbautes Kirchlein, das die Freigebigkeit der gegenwärtigen Fürstin ihr gebaut hat (1866). Es weckt aber zugleich große Erinnerungen in uns; der Ort, wo wir stehen, ist heiliges Land, denn von hier ist der erste Bischof von Würzburg, der hl. Burkard, ausgegangen, ein Culturkämpfer im besten Sinn des Wortes. Er war von Britannien im J. 732 hierhergekommen in das ‚Reiffenthal', hatte mit seinen Genossen, darunter Megingaud, einem Sprossen der Grafen von Rothenburg a. d. T., hier sich niedergelassen und Hütten gebaut. Daher heute noch der Name Einsiedel. Sie haben zuerst den Pflug durch diesen Boden geführt, durch die Predigt mit dem Licht des Glaubens die Nacht des Geistes erleuchtet und eine neue Welt, die christliche Welt geschaffen.

Das Concil von Leptinä (wahrscheinlich in Lothringen, 743), das ein Verzeichniß der heidnischen Gebräuche gibt,

welche die christlichen Glaubensboten zu bekämpfen hatten, ist auch dadurch von hoher Bedeutung, daß es uns die Formeln für die Abschwörung des Heidenthums aufbewahrt hat:

Forsachistu Diabolae?	Widersagst du dem Teufel?
Ec forsacho Diabolae.	Ich widersage dem Teufel.
End allum Diabolgelde? End allum Diaboles wercum?	Und aller Teufelsgesellschaft? Und allen Teufelswerken?
End ec forsacho allum Diaboles wercum end wordum, Thunaer ende Uuoden ende Saxnote ende allem them unholdum the hira genotas sint.	Und ich widersage allen Werken des Teufels und Worten, dem Thunar und Wodan und Saxnote und allen den Unholden, die ihre Genossen sind.

Eine liebliche Sage wird uns erzählt. Eines Tages hatte der fränkische Hausmeier Karl Martell hier in der Umgebung einen Hirsch verfolgt, dabei sein Gefolge verloren und im Dickicht sich verirrt. Nur eine Rüde war an seiner Seite geblieben. Da kam er gegen Abend in ein Thal und traf daselbst drei Einsiedler in armer Hütte. Er setzte sich nieder, von dem weiten Weg ermüdet; einer der Siedler nahm ihm Waffen und Geräthe ab, der andere holte Holz, damit der dritte dem Gast eine Speise bereite. Da erfuhr er denn, daß diese Waldbrüder hier in der Einsamkeit lebten, um unter den heidnischen Bewohnern des Waldes den christlichen Glauben zu verbreiten.

Indessen war die Suppe fertig geworden; während aber der Koch, der sie auf einen kleinen Tisch im Eck gestellt hatte, einige Fragen Karls beantwortete, hatte unbemerkt die Rüde den Teller geleert. Nun hatten die Einsiedler nichts mehr dem Fremdling zu bieten als ein Stück schwarzes Brod. Karl schnitt es in vier Theile, nahm einen davon und gab die drei übrigen den Einsiedlern; diese weigerten sich anfänglich, es anzunehmen, doch dem Befehl des Ankömmlings folgend, griffen sie zu; einer von ihnen konnte sich jedoch nicht enthalten, auch von seinem Antheil der noch hungrigen Rüde die Hälfte zu geben. In der Nacht sah der Fremdling von seinem Moos-

lager aus, wie ein Einsiedler den andern die Nacht hindurch ablöste, um vor einem kleinen Altar zu beten.

Als der Morgen angebrochen war, trat Karl vor die Thüre und stieß in sein Horn. Alsbald kamen viele reichgeschmückte Jäger in das Thal herab und grüßten ihn höchst ehrerbietig. Da erkannten die Einsiedler, welch hohen Gast sie beherbergt hatten. Nun sprach Karl zu den Einsiedlern: ‚Ihr habt Gott lange in der Einsamkeit gedient; ich befördere euch jetzt im Dienste des Herrn zu einer andern Stelle.‘ Und er gab sein Jagdschloß Rorlach, das nicht weit von da am Maine stand, zweien von ihnen zur Gründung einer Abtei, den dritten aber, denselben, der mit dem Hunde sein Brod noch getheilt hatte, nahm er mit sich nach Würzburg. Es war der hl. Burkard.

Thatsache ist, daß sowohl diese Stätte, von den Mönchen Michelnstatt genannt, wie das zwei Stunden entfernte Rorlach, auf einem Hügel am Ausgange des Spessarts, am rechten Mainufer gelegen, später von Karl d. Gr. neu erbaut (Neuenstatt, Abtei Neustadt), den Mönchen von Einsiedeln übergeben wurde. Bald errichteten sie hier ein Gotteshaus und legten so den Grund zu der Abtei Neustadt a. M., welche Karl d. Gr. und die hl. Gertrudis aus fränkischem Königshause reich mit Wäldern und Gründen begabten.

Wir begreifen nach tausend Jahren, wenn wir durch diese waldigen Thäler gehen, was diese Männer aus dem fernen Norden hierher führte, hier festhielt, ihren Geist erhob, ihrer Seele stillen, heiligen Frieden brachte. Wenn wir durch diese Waldungen gehen, da wandeln wir in einem großen erhabenen Tempel, schöner als jeder andere; denn er ist nicht von Menschenhänden gemacht. Hundert und hundert so schlanke und so starke Säulen steigen da mächtig empor und tragen das weite, lichtgrüne Gewölbe, und so viele Stimmen klingen zusammen im festlichen Chorale. So ist es heute, so war es vor tausend und tausend Jahren. Hier auf Erden, wo alles sich

wandelt und wechselt, in dieser Vergänglichkeit, Vergeßlichkeit, bei dieser Treulosigkeit der Welt vermag nichts einen so innigen Frieden tief in unsere Seele zu legen, als solch ein Gang durch den stillen Wald. Diese Beständigkeit bei aller Veränderung, diese Gesetzlichkeit bei aller Mannigfaltigkeit, diese Treue, mit welcher die Natur in jedem Jahre mit all ihrer Pracht wiederkehrt, das ist wie ein Abbild Gottes, des Unwandelbaren und ewig Treuen, gegenüber der Vergänglichkeit des Lebens.

Und an jedem dieser tausend und tausend Bäume wie viele Aeste und Aestchen! Und wie viele Blätter an jedem Aste, und jedes davon, mit seinem feinen Gewebe, ist ein Kunstwerk, das unsere Industrie auch nicht von ferne nachahmen kann. Wenn wir zum erstenmal das unermeßliche Meer sehen, wie es mächtige Wellen schlägt, und das Auge, so weit es auch späht, keine Grenze mehr sieht, so wirkt dieser Anblick geradezu überwältigend auf unser Gemüth. Es ist ein ähnliches Gefühl, das wir empfinden im Walde, wenn der Sturm durch die Wipfel der Bäume tost wie Donnerrollen und dunkle Wolken vor sich herjagt, wenn die Stämme der Buchen und Tannen ächzend sich beugen und hie und da einer krachend niederstürzt. Da zieht eine Ahnung des Allmächtigen in unsere Seele ein. Die hohe See und der Wald, beide machen den Menschen ernst und geben seiner Seele eine ganz andere Stimmung, als sie der hat, dessen Auge auf nichts anderes als auf fruchtbare Aecker blickt, oder der im Staube der Städte, diesem Werk von Menschenhand, herangewachsen ist.

Die Erinnerung an diese heiligen Männer, welche aus dem Dunkel des Urwaldes das helle Licht des Glaubens uns brachten, und damit zugleich die Bedingungen alles menschenwürdigen Lebens, Ackerbau, Wissenschaft, Kunst, hatten die Mönche der Abtei Neustadt durch einen sinnigen Gebrauch immerfort wach gehalten, und auch der Seelsorger, der an ihre Stelle getreten, hat ihn bewahrt. So oft ein Wanderer, von

ihnen begleitet, nach Einsiedel kam, führten sie ihn zur Quelle, an welcher einst der hl. Burkard das heidnische Volk getauft hatte, schöpften daraus und besprengten ihn mit diesem Wasser.

In der Geschichte von Einsiedel und der Stiftung der Abtei Neustadt begegnet uns eine hehre Frauengestalt, die hl. Gertraud. Den historischen Kern hat die Sage mit dem lieblichen Kranze der Dichtung umflochten; mögen auch, wie manche wollen, einige Züge des schönen Bildes der altgermanischen Hulda entnommen sein, welche unsere Altvordern hier verehrten, so sind doch die Grundlinien ihrer Gestalt echt und probehaltig.

Gertrudis, des Pipin und der Berberta Tochter, war aus ihrer Heimat entflohen, um der Werbung eines fränkischen Großen zu entgehen, und hatte zu Karlburg am Main sich angesiedelt, wo Karl Martell geboren war und eine Burg auf dem steilen Felsen jenseits des Flusses gebaut hatte. Hier lebte sie mit den heiligen Frauen, die ihr gefolgt waren, in klösterlichem Verbande. Von hier ging häufig Gertrudis hinab nach dem nur wenige Stunden entfernten Rorlach, wo sie für ihren Geist Nahrung suchte, und den Brüdern Brod und Wein brachte. Noch zeigt man den Weg im Walde, den die heilige Jungfrau gegangen, den Stein, auf dem sie gerastet, mit seinen tiefen runden Löchern, den Spuren des Tragkorbes, den sie dort niedergesetzt hatte. Als sie einst mit ihrer Dienerin in glühender Sonnenhitze hier angekommen war, empfand diese einen solchen Durst, daß sie schier meinte, verschmachten zu müssen; da stieß die Heilige ihren Wanderstab in die Erde, und alsbald sprang eine klare Quelle auf, die von den Leuten als Heilmittel gegen verschiedenes Gebreste aufgesucht wird; später erhob sich eine Kapelle daneben. Durch ihre Bitten bewogen, gab Kaiser Karl d. Gr. verschiedene Güter den Klosterherren zu Rorlach, so daß die Abtei Neustadt unsere Heilige als Mitstifterin verehrt. Hier bewahrt man auch bis zur Stunde ihren Mantel, der oben ein, in der untersten

Breite vier Meter mißt. Er besteht aus weißer Seide, in welche zierliche Arabesken eingewoben sind, ist mit einer Kapuze versehen und trug auf seinem violetten Rande die Umschrift: Berberta jussit me fieri in honorem et decorem filiae suae. Deum visu merito laus assit debito nostro [1]. Die fromme Andacht erbat sich häufig Theilchen dieses Mantels, so daß heute nur noch fünfundzwanzig Buchstaben übrig sind.

Zur Erinnerung an die Heilige fand von Würzburg aus jährlich am Pfingstmontag die ‚Gertraudreise‘ nach Karlburg und Neustadt statt. ‚Die Gertraudreise war einer jener volksthümlichen Bittgänge, an denen unsere Voreltern eine so große Freude hatten. Das schöne Mainthal, durch welches sie auf dem Flusse dahinglitten, die herrliche Maizeit, welche die Wiesen in frisches Grün kleidete und über die Bäume den Blütenschnee streute, die schönen Gesänge und innigen Gebete, welche miteinander wechselten — dies alles wirkte auf das Gemüth mit einem eigenthümlichen Zauber.‘ Während das Schiff schon stromabwärts fuhr, hielt der begleitende Priester eine Anrede an die Pilger. Dann folgten die Gesänge:

Ihr Würtzburger fahret all',
Fahret fort, fort allzumahl;
Kommt zusammen hauffenweiß,
Schickt euch zu St. Gertraud-Reiß.

Hierauf folgten die übrigen Gertraudlieder, welche die Legende der Heiligen zur Unterlage hatten. Heben wir nur noch eine Strophe aus dem Schlußliede hervor:

Die Engel kamen,
Die Engel nahmen
Die Seel St. Gertraud;
Sie führten dein Braut
Zu dir, o Jesu!

---

[1] Berberta ließ mich machen zur Ehre und zum Schmuck ihrer Tochter. Unserm Verdienste werde durch die Anschauung Gottes das gebührende Lob.

O süße Hochzeit,
Die währt in Ewigkeit!
Zu dir :|: [1].

Das ist das Eigenthümliche und Ueberraschende hier in unserer Heimat, daß diese Wälder, wo Jahrtausende hindurch nur selten ein Mensch seine Wohnung aufschlug, wo nur das Wild streifte und der Raubvogel auf Beute spähte, schon aus so früher Zeit von den mächtigen Frankenkönigen, dem ersten Kaiser Deutschlands, dem Begründer des römischen Reiches zu erzählen wissen. Sein rastloser Schaffungstrieb führte ihn von der Eider bis zum Ebro, und das Dickicht unwegsamer Wälder hielt ihn nicht zurück, wenn es galt, seine Mission zu erfüllen, die Einigung und Sittigung der deutschen Stämme.

Doch da, wo er glaubte, zuerst seinen Fuß hingesetzt zu haben, waren andere ihm schon vorausgegangen. Es waren die Mönche. Und so ist die Quelle zu Einsiedel die sichtbare, unaustilgbare, durch Jahrhunderte immerfort zu uns redende Erscheinung jenes fundamentalen Gesetzes, welches für die Bildung der germanischen Völker maßgebend wurde — fide et aratro, nicht ense; das Schwert hat die germanische Bildung geschützt vor dem Rückfall in Barbarei, hat sie aber nicht begründet.

Taine bezeichnet das tiefste und mächtigste Fundament, auf dem unser heutiges Staatswesen ruht, als das Werk des Clerus. Zwölfhundert Jahre hatte dieser daran gearbeitet, den Bau entworfen und mit eigenen Händen ausgeführt, Baumeister und Maurer zugleich, lange Zeit allein und auch späterhin fast allein. In einer Zeit, da nichts galt als das Schwert und die rohe Gewalt, Pferde- und Menschenopfer im

---

[1] Vgl. Franconia sancta von J. B. Stamminger, 1881. I. Th. S. 164 ff., woselbst auch der Nachweis sich findet, daß es wirklich eine fränkische Gertrudis gegeben, auf welche Karlburg und Neustadt gleichen Anspruch haben.

Waldesdunkel den Göttern dargebracht wurden, haben sie das ‚Reich Gottes‘ verkündet; der Germane, der vordem träumerisch in seinen heiligen Bäumen Gott schaute, der an dunklen, unklaren Sagen seinen religiösen Sinn nährte, lernte nun denken, nachdenken, woher er stammt, wohin er geht, wer ihn geschaffen; Gott, seine Heiligkeit und Gerechtigkeit, das Bewußtsein seiner persönlichen Verantwortung öffnete ihm eine neue Welt, die Welt der Sittlichkeit; an die Stelle der Gewalt tritt das Recht, statt der Willkür soll nun die Pflicht walten. So bildete sich aus den christlichen Ideen die Sitte heraus und das Recht. Gerade das begründet den Unterschied zwischen der antiken und christlichen Civilisation, daß hier das öffentliche Leben durchdrungen ist von der christlichen Sitte, während dort es keine Moral außer dem Staatsgesetze gab. So schuf der Clerus ein großes, in sich gegliedertes System des Volksunterrichts, der allen zu theil ward, bis zum niedersten Leibeigenen. Das ‚Reich Gottes‘ erschien sichtbar vor dem Auge des Germanen in der geschlossenen Ordnung der Kirche und ihrer Stände; nach ihrem Vorbilde, von ihr geleitet und berathen, sammelten und ordneten sich die zerstreuten Stämme zu einem politisch geeinten Ganzen, wurden sie zugleich mit der Gemeinsamkeit ihrer religiösen Ideen auch ihres staatlichen Zusammenhanges bewußt. Was wäre Deutschland, was wäre Europa geworden, als die römische Herrschaft in Gallien und Britannien zusammenbrach und von Osten her immer neue Barbarenheere, unablässig einander folgend wie die Wellen des Meeres, über Europa hin sich wälzten — wäre nicht die Kirche ihnen entgegengetreten, das Kreuz in der Hand? Vor dem Bischof, vor dem Mönch beugte sich der Germane, denn er ahnte in ihnen eine höhere Macht. Wenn auch seine rohe Natur, Zorn und Raubgier ihn einen Augenblick hinreißt zum Verbrechen, bald erkennt er doch, besonders wenn Alter, Krankheit und Unglück ihn milder gestimmt haben, das Unrecht, das

er gethan, er bekennt es und demüthigt sich vor dem Priester, und wendet nun einen Theil seiner Habe der Kirche zu. Diese selbst aber wird ein Zufluchtsort für alle Unterdrückten, Schwachen, Armen, Verfolgten, und der stolze Häuptling, der vor nichts zurückweicht, wagt es nicht, dieses geweihte Asyl zu verletzen. Bald sehen wir diese armen Mönche im Rathe der Könige sitzen neben den Herzogen und Großen des Reiches; denn sie allein besitzen Bildung, wissen die Feder zu führen, wichtige Fragen zu erörtern. So werden sie die Schriftführer und Räthe der Mächtigen, bringen Ordnung in dieses Chaos, Gerechtigkeit und Milde in die Gesetzgebung, halten ihre Hand ganz besonders über die Ehe, daß sie heilig bleibe und unentweiht, daß die wilden Leidenschaften nicht dieses Fundament der Gesellschaft erschüttern und Europa aufs neue in Anarchie und Barbarei falle. In den bischöflichen Kirchen und in den Klöstern wurden die Schätze des Alterthums gerettet, die römische Literatur und die Kunst, besonders zum Dienste im Heiligthum; ringsum erhob sich der Ackerbau und das Handwerk, und, was mehr ist als dieses, der Barbar, der die Beute als seinen einzigen Erwerb ansah und dem die Arbeit als Schande galt, lernte diese schätzen, ehren, lieben. Der Mönch baute ‚inter spinas et vepres‘ [1], wie die alten Geschichten so oft sich ausdrücken, seine enge Zelle; mit seinen Gefährten macht er den Boden urbar; Mühlen, Schmieden, Oefen werden errichtet, Werkstätten mit emsigen Arbeitern entstehen. Die Armen, Heimatlosen, Flüchtlinge sammeln sich um das Kloster; so entstehen Dörfer und Städte.

Das Volk, der rohen Gewalt entrissen, in das Reich Gottes, die Welt hoher Ideen, tiefer Empfindungen, heiliger und beseligender Hoffnungen eingeführt, zugleich mit den Segnungen des Friedens beglückt, die ihm die Frucht seiner Arbeiten sicherten und auch auf sein irdisches Leben durch die Pflege

[1] Unter Dornen und Disteln.

der Kunst einen Sonnenblick warfen, war der Kirche in Deutschland nicht undankbar. Es gab ihr reichlich von dem, was es an Ländereien besaß, es erhob die Bischöfe unter die Ersten im Reiche und gab zur Mitra nicht selten den Fürstenhut hinzu. So hat es gelohnt, was es tausend Jahre hindurch von der Kirche empfangen hatte. Es war zu viel, sagt man, was es gegeben. Nun, das Volk ist Egoist, wie jeder Mensch; um nichts hätte es so vieles nicht gegeben. Aber aus der Größe seiner Dankbarkeit können wir schließen auf die Größe der Wohlthaten, die es von der Kirche empfangen hat.

IX.

Wir können Einsiedel nicht verlassen, ohne in der zwei Stunden entfernten ehemaligen Abtei Neustadt vorzusprechen. Wohl hat der Brand (1848) Kirche und Kloster vernichtet, aber jene ist durch die Munificenz des Fürsten von Löwenstein wie ein Phönix in schönerer Gestalt wieder aus der Asche erstanden, im ursprünglichen edlen romanischen Stile, den die spätere Zeit vielfach verballhornt hatte. Der Blick in das weite, sonnige Mainthal erfreut das Auge, und wenn wir vom Michaelsberge aus das Land überschauen, dann finden wir wieder die alte Wahrheit bestätigt, daß die Mönche mit seltenem Verständniß die Stätten auszusuchen wußten für ihre Niederlassungen. Ich will diesem Satze auch nicht widersprechen, nur möchte ich ihn dahin ergänzen, daß ihr emsiger, verständiger, ausdauernder Fleiß diese vordem wilden Ländereien zu so schönen Gegenden umgewandelt haben. Im weiten Bogen zieht das Gebirge sich um die Abtei, die, hingelagert auf üppig grünen Wiesen, nach Nord und West von den Stürmen geschützt, uns ganz vergessen läßt, daß die dunklen, feuchten Waldgründe so nahe sind. An den südlichen Abhängen reift selbst die Rebe, welche seit Jahrhunderten von den Mönchen hier gepflanzt wurde und in günstigen Jahren eine gute Ernte gibt.

Wer von uns sich nun ermüdet fühlt, mag hier bei Neustadt den Bahnzug besteigen, der ihn bald den Main entlang nach den Städtchen Lohr und Gemünden bringt. Wir andere ziehen es jedoch vor, durch den nordöstlichen Theil des Spessarts auf Fußwegen vorzudringen und von da in das Thal der Fränkischen Saale hinabzusteigen. Von Neustadt bis in den tiefen Spessart hinein ist die Waldmasse zusammenhängend. Wir gehen darum über einige Höhen, gelangen an den Margarethenhof, ein stilles hochgelegenes Oekonomiegut des Fürsten Löwenstein, dann durch dichte Waldungen in das Revier Lohrerstraße. Immer im Schatten herrlicher Eichen und Buchen überschreiten wir den Gebirgskessel von Rothenbuch. Neuhütten, Kromenthal, Partenstein, Rupertshütten sind die Orte, deren Namen schon bezeichnen, daß wir uns im Hochspessart befinden. Bei Rengersbrunn kommen wir in ein Seitenthal der Sinn, welche auf der Rhön, unweit vom Kreuzberg, entspringt und die Grenze des Spessarts gegen Osten bildet. Der Ort selbst scheint seinen Namen daher zu haben, daß die fränkischen Könige auf ihren Jagden von Gelnhausen her an dem frischen Quell sich labten, der hier fließt; die Jagd in diesen Forsten hieß die Königsjagd. Die Sage erzählt: Friedrich der Rothbart liebte es, von seiner Pfalz in Gelnhausen aus, von den Großen des Reiches gefolgt, bis tief in den Spessart hinein zu jagen. An der frischen klaren Quelle pflegte er mit den Seinen zu ruhen, und so erhielt diese den Namen ‚Regisbrunn‘, der Königsbrunn, der dann auf das Dörfchen überging, das hier entstand. Jahrhunderte waren vorübergegangen, als in der Nähe von Königsbrunn ein Schäfer seine Heerde hütete. Da kroch sein Hund in eine nahe Haselnußstaude, und die Schafe ringsum knieten nieder; Hund und Schafe waren von diesem Ort nicht wegzubringen. Nun durchsuchte der Schäfer das Buschwerk und fand ein Muttergottesbild darin mit dem Jesukind auf dem Arme, in Lebensgröße

aus Holz geschnitzt. Man brachte das Bild in die Kirche nach Burgsinn; da es aber für den ihm angewiesenen Ort zu groß war, so schnitt man den untern Theil desselben ab. Am andern Tage stand das Bild wieder unversehrt am Brunnen. Zuerst errichteten nun die Rengersbrunner an dieser Stätte eine kleine Kapelle, bis die Opfer der Wallfahrer den Bau einer schönen Kirche möglich machten, die im J. 1777 vollendet wurde.

Das Gnadenbild, auf dem Hochaltare aufgestellt, trägt im Angesicht einen Brandflecken. Die Schweden hatten es im dreißigjährigen Kriege ins Feuer geworfen, um es zu vernichten; doch es blieb unversehrt bis auf dieses Mal, zum steten Gedächtniß des Frevels. Jetzt ist der Königsbrunnen gefaßt; sein Wasser fließt in zwei Röhren aus der Brust des Muttergottesbildes; darum heißt jetzt der Brunnen Marienbrunnen und sein Wasser Liebfrauenmilch.

Den Fellerbach entlang wandernd betreten wir das Thal der Sinn, mit dem Orte Burgsinn und den Schlössern der Freiherren von Thüngen. Getheilt in zwei Linien, die Andreasische und Lutzische, gehörten die Thüngen zu den ältesten, mächtigsten und reichsten Dynasten ringsum; in ihrem Wappen führen sie deswegen die drei Flüsse Sinn, Saale und Wern, zum Zeichen, daß über alle diese ihre Besitzungen sich erstreckten. Ihr Name erinnert zu gleicher Zeit an eine der traurigsten Zeiten Deutschlands, den Bauernkrieg, der in Schwaben und Franken wüthete. Da war es Konrad von Thüngen, Fürstbischof von Würzburg, der mit eiserner Faust die Empörung niederschlug, zu Königshofen und Ingolstadt in blutiger Schlacht die Bauern und die mit ihnen verbündeten Bürger überwand, und dann ein strenges, vielleicht zu strenges Strafgericht über sie abhielt. Die von Florian von Geyer befehligten fränkischen Bauern wurden völlig versprengt. ‚Bei einem Dorf und Schloß Ingolstadt‘, erzählt Schärtlin von Burtenbach in seiner Lebensbeschreibung, ‚haben wir wiederum

viertausend Bauern geschlagen. Von denselben sind vierhundert in das abgebrannte Schloß geflohen, die haben sich hart gewehrt, aber sind von uns gestürmt, fast alle erstochen, und in einer Kirche nit weit davon bis in zweihundert Bauern verbrannt. . . . Etliche ließen sich in der Wagenburg erstechen, kurrten wie die Säu; etliche steckten die Köpf in die Erde, vermeinten, man sehe sie nicht; auch etliche huben die Händ für die Augen, die andern gen Himmel, Gnad begehrend. Und war ein solch Morden und Würgen ohne allen Widerstand, als wenn ein Haufe Wölfe unter einen Haufen Gänse oder Schafe fällt; stach ein Reuter allein zehn oder mehr Bauern, die bei einander standen, deren sich keiner wehrte.' Im ganzen Frankenland waren zweihundertzweiundneunzig Schlösser und zweiundfünfzig Klöster beraubt und zerstört worden oder gänzlich ausgebrannt. Am 8. Juni 1525 wurden sechzig von den Anführern enthauptet, und die Würzburger Bürger mußten achttausend Gulden Brandschatzung erlegen. Den entwaffneten Bauern gab man weiße Stäbe in die Hände und schickte sie heim; aber auf dem Wege wurden viele von den Reisigen und Fußknechten erstochen, ,als denn viel todter Körper in den Weingärten, am Weg und in Gräben lagen, die erschossen und erstochen waren; es war ein jämmerliches und erschrocken Wesen', erzählt der Würzburger Augenzeuge Lorenz Fries. Der erwähnte Fürstbischof Konrad ist so recht ein Typus derer von Thüngen, im Volksmund ,die wilden Thüngen' genannt. Während seiner langen Regierung (1519—1540) bewies er großen Eifer und Sorgfalt für Besserung der kirchlichen und politischen Zustände seines Landes; die Wunden, welche die Kriege und religiösen Unruhen seinem Lande geschlagen, suchte er nach Kräften zu heilen. Die in früheren Jahrhunderten vielleicht überschäumende Naturkraft hat sich im Laufe der Zeit zu jener verständigen Energie geklärt, die heute noch das Erbtheil dieses Geschlechtes ist.

Von Burgsinn wenden wir uns gegen Süden und erreichen nach einer Stunde Gehens die Sinn hinab das Städtchen Rieneck. Unmittelbar am Flusse sind hellgrüne Matten ausgebreitet, die Berge bedeckt dichter Wald, der zum Theil bis nach Brückenau hinauf Eigenthum der Thüngen ist. Ein rechtes Adelsgeschlecht läßt sich ja ohne Waldbesitz kaum denken; der Wald repräsentirt ein conservatives Princip; darum hat die Revolution, woher sie auch kam und in welcher Form immer sie auftrat, ob von oben oder unten, in roher Gewalt oder auf dem Wege der Gesetzgebung, immer ihre zerstörende Wirkung dadurch geoffenbart, daß sie den Wald niederhieb. Der Wald wächst langsam; erst nach langer Zeit, nach mehr als einem Menschenalter, bringt er seinem Besitzer Frucht. So ist der Waldbesitz das gerade Gegentheil von dem Gewinne, den die Börse bringt. Aber er ist fest und sicher auf Jahrhunderte. Wer darum nicht für den Tag lebt und nicht nach schnell gewonnenem Reichthum trachtet, gründet seinen Besitz auf Feld und Wald; Universitäten, Abteien, fromme Stiftungen, große Adelsgeschlechter, die ihres Berufes noch eingedenk sind, haben die Wurzeln ihres Bestandes im Wald. Der Verkauf der Wälder war darum auch immer der Anfang ihres moralischen und wirthschaftlichen Ruins. Wald bei den einen, Papier bei den anderen, das ist die bezeichnende Symbolik der alten und neuen Aristokratie.

Man könnte diesen Gedanken weiter verfolgen und dem Adel und der Abtei eine Bedeutung für das staatliche und gesellschaftliche Wesen zuerkennen, wie sie der Wald hat für den Boden und die Vegetation. Wie der Wald jetzt dasteht, so steht er schon seit Jahrhunderten; viele Bäume sind altersschwach gefallen, neue, die unter ihrem Schutze herangewachsen, sind an ihre Stelle getreten. So muß denn ein Geschlecht sterben, ein anderes kommt; aber das alte hat es genährt, belehrt und Schaden von ihm gewehrt. Das Laub des Waldes sammelt und bewahrt die Feuchtigkeit, um sie in den Tagen der Dürre

zu vertheilen über das Land, und aus der Quelle, die aus seinen Felswänden fließt, trinkt der dürstende Wanderer. Die alten edlen Geschlechter und die Klöster bewahrten durch Arbeitsamkeit, Ordnungssinn und Mäßigkeit ihren Besitz; in den Tagen der Noth öffnete sich dann ihre ‚Gabenpforte‘ (la Donne), wie in den alten französischen Abteien eine Thüre genannt wurde[1], und sie theilten den Dürftigen mit. ‚Meine Kirche‘, sagte einmal Gregor d. Gr., ‚ist eine Vorrathskammer für alle.[2]‘ Während alles wechselt, Feld und Häuser und Dörfer und Städte sich ändern, der Wald bleibt immer Wald; die einzelnen Bäume vergehen, der Wald ändert nicht seinen Charakter, er bleibt derselbe wie vor Jahrhunderten. So mögen die einzelnen Glieder eines Adelsgeschlechtes geboren werden und wieder hinabsteigen ins Grab; das Geschlecht bleibt, wie es vor Jahrhunderten war, die Abtei bleibt, wenn auch die einzelnen längst dahingeschieden sind. Der Sohn eines Adelsgeschlechtes kann sagen: ‚Wir‘, sind es auch Thaten seiner Ahnen aus dem fernsten Mittelalter, die er erzählt; ebenso das jüngste Glied der Mönchsfamilie. Dort durch das Blut, hier durch den Geist verschmolzen zu einem Ganzen, reicht ihr

---

[1] Montalembert, Die Mönche des Abendlandes I. LXVII.

[2] Joan. Diac. Vit. Gregor. M. II. 26: Communis quaedam horrea Ecclesiae. In den Urkunden des Mittelalters werden häufig die ‚Pfortenstiftungen‘ erwähnt; sie hatten den Zweck, wie jene des Abtes Hatto von Fulda im 9. Jahrhundert besagt, ‚die Fremdlinge und Armen Christi, die wie Christus selbst aufgenommen werden sollen, zu nähren und zu erquicken‘ (ad sustentandos et refrigerandos hospites et pauperes Christi, in quibus Christus suscipiendus est). Vgl. Hist.-polit. Blätter 1886. II. S. 187. In den meisten Klöstern der Gegenwart befindet sich an der Innenseite der Pforte ein Wandschrank, in welchem das Brod für die Armen aufbewahrt wird; auch das kleine Schutzdach und die Ruhebank an der Außenseite der Pforte beurkunden wahre Humanität. Der Arme soll nicht im Regen dastehen und warten. In den Abteien heißt ein Zimmer nächst der Pforte die ‚Armenstube‘.

Leben in ununterbrochener Continuität in die Vergangenheit zurück. Darum haben auch, um die Vergleichung zu Ende zu führen, von jeher die Männer des Umsturzes Adel und Orden mit gleich großem Hasse verfolgt; mit jedem echten Adeligen, der fällt, fällt eine Säule des Königthums, in jedem Priester, der entartet, erleidet die Kirche eine Schmälerung. Unbedingte Treue gegen den König war in vielen alten Adelshäusern Familienstatut, und in der Kirche, dieser großen Schule der Ehrfurcht und des Gehorsams, war jeder Priester der geborene Sachwalter der königlichen Ehre. Hofbischöfe dagegen und Hofadel geben der Kirche wie dem Königthum scheinbar einen höhern Glanz, aber die Entwürdigung ihres Standes ist die nothwendige Folge. Was vom Landpfarrer gilt in seiner Gemeinde, gilt auch von dem Adeligen unter seinen Bauern. Jene Landadeligen, die es noch als ihre Aufgabe erkennen, Patriarchen des Bauernstandes zu sein, mögen ihren feingeschliffenen Vettern in der Residenz in feiner Manier nachstehen, aber nicht an Charakter und wahrer Ehre.

Ein ähnlicher traditioneller Sinn, gleich ehrenhaftes Selbstbewußtsein findet sich bei dem Bauern, dessen Familie seit Menschengedenken denselben Hof bewirthschaftet; alle seines Geschlechtes wurden hier geboren, diese Aecker haben schon die Ureltern bebaut, in diesem Garten haben die Enkel so oft die Großmutter beschäftigt gesehen; den Tisch von Eichenholz, stark gebaut und blank gescheuert, an dem die Familie ihr Mahl hält, hat einer ihrer Vorfahren gezimmert aus dem Walde drüben am Berg, der schon seit einem Jahrhundert zu ihrem Gut gehört; diese Linde am Brunnen hat der Großvater gepflanzt. Da trägt die Seele tiefe und unauslöschliche Erinnerungen in sich, alte Sitte und ererbter Brauch geben ihr Halt und Sicherheit, da pflanzen sich Glaube und Religion zugleich mit dem Blute fort und werden mit der Muttermilch eingesogen; denn die Sitte des Volkes ist ja nichts anderes als die All=

gegenwart seiner Religion in allen Zeiten, Formen und Verhältnissen des Lebens. Da bildet sich jener echte Patriotismus, der, ausgehend und wurzelnd im heimatlichen Herde, in weiteren Kreisen das Land umfaßt; er redet nicht klingende Worte und hochtrabende Phrasen, aber er handelt. Da entwickeln sich jene festen, zähen Naturen, die starrsinnig gescholten werden, weil sie am Ueberlieferten festhalten; aber solche Menschen sind es, auf die man wie auf feste Felsblöcke die Staaten sicher gründen kann.

Die Gesetzgebung, welche eine unbegrenzte Gütertheilung und Freizügigkeit gestattete, hat nicht nur gegen den gesunden Sinn des Volkes gehandelt, sie hat auch ihre eigenen Interessen nicht wahrgenommen. Losgerissen vom heimatlichen Boden wird der Mensch nur noch eine Zahl, ohne Individualität noch Besonderheit, ein Sandkörnchen unter den Millionen anderer Sandkörnchen in der großen form- und gestaltlosen Wüste der Massen, die darum jedem Winde der Meinung, jedem Worte der Agitatoren folgen, auf welche ein dauerndes Staatswesen sich nicht bauen läßt. In der Gegenwart, da die modernen Lebensverhältnisse, der Beruf und das Amt die einen, Sucht nach Erwerb und Freizügigkeit die anderen hin und wieder führen und in steter Unruhe erhalten, gar mancher schon von Kindheit an gar keine feste Heimat hatte, wie soll da wahre Vaterlandsliebe im Herzen Wurzeln schlagen? Darum hat A. Weiß Recht, wenn er sagt, Adel und Bauer seien das feste Band, das Staat und Gesellschaft zusammenhält, weil sie mit dem Grundbesitz untrennbar zusammenhängen. Sie bilden den mächtigen Damm gegen Güterspeculation und Güterzertrümmerung, welche die Gesellschaftsordnung untergraben, allen festen Besitz zerbröckeln und nicht selten den verworfensten Existenzen zur Herrschaft verhelfen. —

Eng von Bergen umgeben, am rechten Ufer der Sinn, liegt Rieneck. Ueber dem Städtchen, auf steilem Berg, ragt

der Wartthurm der Burg, in welcher die Grafen von Rieneck weitaus über das Land hin geboten. Zahlreich waren ihre Vasallen, darunter jetzt noch mit Ehren genannte Geschlechter, wie die Bibra, die Wolfskeel, die Gebsattel, die Truchseß, die Thüngen; sie besaßen das Münzrecht und waren die Erbschenken des Bisthums Würzburg; nach ihrem Erlöschen im 16. Jahrhundert traten die Grafen von Nostiz in den größten Theil ihres Besitzthumes ein, denen es bis zu Anfang dieses Jahrhunderts verblieb. Die zwölf Fuß dicken Mauern des alten Schlosses und die gewaltigen Quadern des Thurmes waren lange Zeit das einzige, was der Zerstörung entgangen; in der Gegenwart ist es stilgemäß zum Theil wieder hergestellt. Den Alterthumsfreund zieht hier vor allem die kleine Kapelle an, welche hoch oben in die nordöstliche Mauerdicke des westlichen Thurmes eingebaut ist. Wie neu ist dieses Meisterwerk aus der romanischen Periode auf uns gekommen, weil es den neugierigen Blicken und der zerstörenden Hand der Menschen entgangen war. Ueberall sieht man die schön gefügten Quadern und die natürliche Farbe des rothen Sandsteins; niemals haben Kalkbewurf und Tüncherquaste dieses schöne Kirchlein entstellt: die Quadern sind so sauber und glatt, alles ist so edel und fein, wie es nur ein Meister im romanischen Kirchenbau schaffen konnte. Bis jetzt hat noch keine Urkunde diesen wie die Zeit der Erbauung genannt. Die Burg selbst hat manchen Stürmen getrotzt; einmal von den Mainzern belagert, warfen die Rienecker ein Schwein über die Ringmauern hinab, zum Beweis, daß sie noch Nahrungsmittel in Fülle hatten. Es ist dies dieselbe Sage, der wir auch bei der Ruine Trimberg an der Saale und bei Greifenstein (dem sogen. Sauschloß) in der Nähe von Bozen begegnen.

Es ist eine schöne Sitte, welche besonders der Engländer pflegt, alte Burgen in ihrem Charakter zu erhalten und nur soviel daran zu ändern, als nothwendig ist, um sie gesünder

und wohnlicher zu machen. ‚Die Erinnerung an vergangene Zeiten und die Majestät der Jahre sind auch etwas werth‘, sagt Pückler-Muskau mit Recht, und es ist ein wahres Unglück, daß unsere Zeit deren so viele zerstört hat. Ebenso verkehrt ist es allerdings auch, für den modernen friedlichen Gebrauch Häuser im gotischen Stile zu bauen mit Thürmen und Zinnen mitten hinein in das geschäftige Straßenleben. Geradezu lächerlich aber wirken die jetzt zur Mode gewordenen Zimmereinrichtungen im Geschmack der Gotik oder Renaissance in einem ganz flachen, nüchternen Alltagshaus, wie sie die Bauunternehmer zu Hunderten nach der Schablone hinstellen. Diese stark verbleiten Butzgläser, wo möglich buntfarbig und in gotischen Formen eingesetzt, machen auf den Außenstehenden den Eindruck, als sehe er einen Mann, der einen mittelalterlichen Harnisch trägt und den modernen Frack dazu; und der glückliche Besitzer eines solchen gotischen Zimmers, hat er nur etwas Sinn für das, was zusammenpaßt, müßte eigentlich immer mit Helm und Lanze darin auf und ab spazieren. Ein Mensch von gesundem Geschmack wird eine derartige Zimmereinrichtung nicht wollen, weil sie im Gegensatz steht zu unserm modernen Leben und Treiben und Gewohnheiten, und er darin sich selbst ganz fremd vorkommen müßte. Denn unsere Wohnung ist ja gewissermaßen wie unser erweiterter Leib, der Ausdruck unserer selbst.

Von Rieneck windet sich die Sinn um das kleine Dorf Schaippach; noch eine Anhöhe, den Zollberg, haben wir zu übersteigen, und Gemünden, am Einfluß der Sinn und Saale in den Main, liegt vor uns. Es ist ein schönes Bild; das Sinnthal hat sich hier mit jenem der Saale vereint, der Blick wird weiter und freier; rechts der ruhig dahinströmende Main, auf dem schwer beladene Schiffe und große Flöße langsam abwärts schwimmen; links verliert sich das Auge in dem waldigen Dunkel der Thäler, welche die Sinn

und die Saale durchströmen, die hier zusammenfließen, unmittelbar bevor sie ihre Wasser dem Main zuführen. Gegenüber auf hohem, die ganze Umgebung beherrschenden Berge die Ruine der längst zerstörten Burg Scheerenburg; die Anhöhe hinauf, wie sich schmiegend und Schutz begehrend von dem starken Arm dessen, der dort oben mit seinen Reisigen haust, sind die Häuser gebaut. Die Grafen von Rieneck hatten dort ihre Vasallen und übten ihre Gerechtsame über das Land.

Diese Lage des Städtchens, das wie ein Flüchtiger und vom Feinde Verfolgter sich ängstlich unter den schützenden Mauern seines Dynasten birgt, stellt uns recht lebendig die Entstehung des Feudalstaates dar. Der Lehensmann war seinem König zum Kriegsdienst verpflichtet, war sein Getreuer und Vasall, stets ‚zu Huld und Treue gewärtig'; das Lehen sicherte ihm, dem gewöhnlichen Freien gegenüber, einen reichern Besitz, der Kriegsdienst gab ihm Wehr und Waffen. So bildete sich ein mächtiger Adel heraus; Treue seinem Kriegsherrn, Schutz allen denen, die sich unter seine Obhut begeben hatten, war seine Aufgabe. In der ‚Benedictio novi militis', dem Ritterschlage, der zugleich die Segnung der Kirche empfing, enthüllt diese die Idee des christlichen Ritters; er trägt das Schwert ‚ad coercendam malitiam reproborum, ad tuendam justitiam' [1]. Der Ritter erscheint nun, der Mönch war vorausgegangen; als die Abtei, der Clerus Europa christianisirt hatten, tritt das Ritterthum auf, das Erworbene zu schützen. Hiermit beginnt die zweite Periode in der Geschichte der europäischen Civilisation. Die christliche Religion war das schöpferische Princip, das eine neue Bildung ins Leben rief; sie hat die erschöpfte

---

[1] Um der Bosheit der Schlechten zu steuern, und der Gerechtigkeit zum Schutz.

und versunkene Welt wiedergeboren, und selbst jene sind noch von ihr in ihrem innersten Leben durchdrungen, die sich schon längst von ihr emancipirt wähnen. Unsere Gefühle sind inniger, unsere Phantasie ist geistiger, unser Denken tiefer, unsere sittlichen Begriffe sind reiner geworden, und das Bewußtsein unserer sittlichen Freiheit und Verantwortung, welches das Christenthum uns verkündet, hat uns alle durchdrungen. Die Kirche hat dem Heldenmuth des Nordens den Geist des Christenthums eingehaucht; so entstand das Ritterthum. Die sittliche Selbständigkeit und Selbstverantwortung gab dem christlichen Ritter das Gefühl der Ehre, welche ihm die gewissenhafteste Erfüllung aller Pflichten gebot gegen seinen Lehensherrn, gegen alle Wehrlosen, Schwachen, seinem Schutze Anvertrauten. Das Duell ist nichts anderes als die Entartung eines an sich berechtigten Gefühles; der Ritter duldet nicht, daß man seine Ehre antaste, ihn der Felonie gegen seinen Herrn, der Feigheit im Kampfe für ihn, der Gewaltthätigkeit gegen Schwache, schutzlose Frauen und Waisen anklage. Er greift daher zu ihrer Vertheidigung zum Schwert, ohne die Folgen zu berechnen. Dem Römer war dieser Begriff ritterlicher Ehre und darum das Duell ganz fremd, ebenso wie die Bedeutung der Persönlichkeit und Selbstverantwortung; Rom war alles, der einzelne ging im Staate auf.

Der Lehensmann steht unter dem Schutze seines Lehensherrn, der Ackersmann, der Schwache, die Wittwe werden ihrerseits wieder geschützt gegen Raub, Plünderung, Gewaltthat durch den Lehensmann. Für sein Leben, seine Habe, seine Freiheit braucht er nicht zu fürchten; er kann das Feld bebauen, in der Hoffnung, auch die Früchte seiner Arbeit zu genießen. Und im Augenblick der Gefahr kann er sich mit seinem Vieh und seinen Vorräthen in das Pfahlwerk des Burgfriedens flüchten. ‚In jener Zeit‘, erzählt eine spanische Chronik, ‚stellten die Grafen, Ritter und Herren in demselben Saale,

in welchem sie schliefen, ihre gesattelten Pferde auf, um zu jeder Stunde bereit zu sein, die Einfälle räuberischer Horden zurückzuschlagen.‘ So bildete sich stillschweigend zwischen beiden ein Uebereinkommen. Der freie, aber wehrlose Landmann leistet von seinen Früchten und Vieh dem Dynasten eine gewisse Abgabe, bebaut ihm sein Feld; andere, die arm und verfolgt sich zu ihm flüchteten, nahm dieser an als seine Knechte, Hörige und Eigene; er gab ihnen ein Stück Feld; sie hatten keine Freiheit, aber ihr Leben war doch gerettet. So entsteht die Baronie, die Grafschaft, das Herzogthum mit seinen Vasallen, seinen freien Leuten und Hörigen; die Gemeinsamkeit des Bodens, des Lebens, der Schicksale verschmelzt sie allmählich zu einem Ganzen, bildet für sie ein Vaterland; die Unterthanen empfangen gewissermaßen Antheil an der Macht, dem Glanz ihres Herrn, seine Interessen werden auch die ihrigen, sie arbeiten, sie kämpfen für ihn, sie bewundern und lieben ihn. Erst dann, als der Adel keine Pflicht mehr zu erfüllen hatte und doch noch solche Leistungen forderte und seine Privilegien genoß, trat der Zwiespalt ein.

Mehr und mehr vereinigen sich diese Grafschaften und Herzogthümer unter e i n e m, dem König. Aus dem Adel hervorgegangen, liegt die Macht aller nun in seiner Hand, aber nicht um aller Rechte zu vernichten, sondern um auch sie mit seinem königlichen Ansehen zu schützen.

Auch die Sage bringt uns hier Kunde aus den kriegerischen Zeiten des Mittelalters. Nicht weit von Gemünden ist der Guckenberg. Dort ist ein Kaiser vor langer Zeit mit seinem ganzen Heere versunken; nun sitzt er darin an einem steinernen Tisch; wenn aber sein Bart dreimal um diesen gewachsen ist, dann wird er mit seinen Rittern wieder erscheinen. Ein Knabe, der Brode feilbot, von einem steinalten Manne geführt, war einmal dort hineingekommen; er sah den Kaiser, dessen Bart schon zweimal um den Tisch gewachsen war, sah

da viele Leute und große Herrlichkeit. Auch gewann er daselbst viel uraltes Geld. Nun erzählte er seine Erlebnisse. Als er aber wieder in den Berg wollte, fand er den Eingang nicht mehr, und auch die ganze Gegend kam ihm verändert vor. Auch den alten Mann hat keiner mehr gesehen.

X.

Von hier beginnen wir nun von neuem unsere Wanderung; wir gehen das Thal der Fränkischen Saale hinauf. Wo wir gehen, ist der mächtigste Monarch des Abendlandes, Karl der Große, uns vorausgegangen. Von seinem Hofe zu Worms kam er in diese unsere Gegend, fuhr, wie Eginhard erzählt, auf Schiffen mit seinem Gefolge den Main herauf und, die Saale hinaufsteuernd, die damals sicher einen höhern Wasserstand hatte, nach seinem Castrum Salzburg [1]; von diesem Königspalaste aus, wo er im Jahre 790 zum erstenmal Hof hielt, pflegte er in dem ausgedehnten Salzforst das edle Waidwerk. Erbauer der Burg war wahrscheinlich Karl Martell, der Bezwinger der Saracenen bei Poitiers (732, † 741). In demselben Jahre werden hier oben drei Bisthümer gegründet: Würzburg (Burkard) in Franken, Buraburg (Witta) in Hessen, Erfurt (Adalar) in Thüringen. Willibald wurde für die Völker an der Altmühl zum Bischof geweiht. Die Bestätigungsbulle des Papstes Zacharias II. wurde bald darauf bekannt gemacht. Hier schloß Karl (803) Frieden mit den Sachsen, von denen er viele nach Franken verpflanzte. Hier erschienen die Gesandten des byzantinischen Kaisers Nicephorus vor ihm, hier empfing er (793) seine Söhne Pipin und Ludwig, welche den Longobardenherzog Grimoald in Benevent gedemüthigt hatten und nun aus Italien zurückkehrten. Um Schutz flehend

[1] Per Moenum fluvium ad Salz palatium suum in Germania juxta Salam fluvium constructum navigavit.

gegen die Dogen von Venedig, war der Patriarch von Grado, Fortunatus, hierhergekommen mit kostbaren Geschenken und seltenen Kunstwerken.

So tauchen denn große historische Erinnerungen in unserer Seele auf, während unser Auge mit Lust sich hineinversenkt in dieses smaragdene Grün der Matten, in die waldigen Berge, die rechts und links vom Thale aufstreben. Hier mögen wir Erfrischung saugen und neue Kraft, wenn der Staub der Städte und das Leben unter Büchern es geschwächt haben. Mehr noch als das Auge jedoch bedarf die Seele einer solchen Labung. Leiden wir doch in der Gegenwart fast alle am Leben, an diesem überfeinerten, der Natur entfremdeten, in Abstractionen, Acten- und Buchstabenkram sich bewegenden Leben. Wie die Blume, ist sie dem heimatlichen Boden entrissen, welkt, so wird der Mensch krank, wenn er nicht von Zeit zu Zeit zurückkehrt zur Natur, wo ihn Berg und Wald, Wiese und Feld und die klar dahinfließende Quelle wieder sich selbst zurückgibt. Zwar ist es nicht die großartige Scenerie des Hochgebirges, die vor deinem Auge sich hier aufthut; es sind nicht himmelanstrebende Berge, deren Gipfel Wolken verhüllen, mit ewigem Schnee bedeckt; es sind nicht wundersam geformte, zerrissene und zerklüftete Felsriesen, in deren Zacken und Spitzen und Zinnen die Phantasie die abenteuerlichsten Gestalten sehen kann, welche weite, große Ueberblicke bieten, von gewaltigen Felsenmauern umrahmt; es sind nicht schwindelnde Abstürze, über welche der tosende Wildbach seine milchweiß schäumenden Wellen gießt, der dann mit donnergleichem Brausen in die Tiefe fällt. Das Thal, in dem wir wandern, ist enge, die Berge rücken nahe an den Fluß hin, aber mit jeder Wendung des Weges bietet es dem Wanderer ein neues Bild. Die Berge, welche es umrahmen, erheben sich kaum über fünfhundert Fuß; aber das frische Grün ihrer bis zum Gipfel reichenden, üppig belaubten Wälder labt den Blick und läßt uns nicht

müde werden. Die Seele wird beruhigt, nicht aufgeregt, wie dort, wo das Hochgebirg seine zerstörende Gewalt übt, jetzt durch ewiges Eis und Schnee alle Vegetation tödtet, jetzt durch Lawinen Hof und Leben des Menschen bedroht, jetzt durch Murbrüche, die weite Strecken mit Schutt und Geröll bedecken, des Fleißes der Menschen spottet und den fruchtbaren Acker, den ehedem lohnenden Weinberg in eine Steinwüste verwandelt. Ein Gang durch diese lieblichen Thäler bringt Stille in die Seele und wirkt auf uns wie ein erquickendes Bad. Das Hochgebirg hat seine erhabene Schönheit, das Christenthum und namentlich die Einsiedler und Mönche haben sie uns erst recht enthüllt. Der Römer hatte keinen Sinn dafür. Aber auch Mitteldeutschland bietet durch den reichen Wechsel und das warme Colorit seiner Landschaften einen hohen Reiz dem Auge des Beschauers. Hat es doch noch in unserer Jugend als ein günstiges Geschick gegolten, das einem beschieden ward, wenn er den Garten zu Schwetzingen besuchen konnte, angelegt in der sandigen Rheinebene bei Mannheim; die bayerischen Fürsten bauten ihre Lustschlösser Nymphenburg und Schleißheim in Sumpf und Moor, und vielleicht kommt einmal wieder ein Maler, der für seine Stimmungsbilder, wie Claude Lorrain, der nie ins Hochgebirg gekommen war, die flache Gegend um München wählt. So wechselt auch in dieser Beziehung der Geschmack mit den Zeiten, und die Manie so mancher Alpenvereinler, bei denen ein Berg für nichts gerechnet wird, wenn er nicht sechstausend Fuß mindestens hoch ist und lebensgefährliche Uebergänge hat, ist bereits dem Fluche des Lächerlichen verfallen.

Wir wandern fürbaß den Fluß entlang in den frühlingswonnigen Pfingsttagen; tausend Blumen leuchten auf dem frischen Grün der Wiesen, die wie ein buntdurchwirkter Teppich sich am Ufer hinziehen. Der Grünspecht ist unermüdet in seinem eintönigen Rufe aus dem Walde her, der Spötter, das Schwarzplättchen, die Amsel jubiliren, weil der Frühling

gekommen, die Finken zwitschern, und unser Freund von Kindestagen an, der Kuckuck, hat sich auch eingefunden. In schlängelnden Windungen strömt der Fluß dazwischen, dessen ruhige Wellen nur rascher eilen, wenn sie am Wehr der einsamen Mühle ankommen, deren graues, verwittertes Dach uns von alten Zeiten erzählen kann. Je näher, desto rascher eilen sie, jetzt stürzen sie hinab und wie eine Flut flüssigen Silbers leuchten sie im Sonnenstrahl. Immer neue Wellen kommen, immer neue, denn eine drängt die andere, ohne Unterlaß, Tag und Nacht — und auch sie stürzen hinab, ohne Unterlaß, Tag und Nacht. Und es ist ein Brausen, das, vom Wind getragen, bald näher, bald ferner an unser Ohr dringt, ohne Unterlaß, Tag und Nacht. Da mag man manchmal stehen und hinblicken und auch denken: Sie haben Eile, diese Wellen; wohin eilen sie? Ins Meer, ins große weite Meer.

Das ist ein Bild des Lebens. So drängen die Geschlechter der Menschen heran, eines folgt dem andern, immer schneller, immer eiliger, je näher sie der Tiefe kommen; zurück! es ist umsonst; nur noch einen Tag Aufschub! unmöglich. Heran, hinüber und hinab, hinab ins weite Meer der Vergangenheit und Vergessenheit. Einen Augenblick glitzern und funkeln sie wie der aufspringende Wassertropfen in der Frühlingssonne; aber bald sind sie hinabgesunken in die gemeinsame Nacht; andere kommen und glänzen, wie sie geglänzt haben, um ebenso schnell hinabzusinken, wie jene hinabgesunken sind.

Einmal stand ich, in solcherlei Gedanken vertieft, am Wehr, der Müller neben mir; da sagte ich ihm, was mir eben in den Sinn gekommen war beim Anblick seiner Mühle. ‚Das ist aber wahr, das ist wirklich wahr,‘ bemerkte der kleine Mann überrascht; ‚ich bin schon so viele Jahre hier auf der Mühle, daran habe ich aber noch gar nicht gedacht. Es ist aber wahr, wirklich wahr.‘ Er selbst ist auch schon längst hinabgesunken und vergessen.

Langsam wandern wir am Ufer weiter, ruhig ziehen die Wellen dahin, nur hie und da, wenn ein mächtiger Felsblock ihren Lauf hemmt, sprudeln sie auf und werfen ihren schäumenden Gischt darüber hin. Goldgelbe Wasserrosen blicken aus ihnen zur Sonne auf, Schmetterlinge, weiße, braune, goldfarbene flattern um uns her, blauglänzende Libellen tanzen über dem Wasser. Je weiter wir aufwärts gehen, desto stiller wird es um uns; das Rauschen der Wasser am Wehr dringt nicht mehr an unser Ohr, desto munterer wird der Vogelgesang im nahen Wald. Setzen wir uns nieder am Ufer; da ist ein leises Gesumme um uns her; die Bienen suchen Honig, Käfer wiegen sich auf den Blüten. Doch was ist das, was sich da vorn eben ins Wasser gestürzt hat? Dort schwimmt es, eilen wir hin. Es ist ein Reh; scheu geworden durch unsern Anblick, eilt es, kaum am jenseitigen Ufer angekommen, ins Dickicht. Das ganze Thal ist übergossen von hellem, reinem, süßem Sonnenglanz, Hunderte von Geschöpfen fliegen und kriechen unter den Blumen und Blüten und fühlen sich wohlig in ihrem warmen Schein. Stundenlang können wir da sitzen und sinnen und hineinblicken in diese kleine, bunte, geschäftige Welt. Auch da ist ein Suchen, Laufen, Jagen, Freundschaft und Feindschaft. Da kann man an die große Welt denken, an das Ameisengewimmel in unseren Städten; mit dem Maßstabe des Unendlichen gemessen, ist es ja auch nicht mehr als das Auf- und Abkrabbeln des Johanneswürmchens an der Blütendolde — wenn dieses irdische Leben unser ganzes Leben ist.

Dazwischen stehen Saatfelder in frischestem Grün, sendet uns der goldgelbe Reps seinen kräftigen Wohlgeruch zu, blickt der himmelblaue Lein freundlich in die Natur hinein, wie mit Kindesaugen.

Mag auch der Purpur glänzen,
Die Seide kostbar sein,
Wir lassen Purpur, Seide,
Nur dich nicht, treuer Lein!

Dem Kindlein in der Wiege,
So arm, so schwach, so klein,
Hüllst du die zarten Glieder
Mit deinem Gewebe ein.

Von dir umhüllet, schreitet
Der Priester zum Altar;
Die Albe ist ein Gleichniß
Des Herzens, rein und klar.

Und wenn die Seele geschieden
Aus dieser Zeitlichkeit,
Hast du schon längst bereitet
Dem Leibe sein Todtenkleid.

Wie schön ist es hier am Abend, wenn die scheidende Sonne ihre letzten Strahlen sendet durch die hohen Bäume, welche die Berge im Westen krönen! Da werden die Blätter purpurroth in der Abendglut, während die Schatten immer höher vom Thale heraufschweben und weiße Nebelwölkchen über die Wiesen sich lagern. Da wird es noch stiller in diesem stillen Thale, nur einzelne Vögel sind noch laut und singen ihr Abendlied. Von der Mühle her steigt eine bläuliche Rauchsäule auf und schwebt langsam an den Berghalden hin. Wir nehmen einen Nachen und lassen uns dahintreiben auf der klaren Flut. Die Abendröthe leuchtet aus ihr uns entgegen, die Wasserrosen nicken uns zu mit ihren goldigen Häuptern, nur hie und da unterbricht ein Fisch, der aufspringt, oder ein ferner Schuß im Walde die feierliche Stille.

Nun läuten sie drüben im Kloster die Abendglocke.

Wie ist der Abend so traulich,
Wenn lächelnd der Tag verschied!
Wie singen so herzlich erbaulich
Die Vögel ihr Abendlied!

Die Blumen müssen wohl schweigen,
Kein Ton ist Blumen bescheert,
Doch, stille Beter, neigen
Sie alle das Haupt zur Erd'.

Wohin ich gehe und schaue,
Ist Abendandacht. Im Strom
Spiegelt sich noch der blaue,
Prächtige Himmelsdom.

Und es betet, was lebendig,
Um eine selige Ruh'!
Und alles mahnt mich inständig:
O Menschenkind, bete auch du!

Schönau heißt das Kloster, dessen Glöckchen so traulich durch das Thal klingt. Sind wir dreiviertel Stunden von Gemünden an der Saale hinaufgewandert, dann erweitert sich bei der Einbiegung des Weges gen Westen die Thalsohle, die Berge treten etwas zurück, und wir erblicken mit einem Male nicht weit vor uns auf dem grünen Plan die Kirche nebst Wohnung der Brüder, die sich hell und freundlich abhebt von dem dunkeln Hintergrund der dichtbewaldeten Berge. Ringsum, fast im Halbkreise ist sie von diesen eingeschlossen, und schon glauben wir, keinen Ausgang mehr von da zu finden, wenn nicht der Fluß, der in einem weiten Bogen um die vorgeschobenen Bergwände von oben kommt, uns belehrte, daß doch dort ein Ausgang sein müsse. Es trägt seinen Namen nicht umsonst; rückwärts an einen hohen Berg gelehnt, erhebt es sich auf einem Hügel, der in sanfter Neigung gegen die Saale zu sich abdacht. Dieser trägt einen wohlgepflegten Garten, der von zwei Seiten, gegen Mittag und Abend, das Klostergebäude einschließt und in Terrassen nach dem Flusse abfällt. Neben den Nutz- und Küchengewächsen leuchten aus seiner Umfriedung die schönsten Blumen, besonders viele hochgezogene Rosen, darüber das leichte Grün der Obstbäume. Hier stiftete im Jahre 1190 der fromme Edelknecht Franz Heßlar von Thüngen auf seinem Hofe, früher Moppen geheißen, ein Kloster für Jungfrauen aus dem zu jener Zeit mächtig aufblühenden Orden der Cistercienser. Gottfried von

Pisemberg, Bischof von Würzburg, führte die ersten Bewohnerinnen daselbst ein, die großentheils dem Adel angehörten, und nannte die neue Stiftung ‚Schönau‘ (Schoenaugia). Töchter aus den edelsten Häusern traten hier im Laufe der Jahrhunderte ein, namentlich viele Gräfinnen von Rieneck, Edle von Rickenbach und Homburg, durch deren Anverwandte und Gönner nach und nach auch manches Besitzthum dem Kloster zufiel. Noch heißt ein steiler Steig, der am jenseitigen Ufer über das Gebirg nach Rieneck führt, jetzt aber unter dem Buschwerk fast ganz verschwunden ist, der ‚Nonnenpfad‘. So ward das Kloster eine sociale Wohlthat. Die Edelfräulein empfingen in ihm eine entsprechende Stellung, hinreichendes Auskommen und, was noch mehr ist als dies, eine Geist und Herz befriedigende Beschäftigung. Gerade diese drei Dinge sind es, welche die moderne Frauenfrage zu einem so schwierigen Problem gemacht, die Zerrbilder der ‚gelehrten‘, ‚emancipirten‘ Frauen hervorgerufen haben, die aber gelöst werden muß, sollen nicht Tausende und Tausende in Armuth und Noth, geistigem und sittlichem Elend untergehen. Vorzügliches Verdienst um das Kloster erwarb sich das Geschlecht derer von Thüngen, welche daher auch im Kreuzgange desselben ihr Erbbegräbniß hatten. Der Bauernkrieg 1525 wälzte seine verheerenden Schaaren auch in dieses einsame Thal. Die Klosterfrauen mußten flüchten, die meisten fanden in dem Kloster ihres Ordens zu Himmelspforten bei Würzburg Aufnahme; einzelne lebten eine Zeit lang in Bauernhäusern versteckt. Die verwilderten Rotten brachen im Namen des Evangeliums in diese Stätte der Andacht und der Gottesliebe ein, wie Wölfe in den Schafstall; sie raubten und zerstörten was sie fanden, zuletzt brannten sie das Kloster nieder. Nochmal wurde es hergestellt; aber die Horden des Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg (1554) wütheten noch mehr und zerstörten gründlicher, als die Bauern es ge-

than. Schönau hörte nun auf, ein Kloster zu sein. Die Güter fielen an das Bisthum zurück, die Glocken wurden vom Thurme genommen und an benachbarte Kirchen verschenkt, die Klostergebäude fielen in Ruinen, und nur ein nothdürftig mit Brettern geschützter Bau war alles, was von der schönen Stiftung Heßlars von Thüngen übrig geblieben war.

Anderthalb Jahrhunderte später lebte in Würzburg der Minoritenbruder — vom Volke schwarze Franziskaner genannt — Kilian Stauffer. Dieser, aus Luzern gebürtig, wo die Straßburger Minoritenprovinz eine Niederlassung hatte, war ein höchst geschickter Arbeiter in Stuckmarmor; besonders verstand er es, den röthlichen Marmor — Rosso antico — so gut und so fest nachzubilden, daß derselbe noch heute wie neu und frisch geschliffen erscheint. Die Universitäts- wie die Kirche auf dem Marienberge zu Würzburg wurden von ihm in solcher Weise geschmückt, und der Bischof Johann Gottfried von Guttenberg war ihm darob sehr gewogen. Als dieser einmal ihm besonders gnädig sich erwies, und ihn aufforderte, einen Wunsch auszusprechen, erwiederte der fromme Bruder: ‚Hochfürstliche Gnaden, nichts liegt mir mehr am Herzen, als das Wachsthum unseres Ordens. Unten in Schönau liegt ein Kloster in Trümmern; wenn es meine Brüder in Würzburg hätten, so könnten wir es wieder aufs neue herstellen.‘

Der Bischof gewährte ihm die Bitte. Als er bald darauf starb, schenkte, von gleicher Gesinnung gegen den kundigen Bruder beseelt, sein Nachfolger Bischof Johann Philipp von Greifenklau infolge eines Gnadenbriefes dem Guardian des Minoritenklosters zu Würzburg Schönau. Freudig ging nun Bruder Kilian, von zwei Ordensgenossen unterstützt, ans Werk; als sie die Schaufel ansetzten, um den Schutt hinwegzuräumen, fanden sie in einem Maulwurfshaufen einen goldenen Ring. Sie betrachteten dies als eine günstige Vor-

bedeutung und arbeiteten vertrauensvoll weiter. Unter großer Noth und harten Entbehrungen, nur von Milch und Kräutern sich nährend, brachten sie hier zehn volle Jahre zu; im Jahre 1710 waren Kirche und Kloster vollendet. Der schöne Hauptaltar in der Kirche sowie die Nebenaltäre sind ein Denkmal, das der kunstsinnige Bruder Gott und sich selbst zu Ehren gesetzt hat.

Neue schwere Stürme brachten die französischen Revolutionskriege über das Kloster Schönau. Im Juli 1796 überfielen plündernd und raubend die republikanischen Truppen das Kloster, und alles, selbst die Altargeräthe, wurde hinweggeschleppt; die Brüder mußten flüchten, und zehn Tage lang hauste die zuchtlose Rotte in den geweihten Räumen; allerlei Gesindel aus der Umgegend hatte sich ihr zugesellt. Als der Feind wieder abgezogen war, kehrten die vertriebenen Ordensmänner zu ihrer Wohnstätte zurück. Doch nicht lange sollte ihnen mehr der Friede gegönnt sein.

Auch über Schönau wurde das Todesurtheil der Säcularisation gesprochen; allmählich starben die Priester daselbst aus. Seit dem 8. September 1827 waren alle todt bis auf einen, P. Totnan Schech; aber auch dieser war bereits siebenundsechzig Jahre alt. Wie lange noch und auch er mußte ins Grab sinken, um dann das Kloster jenen zu überlassen, die schon lange nach dessen Besitz trachteten, um eine Fabrik darin zu errichten oder sonstige weltliche Hantirung da zu treiben. Doch Gott half wunderbar; alle Versuche, Lockungen wie Drohungen scheiterten an der standhaften Weigerung dieses Ordensmannes, sein geliebtes Kloster zu verlassen, und der Tod, der alle seine Brüder hinweggerafft hatte, schien keine Gewalt über ihn zu haben. Er starb in einem Alter von sechsundachtzig und einem halben Jahre am 3. Februar 1847, von denen er vierundfünfzig Jahre in Schönau verlebt hatte. Dem greisen Simeon gleich, hatte er nicht umsonst auf das Heil gehofft.

Vier Jahre vor seinem Tode, als durch den hochherzigen König Ludwig I. von Bayern die Erlaubniß zum Wiederaufleben des Klosters in Würzburg und Schönau gegeben worden war, konnte er noch den Einzug seiner jungen Ordensbrüder in das von ihm gerettete Kloster sehen (14. März 1843). Zum Danke hat man noch in seinen letzten Jahren sein Bild in Oel malen lassen und im Refectorium aufgehängt. Entschiedener, unbeugsamer Wille spricht aus dem Angesicht dieses hochbetagten Mannes.

Die ersten Jahre des wieder neuerstandenen Klosters waren, wie jene Kilian Stauffers, Jahre großer Entbehrungen und harter Arbeit, da so vieles während der langen Zeit verfallen war und selbst die Mauern den Einsturz drohten. Einmal, als eine Edelfrau aus Würzburg mit Tochter ihre Andacht in der Kirche verrichtet hatte, bot der Superior des Klosters ihr etwas Kaffee an zur Stärkung; doch es fehlte an Schalen. Beide Frauen weinten über diese bittere Armuth; nach Hause zurückgekehrt, sandten sie Küchengeräthe und Nahrungsmittel. Arbeitsamkeit, Einfachheit und Fleiß sowie milde Gaben der Gläubigen haben dann allmählich bessere Verhältnisse für das Kloster gebracht. —

Es gibt kaum eine Provinz in Deutschland, die nicht ihr Schönau hätte; schöner ist es aber sicher nicht, als dieses Schönau an der Saale. Natur, Fluß, Wiese, Wald und mitten darin diese erhebende, zur Andacht stimmende Kirche! Wir lesen in den alten Mönchschroniken, daß nicht selten das Geheul der Wölfe sich vermischte mit dem Gesang der Brüder im Chor; eine so düstere Romantik finden wir zwar hier nicht, aber lieblich ist es, wunderbar anmuthend, wenn du im stillen Chore knieest, und der Kuckuck aus dem nahen Wald hereinruft und am Fenster das Rothkehlchen zwitschert.

Auch im Herbst ist es hier schön. Wenn am Morgen die Nebel durchs Thal wallen, und nur die Spitzen der Berge darüber hinausragen, wenn dann mit einem Male die Strahlen

der Sonne ihre Macht entfalten, da entsteht ein Kampf wie zwischen Finsterniß und Licht. Hie und da ballt der Nebel sich zusammen zu grauen, düsteren Massen, die nach oben steigen; sie verfinstern die Sonne, schon fürchtest du einen trüben, kalten Tag. Da, mit einem Male, bricht ein Strahl, einem feurigen Pfeile gleich, durch das Gewölk, eine Zeit lang glänzt dieses in allen Farben des Regenbogens, endlich zerreißt, zerstreut, verjagt es ganz das kräftige Licht. Goldklare Sonne ist nun über die Fluren ausgegossen, nur einzelne Nebelstreifen, wie weiß gelockte Schäfchen, ziehen noch hier und dort über die Wiesen hin.

Der Wald hat sich in ein neues Gewand gekleidet; es ist, als wollte er noch einmal sich in seiner ganzen Pracht zeigen, ehe er sein Laubwerk abwirft, und seine Aeste nackt und kahl zum Himmel starren, als wollten sie klagend die Arme aufheben im Jammer über den eisigen Wind, den Todfeind alles Lebens in der Natur. Die schönsten Farben hat er gewählt, gelb, braun, roth in harmonischer Mischung und mannigfaltigster Abstufung; die vergilbten Lärchen stehen darin wie flammende Kerzen, dazwischen wiegen sich, vom Wind leise bewegt, die weichen, grünen Wedel der Föhren in der lauen Luft, und die dunkeln Tannen werfen ihre tiefen Schatten in das bunte Bild. Es ist still geworden im Walde; nur die Misteldrossel singt noch schwach ihr Lied; es klingt wie ein Abschiedsgesang. ‚Es ist der letzte Vogel im Wald‘, bemerkte ein Freund aus dem Kloster, mit dem ich unter den Bäumen dahinging. Da bemächtigt sich unser ein Gefühl der Wehmuth; auch für diese schöne Natur, dieses dichte Laub — es kommt ein letztes. Die silbernen Wolken, die heute noch am Himmel stehen, ziehen davon, die Sonne verbirgt ihr Angesicht hinter schwerem Nebel und die Blätter fallen und die lachende Wiese wird grau und fahl.

Der Frühling ist längst gegangen,
Der Vögel Gesang ist verhallt,

Auf welkem Ast sitzet und klaget
Der letzte Vogel im Wald.

Weiß nicht, daß der einst wieder grünet,
Und der Frühling wiederkehrt bald;
Drum singt er ihm einsam ein Grablied
Der letzte Vogel im Wald.

Doch du, ist das Leben verwelket,
Und die Welt so herbstlich und kalt,
Sei nicht wie, trauernd und klagend,
Der letzte Vogel im Wald.

Wohl ist's hier ein Kommen und Gehen,
Gestern Jüngling, heute schon alt;
Doch wirst dermaleinst du erstehen
Unvergänglich in schöner Gestalt. —

XI.

Wollen wir von Schönau weiter nach Norden wandern, so stehen zwei Wege uns offen. Wir können den Bahnzug benützen und im weiten Bogen das Thal entlang fahren; oder wir können rechts zur Hochebene hinaufsteigen und so die Sehne des Bogens beschreiten, der uns jenseits bei Hammelburg wieder in das Thal hinabführt. Heute wollen wir den letztern wählen. Der Anstieg ist bei Beginn ziemlich steil; rechts gehen wir an einer waldigen, tief eingeschnittenen Schlucht hinauf, wo unten über hellrothe Felsen der Bach hinabstürzt und über die weißschäumenden Wellen das dunkle Grün der Buchen und Tannen sich wölbt; zur Linken zieht sich der Wald den Berg hinan; zwischen ihm und der Schlucht führt der Weg hinauf. Im Juni 1866 war er von bayerischen Truppen belebt, die gegen Norden zogen, den Hannoveranern zu Hilfe. Mitte Juli marschirten wieder Soldaten auf demselben Wege herab, aber es waren keine blauweißen.

Goethe schildert einmal in seinem ‚Feldzuge in der Champagne' den seltsamen Anblick der Regimenter, die von einem

Berge herab ins Thal stiegen, und vergleicht das Blitzen und Funkeln der Bajonette in der Morgensonne dieser hin und wieder sich bewegenden Massen mit einem hellglänzenden flüssigen Metallstrome, der von oben herab sich ergießt. So war es auch hier, als die Preußen über Kissingen und Hammelburg in das Thal einfielen. Unter ihnen befanden sich viele brave Katholiken; jene Abtheilung, welche in Schönau Rast hatte, ließ von dem Klostervorstand in Schönau ein feierliches Requiem für die Gebliebenen abhalten. Es war ein unseliger Krieg, hoffentlich der letzte deutsche Bruderkrieg.

In Seyfriedsburg hat die Sage vom hürnen Siegfried, dem kühnen Recken, sich im Volke erhalten. Links von der Straße, vom Walde verdeckt, sind noch Trümmer der alten Burg, nach ihm benannt. Seine ritterliche Gestalt hat die Sage in den Hirtenknaben Fritz (Säufritz — weil er die Schweine hütete) umgewandelt. Als dieser einst seine Heerde im klaren Wasser der Saale schwemmte, fand er einen Stein, mit dem er sich rieb, der ihn dann fest machte gegen Hieb und Stich. So traute er es sich dann zu, in dem Schönau nahen Lindwurmswald den Drachen zu erlegen. Hierauf zog er in den Krieg, that sich durch seine Tapferkeit hervor, und Ruhm und Reichthum wurden ihm zu theil. Darum gab ihm auch der Gaugraf die Erlaubniß, hier eine Burg zu bauen, die er nach dem Spitznamen nannte, den man ihm in der Jugend gegeben hatte. Diese Burg stand lange Zeit. Als einst im Sommer alles Gesinde derselben mit Heurechen beschäftigt war, zog ein schweres Gewitter heran. Alles eilte nach Hause, nur eine kecke Magd blieb und sprach:

Ei, es mag donnern oder blitzen,
So muß ich meinen Heuhaufen spitzen.

Kaum hatte sie jedoch dieses frevelnde Wort gesprochen, so fuhr ein Blitzstrahl aus dem Gewölk, schlug die Magd nieder und steckte die Burg in Brand. Seitdem liegt die Seyfrieds-

burg in Trümmern. Nur das Dörfchen daneben führt den Namen fort, und der Wald in der Nähe heißt der Lindwurm.

Schön ist es hier oben; zu unsern Füßen liegt das vielfach gewundene Thal, das der Fluß wie ein Silberband durchschlängelt; bald ziehen dunkle Schatten darüber hin, bald wirft die Sonne glänzende Lichter darauf, blickt es jetzt ernster, jetzt heiterer zu uns empor. Zur Linken sehen wir in der Ferne das warme, sonnige Mainthal mit seinen Dörfern und Schlössern, ein bläulicher Duft liegt darüber wie ein leichter Schleier; im Hintergrund gegen Westen ragen umwölkt und düster die bewaldeten Häupter des Spessarts herein. Hier oben streben die Buchen und Tannen zum Himmel auf; sie sind schöner, schlanker als jene, welche weiter unten im Thale stehen; sie trinken kräftigeres Sonnenlicht, der Wind weht reinigend und belebend durch ihre Aeste. Auch für den Menschen gibt es solche Lebenshöhen, wo reiner, heller und klarer die Geistessonne unserem Auge leuchtet, und große Gedanken, edle, erhabene Gefühle wie frische Morgenluft durch unsere Seele gehen und sie erheben und befreien von dem Druck, mit dem das Leben da unten in den Niederungen auf uns lastet. Nicht die äußere Stellung ist es, die uns darüber hinweghebt, sondern der Schwung des Geistes, der es auch dem Niedrigsten gestattet, groß und erhaben zu sein, weil er Großes und Erhabenes denkt, weil sein Leben und Streben ihn innerlich hinaushebt über das Niedrige.

So ein Blick hinab über ein Stück Erde hin ist recht geeignet, ernste Gedanken in uns zu wecken. Das hatte ja schon jener persische König empfunden, als er Heerschau hielt über die Millionen seiner Streiter und der Gedanke ihn überkam, daß nach wenigen Jahren diese unermeßlichen Schaaren nicht mehr sein werden. Aber es ist noch ein anderes, das uns dabei ernst stimmt; Augustinus hat uns darauf hingewiesen in seinen Büchern von der ‚Stadt Gottes‘, in denen er

schildert, wie ihre Bürger hier auf Erden vermischt leben mit denen, die dem Reiche des Bösen angehören, wie aber vor Gottes Auge, das von Ewigkeit alle Zeiten überschaut, die Scheidung längst schon vollzogen ist.

Sie wohnen unter einem Dache,
Sie essen von einem Brod;
Der eine geht ein zum Leben,
Der and're zum ewigen Tod.

Sie ruhen auf einem Lager,
Sie trinken aus einem Quell;
Doch sind sie schon ewig geschieden,
Geschieden wie Himmel und Höll'!

Jerusalem wird einst erscheinen
In göttlicher Klarheit und Pracht;
Im Abgrund liegt Babel begraben,
Bedecket von ewiger Nacht.

Drum soll dir das Herz nicht berücken,
Was glänzet auf Erden und blinkt;
Nur eines suche dein Auge,
Was ewigen Frieden dir bringt.

Drei Burgen können wir von hier fast mit einem Blick überschauen, sagenreich und bedeutsam in der fränkischen Geschichte. Besteigen wir eine Anhöhe etwas weiter nach links, so erblicken wir in der Ferne auf mächtige Felsen hingelagert die weit ausgedehnte, einst uneinnehmbare Homburg; tiefe Gräben ziehen um den gewaltigen Bau, von dem noch starke Reste von Thürmen und Mauern sich erheben; wie eine große, wohlbefestigte Stadt erscheint sie uns, von hier aus gesehen. Ihre Erbauer Adolf und Reinhard waren von Hohenburg an der Lahn hierhergekommen; selbst ein Bischof, Dieterich († 1224), war aus ihnen hervorgegangen. Vor Homburg lagerten die Bauern vergebens; die Burg leistete tapfern Widerstand, und so mußten sie mit blutigen Köpfen abziehen. Bischof Julius hatte im Jahre 1583 längere Zeit hier oben geweilt; erst im

Jahre 1780 zogen die Amtleute, die hier ihren Sitz hatten, von da hinweg, und nun begann der Verfall.

Lenken wir nun von da unsere Schritte weiter nach Norden, so wandern wir zuerst eine Zeit lang durch Wald, der uns bis gegen Aschenroth begleitet. Beim Heraustreten aus diesem Orte erhebt sich uns zur Linken auf hohem Basaltkegel der Sodenberg (Schottenberg). Ursprünglich finden wir diese Burg (Kilianstein) im Besitze derer von Thüngen. Götz von Berlichingen, dessen Mutter eine Thüngen war, verlebte einen großen Theil seiner Jugend auf ihr, und manche Abenteuer und Ausbrüche jugendlichen Uebermuthes werden noch von ihm erzählt, deren Zeuge die Gegend da herum war. Im Jahre 1660 kam die Universität zu Würzburg in den Besitz des Schlosses und des dazu gehörigen Waldes nebst Hofgut, das die Thüngen ihr verpfändet hatten; in neuester Zeit haben diese es jedoch wieder eingelöst. Nicht weit von der Ruine, im Schatten alter Buchen, steht ein Kreuz, von Philipp von Thüngen im Jahre 1515 errichtet, zu dem seit Jahrhunderten fromme Wallfahrer in allerlei Nöthen ihre Zuflucht nahmen. Sonderbare Wendung des Schicksals! An der Stelle, wo einst Ritter hausten, welche der Schrecken der Umgegend waren — war doch Bischof Gerhard von Würzburg im Jahre 1395 selbst mit seinen Reisigen wegen der Gewaltthaten ihrer Besitzer vor der Burg erschienen und hatte sie genommen und an die Herren von Hutten verschenkt —, da sehen wir nun häufig fromme Landleute, die laut betend hierher pilgern und im Anblick des Kreuzes sich Trost und Stärkung suchen! Wer in diesen Ruinen geherrscht, die Dynasten, vor denen sie einst gezittert, das alles haben sie längst vergessen, kaum kennen sie noch ihre Namen; indem diese aber das steinerne Kreuz hier errichteten, haben sie auch wieder eine Wohlthat dieser Gegend erwiesen, die nun währet fort und fort und gewiß ebenso eine Quelle des Trostes für ihre Bewohner ist, als ihre Gewaltthaten sie

beängstigt hatten. Ueber den Anlaß zur Errichtung dieses Kreuzes berichtet die Sage: Gerhard, des stolzen Grafen von Rieneck Sohn, hatte sich mit Gisela von Thüngen verlobt, und der Vater dieser seine Einwilligung gegeben. Nicht so der stolze Graf; er erklärte seinem Sohne, daß er nie eine Vermählung seines Sohnes mit einer nicht ebenbürtigen Jungfrau zugeben werde. Als dies der Thüngen hörte, entbrannte er in Zorn und verbot Gerhard allen fernern Umgang mit seiner Tochter. Er führte sie darum von der väterlichen Burg hinweg nach dem Sodenberg, wo sie völlig außer dem Bereiche des Rieneckers war. Gerhard nahm das Kreuz, zog in das heilige Land und fiel dort, als er mit den Seinen eine Veste stürmte. Nun ließ Gisela zu seinem Andenken hier ein Kreuz errichten, das dann von Philipp von Thüngen erneuert wurde.

Am Fuß des Sodenberges, am Wege, der nach dem Reußenberg hinüberführt, steht ein anderes Kreuz, die ‚Spinnjungfer‘ genannt. Die Sage erzählt: Eine Zofe vom Sodenberg ging täglich auf den Reußenberg, dort zu spinnen; da bildete sich zwischen ihr und einem Knappen ein heimliches Einverständniß. Da der Weg ihr zu weit dünkte, und sie je eher je lieber jeden Tag dort sein wollte, wünschte sie, durch die Luft fahren zu können. Nun nahte sich ihr der böse Feind in Gestalt eines Spielmannes und versprach, sie durch die Luft dort hinüber zu tragen, so oft sie wolle und ihn rufe; nur solle sie mit drei Tropfen ihres Blutes sich ihm verschreiben. So geschah es. Jahre waren vorübergegangen; da trat eines Abends, als sie wieder den Spielmann rief, dieser zu ihr hin. ‚Deine Zeit ist um!‘ rief er ihr zu. Verzweiflungsvoll klammerte sich die Zofe an das Kreuz an und griff so fest in den Stein, daß die Spuren ihrer zehn Finger heute noch tief darin stehen; doch umsonst. Sie war dem Bösen verfallen, er nahm, was sein eigen geworden; wunderbar ist's, daß alle Finger, große wie kleine, in diese Spuren passen.

Auch der Reußenberg, eine halbe Stunde vom Sodenberg gegen Süden gelegen, gehörte den Thüngen, welche hier im Jahre 1333 eine Burg erbauten. Wegen Unbotmäßigkeit den Fürstbischöfen gegenüber wurden sie öfters von diesen in ihrem Schlosse belagert, doch jedesmal leistete die Veste Widerstand. Erst im Anfange des 16. Jahrhunderts wurde Hans Jörg von Thüngen als Landesfriedensbrecher in die Acht erklärt, und verurtheilt, daß sein Sitz auf dem Reußenberg sollte ‚zerrissen' werden. Im Bauernkriege endlich erlitt die Burg ein gleiches Schicksal wie so viele andere in Franken. Von da an erhob sie sich nicht mehr aus den Ruinen. — Während wir nun unsern Weg fortsetzen, wird die Gegend immer weiter, die Aussicht immer schöner. Im Norden tritt das Rhöngebirg hervor, der majestätische Dreistölz bei Brückenau (2027 Fuß hoch) mit seiner hochragenden Basaltkuppe steht rein und klar dort am Horizont. Er bildet den südwestlichsten bedeutendsten Höhepunkt der Rhön. Auch über seinen dunklen Wäldern schwebt die Poesie der Sage. Einst, so erzählt sie, wohnten hier oben auf dem Schlosse drei Edelfräulein, ebenso bekannt durch ihre Schönheit wie durch ihren Stolz. Eines Abends kam ein Armer vor das Thor und bat um einen Imbiß und Nachtherberge. Doch die Fräulein, die selbst in großer Ueppigkeit lebten, aber gegen ihre Leute und die Armen hart waren, schlugen ihm seine Bitte ab, und da er fortfuhr, ihr Mitleid anzuflehen, hetzten ihn die rohen Diener mit Hunden aus dem Thore. Da berührte der Fremde die Hunde mit seinem Wanderstabe, und augenblicklich fielen diese todt nieder; dann hob er diesen Stab gegen das Schloß und sprach eine schreckliche Verwünschung aus. Alsbald that die Erde sich auf und das Schloß versank mit allen seinen Bewohnern; da wo es stand, bildete sich ein kleiner See. Alle drei Jahre an dem Tage, da das Schloß verflucht wurde, hören Sonntagskinder einen Hahn krähen; denn das Schloß

steht noch unter der Erde, und die drei Fräulein schlafen darin bis zum jüngsten Tag. Wenn der Hahn dreimal kräht, wachen sie auf, beten ein Ave Maria und bereuen ihre böse That.

Aus dieser bunten Sagenwelt, wie sie aus Wäldern und Schlössern, aus Bildern und Kapellen so kindlich einfach und doch so voll tiefen Sinnes zu uns redet, spricht so recht das innerste Seelenleben und der tiefreligiöse Sinn unseres Volkes. Wie schon der Grieche auf die Hybris die Nemesis folgen läßt, so geht der gemeinsame Gedanke durch sie alle: jeder Frevel wird gerochen. Häufig stellt sie das Böse, dem der Mensch sich hingegeben, in persönlicher Gestalt dar; es ist der Bund mit dem Bösen. Dieser verspricht, wie es die Sünde ja thut, dem Verblendeten Erfüllung alles dessen, was die Gier seiner Leidenschaft fordert, aber dann verlangt er seinen Lohn — das ewige Verderben. Härte gegen Arme erscheint so oft in der Sage und wird streng gestraft; es ist der stille, durch Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Protest des Volkes dem kalten Rechtsbegriff gegenüber, den weder die natürliche Herzensgüte gemildert noch die christliche Liebe verklärt hat, die Drohung des Armen, der hungert vor der Pforte übermüthiger Schwelger. Barmherzigkeit dagegen auch an Unbekannten geübt, findet immer in der Sage einen hohen Lohn. Gerade dadurch unterscheidet sich die Sage von den Sprichwörtern. Diese sind die Frucht der Reflexion, jene ist eine unbewußt aus dem frommen Gemüthe unseres deutschen Volkes sprießende Wunderblume; darum ist das Sprichwort häufig auch Ausdruck des Egoismus und von sittlich zweideutiger Natur, in der Sage dagegen offenbart sich das Gewissen, welches das Böse niemals gutheißt, den Nutzen und Vortheil niemals der Tugend vorzieht. Wie sie das Böse oft persönlich erscheinen läßt, so drückt die religiöse Sage — Legende — das gläubige Vertrauen, die sichere Hoffnung auf Hilfe in Noth aus

in den Wundererzählungen. Im Wunder tritt das Göttliche sichtbar auf, die Gewißheit der Gebetserhörungen findet ihren Ausdruck im Wunder. Die Sage ist Poesie, aber nicht bloß Poesie; sie windet sich wie duftige Blüten um das Heiligenbild, das eine fromme Hand aufgestellt unter dem einsamen Baume, welches oft die Geschichte einer ganzen Gegend erzählt. Ist auch ein oder der andere Zug in diesem Bilde nicht geschichtlich, immer stellt sich in ihm ein religiös-sittlicher Gedanke dar und wirft so ein freundliches Licht, einen Hauch von Poesie über das harte, graue Alltagsleben des schwer arbeitenden und gedrückten Volkes.

Die neuere Zeit hat ‚Dorfgeschichten‘ geschrieben, in denen die jungen Burschen und Mädchen sich ihre Empfindungen gestehen, nicht anders als die Stadtfräulein, welche die ‚höhere Töchterschule‘ besucht haben; man hat das Leben des Landmannes zu idealisiren gesucht, indem man alle möglichen Gefühle in dasselbe hineinlog. So sehr man in früheren Jahren den Bauer ignorirte und verachtete und ihn sich ferne hielt, in demselben Maße ist es jetzt Sitte geworden, ‚Culturbilder‘ und ‚Geschichten‘ aus den bayerischen und Tiroler-Bergen zu schreiben und zu lesen. Es ist, als hätte man mit einem Male eine neue Welt entdeckt.

Wer im täglichen Verkehr mit dem Landvolke lebte, dem ist das alles nicht neu; nur sind ihm neu so manche Züge, die in das Bild des Bauern hineingetragen werden, die aber dorthin durchaus nicht gehören. Andererseits mußte ich oft von gebildeten Frauen Ausdrücke der Verwunderung und des Tadels hören über die ‚Roheit‘ und ‚Herzlosigkeit‘ der Bauern bei der Krankheit oder dem Tode eines der Ihrigen. So scheint es wohl, aber so ist es nicht. Allerdings, der Bauer ist nicht sentimental; hart und schwielig ist seine Hand, hart, voll schwerer Arbeit, Entsagung und mancher Noth ist sein Leben; er hat nicht Zeit, sich in Gefühlen lange aufzuhalten und über sich selbst zu reflectiren, er muß alle seine Kraft

zusammennehmen, um sich ‚durchzuschlagen‘. Aber er ist nicht unglücklich dabei; er weiß es nicht anders. Erst wenn die Volksbeglücker aus den Städten zu ihm hinauskommen, und ihm vorsagen, wie ungerecht man ihn behandelt, wie er es viel besser haben könnte und sollte, dann wird er unzufrieden; der reiche Hofbesitzer wird ‚liberal‘, und sein Knecht geht in die Stadt unter die Socialisten. Wer die Macht der Religion nicht kennt, der kennt das Leben unserer Bauern nicht, und wenn er auch viele Jahre unter ihnen lebte. ‚Die Sitte des Bauern ist seine Religion‘, hat einmal H. Riehl mit Recht gesagt. Sie ist es, die sein ganzes Leben wie mit einem Kranze von Blumen durchwindet, deren Anblick das Auge belebt, deren Duft wie die geweihten Kräuter am Feste Mariä Himmelfahrt ihren Wohlgeruch durch das ganze Haus verbreiten. Die kirchlichen Feste sind seine Feste, an denen er mit ganzer Seele Antheil nimmt, die wie im Laufe des Kirchenjahres so auch für seinen Hausstand bestimmte Zeitabschnitte bilden und auch in der That Leib und Seele ihm erquicken, weil sie einen Gedanken des Ewigen und Göttlichen hineinrufen in die harten, nüchternen, eintönigen Tagesreihen von Mühe und Kampf. Darum trägt er auch die Krankheit oft mit einer dem Weltmenschen unbegreiflichen Ruhe; sie ist eine Schickung Gottes, und darum ergibt er sich darein. Und beim Tode ist nicht jener wilde, verzweifelte Schmerz unter den Hinterbliebenen, wie so oft bei den genußtrunkenen Städtern, wo der Tod kommt plötzlich und mit all’ seinen Schrecken, da sie so wenig an ihn gedacht. Der Sterbende sieht der Scheidestunde gefaßt entgegen; er hat ja in diesem Leben nicht viele gute Stunden gehabt. Und auch die Angehörigen sind gefaßt; aber darum vergessen sie auch nicht so bald den Todten, wie die Gebildeten, denen man alle Arten von Zerstreuungen anräth, sondern gehen an jedem Quartaltage an sein Grab, besprengen es mit Weihwasser und beten für ihn.

Solcherlei Gedanken beschäftigten mich, als ich vor dem alten, von der Zeit geschwärzten Kreuze auf dem Sodenberge saß; mächtige Bäume umschatten es, und frische Kränze hängen daran. Das ist Poesie, die einzige Poesie, die das harte Leben unserer Landleute in das Gebiet des Idealen erhebt; wer darum diese ihnen rauben will, nimmt ihnen ihr bestes Gut und hat kein Herz für sein Volk.

Ich habe darum jene nie begreifen können, die das Landvolk, besonders das Hochland wirklich lieben, Leben und Treiben seiner Bewohner beobachten, den Pulsschlag der Volksseele da oben gewissermaßen belauschen und dabei mit allen ‚Errungenschaften der Neuzeit', sie so schnell als möglich beglücken wollen. Schon ist die so charakteristische Kleidung großentheils verschwunden, Neubauten im nüchternsten Stil treten an die Stelle der warmen, wohnlichen, alten Bauernhäuser, das Gesinde fühlt sich nicht mehr als Angehörige der Familie, die Bedürfnisse und Anforderungen ans Leben sind gewachsen, oberflächlicher Unterricht in so vielem, was dem Bauern ganz fern liegt, macht ihn hoffärtig, unzufrieden und zum Raisonneur; nimm ihm nun auch noch seinen Glauben, seine Ehrfurcht vor dem Heiligen, seine fromme Sitte — dann wird der künftige Culturhistoriker uns Schreckensbilder vorführen müssen, wenn er ‚Geschichten aus den Bergen' schreibt.

Bei Obereschenbach sind wir bereits Hammelburg nahe; in der Stiftungsurkunde vom Jahre 777 übergab dieses Dorf zugleich mit Hammelburg Karl d. Gr. der Benediktinerabtei Fulda. Nun haben wir nicht mehr weit zu gehen. Indem wir allmählich absteigen ins Thal, bei einer Wendung des Weges, blickt von steilem Felsen das stolze Schloß Saaleck zu uns herüber, das weithin das Land beherrscht; zu seinen Füßen, wie sich bergend unter dessen Schutz, ruht friedlich das arme Klösterchen der Franziskaner, Altstadt.

XII.

Bleiben wir, statt über die Hochebene zu steigen, im Thale, und wandern am Fluß hinauf, so gelangen wir von Schönau zuerst nach Wolfsmünster. Der Ort hat seinen Namen von Baugulf, der dem Abte Sturmius in Fulda in der Leitung des Klosters seit dem Jahre 780 nachgefolgt war. Zweiundzwanzig Jahre lang hatte er sein Amt verwaltet, als er diesem entsagte, um in stiller Beschauung seine letzten Tage Gott zu widmen. So baute er denn zu diesem Zwecke an der einsamen Stätte, wo jetzt Wolfsmünster steht, seine Zelle, bezog sie im Jahre 802 und lebte daselbst mit einem gleichgesinnten Bruder bis in das Jahr 815, wo er in eine bessere Welt hinüberging. Nach und nach siedelten sich um das Klösterchen weltliche Leute an und nannten den Ort Baugulfsmünster, Wolfsmünster. Später zogen die Brüder von da wieder hinweg nach ihrem Mutterkloster; doch blieb der Ort im Besitze von Fulda, welches denselben den Grafen von Rieneck als Lehen übergab. In dem Bericht von der Uebertragung der Reliquien des hl. Venantius im Jahre 834 wird erzählt, es sei, als man in Hammelburg anlangte, der Abt mit vielen Mönchen und zahlreichem Volke ihnen entgegengekommen. Es war dies Rabanus Maurus, und die Mönche in seiner Begleitung waren aus Baugulfsmünster. Ein Zeitgenosse, der fuldaische Mönch Rudolf, beschreibt diesen Vorgang näher.

‚Als sich der Zug‘, sagt er in seinem Leben des Rabanus, ‚der Stadt Hamalunburgh genähert hatte, begegneten ihm mit Kerzen und Kreuzen die Mönche des Klosters Baugulfsmünster, und mit ihnen eine ungeheure Menge Männer und Frauen, welche von verschiedenen Orten zusammengeströmt waren. Unter diesen war auch ein Lahmer aus der Stadt, welcher nur auf zwei Krücken gehen konnte; dieser wurde, während der Zug kurze Zeit Halt machte, damit das christliche Volk die heiligen

Gebeine verehre, im Angesicht der ganzen Menge durch die Verdienste des heiligen Martyrers so vollständig geheilt, daß er fortan seiner Krücken nicht mehr bedurfte. Als der Zug nun sich weiter fortbewegte, kam er an einen Fluß, wo der Abt mit den Priestern und Mönchen sowie einer unzähligen Menge Volkes am andern Ufer wartete. Es stand nun zwar ein Schiff im Flusse bereit, aber nicht an der rechten Stelle, da die Wallfahrer viel weiter oberhalb des Flusses am Ufer angekommen waren. Als sich nun die Schiffer beeilten, hinaufzufahren, und das Tau lösten, entglitt dasselbe ihren Händen; da schwamm das Schiff von selbst stromaufwärts und legte sich an der Stelle ans Ufer, wo die heiligen Leiber harrten.'

Fast alle Ortschaften im Thale bis gegen Hammelburg hin gehörten ehedem zum Sprengel der Pfarrei Wolfsmünster; selbst die Kapellen in den Schlössern auf dem Sodenberg und auf der Homburg waren der Jurisdiction dieses Pfarrers unterstellt. Als im Jahre 1550 die Rienecker Wolfsmünster an die Herren von Thüngen verkauften, begann für die Thalbewohner eine trübe Zeit; letztere, welche zum Theil zur neuen Lehre übergetreten waren, suchten nun diese ausgedehnte und einflußreiche Pfarrei für den Protestantismus zu gewinnen. Ein der Abtei Brombach einst zugehöriger Mönch Kilian Wurfbein war auch hier, wie an so vielen anderen Orten, der erste Prediger; ebenso setzte man auch protestantische Schullehrer ein. Erst als durch Anlehen und Verpfändung Wolfsmünster von der Thüngen'schen Familie an das Juliushospital zu Würzburg kam (1683), besserten sich die traurigen Verhältnisse einigermaßen und die Katholiken konnten wieder aufathmen; wo aber die Thüngen Gutsherren blieben, wurde den Protestanten in jeder Beziehung Vorschub geleistet. Mit der neuen Lehre war auch der Unfriede in dieses stille Thal gekommen, Klagen über Bedrückung und Gewaltthat ziehen sich bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch alle amtlichen Berichte.

Wer die Beschwerdeschrift eines Theiles der fränkischen Ritterschaft an Bischof Julius vom Jahre 1581 liest, kann sich einer ernsten Betrachtung nicht verschließen. Unter anderen Klagepunkten heben sie auch den hervor, daß er die Priesterehe verbiete, und während sie gegen den neuen Collegienbau, gegen die Errichtung der Universität und Einführung der Jesuiten Protest einlegen, führen sie zugleich darüber Beschwerde, daß ‚Se. Fürstbischöflichen Gnaden auf den freien adeligen Rittergütern keine Juden mehr dulden wolle'. Vielleicht war mancher Beschwerdeführer darunter, dessen Nachkomme durch bittere Erfahrung belehrt erkennen mußte, wie sehr Julius Recht hatte, als er den Herren antwortete, ‚es sei zwar, ungeachtet des beschwerlichen und schädlichen Wuchers derselben, den von den Adeligen auf ihren gefreiten Gütern belassenen Juden kein Eintrag geschehen', ‚man habe aber hinwieder mit Recht nicht geduldet, daß von jemanden aus der Ritterschaft an Orten und Enden, wo der Fürstbischof und das Hochstift Gebot und Verbot haben, zum Eigennutz weniger Privatpersonen, aber zum Nachtheil und Verderben der armen christlichen Unterthanen Juden gehabt und erhalten werden'.

‚In Norddeutschland', sagt einmal W. H. Riehl, ‚gibt es noch einen einflußreichen grundbesitzenden Adel, es gibt daneben auch noch ein „Junkerthum". In Mitteldeutschland gibt es kein eigentliches Junkerthum mehr, weil auch der Adel größtentheils zerfahren ist gleich dem übrigen Volke. Dafür herrscht aber der Jude, derselbe kleine Jude, den der Adel zur Zeit seines entschiedensten Abfalls von sich selbst ins Land rief und hegte, in den mitteldeutschen Dörfern.' Seitdem Riehl dieses geschrieben hat, wie hat sich diese Herrschaft der Juden erweitert und befestigt!

So mancher, der als ‚Schutzjude' auf den gefreiten Rittergütern Aufenthalt fand, ist nun an die Stelle seiner frühern Herrschaft getreten. Sein Vater hat vielleicht noch den Zwerch-

sack auf dem Rücken getragen, er selbst ist in seiner Jugend noch arm; aber sein Auge blickt scharf in die Welt hinein wie das Auge eines Falken, sein Schritt ist sachte, sein Mund weiß zur rechten Zeit zu schmeicheln und wieder zu schweigen, sein Angesicht zeugt von Klugheit, Ueberlegung, Berechnung, aus seinem ganzen Wesen spricht Zähigkeit und Energie, die unverrückt und mit allen Mitteln ihr Ziel verfolgt. Jetzt ist der Wald da drüben sein, er läßt ihn fällen und gewinnt aus dessen Ertrag fast den ganzen Ankaufspreis des Rittergutes; auch dieses ist nun sein, er zerstückt und zertrümmert es, und die von ihm kaufen, werden ihm hörig, mehr als es je die Hintersassen ihrem Gutsherrn waren; das schöne Schloß, der Sitz eines alten Adelsgeschlechtes, ist ihm von selbst zugefallen als Dreingabe bei der Handelschaft. Nun hat er lange genug sich gebückt; Geld hat er ja, und wer Geld hat, der hat auch Ehre, dem gehorcht die Welt; er läßt das Schloß, welches unter seinem frühern Besitzer verwahrlost war, neu einrichten, schmückt es aus mit Bildern von Makart und seiner Schule. Er hat Beziehungen zu hohen Herren, er hat ihnen manche Gefälligkeit erwiesen, einem und dem andern hat er schon aus der Verlegenheit geholfen. Man ist dankbar; bald wird er Commerzienrath. Nun stellt er sich an die Spitze gemeinnütziger Unternehmungen, er zeichnet namhafte Beiträge bei öffentlichen Sammlungen, zeigt sich als Förderer des öffentlichen Wohles. Solcher Opfersinn kann nicht unbemerkt bleiben; es währt nicht lange, und er steht am Ziele seiner Wünsche. Er wird in den Adelsstand erhoben, sein Sohn ist nun ein Cavalier, und die ‚Gesellschaft' verschmäht es nicht, in seinen Salons sich einzufinden. Dem frühern Besitzer, dem Nachkommen jener, die so eifrig sich der Juden dem Fürstbischof gegenüber angenommen, ist vielleicht nichts mehr geblieben als sein Wappenschild und sein vergilbtes Adelsdiplom. Seine Ahnen hatten es einst theuer erkauft, als sie mit Kaiser Bar-

barossa eine Romfahrt machten oder im heiligen Lande kämpften, nicht mit Geld, aber mit ihrem Blute. Und diesen Schild haben sie seit Jahrhunderten fleckenlos bewahrt und in manchen Kämpfen ihn mit Ruhm bedeckt. — Es ist doch etwas Großes um eine vielhundertjährige, ehrenvolle Vergangenheit; diese herrliche Ahnenreihe kann der Emporkömmling nicht kaufen, nicht um den Preis der ganzen Welt. Die Burgen des Adels sind gebrochen, unter Bäumen und Gestrüpp in unwegsamem Walde liegen ihre Trümmer; seine Privilegien sind gefallen, und die alles nivellirende Neuzeit ist darüber hinweggegangen. Aber eine andere Aristokratie ist mit ihr gekommen, nicht so fein gesittet, nicht so ängstlich ehrenhaft, nicht so frei von der Jagd nach Geld wie jene. —

An dem schön gelegenen ehemaligen Thüngen'schen Schlößchen zu Wolfsmünster vorüber wandern wir über Schonderfeld nach Gräfendorf. Die Saale, die von Osten her in einer raschen Wendung nach Süden strömt, nimmt hier die Schondra auf, welche die Rhön von Norden her ihr zusendet. Nach Nordwesten stehen ausgedehnte Wälder bis hin gegen Brückenau, mit prächtigen Eichenbeständen und dünner Bevölkerung. Hier in Gräfendorf ist der Stapelplatz, wo die Stämme zu Flößen verbunden nach dem Main, Rhein und nach Holland gehen; auch größere Schiffe fahren von hier aus saalabwärts, und ein guter Theil der Bevölkerung dieses Dorfes besteht aus Schiffern und Holzhändlern. Wenn wir da am Ufer stehen, und diese Schiffe fast lautlos, kaum unterbrochen hie und da durch den Ruf der Steuernden, auf dem Wasser dahingleiten sehen, dann führen sie unwillkürlich unsern Geist aus der großen Einsamkeit des Thales hinab nach der Weltstraße des Rheins mit dem stets bewegten Leben auf ihm und an seinen Ufern. Und noch weiter verfolgt sie unser Blick nach den Niederlanden, hinab zu dem regen Volke dort unten an der See, das durch Handel und Industrie sich zu Reichthum

und Macht emporgeschwungen und selbst mit England um die Herrschaft über das Meer streiten konnte. Da tritt mit einem Male die Bedeutung des Bürgerthums uns vor die Seele; Arbeit, Gewerbfleiß, Handel haben es groß gemacht und ihm eine überwiegende Macht gegeben. Was der Clerus gegründet, der Adel geschirmt, der Bauer erarbeitet, fällt mehr oder weniger dem Erwerbssinn des Bürgers in den Schoß.

So war es wenigstens einmal. Aber wie die alten Adelsburgen zerbröckelt sind, so ist in der Gegenwart auch der einst so kernhafte Bürgerstand in vollster Auflösung. Warum es so gekommen, dies zu untersuchen ist nicht unsere Aufgabe. Alle tragen die Schuld daran, Fürsten und Völker, der Staat und die Städte, die Gesetzgebung und die neue Sitte und nicht zum geringsten Theil die Angehörigen des Bürgerstandes selbst. Als vor hundert Jahren Sieyes die Frage stellte: Qu'est-ce que le tiers-état? und die Revolution und er selbst darauf antwortete: ‚Alles', er ist die Nation selbst, da ahnte er nicht, daß eine ähnliche Frage kaum hundert Jahre später wieder gestellt und auch eine ähnliche Antwort gegeben würde. Aber es ist nicht mehr der dritte Stand, es ist der vierte, der die ganze Bedeutung des dritten Standes nun für sich in Anspruch nimmt, und ernstlich darangeht, sein Programm durchzuführen.

Wer des Sallustius Catilinarischen Krieg liest, der wird überrascht von der Aehnlichkeit so mancher damaligen Zustände mit unseren jetzigen. Aber einen ‚Stand' konnte er in den Schaaren derer nicht erblicken, die unter ihrem verwegenen Führer sich gesammelt hatten und die er uns mit wenigen Strichen, aber meisterhaft gezeichnet hat. Sie sind ihm vielmehr das gerade Gegentheil von einem Stande, Menschen, welche die verschiedenen Klassen der römischen Gesellschaft von sich ausgestoßen hatten. So war es damals, so ist es auch jetzt. Alle Stände, vom verkommenen Adeligen an bis herab zum Literaten, fahrenden

Künstler, entarteten Bauern und Fabrikarbeiter, haben ihre Beiträge dazu geliefert; nach Herkommen, Bildung, Beruf, Bedürfnissen, Sitten und Lebensgewohnheiten sind sie so verschieden voneinander als nur möglich, nur eines hält sie zusammen: der Haß gegen Christenthum und Gesellschaft.

Arme, ‚Enterbte‘, ‚Zu spät Gekommene beim Gastmahl des Lebens‘ hat es immer gegeben, solange die Welt steht. Aber sie reflectirten nicht über ihre Lage, und das Christenthum hatte sie Entsagung gelehrt und in der Geduld geübt. Als aber mit dem Zusammenbruch der alten Ständeordnung, mit der Lösung aller corporativen Elemente die Gesellschaft atomisirt und jeder auf sich selbst gestellt wurde, als aus den höheren Lebenskreisen immer mehr und mehr verlorene Glieder abbröckelten und hinabsanken, die aber ihre Ansprüche an das Leben und all' seine Genüsse nicht vergessen hatten, da kam durch sie ein Gedanke in das Elend dieser Massen; Freiheit, Menschenwürde, Bildung ward nun die Losung. Damit war der Krieg gegen die Besitzenden erklärt; jeder erscheint nun mit der von der Natur ihm gegebenen Forderung an gleiches Glück und gleichen Genuß mit den übrigen, die, allein im Besitze, ihm bisher seinen Theil vorenthalten hatten.

Noch erinnere ich mich, als wäre es gestern gewesen, des Tages, da in einer Stadt ein ‚Arbeiterbildungsverein‘ ins Leben gerufen wurde. ‚Auch das noch‘, sagte ich zu einem Freunde. Manche haben dazu mitgewirkt aus Haß gegen das Christenthum, viele aus einem falschen Humanitätsprincip, die Meisten aus Kurzsichtigkeit und Nachahmungssucht, und nicht geahnt, daß sie damit dem ‚vierten Stand‘ die schärfste Waffe gegen sich selbst in die Hand gegeben hatten. Später las ich den Katalog seiner Bibliothek; viele naturwissenschaftliche Schriften materialistischer Richtung waren da, auch die Werke von Strauß, und man war voll Lobes, daß der Lesesaal an Sonn- und Feiertagen gefüllt sei. Die Thoren!

Aus der Geschichte hätten sie lernen können, daß eine derartige Halbbildung nur die Gemüther verwirrt, den Zweifel an Gott, Christenthum und der bestehenden Ordnung hervorruft, mit schiefen Ideen die Köpfe erfüllt und die revolutionäre Phrase dem Arbeiter geläufig macht. Wer die Vorgeschichte der französischen Revolution kennt, dem ist das alles nicht neu; gerade so hatte man es damals gemacht, die Wissenschaft popularisirt, namentlich die ganz materialistisch gewordene Naturwissenschaft; der Same, der da ausgestreut wurde, trug darum auch bald seine Frucht. Auf die Gironde kamen die Jakobiner, auf die Jakobiner die Socialisten, auf die Socialisten die Petroleurs.

Strauß hat in seinem letzten Buche gesagt: ‚Die Monarchie ist ein Geheimniß‘; aber auch die Ordnung der Stände, der Unterschied von arm und reich, von Regierenden und Regierten ist ein Geheimniß der göttlichen Vorsehung. Wer darüber klügelt, das alles rein vernünftig zu erklären sucht, der kommt zu gleichem Resultate wie ein Rousseau im vorigen, ein Lassalle in diesem Jahrhundert. Die nothwendige Folge davon aber ist Despotismus und Sklaverei, wie in der alten Welt.

Wer wollte auch einen also ‚gebildeten‘ Arbeiter von der Falschheit seines Systemes überzeugen, wenn er es uns vorlegt mit denselben Worten, wie ich es einmal aus dem Munde eines solchen hörte: ‚Alle Menschen‘, sagte er, ‚haben gleiches Recht von Geburt aus, der dumme Sohn des Geldprotzen nicht mehr als das Kind des Taglöhners, das nämliche Recht auf Glück. Darum haben alle Menschen gleichen Anspruch an die von der Natur gegebenen und durch die Industrie, durch unsere Arbeit, geschaffenen Güter, deren Genuß uns glücklich macht. Nun aber geht es ganz verkehrt in der Welt zu. Die meisten dieser Güter, durch welche wir glücklich werden können, haben einige wenige Familien, hat nur eine Klasse der menschlichen Gesellschaft für sich allein in Besitz genommen. Dies ist ein Zu-

stand, welcher dem natürlichen Rechte widerspricht, alle übrigen ihres Antheils am Glück beraubt, der doch nach der ursprünglichen Ordnung der Natur einem jeden zukommen muß. Demnach ist eine völlige Umgestaltung der gegenwärtigen Gesellschaft nothwendig, um allen Menschen, jetzt und für alle Zukunft, gleichen Antheil an Glück und Genuß zusichern zu können.'

Das ist der Grundgedanke des Socialismus. Er mag seine Ziele auf verschiedenen Wegen anstreben, die einen durch allmählich wirkende Mittel, die anderen durch Gewaltmaßregeln. Aber das Princip ist das gemeinsame: Aufhebung des individuellen, Familien- und erblichen Besitzthums, darum Sturz der gegenwärtigen politischen und socialen Ordnung, welche diesem Ziele entgegensteht.

Man wird nicht verkennen, daß diese Theorie, scheinbar auf die größten Ideen und stärksten Gefühle im Menschen gebaut, Wahrheit und Recht, im Stande ist, die Massen zu berücken und ihre Gemüther zu erregen. Dazu kommen als mächtige Bundesgenossen Neid und Noth, die eine so beredte Sprache zu führen wissen beim Anblick des zur Schau getragenen Luxus der Reichen und ihres herausfordernden Genußlebens. Da paaren sich in der hochstrebenden Seele Rechtsgefühl mit niedrigster Leidenschaft, das Bewußtsein der persönlichen Würde mit dem nacktesten Egoismus. Und so dienen die an sich besseren Elemente des Systems nur dazu, das Volk leichter zu täuschen, und in Vermischung mit allen Leidenschaften und bösen Trieben eine Gährung hervorzurufen, die früh oder spät gewaltsam zum Ausbruche kommt.

Nur der Gottesgedanke kann da Licht bringen in dieses Chaos. Wer an die Vorsehung glaubt, an eine Zukunft und Vergeltung, der erkennt auch die Aufgabe und Bedeutung dieses Lebens, hat noch einen Helfer in der Noth der Gegenwart, eine Hoffnung für die Zukunft, eine Mahnung zur Geduld. Nimm Gott hinweg, dann gibt es außer den Gütern

dieses Lebens keine anderen mehr; dann werden die Massen eine gerechte und darum gleichmäßige Vertheilung derselben wollen. Und wenn sie ernstlich wollen, werden sie dieselben auch erhalten; denn sie sind die stärkeren. Jene aber, welche glauben, durch Gewalt die sociale Revolution aufhalten zu können, reden gerade so sinnlos wie einst der Minister Karls X., Polignac, als er auf die Frage: Si la troupe passe? antwortete: On tirera sur la troupe.

Da stehen wir nun wieder, wo wir vor mehr als tausend Jahren gestanden sind. Die Arbeit beginnt von neuem, schwerer als damals. Da gilt es zwar nicht, die Sümpfe der Urwälder zu trocknen, wohl aber die versumpften Gemüther, die in rohem Genuß und Materialismus untergegangen sind, wieder für Besseres empfänglich zu machen. Wo sind die neuen Pioniere, die zwar nicht mehr das Land roden und die Pflugschaar führen über den jungfräulichen Boden, die aber die Herzen erschließen, um die Saat höhern Lebens in sie hineinzulegen? Nicht mehr mit wilden Thieren haben sie zu kämpfen, aber mit Verwilderten, welche die Leidenschaft zu Bestien gemacht hat. Nicht mehr das Dickicht der Wälder haben sie zu lichten, wohl aber sollen sie hineinleuchten mit der Leuchte des Evangeliums in diese finstere Nacht des Irrthums und der Lüge, wo Worte voll Trug wie Irrlichter über der allgemeinen Fäulniß schweben und die Geister bethören.

Die Kirche ist die mächtigste Macht; sie wird zum zweitenmal retten, wie sie schon einmal gerettet hat. Sie war die Schöpferin unserer Civilisation; sollte ein neues Barbarenthum über Europa hereinbrechen, sie wird sie hinüberretten in eine bessere Zeit.

XIII.

Von Gräfendorf an wird das Thal immer enger, das uns nach Michelau, Weickersgrüben, Morlesau, Ochsenthal

führt. Von hier aus, an der Nordseite des Basaltkegels, auf dem die Ruine Sodenberg steht, können wir am besten den Felssturz betrachten, der in einer Breite von mehreren hundert Fuß von der höchsten Spitze bis zur Thalsohle hinab alles mit mächtigen und übereinanderliegenden Basaltblöcken bedeckt, die Zeugen einer gewaltigen Katastrophe aus der prähistorischen Zeit. Lebhaft erinnern diese schwarzen übereinander geworfenen Steine an die Lavablöcke des Vesuv, die am Abhang des Kraters bis zum Atrio de' Cavalli herab liegen. In neuester Zeit ist dieser Bergsturz eine reiche Fundgrube des besten Straßenmaterials geworden; die Steine werden weithin versendet und sind durch den Verdienst, den die Arbeiter dadurch gewinnen, in der That für diese zu Brod geworden. Bei Diebach erweitert sich mehr und mehr das Thal und nun breitet sich die weite, fruchtbare, rebenumkränzte Landschaft vor uns aus, in der Hammelburg liegt, beim Einfluß der Thulba in die Saale. Das Schloß, reich im Renaissancestil aus rothen Quadern erbaut, ehedem die Sommerresidenz der Fürstäbte von Fulda, überrascht uns durch den Eindruck von Pracht und Wohlstand; die Burg Saaleck, die kühn vom Fels am jenseitigen Ufer in das Land hinausblickt, das stille Klösterchen an seinem Fuße, von mächtigen Linden umschattet, die nach dem Brande vom Jahre 1854 schöner wieder erstandenen, zum Theil nicht ohne Geschmack aufgeführten Wohnhäuser der Bürger, die Sauberkeit und Ordnung in den Straßen — alles das übt einen wohlthuenden Eindruck auf den Beschauer. Und was noch mehr ist als dieses, wir finden hier keine moderne Stadt, welche die Laune eines Fürsten oder der Zusammenfluß von Badegästen erbaut hat. Geschichte und Sage schweben wie eine edle Patina über dem Städtchen, und verleihen ihm jenen Reiz, den wir bei so manchen künstlich emporgeschossenen Großstädten trotz allem Reichthum und Luxus vermissen.

In dem Castellum Hamalo, dessen eine Urkunde vom

Jahre 716 erwähnt, finden wir das erste Mal den Namen der Stadt. Sie bekundet die Schenkung des ostfränkischen Herzogs Hetan, welcher sein Schloß mit liegenden Gründen Willibrord übergab zum Zwecke einer Klosterstiftung; doch der schon im folgenden Jahre erfolgte Tod des Herzogs in der Schlacht von Vincy ließ das fromme Unternehmen nicht zur Ausführung kommen. Nicht lange darauf (777) schenkte Karl d. Gr. dem Abt Sturmius und der Kirche zu Fulda seine Villa Hammelburg mit den Orten Eschenbach, Diebach und Erthal. Heute noch trägt ein Berg, welcher der Stadt gegen Norden steht, den Namen Sturmiusberg. Die erste lateinische Urkunde vom 7. Jan. 777 nennt Stadt und Umgebung ‚res proprietatis nostrae'; die zweite, welche den Umfang und die Grenzen der Schenkung genau nach Bergen, Thälern und Flüssen bezeichnet, ist in deutscher Sprache abgefaßt; es ist das erste aller fränkischen Diplome, welches in der vaterländischen Sprache zu uns redet. An der Südseite des genannten Berges pflanzte Sturmius die ersten Reben. Wenige Jahre später sah Hammelburg den großen König selbst in seinen Mauern; er hatte im Jahre 790 zu Worms die Gesandten der Hunnen empfangen und mit ihnen die Grenzen zwischen ihrem und dem fränkischen Reiche festgesetzt. Von da reiste er dann nach seinem Lieblingsaufenthalte, der Salzburg, den Main und die Saale hinauf.

Auch Kaiser Otto der Große taucht in der Erinnerung auf beim Anblicke dieser Stadt. Der jüngere Bruder des Kaisers, Heinrich, von der eigenen Mutter Mathilde angestiftet, hatte sich gegen ihn empört; der fränkische Herzog Eberhard, Giselbert von Lothringen und dessen Bruder, der Erzbischof Friedrich von Mainz, sowie Ludwig IV., König von Frankreich, hatten sich ihm angeschlossen. Doch der schwäbische Graf Udo und der fränkische Konrad warfen bei Andernach (939) in blutiger Schlacht die Aufrührer nieder. Eberhard blieb auf der Wahlstatt, Giselbert fand in den Wellen des Rheines seinen Tod,

und der flüchtige Erzbischof, dem die Mainzer die Thore verschlossen, wurde gefangen genommen. Ihn, als seinen gefährlichsten Gegner, übergab nun der Kaiser dem Abt Hathamar von Fulda in Gewahrsam, der ihn in Hammelburg festhielt.

Einen bedeutungsvollen Abschnitt in der Geschichte der Stadt bildet die Einführung der Reformation. Schon im Jahre 1524 begann ‚Johannes Ruffus Compagus (Kempach) die „Lehre des Evangeliums" auf der Kanzel wider des Papstes „Menschensatzungen" zu predigen', und der Rath stimmte ihm zu. Da wegen der Nähe von Würzburg, welchem die geistliche Gewalt, und Fulda, dem die Landesherrschaft zustand, während das Würzburger Kapitel das Patronatsrecht hatte, der Rath nicht gleich offen zu Gewaltmaßregeln schreiten konnte, so gab doch von der Kanzel herab das Lied ‚Steuere Papst, Juden und Türkenmord' den Text zu Ausfällen gegen die Katholiken; diese wurden mehr und mehr bedrängt und es stiegen die Wirren von Jahr zu Jahr, so daß zuweilen in der ganzen Stadt längere Zeit gar kein Gottesdienst stattfand. Die Prädicanten selbst waren über ihre Behandlung von seiten des Rathes unzufrieden, klagten auch über ‚den sittenlosen Zustand, die überschwengliche Völlerei, das nächtliche Streunen' u. s. f. Dem aus dem Kloster Thulba entlaufenen Mönche Engelhardt Marquardt, der mit Weib und drei Kindern auf gemeiner Stadt Kosten von Pirna in Sachsen war abgeholt worden, genügte sein Gehalt nicht, und er klagte: ‚Ich habe dieser Kirche zu gut viele zeitliche Vortheile begeben, die mir und den Meinen auch gut gewesen, bin aus einem wohlfeilen Land in ein theures gezogen, geschehene Verheißung hintangesetzt, und doch bei vieler großer Mühe, die ich gehabt, wird mir meine Nothdurft nicht gegeben' u. s. w. Sein College Bachofen, der seinen Eifer auch durch Ausfälle gegen die Juden besonders bethätigte, wurde bald darauf ‚im Hirn verrückt'; Luther sandte für ihn nebst Schreiben voll Schmähung auf den Abt eine Arznei.

In rascher Folge wechselten die Prediger, häufig kamen sie auch untereinander in Streit. Es wird erzählt, die katholischen Geistlichen, als sie eine Zeitlang gänzlich aus der Stadt vertrieben waren, hätten sich in das nahe Pfaffenhausen geflüchtet, von wo sie täglich an die Thore Hammelburgs kamen und unter den dort befindlichen Kreuzen die Vorübergehenden zur Rückkehr zum väterlichen Glauben aufforderten. Endlich ergriff der Fürstabt Balthasar von Dernbach ernste Maßregeln. Er beseitigte manches, was im Leben der höhern Geistlichkeit ‚gang und geh' geworden, Aergerniß und Anlaß zum Abfall vom Glauben gegeben hatte, hielt seine Mönche an, die Regel ihres Ordens zu beobachten, und berief die Jesuiten zum Zwecke des Unterrichts nach Fulda. Nach vielen Kämpfen und hartem Widerstande, den sein eigenes Kapitel ihm leistete, blieb er zuletzt Sieger. Im September 1603 führte er durch seinen Dechanten zwei katholische Priester in Hammelburg ein. Die Anhänger der neuen Lehre, gegen hundert ‚meist übelberüchtigte, in ihrem Vermögen zurückgekommene Leute' [1], wanderten nach Schweinfurt, Ansbach, Bayreuth u. s. f. aus. Das damalige Staatsrecht gab ihm hierzu volle Befugniß, und die protestantischen Fürsten waren lange vorher im Interesse ihres Bekenntnisses viel rücksichtsloser verfahren. — Wenn wir den Gang der Reformation in Deutschland überblicken, so bietet sie uns ein eigenthümliches Schauspiel. Vom Jahre 1524 stieg die Flut hoch und immer höher, und schon konnte man mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß in nicht langer Zeit ganz Deutschland ihr zufallen werde. Mit einemmale, nach der Mitte dieses Jahrhunderts, trat ein Stillstand ein; die Bewegung fing an eine rückläufige zu werden. In der Gegenwart hat die Lehre Luthers ihre Macht über die Geister verloren, wiewohl weltliche Einflüsse

---

[1] Vgl. Histor.-polit. Blätter LVI. S. 296.

und Interessen ihr keineswegs hemmend im Wege stehen. Es war eben eine Zeitströmung, darum ist sie auch vorübergegangen mit der Zeit.

Das am Fuße der Burg Saaleck liegende Kloster der Franziskaner heißt Altstadt, weil hier zuerst die Stadt entstand, die dann auf das jenseitige Ufer der Saale verlegt wurde. Zur Pflege des katholischen Lebens sandte Abt Joachim von Fulda diese Ordensleute hierher, denen er auch den Unterricht am Gymnasium übergab. Man hat diesen Mönchsschulen manches Ueble nachgesagt. Es ist vollkommen wahr, sie wußten nichts von vergleichender Grammatik, sie lehrten nicht, Lesarten zu sammeln, Conjecturen aufzustellen und aus dem Sanskrit Wurzeln zur Erklärung beizuziehen, wofür die Jugend weder Zeit, noch Lust, noch Verständniß und das Gymnasium auch nicht die Bestimmung hat. Aber sie weckten in ihren Schülern die Liebe zu den lateinischen Classikern, machten sie aufmerksam auf das Schöne, was sie bei Virgilius und Horatius lasen, und, was noch mehr ist als dieses, gaben ihnen Anleitung selbst gut Latein zu schreiben, was doch jedenfalls auch etwas werth ist und die Grundlage aller echten Humanitätsbildung. Noch erinnere ich mich eines alten Geistlichen aus solcher Schule, auf dessen Tisch immer Horatius aufgeschlagen lag, der ihn auch großentheils wörtlich aus dem Gedächtnisse vorzutragen wußte. Das war in der That eine Bildung fürs Leben, und darauf kommt es doch vor allem an.

In schneidendem Gegensatze zu dem armen, licht- und sonnenlosen Klösterchen am nördlichen Fuße des Schlosses steht dieses hoch auf steilem Gefels, nach allen Seiten den Blick frei, ein wahrhaft fürstlicher Wohnsitz, den die Aebte von Fulda sich hier erwählt hatten. Von dem ‚dicken Thurme‘, der aus dem tiefsten Mittelalter stammt, weiß die Sage Schauerliches zu erzählen. Amalaberga, die grausame und treulose Herzogin von Thüringen, habe ihn erbaut. Hier oben saß sie,

und wenn ein Ritter, den sie an sich gelockt, ihren Schmeicheleien geglaubt hatte, dann stieß sie ihn wieder tückisch von sich und ließ ihn in den tiefen Verließen des Thurmes verschmachten. Darum ist es auch oben nicht geheuer, und manche Leute wollen des Nachts irrende Flämmchen und loderndes Feuer gesehen haben. Auch das ist eine Mahnung, welche die Sage enthält — dort oben einst eine lusttrunkene Fürstin, hier unten armes, stilles, entsagendes Mönchsleben! —

Von den Höhen der Saaleck aus schweift unser Auge nach Nordost, folgend dem Laufe der Saale. Eine zweite Burg steigt da vor uns empor, erst dieses Jahrhundert ist sie eine Ruine geworden, Trimberg; nicht weit von hier ist die Ruine der Bodenlaube bei Kissingen, wo Otto von der Bodenlaube im tiefen Mittelalter seine Minnelieder sang. Wieder tauchen da Erinnerungen an das Mittelalter in uns auf; wer kennt denn nicht den Sänger Hugo von Trimberg und seinen ‚Renner'? Wie einfach und wie groß war doch die Weltanschauung dieser Männer, so klar und so zweifellos! Wie hat er mit so wenigen Worten unser aller Aufgabe ausgesprochen:

Alle sind sie Gottes Knechte,
Die da leben nach dem Rechte,
Die mit Stola, die mit Schwert.
Jene führen Gottes Fahnen,
Diese Banner, die sie mahnen,
Daß sie streiten um das Recht.
Wer Gott dient, der ist sein Knecht.

Das war der Culturkampf des Mittelalters!

Wenn wir hier, wie an so vielen anderen Orten Frankens, das bischöfliche und Abtei-Wappen sehen, wo der Bischofsstab sich mit dem Schwerte kreuzt und über dem Ganzen der Fürstenhut prangt, da ist es uns, als könnten wir das Walten der Vorsehung in Stein gemeißelt mit Händen greifen. Schwert und Fürstenhut ist nun der deutschen Kirche genommen; die

solches gethan, haben es nicht gut gemeint mit ihr, desto besser aber Gott; und darum hat er es zugelassen. Die weltliche Gewalt und politische Stellung bis zum Range der Kurfürsten und Kanzler des heiligen römischen Reiches hatte er den Bischöfen hinzugegeben zu ihrem geistlichen Hirtenamt, um dessen Wirksamkeit zu schützen und zu schirmen; als sie diese nicht mehr bedurften, konnten sie fallen. Unter den Stürmen des Mittelalters, als Fürsten das Schwert in die Wagschale warfen, und die Völker erst allmählich zur Anerkennung und Verehrung geistiger Größe und sittlicher Hoheit herangebildet werden sollten, die früher vor keiner andern Macht sich zu beugen wußten als vor roher Gewalt, da war die weltliche Gewalt der Kirche eine Schutzmauer gegen Unterdrückung von oben wie gegen wilden Ansturm von unten. Wo ist ein Gebiet in Deutschland, wo ein Bisthum oder eine Abtei, die nicht zu erzählen wüßte von den Angriffen arglistiger, raubgieriger Dynasten und Herren? Hielt es doch noch zu Ausgang des Mittelalters (1461) unter Bischof Johann von Würzburg die Ritterschaft für einen Eingriff in ihre Freiheiten, daß er die Räubereien ihrer Knechte ebenso wie jene gemeiner Räuber strafen wollte! Derselbe fränkische Adel beklagte sich später, wie wir bereits gehört, Bischof Julius gegenüber (1581), daß Männer zu hohen geistlichen Aemtern berufen würden, ‚die von ihren Eltern keinen Stecken haben‘, und drohten, ‚im Falle der Noth die Handhabung an die Hand zu nehmen‘. Was wäre aus der Würde, der Freiheit, der Unabhängigkeit des kirchlichen Amtes geworden, hätte nicht das Schwert jenen Furcht eingeflößt, die vor dem Stabe keine Ehrfurcht hatten!

Die Bischöfe waren die Erzieher unseres deutschen Volkes, wie Dahlmann bekennt; darum gaben sie ihm nicht bloß seine Religion, sondern auch seine wissenschaftliche, politische, künstlerische Bildung. Jede Abtei, jede Cathedrale gibt hierfür den unwiderleglichsten Beweis. Aber es war gerade auch ihre fürst=

liche Gewalt, ihr Besitz, der ihnen die Mittel gab, das Gewollte auch zu vollbringen; repräsentirte doch ein einziges Buch, von den Händen fleißiger Mönche geschrieben, ein Kapital.

Als die Macht der vielen großen und kleinen Dynasten in Deutschland gebrochen war, und die einheitliche Staatsgewalt weithin Recht und Gerechtigkeit waltete, da fielen Herzogshut und Fürstenkrone von den Häuptern der Bischöfe. Es war gut so. Die Säcularisation hatte der Kirche nicht genommen, was Christus ihr verliehen, und konnte es nicht nehmen; solches bleibt ihre göttliche Mitgift für alle Zeit. Sie hat ihr nur genommen, was die Dankbarkeit der Völker zum Lohne für vielhundertjährige Arbeit ihr geschenkt hatte. Gar mancher hatte in das Priesterthum sich gedrängt ohne Beruf, seine Hand schwang lieber das Schwert als den Hirtenstab, der irdische Glanz lockte ihn mehr als die Gnade des Amtes. Die Säcularisation hat es übel gewollt, aber Gott hat das Böse zum Guten gewendet. Nie hat die Kirche mehr die Liebe des Volkes gewonnen, als da sie arm geworden; und selbst ihre Leidenstage, da die Mitra ihrer Bischöfe eine Dornenkrone ward und ihr Hirtenstab ein Wanderstab auf dem Gange ins Exil, sollten nach Gottes Rath nur dazu dienen, ihr einen Triumph zu bereiten, wie er seit Menschengedenken nicht gesehen wurde.

[illegible]

Frankreich.

I. Paris.

Auf dem Kirchhofe Père-Lachaise; Rom und Paris. — Das weltliche und geistliche Paris; Aufgabe der Kirche.

I.

Es war ein heller, freundlicher Herbsttag, als ich in Begleitung eines Freundes zu den Höhen von Père-Lachaise, dem großen Gottesacker von Paris, hinaufeilte. Hier bei den Todten wollte ich ausruhen von all' diesem lauten Lärm, diesem verworrenen Drängen und Treiben, das Tag und Nacht dort unten durch die Straßen wogt, wo beim Anblick der vielen, die rastlos hin und her eilen, von denen jeder seines Weges geht, theilnahmlos für alles, was zur Linken und zur Rechten ihn umgibt, so oft jenes ernste Wort des hl. Augustinus sich mir aufdrängte: Grandes passus, sed extra viam [1]. Eben tauchte die Sonne am Horizont hinab, ihre scheidenden Strahlen fielen auf die vergoldete Kuppel des Hôtel des Invalides, die hoch aus dem Häusermeer aufragt; nochmal glänzte im Westende der Stadt der Arc de Triomphe, das leuchtende Siegesthor, das der Kaiser dem Ruhme der großen Armee erbaut hatte. Allmählich sank die Nacht herab und legte ihren Schleier über all' diese vielen Thürme und Kuppeln, Dome, Paläste und Monumente.

Da lag sie vor mir, ‚die große Stadt', wie sie selbst sich nennt, die große Stadt der Lebendigen zu den Füßen der nicht weniger großen Todtenstadt, wo in gleicher Weise wie dort unten Wohnung an Wohnung sich reiht, Gassen sich durch-

---

[1] Große Schritte, doch nicht auf dem rechten Wege.

schneiden und die Viertel sich ordnen. ‚Spes illorum immortalitate plena est‘ [1], lautet die Inschrift auf der linken Mauer am Eingange; ‚Qui credit in me, etiamsi mortuus fuerit, vivet‘ [2], auf der entgegengesetzten Seite. Die im Leben sich tödlich gehaßt und bekämpft, was in politischen Parteiungen feindlich sich gegenübergestanden, die den Mund geöffnet, um Gott und seine Gesalbten zu lästern, aber auch um die Segnungen des Christenthums zu verkünden, hier ruhen sie alle im Tode geeint, von Abälard, dem kühnen Zweifler und bußfertigen Mönch, bis zu Ludwig Börne, dem deutschen Martyrer französischer Demokratie. Einzelne Trauergestalten wandelten, still in Erinnerung versunken, unter den tausend und tausend Gräbern; sie trugen Immortellenkränze, um sie auf dem Leichenhügel der Ihrigen niederzulegen. Auch hier ist die Armuth hinausgedrängt in die äußersten Winkel, und der vielsinnige und verbrauchte Wahlspruch der Republik: ‚Liberté, Egalité, Fraternité‘, der, wie an allen öffentlichen Gebäuden, so auch hier an der Mauer prangt, bleibt wie dort im Leben, so auch hier auf den Feldern des Todes ohne alle Wahrheit und Bedeutung. Das Christenthum hat diese Ideen zuerst in die Welt gebracht, als der Höchste herabstieg auf diese Erde und gleich ward dem Aermsten der Menschen; Tausende und Tausende in der katholischen Kirche folgten ihm, legten weg von sich alle Hoheit, Reichthum und Genuß und wurden arm mit den Armen. Die Revolution, von einer falschen Philosophie geblendet, hat sie verzerrt, indem sie allen Gleichheit in Besitz und Genuß verhieß; sie hat die Begierden geweckt und den Krieg aller gegen alle proclamirt.

Dort, wo eng gereiht Kreuz an Kreuz steht, decken kaum ein paar Fuß Erde den modernden Leib des armen Arbeiters.

---

[1] Sap. 3, 4. Sie hoffen auf Unsterblichkeit.

[2] Joan. 11, 25. Wer an mich glaubt, wird leben, wenn er auch gestorben ist.

An einem einfachen Kreuze hing ein Kranz; der Abendwind bewegte seine entfärbten Blumen und flatternden Bänder — ein Brautkranz war hier zur Todtenkrone geworden. Hochzeit und Grab, Festjubel und röchelnder Todeskampf — welch ein schneidender Gegensatz! Aber das ist so recht ein Bild von Paris, wo der Schrei der Verzweiflung hindurchdringt durch die lauten Töne der Lust, wo Elend und Blöße ihre fleischlosen Arme aufheben, um die Brosamen zu erhaschen, die vom Tische üppiger Verschwendung fallen, wo neben dem geschminkten Laster die makellose Unschuld wandelt und mit dem Atheisten und Gotteslästerer der Missionär zugleich hinauseilt, um in fernem Land den Tod des Martyrers zu sterben.

So oft ich in der ersten Zeit meines hiesigen Aufenthaltes von hier oder Montmartre hinabsah auf die Stadt, die in unabsehbaren Linien sich ausdehnt in der weiten Ebene und die entfernten Hügel hinansteigt, von der Seine wie von einem hellen Silberband durchschlungen, konnte ich mich eines geheimen Schauders nicht erwehren. Einen blumigen Rasen glaubte ich zu sehen über einem unheimlichen Vulcane, wo die Mächte der Finsterniß Verderben bereiten; uns ist's, als könnten wir mit aufmerksamem Ohre hören, wie unter der lachenden Oberfläche es siedet und kocht und mit jedem Tage ein Ausbruch droht — und dann durchzucken seine Erschütterungen ganz Europa. Das ist Paris, die geschmückte Buhlerin, die ihren überschäumenden Taumelbecher den Völkern reicht und wie mit argem Zaubergesang seit einem Jahrhundert den Sinn der Nationen verwirrt, ihr Herz bethört und den Reigen führt zum tollen Tanz der Revolution. Das ist Paris, das neue Babel im Westen, das seine hundert Eisenbahnen wie Polypenarme ausstreckt nach allen Enden des Landes und weit hinüber über den Rhein, und so viel Jugend und Schönheit, Geist und Herz, Manneskraft und Talent zu sich heranzieht, um sie nur dann wieder zurückzugeben, nachdem es ihr Lebensmark ver-

zehrt und ihr Herzblut ausgesogen. Alle Stände, alle Klassen der Gesellschaft, hohe adelige Namen, Kaufherren, Gelehrte, Schriftsteller sinken da jedes Jahr hinab in das alles gleichmachende Dunkel und Elend der Armuth, nur um so schneller, je höher sie vorher gestanden waren.

Gleich unten zu unseren Füßen, zwischen Père-Lachaise und der Stadt, liegt La Roquette, das große, feste Gefängniß für die schwersten Verbrecher, Mörder und Räuber; nicht weit davon das neue Spital St. Lazare — als sollten Gefängniß und Spital die Opfer aufnehmen, die der brausende Strom des Lebens ausgeworfen. Auf den Höhen zur Rechten erblicken wir Belleville, die Stadt wahnsinniger Fastnachtslust, wo sie die berüchtigte ‚Descente de la courtille‘ aufführen. Und von Belleville nach La Roquette, dem Haus der Schmach und Schande, bis nach St. Lazare, dem Haus der Reue und der Schmerzen — wie klein ist nicht die räumliche Entfernung! Aber auch im Leben dieser Menschen — nur wenige Schritte, und sie sind dort angekommen, wo nur noch Schmerz und Schande, Elend und Verzweiflung auf sie wartet.

Unwillkürlich dachte ich da an Rom. Auch dort liegt die Stadt, weit und groß, zu unseren Füßen, wenn wir vom Monte Pincio oder von der Tasso-Eiche oder dem Monte Mario auf sie herabsehen; auch dort schweift unser Blick über mächtige Kuppeln, Thürme und Paläste hin; auch dort windet sich der Fluß in weitem Bogen durch die Stadt, ist diese nach Nordost und Osten von einer Reihe edel gebildeter Hügel und Berge umgrenzt. Aber doch, welch ein Unterschied! Rom ist eine Stadt der Vergangenheit; ihre Ursprünge gehen zurück in die Tage mythischer Vorzeit und die ersten Anfänge der Cultur im westlichen Europa; Paris sammt seiner alten Kathedrale von Notre-Dame ist verhältnißmäßig eine neue Stadt. Rom ist der Charakter des Dauernden in allem Wechsel, des Beständigen unter allen Veränderungen unverkennbar aufgeprägt;

in Paris ist nichts dauernd als der Wechsel, nichts bleibend als die stete Sucht nach Veränderung. Rom ist das Asyl, wohin alle gefallenen Größen der Welt sich flüchten; der Friede der ‚ewigen Stadt‘ heilt ihr von schweren Schicksalsschlägen verwundetes Herz, von den Stuarts an bis zu Lätitia Bonaparte, der Mutter Napoleons, und der Anblick der Vergänglichkeit alles Menschlichen läßt sie ihr Loos minder hart empfinden; nach Paris dagegen eilt und drängt sich alles, was nach Glück, Geld, Macht, Herrschaft, Ruhm strebt. Rom ist eine kosmopolitische Stadt, wohin alles strömt, weil mehr als die Hälfte von Europa den Stuhl Petri verehrt, den die Vorsehung hierher gestellt hat, und eine Pilgerfahrt nach Rom das Band der Einheit, welches alle Katholiken verknüpft, klarer zum Bewußtsein bringt; auch Paris ist eine Metropole der Welt, und viele gehen dahin, aber nicht wie gläubige Pilger, sondern als nach Vergnügen dürstende Genußmenschen, das sie in dieser Stadt in vollstem Maße zu finden hoffen. Rom ist die Mutter, von welcher alle christlichen Kirchen in Europa den Glauben empfangen haben, Lehrerin der Welt, dessen Name den Barbaren unter den Stürmen der Völkerwanderung wie ein Zauber klang, der auch heute noch unser Herz mächtig bewegt; auch Paris übt eine Herrschaft über die Welt, aber nur in den Dingen dieser Welt und selten zu ihrem Heile. Darum verleihen die Ruinen, die überall unser Auge schaut, der Stadt Rom eine so erhabene Weihe, und die gebrochenen Bogen und gestürzten Säulen geben ihr eine Größe, zu der keine Stadt der Welt mit all ihren glänzenden Palästen und Wundern der Industrie heranreicht.

Das ist Paris — — ein Labyrinth,
Das schrecklicher als jenes alte ist,
In dessen ausweglosem Pfadgewind
Ein scheußlich Ungeheu'r den Wand'rer frißt.
Denn hier, mein Freund, schreckt dich kein greulich Thier,
Hier trägt der Drache menschliche Gestalt;

Hier ist die Schlange Weib, der Teufel Cavalier,
Hier thut dir Glanz und Tanz und Farb' und Duft Gewalt.
Hier ist die Sitte Kuppler, Freundschaft Seelverkäufer,
Die Treu' Falschmünzer und die Unschuld Werber,
Der Busenfreund Spion, die Ehre Ueberläufer,
Die Lilie trägt am Hut hier der Verderber.
Mit Rosen deckt sich hier schamlose Schande,
Von Veilchen duftet hier die feile Pest,
Der sich're Weg streift hin am Höllenrande,
Und überm Abgrund schwebet hier der Tugend Nest [1].

II.

Ja, das ist Paris, wie wir es uns dachten, und Tausende, die mit jedem Tage zu seinen Thoren hereinströmen, lernen es so, und nur so kennen. Und doch — das ist nicht Paris. Wir müssen vielmehr den Schleier hinwegziehen, den das äußere, geräuschvolle Leben über die Stadt geworfen, der ihre Heiligthümer den meisten Fremden verhüllt. Das Reich Gottes kommt im stillen und ohne Geräusch; dies gilt besonders von dieser Stadt, wo wie kaum in einer andern die Religion ihre segentriefenden Hände aufgehoben, um in reichstem Maße ihre Gaben auszuschütten über das geistliche und leibliche Elend, wo unter den Trümmern verfallender und aufgelöster Staatsformen die Kirche an einer bessern Zukunft baut, wo ein weihevolles Priesterthum, in heiliger Zucht und hoher Sittlichkeit wandelnd, voll Glaubensinnigkeit und Andacht die heiligen Mysterien feiert und mit aufopfernder Hingebung streitet für die große, heilige Sache Gottes, für Wahrheit, Recht und ewige Gerechtigkeit, wo in allen Kirchen die Menge der Andächtigen auf den Knieen liegt, und über dem Moder der Verwesung, der aus den faulen socialen Zuständen hervorgeht, wie Weihrauchwolken der Wohlgeruch der Gebete aufsteigt zum Himmel aus den Herzen von mehr als Siebentausend, die ihre Kniee noch

---

[1] Clemens Brentano, Ges. Werke IV. S. 357.

nicht vor Baal gebogen. Und wer darum auch nur einen geringen Theil von all dem Großen und Heiligen gesehen, das Paris in seinen Mauern birgt, wird bei seiner Rückkehr in vollster Ueberzeugung mit dem Dichter [1] bekennen:

Ich fand — — ein Labyrinth,
Das wie ein Garten voll von Dornen war,
Drin saß das Mitleid, ein verschleiert Kind,
Und weihte sich als Opfer am Altar;
Erhob sich in jungfräulicher Gestalt,
Und ward ein Engel, und der Satan bebte,
Denn Huld und Treu' und Fleiß that ihm Gewalt,
Wo die geweihte Jungfrau helfend schwebte.
Den Kreuzweg baute sie am Höllenrande,
Trug dornbekränzt ihr Kreuz dem Herren nach,
Die Rose lehrt erröthen da die Schande,
Der Lilie Reinheit theilt der Sünder Schmach.
Da ward die Sitte Keuschheit, Freundschaft Jesusliebe,
Die Treue Christenthum, die Armuth Himmelswerber,
Der Glaube Werk, Pflichttreue ward zum Triebe,
Die Hand der Reinheit pfleget den Verderber
Und führt Verzweiflung in die Kinderlehre.
Der Unschuld Thränen heilten feile Pest,
Und Jesu Kreuz und Schmach war ihre Ehre,
In seiner Seite war der Taube Nest.
— — — — — — — — —
Ich konnte Freundesdrohung Lüge schelten,
Weil besser ich hinwegging, als ich kam.

Freilich bedarf es denn auch eines längern Aufenthaltes, Ausdauer und Liebe, um das religiöse und geistliche Paris in dem weltlichen und frivolen überall aufsuchen zu können, das, dem Auge der profanen, genußtrunkenen Welt entzogen, als ein Element höhern Lebens den großen Leib der Gesellschaft durchdringt und vor Zerfall bewahrt. Darum darf nur der, dem es gelang, in solcher Weise ein Gesammtbild von dieser

[1] A. a. O.

Stadt zu gewinnen, ein Urtheil über ihren gegenwärtigen Zustand aussprechen und ihrer Zukunft das Horoskop stellen; wir müssen es daher als unverantwortlichen Leichtsinn bezeichnen, wenn Touristen nach einem Aufenthalte von oft nur wenigen Wochen in Paris über die dortigen Verhältnisse abzusprechen sich nicht scheuen. Die meisten von diesen kennen Paris nicht; sie sind auch nicht gekommen, es kennen zu lernen, sondern nur, um in diesem großen Weltvergnügungsorte sich zu ‚amusiren‘. Darum reden sie auch nur von dem, was sie kennen; das aber schwimmt auf der äußersten Oberfläche.

Der Franzose ist arbeitsam und mäßig; er arbeitet viel und setzt seine Ehre hinein, gut zu arbeiten; darum kann er nicht so genußsüchtig sein, wie er so häufig von Fremden geschildert wird. Deutsche sind es, bei denen die schlüpfrigen französischen Bühnenstücke am häufigsten aufgeführt werden; Deutsche waren es, welche den französischen Realismus in der Kunst bei uns eingebürgert haben.

Eine in Paris von dem Fremden kaum erwartete Erscheinung überrascht ihn und spricht wohlthuend zum Gemüthe; es sind die lieblichen Gestalten frommer Klosterfrauen, die uns überall begegnen. Die meisten gehören den Barmherzigen Schwestern aus den verschiedenen Genossenschaften für Armen- und Krankenpflege an, viele sind Mitglieder von Congregationen, die sich dem Unterrichte widmen. Oft allein, oft in Begleitung von Kindern oder einen Kranken am Arme führend, sehen wir sie sanft, freundlich, einfach und heiter hindurchgehen durch die wogende Menge, besonders in den ärmeren Stadtvierteln, die vor ihnen sich öffnet wie vor einem Engel des Friedens, von der Vorsehung dem Volke gesendet zu seinem Trost und Heil. Es ist dies ein ganz eigenthümliches Bild, das uns Paris bietet, und kennzeichnet deutlich die Stellung und Wirksamkeit der katholischen Kirche in Frankreich. Der Arbeiter in der Blouse, der kecke Student aus dem lateinischen Viertel,

der blasirte petit-maître, die gezierte Weltdame gehen an ihnen vorüber — aber keine hämische Bemerkung, kein hochmüthiges Nasenrümpfen, wie wir dies in Deutschland hie und da finden, kein Wort des Spottes, keine Roheit. ‚Euer Schleier ist die Bewachung der Augen‘, hatte der hl. Vincentius von Paulo gesagt, ‚eure Clausur die heilige Zucht — und unberührt sollt ihr hindurchgehen durch die verpesteten Gassen der Städte.‘ Sein Wort ist in Erfüllung gegangen. Frankreich liegt schwer krank danieder, die Fieberglut aller Leidenschaften brennt in seinen Adern, Frankreich bedarf der pflegenden Hand der Barmherzigkeit; darum nahm es mit Dankbarkeit und Vertrauen die Schwestern auf, welche die Barmherzigkeit ihm gesendet. Die katholische Kirche aber ist die fruchtbare Mutter aller Barmherzigkeit, welche den heilenden Balsam bereitet für jeden Schmerz des Leibes, für alle Noth des Geistes, die vom Altare ihre Gabe nimmt, nachdem der Himmel zuvor seinen Segen darauf gelegt, die darum, während sie das Stück Brod dem Armen reicht, mit himmlischer Speise zugleich seine Seele labt. Und indem sie die Wunden des Leibes verbindet und seine Schmerzen lindert, gewinnt sie das Recht, auch an die Wunden der Seele zu rühren. Die Nothwendigkeit der Kirche für das sociale Leben begründet das Recht ihrer Existenz in Frankreich auch in der Ueberzeugung des Arbeiters, der außer ihr in der ganzen Welt um sich her nur seine Feinde sieht. Immer erschien die Kirche mir hier wie eine helfende Mutter, die mitleidig am Wege sitzt und in Geduld harret auf die vielen, die am Abend ihres Lebens, müde und gebrochenen Herzens, wieder zu ihr zurückkehren, wie das Kind nach dem Vaterhause verlangt, wenn die Nacht hereingebrochen, die unermüdet ihre Hand hinabreicht in den tiefen Abgrund von Verderben, um zu retten, wo nur immer ein Auge nach Oben sich hebt und ein Nothschrei nach Hilfe zu ihr hindringt. Eben deswegen können wir die

Ansicht jener nicht theilen, welche nur noch einen gähnenden Abgrund sehen, an welchem die Völker angekommen sind, und keine bessere Zukunft mehr hoffen. ‚La décadence de la France‘ ist ein in der letzten Zeit oft wiederholtes Thema, und man unterließ es nicht, Vergleiche anzustellen zwischen Frankreich und den großen Reichen der alten Welt; das große, aber ekelerregende Gemälde in der Galerie Luxemburg (‚La décadence de l'Empire Romain‘) wird von vielen als die Allegorie unserer gegenwärtigen Zustände betrachtet. Wir läugnen durchaus die Möglichkeit jeder Parallele unserer Zeit mit den gefallenen Reichen des Alterthums. Frankreich und Europa werden nie in jene Barbarei zurückfallen, wie sie die heidnische Welt gesehen, weil der göttliche Odem des Christenthums die neue Welt beseelt, weil unsere Cultur auf ewige Ideen gebaut ist, und in dem christlichen Glauben den Völkern eine überirdische Lebensquelle fließt, an der sie sich immer wieder erneuen und verjüngen können. Und gelänge es wirklich dem socialistischen Wahne, eines Tages die Herrschaft zu gewinnen, der schöpferische Geist des Christenthums würde mitten unter den Ruinen ein neues Leben hervorrufen.

Darum haben denn auch die Besseren der Nation besonders nach den so eindringlichen Lehren der jüngsten Vergangenheit mehr und mehr der christlichen Wahrheit sich wieder zugewendet: nur in der aufrichtigen Rückkehr zu seinen ewigen, unwandelbaren Principien ist ja die heilende Arznei gegeben für die tiefen Schäden unseres socialen Lebens, hier allein finden sich die erhaltenden und schützenden Elemente gegen die hereinbrechende Flut der Anarchie und Verwilderung. Frankreich ist das Land, welches uns das überraschende Schauspiel einer Erneuerung des christlichen Lebens von oben herab bietet. Zuerst waren es der Adel und die höhere Bürgerschaft, welche das Gift des Unglaubens in sich aufnahmen und Voltaire's Spott auf alles Heilige beklatschten; die Guillotine zog die

Consequenzen aus solchen Lehren. Und als die Bürgerschaft wähnte, die Plätze an der Tafel des Lebens nun einnehmen zu dürfen, welche vordem die stolze Aristokratie inne hatte, da drängte sich schon der vierte Stand an sie heran, um nun seinerseits die unveräußerlichen Menschenrechte geltend zu machen, die man proclamirt hatte. Auf demselben Wege muß nun wieder das Heil kommen, auf dem in dem unglückseligen Jahrhundert der Philosophie das Verderben in die Massen gedrungen war, und von Frankreich über Italien, Deutschland, Spanien. Wenn auch der Ausspruch Custine's: ‚Paris ist der Mittelpunkt von Frankreich, Frankreich der Mittelpunkt von Europa' wörtlich nicht zu nehmen ist, so stehen doch die Schicksale Europa's in einem unlösbaren Zusammenhang mit jenen des französischen Volkes. Die Weissagung: ‚La révolution française fera le tour d'Europe', ist in ungeahntem Maße in Erfüllung gegangen. ‚Frankreich', sagt de Maistre in einem seiner Briefe[1], ‚ist eine ganze Nation von Proselytenmachern.' ‚Il y a dans la puissance des Français, il y a dans leur caractère, il y a dans leur langue surtout une certaine force prosélytique, qui passe l'imagination.'

Nicht bloß die französischen Städte blicken nach Paris, auch das Ausland, Deutschland ganz besonders, ebenso Italien und Spanien. Seine politischen Formen haben wir häufig selbst bis auf den Ausdruck nachgeahmt. Der Grund von dem ergibt sich aus der Betrachtung des französischen Volkscharakters. Die Länder romanischer Zunge fühlen sich mit ihm durch Sprache, Blut und eine gemeinsame, von den Römern her ererbte Cultur verwandt. Dagegen steht der Deutsche ihm fremder gegenüber, wenn auch im nördlichen Frankreich viel deutsches Blut dem celtischen beigemischt ist. Wohl ist vielleicht der Deutsche tiefsinniger, stärker empfindend, zäher festhaltend,

---

[1] I. p. 292.

unwiderstehlich, wenn die verborgene Glut in ihm zur hellen Flamme entzündet ist; aber der Franzose versteht es besser, die Gelegenheit im rechten Augenblick zu erfassen, schnell die Lage zu überschauen und sie seinen Plänen dienstbar zu machen; gewandt in Verfolgung seiner Zwecke, geschickt in der Kunst, was er kann und besitzt, in seinem schönsten Lichte glänzen zu lassen, Meister in den Formen des geselligen Lebens, steht er in allem Weltlichen in jeder Beziehung höher als der Deutsche, der, in sich gekehrt, von Phantasiegestalten umgaukelt und durch abstracte Theorien gebunden, ohne äußeres Geschick, sich geltend zu machen, darum Jahrhunderte lang vor französischer Sprache, französischem Wesen, französischer Sitte und Politik sich beugte. Wie daher die Stürme von Frankreich herüber immer bei uns ihre Nachwehen äußerten, so wird wohl auch von dort, ist der politischen Heuchelei die Maske hinweggenommen, eine bessere Zukunft für Europa kommen.

Was die Richtung zum Bessern außerordentlich fördert und den Weg zur Rückkehr ebnet, ist die Thatsache, daß Frankreich keinen Protestantismus, oder besser kein außerkirchliches Christenthum kennt. Alle Versuche neuerer Zeit, christliche Gemeinden außer und gegen die katholische Kirche zu gründen, sind gescheitert, und das bekannte Wort Fenelon's: ‚Ou Catholique ou Déiste', hat für den Franzosen zur Stunde noch seine volle Wahrheit. Auch ist die Anzahl der seit dem sechzehnten Jahrhundert in Frankreich befindlichen Protestanten viel zu unbedeutend, um auf den Charakter der Nation, wie sich dieser unter dem Einflusse der Kirche geschichtlich entwickelt hat, einen bestimmenden Einfluß zu üben; als eine politische Partei hatte er sich in den Hugenottenkriegen organisirt, und als solche ist er vom Volk und Königthum überwunden worden. Ebenso wenig konnte jene theologische Richtung, die, aus der Schule Kants stammend, durch den Josephinismus begünstigt, zu Ende des vorigen und Anfang

dieses Jahrhunderts das Dogma seines tiefen Inhaltes entleerte, die Theologie nach Grundsätzen der Philosophie construirte, die Sittenlehre vom Glauben losriß und Deutschland mit einer Flut geist- und geschmackloser Moralpredigten überschwemmte, in Frankreich irgend welchen Boden gewinnen. Die französische Nation, die älteste Tochter der Kirche, hat trotz all ihren großen und entsetzlichen Verirrungen dennoch ein katholisches Herz. Selbst unter den leichtsinnigen Soldaten waren manche, die sich in den afrikanischen Kriegen, von den Kabylen gefangen genommen, lieber tödten ließen, als daß sie zum Mohammedanismus übertraten, und das einfache Kreuz, auf einem Sandhügel in der Wüste errichtet, gibt Kunde, daß hier ein Franzose und Katholik begraben liegt. Wer darum immer aus der Oede eines seichten, trostlosen Philosophismus nach Wahrheit verlangt, und statt der durchlöcherten Cisternen haltloser politischer Theorien lebendige Wasserbäche sucht, sucht sie eben nirgends anderswo als in der katholischen Kirche. An dem Tage, an dem er aufhört, ein Ungläubiger zu sein, ist er Katholik geworden. Dann ist es in der Regel aber auch die ganze, volle, unverkümmerte Wahrheit, der er sich hingibt.

Wo wir untertags hier in eine Kirche treten, deren Thüren vom Morgen bis zum Abend offen stehen, finden wir andächtige Beter, und manche gehen nie an einer Kirche vorüber, ohne auf einen Augenblick einzutreten und den gegenwärtigen Gott anzubeten. Hier in Paris verstand ich erst recht die tiefe Bedeutung dieser echt katholischen Sitte, wie sie sich auch in Italien findet, und um die uns oft fromme Protestanten beneiden, den ganzen Tag über die Kirche offen zu halten. Das Gebetsbedürfniß des menschlichen Herzens läßt sich ja nicht auf eine kurze Morgenstunde beschränken; der ganze Tag soll durchweiht sein vom Gebete und in ihm die Seele sich kräftigen, wenn sie, niedergebeugt vom schweren Tagwerk, mehr als sonst ihrer Schwäche bewußt wird. Schon in Italien

war es für mich oft ein erhebender Anblick, wenn ich aus hellem Sonnenschein und vielbeschäftigtem Straßenleben in die ehrwürdigen Räume einer römischen Basilika eintreten konnte mit ihrer andachtsvollen Stille und tiefsinnigen Symbolik. Aber mehr als je ist es uns Bedürfniß hier in Paris, aus dem geräuschvollen Lärm und all den leidenschaftlichen Aufregungen auf einige Minuten in die ernsten Hallen von Notre-Dame oder St.-Germain-des-Prés zu flüchten, wo das Gemüth wieder die Nähe Gottes ahnt und die Sorgen des Tages abschüttelt. Besonders vormittags fand ich die Kirchen von Paris viel besucht; kaum feierte ein Priester das heilige Opfer, ohne daß nicht auch mehrere Gläubige zugleich mit ihm die heilige Communion empfingen. An Sonntagen ist unter dem Hochamt die Zahl der Communicanten sehr zahlreich. In der großen Pfarrkirche de la Madeleine, die vom frühen Morgen bis zum Mittag immer gedrängt voll Andächtiger ist, sah ich öfter einen zweiten Priester zugleich mit dem Celebranten die heilige Communion austheilen, um den ohnehin langen Pfarrgottesdienst nicht noch mehr zu verlängern.

Die niederen Volksklassen sehen wir jedoch leider weniger zahlreich hier vertreten. Die Gründe, welche diese traurige Thatsache hervorgerufen, sind verschiedener Natur; die wechselnden Regierungen, die Presse, die Männer der Revolution haben in gleicher Weise dabei mitgewirkt. Und dies, die Entchristlichung und steigende Unzufriedenheit der Arbeiter, ist denn auch die stets blutende Wunde des Landes. Die Revolution und die aus ihr hervorgegangenen Regierungen haben in Frankreich, soweit sie konnten — noch finden sich Reste von Zünften und Bruderschaften in den arbeitenden Klassen —, alles zerstört, alles aufgelöst, alles atomisirt. Wie auch die Männer hießen, die sich der Gewalt bemächtigten, welches auch das politische Programm sein mochte, das sie verkündeten, ein Ziel hatten sie alle: sich und ihren Freunden Geld, Macht und Ein-

fluß zu sichern. Solchem Treiben hatte schon Sallustius das Horoskop gestellt. ‚Ubi divitiae clarae habentur,‘ sagt er, ‚ibi omnia bona vilia sunt, fides, probitas, pudor, pudicitia.‘ [1] Das Beispiel dieses Jagens nach Geld und Gunst von oben, der Unglaube, den so manche aus den oberen Zehntausend zur Schau getragen, die Verachtung alles Anstandes, mit welcher man sich nicht selten über Gesetz und öffentliches Gewissen hinwegsetzte, hat seine reichen Früchte getragen. Den Glauben hat man von oben her dem Volke genommen, die luftigen Phrasen von Freiheit und Gleichheit, die man ihm als seine Götzen hingestellt, haben ihren Zauber verloren, die Massen sind nur noch unzufriedener geworden, nur mit noch größeren Ansprüchen aufgetreten.

Als die erste Revolution 1789 ausbrach, da erschien sie als eine Frucht der allgemeinen Begeisterung für die Würde, das Glück der Menschheit; alles Gute und Edle schrieb man ihr zu, der Glaube an den Menschen, seine Gerechtigkeitsliebe, seinen Edelmuth, seinen Brudersinn schien den Glauben an Gott ersetzen zu können.

Es dauerte nicht lange, da sollten diese Ideen ihre Probe bestehen; sie haben sie nicht bestanden. An die Stelle der Bruderliebe trat das Blutgerüst und der Bürgerkrieg. Die Männer der Revolution hatten den Menschen nicht erkannt, in dessen Seele neben jeder guten Regung ein böser Trieb sich geltend macht, durch den die Freiheit in Zügellosigkeit, das Recht in Tyrannei, die Gleichheit in Unterdrückung und Raub ausartete. Allen diesen Trieben hatte man Hoffnung gemacht und Versprechungen gegeben, indem man das alles und nichts sagende Wort ‚Volk‘ auf die Fahne schrieb. In jeder Revolution mag es uns gegeben sein, Männer von edler Gesinnung und aufopfernder Tugend zu finden und zu bewundern; aber

[1] Wo Reichthum Ruhm bringt, da erscheint alles andere verächtlich, Treue, Rechtlichkeit, Scham, Keuschheit.

der breite Strom der Bewegung riß sie mit sich fort, sinnlose Ideen, rohe Leidenschaften, maßloser Ehrgeiz und Habsucht überschwemmten weit und breit die Gesellschaft. ‚Ihr wollt Freiheit,‘ rief daher Sieyes mit Recht den Männern des Umsturzes entgegen, ‚und könnt nicht einmal gerecht sein.‘

Nach hundert Jahren ist der Kampf zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft, trotz dreier Revolutionen, trotz der tausendmal wiederholten Phrasen von Freiheit und Brüderlichkeit, viel stärker, allgemeiner und erbitterter geworden.

Man kann Frankreich nicht mehr in die Zeit von 1789 zurückversetzen; die Begeisterung, der Glaube und die Hoffnung von damals sind todt, die Enttäuschung ist allgemein; die Worte von damals, die eine unerfahrene Welt entzücken konnten, haben ihren Zauber verloren; heute sind sie nur noch ein Deckmantel schlecht verhüllter Leidenschaften und selbstsüchtiger Pläne. Der Vorhang ist gefallen, der einst, wie das verschleierte Bild zu Sais, den Götzen der Revolution verhüllte; ein häßliches Krokodil war es, gefräßig und vernichtend, wie Taine einmal sagt, das sie als die hohe himmlische Göttin verehrt hatten, weil sie es nicht kannten.

Frankreich hat alles versucht und als unbrauchbar wieder weggeworfen, Republik, Kaiserthum, constitutionelle Monarchie und wieder Republik, und wieder Kaiserthum und wieder Republik. Und in all diesen Formen hat es nichts anderes gethan, als daß es unter dem erborgten Namen der Volksrechte alle Leidenschaften entfesselt und den Schwachen dem Starken ausgeliefert hat, damit dieser ihn ausbeute.

Das revolutionäre Princip hat seine Schicksale erfüllt: es ist dort angekommen, durch die unwiderstehliche innere Consequenz getrieben, wo es, wie der Gott in der Mythe, seine eigenen Kinder verschlingt. Daher der tiefe, nur schwer verhaltene Groll, der die Besitzenden und Besitzlosen feindselig einander gegenüberstellt; der Arbeiter haßt nun den Bourgeois,

wie dieser ehedem den Aristokraten gehaßt hat, und noch viel mehr. Denn hier ist Hunger und Noth der starke Verbündete im Kampfe gegen die höheren Klassen, in denen der Arme nur zu gern jene sieht, die seinen Schweiß ausbeuten zur Mehrung ihres Kapitals, während er kaum sein Brod gewinnt.

Hier hat denn die heroische That des seligen Erzbischofs Affre, der, von einer Kugel getroffen, auf der Barrikade fiel, von wo aus er den Kämpfenden Frieden zugerufen hatte, eine tiefe, symbolische Bedeutung. Es muß der Clerus sich hingeben, ganz hinopfern, um das Volk zu retten, und der Palmzweig, der jenem vorgetragen ward im Barrikadenkampf, ist das Bild des geistigen Friedens, das das Priesterthum dem in seinem Innersten zerrissenen, sich selbst zerfleischenden Volke bringen soll. Der Glaube ist gut für das Volk, weil es unwissend ist, hieß es vordem. Heute kehren wir diesen Ausspruch um: Weil das Volk unwissend ist, darum hat es keinen Glauben. Wie sollte es auch diesen und den Unterricht, der es darin schützt, kräftigt, fördert, erlangen, wenn kein Sonntag für dasselbe ein Ruhetag ist, wenn, unter das Joch täglicher Arbeit gespannt, es kaum einige Tage im Jahre findet, an denen es dann in niederem Genusse Erholung sucht von der Geist und Leib aufreibenden Frohne im Dienste eines Arbeitgebers, der selbst wieder nicht stark genug ist, die verderblichen Gewohnheiten der modernen, liberalen Volkswirthschaft zu bekämpfen?

Hiermit ist denn auch dem Clerus in Paris seine Aufgabe vorgezeichnet: In den höheren Schichten der Gesellschaft Kampf gegen eine falsche Philosophie, wie sie zum Theil an der Universität herrscht, mit dem Schwerte der Wahrheit und christlichen Wissenschaft; Erhebung des niedern Volkes aus seiner moralischen und physischen Versunkenheit durch alle Mittel, wie sie trotz staatlicher Fesseln immer doch der Kirche in so reichem Maße zu Gebote stehen, durch Erziehungs-, Lehr- und Bewahranstalten, wodurch dem Uebel vorgebeugt und die Quellen für so

vieles Elend verschlossen werden, durch Aufbieten aller Hilfsquellen christlicher Barmherzigkeit in Rettung der Verlorenen, Besserung der Gefallenen, emsiger, aufopfernder Armen- und Krankenpflege.

Mit Recht ruft daher Guizot den Staatsmännern zu: ‚Ihr steht einer ungeheuren, aufgeregten Masse gegenüber. Ihr beklagt euch, daß euch die Mittel fehlen, auf sie einzuwirken, sie aufzuklären, sie zu leiten, zu beruhigen und in Schranken zu halten. Ihr beklagt euch, daß ihr kaum auf eine andere Weise mit ihr in Berührung kommt als durch Steuereinnehmer und Gendarmen, daß das Volk ohne Schutz den Vorspiegelungen und Lügen der Charlatane und Aufwiegler preisgegeben ist, daß es keine Belehrung, Mahnung und Warnung findet, deren es so nothwendig bedarf in seiner Verblendung und bei dem Andrange seiner Leidenschaften. Nun habt ihr überall, mitten in dieser Masse, Männer, die gerade den Beruf und die besondere Aufgabe haben, sie in ihren Ueberzeugungen zu leiten, in ihrem Elend zu trösten, ihnen das Gefühl der Pflicht einzuflößen, ihre Hoffnungen zu wecken; diese Männer sind es, die einen moralischen Einfluß üben, den ihr nirgends anderswo findet. Und ihr solltet euch sträuben gegen den Einfluß dieser Männer? Ihr wolltet euch nicht angelegentlichst bestreben, sie in ihrem Wirken zu unterstützen, sie, die euch bei dem eurigen so mächtig zu unterstützen vermögen gerade da, wohin so wenig euer Einfluß reicht, wo dagegen eure Feinde, die Feinde der socialen Ordnung hindringen und unaufhörlich alles untergraben? . . . Ich füge nur noch eines hinzu. Man verhandelt nicht mit großen moralischen Mächten wie mit bezahlten und unzuverlässigen Hilfstruppen; sie bestehen durch sich selbst. Man muß sie annehmen, wie sie sind, ohne Anspruch darauf zu machen, sie zu unterjochen, ohne ihnen beständig das ihnen Zustehende zu verkürzen oder zu bestreiten. Bemüht euch darum aufrichtig um diese Hilfe.‘

II. Der Clerus in Paris.

Revolution und Kirche. — Die Seelsorge in Paris; neue Kirchen; der Priester in und außer seinem Amt. — Die Predigt in Paris; Bossuet, Lacordaire, Ravignan, Deguerry. — Die Laien und der Clerus; Wissenschaft und Leben.

I.

Als der Sturm der Februar-Revolution in Paris losgebrochen war und zum dritten Mal der Aufruhr durch die Straßen der weiten Stadt tobte, da hatte in all diesen großen und erschütternden Ereignissen die Geistlichkeit auch keinen Augenblick das Walten einer höhern Macht verkannt, die zu Gericht saß über die Völker, und an den Kindern die Sünden der Väter heimsuchte, in den Höhen wie in den Tiefen der Gesellschaft. Aber sie vertraute, daß zum dritten Male die Kirche hindurchgehen werde, unversehrt und stark, sollte auch diese Bluttaufe noch schmerzlicher sein, als die erste war. Niemand ahnte, daß gerade von diesen verhängnißvollen Tagen an ein neuer Aufschwung aller kirchlichen Verhältnisse datiren würde. ‚Welches Schauspiel,‘ sprach jüngst P. Lavigne, der begeisterte Apostel des Bagno, ‚welches Schauspiel bietet uns nicht Frankreich dar! Vor einem Jahrhundert — was war Frankreich? Ein Leichnam ohne Leben, ein Leichenfeld, wie es einst der Prophet gesehen: Glaubst du, daß diese Gebeine wieder lebendig werden? O mein Gott, du allein weißt es! Hätte der Herr uns so gefragt, was hättet ihr, was hätten wir alle geantwortet? Und nun, was ist geschehen, was erblicken wir? Ein mächtiges Wort ist dahingefahren über die Häupter der Nation: „Dürre

Gebeine, höret das Wort des Herrn!" Sie haben das Wort begriffen, in Schaaren strömen die Völker zu dem heiligen Tempel, reihen sie sich um die katholische Kanzel. Seit einigen Jahren, meine Brüder — es ist wahrhaftig ein Wunder! — Was ist geschehen? — Das Wort des Herrn hat Odem gegeben und Leben denen, die nichts mehr waren als Leichen. „Ich will meinen Geist in euch senden, und ihr sollt leben!" [1] Und wir sind Zeugen allüberall von dieser Auferstehung, von diesem Hauche Gottes, der neubelebend über Frankreich ausgeht.'

Es ist die siegende Gewalt des Wortes Gottes, das so viel Großes und Segenvolles in Frankreich geschaffen, und nicht der Schutz irdischer Gewalthaber, nicht die Berechnung gewiegter Staatsmänner, nicht der gute Wille der Diplomaten; es ist die Gnade und Barmherzigkeit Gottes, welche die Pläne der Finsterniß vernichtet hat, und den Bösen selbst zwang, bauen zu helfen an seinem heiligen Hause. Und wäre diese Erkenntniß die einzige Errungenschaft, welche die neuere Zeit dem französischen Clerus gebracht, sie dürfte nie zu hoch angeschlagen werden. Die Thatsachen haben unwiderleglich bewiesen, was zu Anfang unseres Jahrhunderts tiefer blickende Geister ausgesprochen — freilich nicht ohne Beimischung gefährlicher Irrthümer —, daß die Kirche, über die Schwankungen politischer Systeme erhaben, nur in sich selbst ruhend und auf ihr göttliches Recht und den Schirm ihres Herrn und Meisters bauend, an innerer Kraft wie an Vertrauen und Wirksamkeit unter dem Volke viel mehr gewinnen müsse, als durch allzu bereitwillige Hingabe an den Schutz und den dadurch mehr oder weniger beengenden Einfluß von seiten des Staates. Waren ja doch durch eine solche Verquickung der Geschicke der Kirche mit den Interessen der jeweiligen Regierung jene beklagenswerthen vier gallicanischen Artikel möglich geworden,

[1] Ezech. 7, 35.

durch welche nach einem Ausspruche Fenelons die kirchliche Disciplin nicht wenig gelockert und unter dem falschen Namen ‚Freiheit‘ dem entschiedensten Servilismus der politischen Gewalt gegenüber das Wort geredet wurde. Als die Restauration in sich den Beruf zu erkennen glaubte, die katholische Religion in besonderer Weise als Stütze ihres schwankenden Thrones zu empfehlen, da hatte sie in den höheren wie in den niederen Schichten der Gesellschaft nur die alten, halbvergessenen Vorurtheile wieder geweckt, und die Zahl der Ostercommunionen zu Paris verminderte sich von Jahr zu Jahr, trotz der Bemühungen ‚königlicher‘ Missionäre und eines gallicanisch gesinnten Hofclerus. Erst de Maistre hatte den Muth, an dem vermeintlichen Palladium des hohen französischen Clerus zu rütteln, und ihn aufzufordern, ‚gewisse Vorurtheile, die er mit der Muttermilch eingesogen und die ihm zur andern Natur geworden sind, zu opfern‘.

Unter Louis Philipp wurden trotz allem Drucke, der sonst auf der Kirche lag, diese Bande gelockert, in welche der Gallicanismus sie geschlagen hatte. Der Bürgerkönig kümmerte sich ja überhaupt kaum um die Kirche; dadurch wurde es dieser möglich, ja sie wurde genöthigt, sich auf den ursprünglichen, eigentlichen Boden ihrer Thätigkeit zu stellen. Sie schloß sich, vom Monarchen weggestoßen, enger an Rom an, und von nun an kam ein neuer Lebenshauch in den Clerus; er besann sich, daß er zuerst katholisch, dann erst Franzose ist.

II.

‚Es ist ein schweres Amt,‘ sagt ein geistreicher französischer Schriftsteller, ‚das Amt eines Priesters in großen Städten. Und wenn er, zu heilen berufen, nicht unberührt bleibt von dem Gift der Krankheit, wer wollte den ersten Stein auf ihn werfen?‘ Da bedarf es denn einer starken Seele, die gestählt ist gegen den Zauber des Irdischen, der sie rings umgaukelt,

die alles der Welt läßt, ihre Reichthümer, ihre Genüsse, ihre Ehren und Auszeichnungen, die nichts anderes weiß, nichts kennt, nichts begehrt, als — Seelen. Auf den Plätzen, auf den Straßen, mitten im Gewühle der Menge, sie sieht nur Seelen, unsterbliche Seelen. Es bedarf enger Bande, die fest geschlungen immer den Priester an die Kirche knüpfen, ihn immer in lebendiger Verbindung mit ihrer Gnade und Weihekraft erhalten. Und dies ist's auch, was den Clerus der Hauptstadt auszeichnet, hoher Ernst der kirchlichen Zucht und strenges Halten aller canonischen Vorschriften für das priesterliche Leben, was allen, vom Oberhirten bis zum letzten Hilfspriester herab, einen bestimmten Charakter verleiht.

Einundvierzig [1] Pfarreien theilen unter sich die Seelsorge von Paris. Es sind dies sowohl eigentliche Pfarreien erster und zweiter Klasse, wie auch Succursalen, an denen unter der Oberaufsicht des Pfarrers mehr oder weniger Hilfspriester angestellt sind. Rechnen wir die Zahl der Einwohner von Paris in runder Summe zu einer Million (1851), so läßt sich nicht verkennen, daß trotz aller Bemühungen in neuerer Zeit die Zahl der Kirchen immer noch in einem schreienden Mißverhältnisse steht zur Bevölkerung, namentlich in den meistens von Arbeitern bewohnten Vorstädten. Mit der fast unglaublich rasch steigenden Einwohnerzahl, die durch die fortwährenden Bauten neuer Fabriken und großartiger Werkstätten für die nach allen Richtungen hin auslaufenden Eisenbahnen immer mehr von den älteren Stadttheilen sich entfernen, wächst eben auch ihre Entfernung von den zumeist im Innern der Stadt gelegenen Pfarrkirchen. Erst in neuerer Zeit (1851) sind zwei große Kirchenbauten unternommen worden, die beide noch nicht ganz vollendet sind, St. Vincent de Paul und St. Clotilde, jene im Basilikenstil, aber mit Hinzunahme moderner Formen, diese in

---

[1] Jetzt siebenzig.

ziemlich gutem gotischen Geschmack, dem man hier mit vieler Liebe sich zugewendet hat. Noch zweckmäßiger als dies und als die Restauration älterer Kirchen, die jedoch als Beweis sorgfältiger Pflege von Denkmälern der Vorzeit hier immer einen sehr wohlthätigen Eindruck auf uns machten, dürfte die Errichtung kleinerer Kapellen an verschiedenen Punkten der Vorstädte werden, was man hie und da schon ausgeführt hat; dadurch wird der arbeitenden Klasse der Besuch des Gottesdienstes erleichtert, und namentlich den zweimalhunderttausend Fremden, die hier wohnen, Gelegenheit geboten, das Wort Gottes in der Muttersprache zu hören, und in dem Priester einen Landsmann und väterlichen Freund zu finden.

Ich habe soeben von der Restauration verschiedener Kirchen gesprochen, weil hierin ein Geist sich ausspricht, welcher der gegenwärtigen Bevölkerung zur Ehre gereicht; mögen auch manche andere Gründe hier mitwirken, so ist dies doch ein Ausdruck der Hochachtung des religiösen Bedürfnisses, vielleicht auch der Sehnsucht, zurückzukehren nach den alten verlassenen Grundlagen des öffentlichen Lebens, der katholischen Kirche. Als das ausgezeichnetste ältere Monument, mit dessen Wiederherstellung man gegenwärtig (1851) beschäftigt ist, erschien mir die heilige Kapelle bei dem Justizpalast, durch Ludwig den Heiligen erbaut, um die aus dem Morgenlande herübergebrachte Dornenkrone des Herrn aufzubewahren und von der an der Südseite angebrachten Tribüne bei festlichen Gelegenheiten dem Volke zu zeigen. Der ganze Ernst des Mittelalters, seine Glaubenstiefe und innige Mystik durchweht die hohe Wölbung, von schlank aufsteigenden Säulenbündeln getragen. ‚Wir haben viel gesündigt,‘ sprach der von Alter gebeugte Aufseher, als er mich in die Kapelle geleitete, ‚und darum schickt uns Gott so schwere Heimsuchungen.‘ Er zeigte mir die Plätze, von denen aus Ludwig XI. und Königin Blanca dem Gottesdienste beiwohnten. Es muthet uns dies hier um

so freudiger an, als gerade in Frankreich alle Erinnerungen an die Vorzeit im Volke fast völlig erloschen sind. Für die meisten existirt Frankreich erst seit der Revolution und Napoleon I., unter dem die Nation sich mit Ruhm bedeckte; was weiter zurückliegt, betrachtet der französische Arbeiter und Landmann als eine Zeit der Barbarei und unerträglichen dynastischen Druckes. Vielleicht ist es derselbe Gedanke, aus dem der Plan zur Restauration stammt, seinen Urhebern selbst nicht ganz klar bewußt; sie müssen sühnen eine alte, schwere Schuld. Seit Frankreich seine Hände frevelnd gelegt an die vielen Heiligthümer, die seit Jahrhunderten der Glaube des Volkes verehrt hatte, seit das Blut der Gesalbten des Herrn an den Stufen der Altäre geflossen, und der Greuel der Verwüstung hineingetragen ward in die heilige Stätte unter dem Geheul einer von Blutdurst und Sinnenlust berauschten Menge, seitdem ist der Segen von Frankreich gewichen. Es ist ein Geist der Zerstörung und des Verderbens in dieses Volk gefahren, der es treibt zum tollen, gottlosen Spiel, wie in einem beständigen Kreise, bis zur Selbstvernichtung. Sie haben viel berathschlagt und auf Heilung gesonnen, in den Cabinetten und auf den Barrikaden, in den Kammern und auf den Gassen, sie haben Heilmittel verschrieben mit der Feder und mit dem Degen und blutige Proben angestellt — es ist umsonst. Nur in der Kirche ist Heil, sie ist die Lebenswurzel der Staaten.

Die Kirche aber wirkt das Heil, rettet, heilt und bewahrt vor allem durch ihren Clerus. Es war ja auch immer der Clerus, aus dessen Mitte wie das Heil, so auch das Verderben der Nationen ausging. Priester hatten durch den Verfall der kirchlichen Disciplin, durch Ignoranz und Zuchtlosigkeit die Reformation vorbereitet, Priester haben, gegen die Kirche sich auflehnend, die Spaltung hervorgerufen, und wieder waren es Priester, die sie befestigten. Auch in Frankreich waren Priester nicht frei von Schuld an der ersten Revolution und all den

unseligen Folgen, die seitdem mit jedem Tage die Existenz jeder Regierung in Frage stellen und ein geordnetes Staatsleben fast nur noch durch Aufbieten der äußersten materiellen Macht als möglich erscheinen lassen. Namentlich der hohe französische Clerus hatte sich nicht immer frei zu erhalten gewußt von dem Verderben, das vom Hofe Ludwigs XIV. und seiner Nachfolger ausging; die mit Gunst und Ehrenämtern überhäuften Hofbischöfe fühlten keinen Beruf mehr, dem Laster auf dem Throne und in dessen nächster Umgebung mit apostolischem Freimuthe entgegenzutreten. Es gibt zu denken, wenn wir erfahren, daß im Jahre 1789 unter einhundertdreißig Bischöfen nur vier bürgerlicher Herkunft waren; der Adel aber, zur politischen Bedeutungslosigkeit herabgesunken, finanziell großentheils und auch moralisch ruinirt, ohne ernste Beschäftigung auf die Gnade des Königs wartend, der seine jüngeren Söhne mit Abteien und reichen Pfründen ausstattete, hatte auch auf den höhern Clerus seinen verderblichen Einfluß ausgeübt. Wohl waren die Pfarrer auch damals gut, wie jetzt, zum Theil vortrefflich; aber in bitterer Armuth hatte sich ihrer ein Gefühl des Mißtrauens und der Abneigung gegen ihre Oberhirten bemächtigt.

Bekanntlich hatte das Volk in der Februar-Revolution nach Erstürmung der Tuilerien ein dort gefundenes Crucifix im Triumphzuge nach einer nahe gelegenen Kirche getragen unter dem Rufe: ‚Dieser allein ist unser Herr!‘ Man mag diesen Vorgang verschieden beurtheilen, jedenfalls enthüllt er uns den eigenthümlichen Charakter der Februar-Revolution, wodurch sich diese von den beiden vorausgegangenen unterschied. Mit den Gedärmen des letzten Priesters wollten ihrer Zeit die Männer des Bergs den letzten König erdrosseln; und als im Jahre 1830 der lang verhaltene Groll zur hellen Lohe aufflammte, wurden Kirchen zerstört, Klöster geplündert, Priester mißhandelt, die aufgerichteten Missionskreuze unter Spott und

Hohn niedergerissen, und noch Aergeres wäre vielleicht geschehen, hätten nicht die Besonneneren alsbald Louis Philipp auf den Thron erhoben.

Dieser, der Bürgerkönig, der seinen Thron auf den Flugsand der Pariser Volksgunst gebaut, und, den Regenschirm unter dem Arm, rechts und links die Hände drückend, unter der Bourgeoisie lustwandelte, war nichts weniger als gewillt, der Kirche direct irgendwelche Begünstigung zu gewähren, eben aus Furcht, bei den Nachkommen Voltaire's von seiner Popularität zu verlieren; gerade die unter seiner Regierung erlassenen Gesetze traten dem Aufkommen von Congregationen und der Freiheit des Unterrichts insbesondere hemmend entgegen. Ist es ja doch immer die schlechte und kurzsichtige Taktik aller Regierungen, den ‚Clericalismus' als Gegenstand des Hasses dem Volke vorzustellen, um alle ihnen feindlichen Bewegungen von sich ab- und auf diesen hinzulenken. Montalembert, Lacordaire, Dupanloup, Ozanam begannen den Kampf für die Freiheit des Unterrichtes; als man sie anklagte, weil sie Kinder lesen und schreiben gelehrt hatten, mußte die Regierung nachgeben, wollte sie sich nicht vor aller Welt lächerlich machen.

Ein Zweifaches aber war es, wodurch auch er sich den Dank der Kirche verdiente: Reinigung des öffentlichen Lebens von allem, was an öffentlichen Plätzen und Vergnügungsorten die Moral verletzte, was selbst die Restauration nicht auszuführen sich getraut hatte, und dann besonders, neben der ausgezeichneten Frömmigkeit der königlichen Frauen, seine fast immer glückliche Wahl der Personen bei der Besetzung erledigter Bisthümer.

Auch in Bezug auf ihre materiellen Hilfsquellen hatte die Kirche wenig von der Regierung zu erwarten. Zwar wurde nach Herstellung der Religion und Regelung der kirchlichen Verhältnisse durch Napoleon eine bestimmte Dotation der Bisthümer, Pfarreien und Seminarien ausgesprochen, welche durch

die Revolution alles verloren hatten; allein dies war und blieb so wenig und so unzureichend, daß die Kirche in dieser Hinsicht großentheils auf sich selbst angewiesen ist, auf Sammlungen, freiwillige Gaben der Gläubigen, Vermiethung der Kirchenstühle; letzteres machte immer auf mich einen peinlichen Eindruck, wiewohl das Benützungsrecht bloß für die Dauer des Gottesdienstes besteht und nicht ein ausschließliches ist, und die ganze Maßregel durch die Armuth der Kirchen entschuldigt werden muß. Was sonach der hiesige Clerus Großes geleistet hat, der Umschwung in den Gemüthern, der mehr und mehr, besonders seit der Februar-Revolution, sichtbar hervortritt, das ist durch die Gnade Gottes und seine ihm innewohnende Lebenskraft geschehen. —

Treten wir ein in eine der vielen Kirchen von Paris; es ist eben das Hochamt. Mit großer Pünktlichkeit und Präcision findet der Gottesdienst statt; die Priester erscheinen in ernster, würdiger Haltung, jede Bewegung ist genau nach der Regel; da erfahren wir den tiefen, großartigen Eindruck des katholischen Cultus. Da ist keine Eilfertigkeit, keine Vernachlässigung der Formen; wenn wir irgend etwas zu tadeln finden, so ist es vielleicht ein zu starkes Betonen der Form, was leicht zur Manier wird, ein Fehler, welcher der französischen Nation überhaupt nahe liegt.

Aber auch außer der Kirche hat die Erscheinung des französischen Geistlichen ein durchaus bestimmtes Gepräge. In der Kleidung, in Haltung, in allem spricht sich ein Geist der Gleichförmigkeit und Gesetzlichkeit aus. Unwillkürlich drängte sich mir da oft, wenn ich auf meinen Wanderungen durch die Stadt Priestern begegnete, die Erinnerung an eine der schönsten Exercitienbetrachtungen auf, jene von den beiden Heerbannern. Der Priester ist Streiter für die heilige Sache Gottes, und Entsagung, Demuth, Opfer sind seine Waffen. Hier in Paris verstand ich erst recht den tiefen Sinn dieser Symbolik,

hier, wo die Welt in ihrer reizendsten Gestalt vor unsere Seele tritt und ihr Sirenenlied so bald das Herz berauscht, daß es taumelnd wie ein Trunkener in den tiefen Abgrund stürzt. Und der französische Clerus schien mir da so recht die Idee einer Militia spiritualis zu verwirklichen. Schon von alters her trägt der französische Nationalcharakter einen ausgeprägten Zug von Ritterlichkeit und hingebendem Muthe, und ist darum ebenso, wie einst zum Vorkämpfer der Kreuzfahrer und Ritter ohne Furcht und Tadel, auch zum Bastillenstürmer und Helden auf der Barricade befähigt. Die schönen Eigenschaften der französischen Nation: Muth, Genügsamkeit, Arbeitsamkeit, verständiger Sinn und praktische Lebensweisheit, mußten darum unter der Erziehung und Leitung durch die Kirche den heranwachsenden Clerus zu einem enggeschlossenen, durch Selbstverläugnung, Opferwilligkeit, Gehorsam, Glaubenskraft und strenge Sittlichkeit starken Heere von Streitern bilden.

Einen Vorwurf macht man ihm, vielleicht nicht immer mit Unrecht, den übertriebener Strenge. Es sind dies Spuren des jansenistischen Geistes, dieser eiskalten, harten, lieblosen Secte; es beruht dies aber auch zum Theil auf dem Charakter der Nation. Der Franzose legt mehr Nachdruck auf die Form, als wir Deutsche; er hat eben nichts, wenn er es nicht in der entsprechenden Form besitzt. Seine Sprache, so bestimmt, geglättet, präcis, hat für jeden Gedanken die entsprechende Formel bereit, und die tiefsten Ideen haben keinen Werth, wenn der Verfasser sie nicht in eine schöne, klare, durchsichtige Sprache zu kleiden versteht. Unter der Hand des Meisters wird dann aber auch die Sprache wie fein geschliffener Stahl, so scharf und so glänzend. Während der Deutsche ein reiches inneres Leben in sich trägt, und Mühe hat, es nach außen zu offenbaren, weiß der Franzose allem, was er denkt, will, treibt, eine bestimmte Form zu geben. Dieß gilt darum auch von seiner Religion. Entweder hat er gar keine, oder er hat sie

zugleich mit der ihr adäquaten Form, der Kirche. Ein katholisches Leben mit Vernachlässigung seiner ihm eigenthümlichen Gebote, Vorschriften und Uebungen, ein Wählen zwischen dem, was zusagt oder nicht zusagt, ist eher eine Versuchung für den Deutschen, in welchem die Subjectivität stärker ausgeprägt hervortritt und durch den Protestantismus in ungleich höherem Grade entwickelt worden ist.

Ich hatte Gelegenheit, viele Priester näher kennen zu lernen; fast immer fand ich in ihnen Männer von sicherem Takt und guten Formen, durch die zugleich eine gewisse Bestimmtheit und Festigkeit der Ueberzeugung sich geltend machte. Der Clerus ist eben geschult; ich weiß keinen bessern Ausdruck, um dieses Etwas zu bezeichnen, das allen gemeinsam ist. Es ist wahr, dem französischen Clerus ist in Bezug auf seine äußere Erscheinung und seinen Verkehr mit der Welt weniger erlaubt, als dies in Deutschland und noch mehr in Italien der Fall ist. Es war eine Zeit, da das öffentliche Leben und die öffentliche Sitte in Paris fast heidnisch geworden waren, und der Priester es kaum wagen konnte, im priesterlichen Gewande auf der Straße zu erscheinen. Dies ist allerdings in letzterer Zeit anders geworden; aber noch ist die sociale Welt in Frankreich tief zerrissen und von den mit Wuth sich hassenden Parteien in steter Aufregung gehalten, noch hat das christliche Princip die ihm gebührende Stellung im öffentlichen Leben nicht errungen; der Clerus kann darum unmöglich so unbefangen im gesellschaftlichen Leben sich bewegen, ohne täglich mit seiner eigenen Ueberzeugung und Pflicht in Conflict zu kommen, wie in jenen Ländern, wo die christlichen Ideen noch die Gesellschaft beherrschen, was wenigstens von manchen Gebietstheilen unseres Vaterlandes gilt. Hier ist es denn dringend geboten, in Zurückgezogenheit von dem lauten Markt das Salz der Erde zu bewahren, daß es seine Kraft nicht verliere und nicht zertreten werde auf der großen Heerstraße, auf der Jude und Samariter,

Heiden und Gotteslästerer sich drängen. Wer die Wahrheit sucht und Frieden für seine Seele, der findet sie immer dargeboten, vor allem in der Predigt.

III.

Die Kunst der Rede ist so recht eine französische Kunst. Man hat gesagt, nur dann werde ein Gedanke wahrhaft Gemeingut, wenn ein Schriftsteller von Geist sich seiner bemächtigt und ihm den entsprechenden Ausdruck gibt. Das haben die Franzosen verstanden, darin liegt der Grund für die Ueberlegenheit, die weite Ausbreitung, den mächtigen Einfluß ihrer Literatur. Ohne Zweifel haben die anderen Nationen Prediger, die an Wissenschaft, Geist, Belesenheit den Franzosen nicht nachstehen, sie sogar übertreffen; und dennoch galt Jahrhunderte lang die französische Kanzelberedsamkeit als die erste, fast als die einzige in Europa, und alles glaubte nach ihr sich bilden zu müssen. Es war ein glücklicher Geschmack, der sie leitete; lesen wir Bossuet, Massillon und andere, da ist nichts gemein, alltäglich; kein unverständliches Dunkel, kein übertriebenes Pathos, kaum ein unpassendes Bild; der Plan klar, durchsichtig, die Sprache rein, edel, oft erhaben. Man vergleiche Segneri damit; augenblicklich wird man fühlen, wie tief er in formeller Beziehung unter ihnen steht. Wer darum die Predigt nicht hören mochte wegen ihres Inhaltes, der hörte sie als ein Meisterwerk des Geschmackes, der Sprache, des Vortrages. So war es zur Zeit Bossuet's.

‚Versetzen wir uns im Geiste in die königliche Kapelle von Versailles; welche Bewunderung und zugleich welch ein Schmerz ergreift uns, wenn wir hier den größten aller Redner vor uns sehen und sein Wort hören, gerichtet an den größten aller Könige, umgeben von seinem Hofe, so glänzend und fein gebildet, wie kein zweiter mehr! Wir erblicken die imposante Majestät der Erscheinung dieses Redners mit seinen weißen

Haaren und dem unermeßlichen Ruhme, wo das Talent sich verbindet mit der Würde eines bischöflichen Amtes und das Amt gehoben ist durch den Glanz des Talentes — einen Turenne und Condé, einen Racine und Corneille, La Bruyère und Boileau mit jener ganzen Schaar von Helden und Schriftstellern unter seinen Zuhörern, die mit der Ehrfurcht vor der Religion eine nicht minder große Hochachtung vor ihrem Diener und Prediger empfanden. Große, erhabene Erinnerungen! Ein Jahrhundert, welches mit größerem Recht das Jahrhundert der Aufklärung sich nennen durfte! Glücklich jene, die Zeugen sein konnten von so viel Glanz und Größe!‘ Es sind dies die Worte des verdienten M. de Boulogne in seinem ‚Discours sur la Décadence de l'Éloquence de la Chaire‘, in dem nebst Cardinal Maury, welcher in seinem ‚Essai sur l'Éloquence de la Chaire‘ die Traditionen der vergangenen glorreichen Tage bewahrte, der Geist der alten französischen Beredsamkeit seinen letzten Aufschwung genommen hatte. Streifen wir auch von seinen Worten ab, was das Selbstgefühl der Nation ihn sprechen ließ, so bleibt doch dies als unbestreitbare Thatsache, daß die französische Kanzelberedsamkeit einen Lichtpunkt bezeichnet in dem Bildungsgang dieses Volkes und ihre Werke zu dem Ausgezeichnetsten gehören, was die Literaturgeschichte aufzuweisen hat, ein Vorzug, um den wir die Franzosen zu beneiden alle Ursache haben. Die großen Prediger Frankreichs, ein Bossuet, Fléchier, Bourdaloue und besonders Massillon durch sein ‚Petit-Carême‘ sind zur Stunde noch Muster des Stils und werden den ersten Classikern der Nation zugezählt.

Am Schlusse seiner Abhandlung, da er, wie niedergedrückt unter den schweren Heimsuchungen, welche über die Kirche von Frankreich gekommen sind, seine Feder niederlegt, bricht Maury in die schwermüthige Klage aus: ‚Doch wozu alle diese Bemerkungen, die ich hier einem der größten Redner unserer

Nation entnehme? Wo sind die Nachfolger jener großen Männer, wo sind ihre Schüler, bestimmt zum erhabenen Dienste des Wortes? Unsere Kanzeln sind verstummt; fast alle unsere Seminarien stehen verödet und trauern. Die Generation, welche noch einige Reste der alten Größe bewahrt hatte, ist vorübergegangen und hinabgestiegen in die Nacht des Grabes!' ‚Ja,' klagt Boulogne, ‚die erhabene Kunst eines Chrysostomus, eines Bossuet geht unter, und die Prediger müssen nun zu sich selbst jenes erschütternde Wort sprechen, das sie so oft auf der christlichen Kanzel wiederholten: Consummatum est! — alles ist vorüber! Das ist das Schicksal aller menschlichen Dinge. Alles endet, alles stirbt, alles geht vorüber mit dem Strome der Zeit, alles geht unter.'

Was diese Männer nicht mehr hofften, nicht mehr ahnten, ist geschehen. Der lebendige Strom katholischer Glaubenskraft, die das Herz glühend und die Zunge beredt macht, hat in der neuen Zeit ein neues Bett sich gegraben. Wie müßten sie, die ihrer Zeit unerschüttert standen unter den Stürmen der blutigen Revolution wie ein Fels in der Brandung, mit freudigem Staunen von den Triumphen hören, welche die heilige Beredsamkeit in Frankreich mit jedem Tage erringt! Wohl ist es nicht mehr die alte classische Form, bestimmt, am Hofe zu erscheinen und auch das feinste Ohr des Akademikers nicht zu verletzen, denn der neue Wein läßt sich nicht in die alten Schläuche gießen; aber es ist dieselbe unwiderstehliche Gewalt wie ehedem, welche die Sophismen einer falschen Philosophie vernichtet und die unbeugsamen Herzen zermalmt. —

Es ist Sonntag. Wir eilen nach Notre-Dame, dem alten, ehrwürdigen Dome, der, unerschüttert und unbewegt auf seinen tiefen Fundamenten ruhend, Millionen und Millionen um sich her kommen und wieder verschwinden sah. Von allen Brücken herüber, die Quais herauf und herab strömt die Menge herbei, mehr und mehr füllen sich die weiten Räume. Es ist die Elite

der Pariser Männerwelt, die sich um die Kanzel sammelt. Studirende, Gelehrte, junge Helden, die ihr Ordensband in Algier verdient haben, ergraute Veteranen der alten Armee, Gläubige und Ungläubige, Philosophen und Zweifler. Sie haben Rousseau und Voltaire, Shakespeare und Molière, Michelet und Chateaubriand gelesen; dort kniet einer in Andacht, sein Blick wendet sich kaum hinweg von dem Gebutbuch in seiner Hand, dort folgt ein anderer im ‚Journal des Débats' mit Eifer dem Gange der gestrigen Kammerverhandlungen, den Rücken dem Altare zugekehrt. Kaum faßt das Schiff der Kirche dieses so bunte, aus den verschiedensten und widersprechendsten Elementen zusammengesetzte Auditorium. Noch erscheint niemand auf der Kanzel; wir haben Zeit zu manch ernster Betrachtung, Hier stand einst die erhabene Gestalt Bossuet's, vor ihm das Jahrhundert Ludwigs XIV.; hier ertönte zum letztenmale der majestätische Klang seiner Stimme am Sarge seines Freundes, des großen Condé. ‚Statt den Tod anderer zu beweinen,' war das Wort des greisen Bischofs, ‚will ich nun mich vorbereiten auf meine eigene letzte Stunde, und für meine Heerde bewahren den Rest einer Stimme, die verfällt, und eines Feuers, das erlöscht.'[1] — Und mit ihm stieg die französische Kirche herab von der erhabenen Höhe, von der aus sie das öffentliche Leben beherrscht hatte, König und Hof und Adel und die ganze alte Welt in Frankreich — der Abend war da, die Lebensflamme des Glaubens am Erlöschen, und die Philosophie schickte sich an, der alternden Gesellschaft das Grab zu graben. —

Lacordaire erscheint — es ist kein Bischof mit dem Aplomb des Weltmannes — kein Hofredner mit weißen Haaren, des Ruhmes gewiß. Aber auch die Welt ist eine andere geworden. Bossuet wäre ein Fremdling, wenn er in

---

[1] Oraison funèbre de Louis de Bourbon, prince de Condé.

ihr erschiene. Ein schlichter Mönch im weißen Gewand des Dominikaners tritt hinauf; auf dem feinen, leicht gerötheten Angesicht liegt die Kraft und Frische rein bewahrter Jugend mit der Reife des Mannes gepaart und dem Ernst eines der Betrachtung und dem Gebete gewidmeten Lebens. Was wird er sprechen zu diesen Sechstausend? Es sind viele unter ihnen, die glauben, aber noch viel mehr, die noch nicht glauben können — die Schüler Voltaire's unter den Söhnen der Kreuzfahrer. Alle Blicke wenden sich zu ihm hin — es wird stille.

Der Prediger beginnt; kaum verstehen wir einige Worte — uns scheint es, als fürchte er seine Zuhörer, so voll Unglaube und Kritik, Zweifel und Tadelsucht. Noch sind seine Augen gesenkt; ruhig und einfach leitet er sein Thema ein, mit einer Sicherheit, als wäre jeder Widerspruch unmöglich. Aber nun strömt immer stärker und gewaltiger die Rede, sein Blick schweift wie gebietend über die Tausende hin, eine tiefe Glut blitzt aus seinen Augen. Der Mensch ist vergessen, verschwunden, der Priester allein erscheint; wie ein Adler schwebt er über den Geistern, alles zieht er zu sich hin, reißt er mit sich fort zu den erhabenen Höhen seiner großen, weite Gebiete umfassenden Gottes- und Weltanschauung. Eine Bewegung entsteht unter der lautlosen Menge — ein leises Geflüster der Bewunderung, des Beifalls, der Befriedigung, des innigsten Dankes. Es war der Höhepunkt seiner Rede — er bemerkt den Erfolg — er vergißt das Lob, er überläßt dies den Advocaten, Professoren, Kammerrednern. Er will den Sieg nicht für sich; er will die Herzen überwinden, fesseln durch die Macht des Wortes und gefangen in den Banden der Wahrheit ihrem Herrn und Erlöser zuführen. Sein Herz thut sich auf, seine Arme breiten sich aus, seine Stimme wird weich, sanft, bittend — er wird demüthig und flehend, und seine Geberden, die soeben noch mit mächtiger Kraft das Audi-

torium beherrschten, lassen allmählich wieder den armen Mönch erscheinen, der sie anfleht, Barmherzigkeit zu haben mit ihren eigenen Seelen. —

Ich enthalte mich eines eingehenden Urtheils über den Werth seiner Conferenzreden, da diese in Deutschland hinlänglich gekannt und verbreitet sind. Im Privatleben ist Lacordaire einfach, anspruchslos, voll Milde und Herablassung, seine Züge sind fein, ohne eigentlich schön zu sein, seine ganze Erscheinung edel und priesterlich, sein Angesicht wie verklärt durch die Begeisterung für die große Sache Gottes, der er sein Leben und seine Kraft geweiht hat. Es schien ihn zu freuen, als ich ihm von der Aufmerksamkeit erzählte, die seine Reden in Deutschland gefunden haben; es ist viel Demuth in seinem ganzen Wesen, aber eine Demuth, die, durch Uebung und Selbstüberwindung errungen, nun Gewohnheit wohl, aber nicht Naturanlage ist. Ich habe nur selten unter dem französischen Clerus eine so anmuthende Persönlichkeit getroffen, wie ihn, und die Augenblicke, die ich bei ihm zubrachte, werden immer zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens gehören.

Heinrich Lacordaire ist der Sohn eines Arztes, geboren zu Anfang dieses Jahrhunderts zu Dijon. Ausgestattet mit den schönsten Geistesgaben, ging der vielversprechende Jüngling zu dem Studium der Rechte über. Noch als Schüler hatte er Zutritt in eine Gesellschaft ausgezeichneter, vom besten Geiste beseelter Männer, deren Einfluß nicht ohne Rückwirkung blieb auf die spätere Richtung des strebsamen Jünglings. In seinem zwanzigsten Jahre ward er in den Advokatenstand aufgenommen und reiste nach Paris, wo er, unberührt von dem geräuschvollen, sinnverwirrenden Treiben der Hauptstadt, seinen Studien lebte. Sein Geist war noch nicht für die christliche Wahrheit gewonnen, aber sein Leben war rein und unbefleckt; darum konnte die Gnade Gottes mit ihrem hellen Schein hinabdringen bis auf den Grund seiner Seele, die Strahlen der ewigen

Wahrheit waren nicht, wie in den Gemüthern so vieler seiner Genossen, gebrochen von den wüsten, trüben Nebeln der Sinnlichkeit. Die fromme Erziehung, die er von seiner gläubigen Mutter empfangen hatte, der Verkehr mit christlich gesinnten, hochgebildeten Freunden und das eigene ernste Streben unterstützten ihn in diesem innern Kampfe; die Gnade siegte, er fand die Wahrheit und ward selig in ihr.

Doch das war dem Neubekehrten nicht genug. Ihn, der den Schmerz des Geistes, welcher Gott nicht kennt, selbst erfahren hatte, drängte es nun, das ihm gewordene Heil der Welt zu verkünden. In seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre opferte Lacordaire großmüthig alles das, was die Welt Lebensglück nennt, und trat in das Priesterseminar von St. Sulpice ein. Zum Priester geweiht, ward er Hauskaplan bei den Schwestern von der Heimsuchung und später Religionslehrer am Collegium Henri IV. Nach der Juli-Revolution gründete er mit Montalembert, de Lamennais und einem Kreise gleichgesinnter Freunde das bekannte Blatt ‚L'Avenir', welches dem Neubau der Kirche auf politisch-demokratischen Principien als dem alleinigen Heile für die Zukunft mit glühender Beredsamkeit und glänzender Sprache das Wort redete. Lacordaire's Absichten waren rein, seine große Liebe zur Kirche konnte ihn darum nur auf einige Augenblicke zu Verirrungen hinreißen.

Zu Rom, wohin er mit Montalembert und de Lamennais zur Rechtfertigung ihres Systemes sich begeben hatte, lag er auf seinen Knieen vor dem Grabe des Apostels, und hier fiel der Schleier von seinen Augen. Die Encyklika des Papstes vom 15. August 1832 trennte ihn für immer von Lamennais. Es war ein schwerer Schritt für ihn; noch hatte er einige Wochen mit ihm, dem hochverehrten Lehrer, zu La Chesnaie zugebracht; aber er konnte sich nun nicht mehr verhehlen, daß ihre Wege geschieden waren. Lacordaire hatte nicht den Muth, persönlich vor Lamennais hinzutreten, um von ihm Abschied

zu nehmen; so groß war immer noch der überwältigende Einfluß, den dieser Mann auf seine Umgebung übte. Am 11. December desselben Jahres verließ er ihn, in der Stille des Abends; ein Brief, den er an ihn schrieb, spricht ebenso den Ernst seiner Demuth, seine Anhänglichkeit an Rom, wie seinen Seelenschmerz aus, da er den hochverehrten Meister verlassen muß, der nun dem Abgrunde zueilt. In Lamennais' Seele war von nun an nur noch eine Leidenschaft: glühender, unversöhnlicher Haß gegen Rom und das Königthum; seine ‚Paroles d'un Croyant' sind der schauerliche Ruf zum Kampfe gegen Christenthum, Kirche und Papst aus dem Munde eines hochbegabten, tief gefallenen Engels, ein mit hinreißendem, dämonischem Zauber geschriebenes Evangelium der Revolution, von L. Börne alsbald mit großer Kunst übersetzt, das wie ein feuriger Trank die Völker berauschte. Im Jahre 1834 veröffentlichte Lacordaire seine Schrift: ‚Considérations sur le Système philosophique de Mr. Lamennais'. ‚Der Priester', schreibt er darin, ‚wird sich nicht den unfruchtbaren Streitigkeiten seiner Zeit hingeben; er betet für die Gegenwart und für die Zukunft. Durch Liebe lindert er die schweren Leiden seiner Zeit; erfüllt von Mitleid und Hoffnung, gießt er das heilige und heilende Wort auf die schmerzenden Wunden, das alle stärkt.' Ein anderes Mal schreibt er an einen Freund ein bemerkenswerthes Wort über Lamennais. ‚Rom ist von allen Seiten von Feinden umringt; auch Lamennais hat es gelästert; das ist das Verbrechen des Cham, ein Verbrechen, welches das größte ist nach dem Gottesmord, und am schwersten und offenbarsten gestraft wird. Wehe denen, welche die Kirche bekämpfen; wehe denen, welche die Nachfolger der Apostel lästern! Die Kirche wird siegen, und Lamennais wird den unaufhaltsamen Siegeszug der Wahrheit nicht aufhalten, ja durch seinen Fall wird er ihn nur noch beschleunigen.'

Lacordaire hatte seinen Beruf erkannt; wie wenigen war ihm die Macht des Wortes gegeben, ihm weihte er nun sein Leben, und seit dem Jahre 1835 bis zum Jahre 1851 hat er, kurze Unterbrechungen abgerechnet, die Blüte der Nation um seine Kanzel in Notre-Dame versammelt. Im Jahre 1838 war er zu Rom in den Predigerorden getreten, mit dem bestimmten Plane, denselben in erneuerter Gestalt nach Frankreich zu verpflanzen, und eine Schule für geistliche Beredsamkeit daselbst zu gründen [1].

Aus dem stillen Ordenshause der Dominikaner, welches in seiner ganzen innern Einrichtung und strengen Regel das Gepräge eines von innen heraus sich erneuenden Institutes trägt, gehen wir nach einem zweiten Kloster, um einen andern, nicht minder einflußreichen und begabten Prediger kennen zu lernen. Ein schweigsamer Portier führt uns in das Vorzimmer. Ein Tisch, auf dem einige Bücher liegen, mehrere Stühle von geflochtenem Stroh, ein paar Lithographien an der Wand bilden die ganze Ausstattung dieses sehr rein gehaltenen Zimmers, wo bereits ziemlich viele Personen geistlichen und weltlichen Standes warten, und die abgehenden immer durch neu ankommende ersetzt werden. Nachdem die Reihe an mich gekommen, trat ich ein. Eine arme, niedrige Zelle ist die Wohnung des Obern, des berühmten Redners P. Xavier de Ravignan. Beide, Ravignan und Lacordaire, traten erst in späteren Jahren in das Priesterthum und den Ordensstand, beide ausgezeichnet durch hervorragendes Rednertalent, beide voll von Geist, Wärme, Feuer und großen Ideen — und doch wie in ihrer äußern Erscheinung, so auch in den Schöpfungen ihres Geistes so verschiedene Charaktere!

P. Ravignan ist von schlanker Gestalt und zartem Gliederbau, sein Angesicht bleich, seine Haltung etwas gebeugt —

[1] Lacordaire starb im J. 1861.

die unglaublichen Arbeiten haben seine Kraft erschöpft, er scheint nur noch vom Geiste zu leben, der aus den großen, dunkeln, seelenvollen Augen leuchtet. Er ist der große Ascet unter den Predigern, der in der Einsamkeit der Exercitien über Tod und Ewigkeit meditirt, und nur zurückkehrt in die Welt, deren Nichtigkeit und Elend er wie keiner kennt, um mit aller Kraft seines Genius, allem Feuer seiner großen Seele die Verlorenen zu retten, die Betrogenen loszureißen aus den Fesseln des Wahnes, der Lüge und der Sünde, und wieder hinzulegen an das Herz ihres Gottes. ‚Die Liebe Christi drängt uns' — dieses Wort des Apostels würde ich als den bezeichnenden Ausdruck seines ganzen Wesens über das Brustbild dieses edlen Priesters schreiben. Seine Sprache im vertraulichen Umgange ist mild, wohlwollend, herzlich; aber wir fühlen es durch, es liegt ein großer Schmerz in seiner Seele, er trägt immerfort eine große Trauer in seiner Brust, die Trauer der Kinder Gottes, den Schmerz der Heiligen über so viel geistliches Elend und Verderben rings um sie her.

Ravignan ist kein Prediger, der ein vorher mühsam und sorgfältig ausgearbeitetes Concept vorträgt. Es ist der Drang seines innern Lebens, das sich einen Ausweg sucht, es ist seine ganze Seele mit all ihrer tiefen Trauer, ihrer Wehmuth, ihrem Schmerz und ihrer Liebe, die er im begeisterten Worte ausgießt. Seine Predigt ist nicht gemacht, sie ist *er selbst* mit der ganzen Tiefe seines Geistes, mit der ganzen Macht großer Gedanken, mit dem Reichthume seiner inneren Erfahrungen und Erlebnisse, mit der Glut seines gotterfüllten, liebenden Herzens. Wir finden es darum ganz erklärlich, warum er nur selten und mit Widerstreben die Veröffentlichung seiner Predigten gestattet. Die Hauptgedanken seiner Vorträge sind häufig nur hingeworfen, in kurzen Sätzen mehr angedeutet als entwickelt; immer sind es die großen, ewigen Wahrheiten, die er, wie Bossuet, im Hintergrunde erscheinen läßt, die den tiefernsten,

ergreifenden Grundton bilden, der durch alle seine Reden hindurchgeht und ihnen die besondere Weihe des Erhabenen verleiht. Seine Bilder sind weniger häufig, aber dann prachtvoll, kühn, großartig, mit wenigen Zügen entworfen. Der äußere Vortrag ist lebhaft, warm, nicht selten leidenschaftlich; er erscheint wie übermannt von der Wucht der Gedanken, die in ihm sich drängen; die innere Bewegung reißt ihn fort, das Feuer seiner Augen, alle Nerven und Muskeln seines fein organisirten Körpers gewinnen dann eine Beredsamkeit, die auch den Kältesten überwältigt.

Es ist mir unbegreiflich, wie P. Ravignan bei einer so aufreibenden Wirksamkeit, wie die seine war, so viele Jahre lang thätig sein konnte [1]. Außer seinen Conferenzen und anderen Predigten leitet er sehr häufig die geistlichen Uebungen in den verschiedenen religiösen Häusern und Erziehungsanstalten, und selbst die wenigen freien Augenblicke, die ihm noch bleiben, gehören nicht ihm, sondern den vielen, die täglich im eigentlichen Sinne seine Zelle umlagern, um von ihm in den verschiedensten Angelegenheiten ihres Innern Rath und Trost zu erbitten.

Auch Ravignan hatte sich in seiner Jugend der Rechtswissenschaft gewidmet. Seine außerordentliche Begabung verschaffte ihm bald eine hervorragende Stellung im öffentlichen Leben, und eine glänzende, an Ehren reiche Zukunft lag vor ihm. Aber gerade jetzt, da die Welt in ihrer reizendsten Gestalt dem jungen Mann sich nahte, entsagte er der Welt; er ward Zögling im Seminar von St. Sulpice, um sich auf das Priesterthum vorzubereiten. Doch das war dem demüthigen Jünger des Herrn nicht genug; er fürchtete die Ehren des Heiligthumes und trat als Novize in die Gesellschaft Jesu ein, um immer der Geringste bleiben zu können im Hause Gottes.

---

[1] † 1857.

So hart auch in letzterer Zeit dieser Orden angefeindet und geschmäht wurde, Ravignans Name ward immer nur mit der größten Achtung und Ehrfurcht genannt.

Beiden Rednern reiht sich, sowohl was Richtung als Inhalt der Vorträge betrifft, in würdiger Weise an: Abbé Bautain, gewissermaßen der Fenelon unseres Jahrhunderts; auf ihn findet mit Bezug auf seine frühere dogmatische Verirrung jenes bekannte Wort des Papstes über den Bischof von Cambray seine Anwendung, daß er aus übergroßer Liebe zu Gott gefehlt habe. Bautain ist Generalvikar und Ehrendomherr an der Kathedrale; der Gang seiner Bildung und seine frühere Stellung als Professor der Philosophie zu Straßburg hat ihn mit den Leistungen der deutschen Wissenschaft hinlänglich vertraut gemacht, wie denn das deutsche Element in seinen Vorträgen unverkennbar hervortritt. Diese sind ruhig, klar und fließend, es ist ein durchgreifender, wohl durchdachter Plan in seiner Darstellung, Folge seiner langjährigen Uebung als öffentlicher Lehrer. Seine Leistungen auf der Kanzel gewinnen täglich mehr Anerkennung und sein Einfluß ist nicht unbedeutend[1].

Es würde mich zu weit führen, alle die verschiedenen Prediger von Paris, wo das Ausgezeichnetste, was Frankreich bietet, sich vereinigt, einen Le Courtier, Combalot u. a. näher zu charakterisiren; nur von einem Manne will ich in wenigen Zügen noch ein Bild entwerfen, der durch die Kraft, das Feuer, die Originalität und zugleich mit großer Präcision und Klarheit verbundene Tiefe seiner Predigten zu Paris in hohem Ansehen steht: Abbé Deguerry[2], ehemaliger Domherr und nun Pfarrer an der Madeleine.

Die Madeleine war bestimmt, ein riesiges Monument zu werden für die Helden der großen Armee; der Stil dieses Gebäudes ist ganz derselbe wie jener des Palastes der Natio=

---

[1] † 1867. [2] Erschossen unter der Commune 1871.

nalversammlung; ein in großen Verhältnissen ausgeführtes Peristyle, läßt es uns beim ersten Anblicke nichts weniger als ein katholisches Gotteshaus erwarten. Treten wir ein, so macht die großartige Einfachheit des gewaltigen Baues auf uns den Eindruck des Erhabenen. Hier trägt Deguerry seine Predigten, Homilien und unter der Woche kurze Unterweisungen vor. Eben hat er das heilige Meßopfer verrichtet, nun wendet er sich vom Altare aus den Anwesenden zu.

Eine große, kräftige Gestalt steht er vor uns; noch ist er in Meditation versunken, ernste Gedanken lagern auf seiner hohen, stark gewölbten Stirne, eine ungemeine Kraft der Ueberzeugung spricht aus seinem ganzen Wesen. Er beginnt mit Anführung eines einfachen Bibeltextes. Was wird er darüber noch sagen können, was wir nicht schon wüßten? Seine Stimme ist vernehmlich, aber noch nicht stark, jetzt noch wie ein Bach, der klar und hell durch anmuthige Auen fließt; aber nun wird sie laut und immer lauter und stärker wie ein Strom, der immer höher schwillt, immer schneller, immer gewaltiger dahin eilt und herrliche Gestalten, wunderbare Bilder vor unserem Blicke vorüber führt. Andacht, Mitleid, Liebe haben eine besondere Anmuth über diese kraftvolle Erscheinung ausgegossen; mit unbeschreiblicher Wahrheit und Grazie bewegen sich seine Arme, folgt der ganze Körper dem Drange der innern Bewegung. Nun enthüllt er vor uns den tiefen Sinn des evangelischen Wortes, entfaltet er die Gedankenfülle, die Weisheit und erhabene Schönheit, die da verborgen liegt unter dem Schleier des unscheinbaren, armen Wortes, und geht nun von diesem aus, wie von dem Mittelpunkte, von dem alles Licht, Leben, Wahrheit empfängt, nach dem Umkreise unserer christlichen Pflichten, alles beleuchtend, bestimmend, erklärend. Er hat einen Maßstab gewonnen, den der Zuhörer nicht mehr verwerfen kann; diesen legt er nun an die verschiedenen Verhältnisse und Beziehungen des Lebens, mißt und erwägt alles

unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit. Er fühlt unsere Krankheiten, kennt unsere Schwächen, Gebrechen und Leidenschaften; sein Blick ist scharf und hell, aber seine Hand ist zart und schonend; wir dulden es gern, daß er unsere Sünden alle beleuchtet mit dem hellen Licht der evangelischen Wahrheit, und uns ihre ganze Häßlichkeit und Lüge zeigt. Aber er erspart uns die Beschämung, er läßt uns kaum Zeit zu längerem Nachdenken; er schildert uns nun mit solcher Wärme, so ergreifend und erschütternd, mit so unwiderstehlicher Beredsamkeit die ganze Größe, den Frieden, die Seligkeit eines Lebens im Glauben, in heiliger Liebe und Entsagung, daß wir, all unser Elend vergessend, an seinen Lippen hängen, um jedes seiner Worte aufzusaugen wie einen kostbaren Trank für unsere dürstende Seele. Und das alles, was er sagt, ist so klar, so wahr, so unbezweifelbar, daß wir gar nicht begreifen, wie wir je anders denken, anders fühlen konnten.

Deguerry ist ein Prediger von edler Popularität, wie sein ganzes Wesen; bei aller Gedankentiefe weiß er immer das rechte, scharf bezeichnende Wort zu finden; alle Lagen und Beziehungen der Gesellschaft kennt er; er steigt zu uns nur herab, um uns zu sich hinaufzuziehen. Sein Einfluß in der Pfarrei, welche von der höhern Bourgeoisie besonders bewohnt wird, ist darum sehr groß. Er ist die Seele seines ausgedehnten Kirchspiels, wie denn überhaupt der pfarrliche Verband hier immer noch sehr enge ist, der Mittelpunkt, von dem alles ausgeht, was immer Segensvolles geschieht, oder wenigstens unterstützt und geleitet wird. Schon zweimal hat er die bischöfliche Würde ausgeschlagen; seine Pfarrei und seine Pfarrkinder, denen er viel und alles geworden, halten ihn fest.

IV.

Wenn wir jene Männer in ihrem Lebensgange verfolgen, welchen Frankreich nach Gott besonders die Wiederbelebung

des christlichen Geistes verdankt, so bietet sich uns eine auffallende Erscheinung dar. Es sind vielfach Laien, wie de Bonald, de Maistre, Chateaubriand, Montalembert, Falloux, Cochin, Ozanam, Nicolas, oder Priester, die erst in den späteren Jahren ihres Lebens dem Dienste der Kirche sich gewidmet haben, wie Lacordaire, Ravignan, de Genoude u. a. Es hängt dies mit dem eigenthümlichen Schicksale zusammen, das durch die Revolution über Frankreich gekommen ist. Als Laien zuerst die Vertheidigung des Christenthums unternahmen, war dieses Beginnen so ungewöhnlich und neu, daß sie glaubten, sich entschuldigen zu müssen, daß sie über Fragen schrieben, welche bisher nur von gelehrten Priestern behandelt wurden. Nur dadurch, erklärten sie, sei ihnen eine Berechtigung hierzu gegeben, weil, wie Graf de Maistre in seinem Buche ‚Du Pape' sagt, ‚die Helden der alten Kriegerschaar in die Grube gestiegen waren und die Revolution den Priesterstand beraubt, verbannt, gemordet hatte'. Auch habe der weltliche Stand im vergangenen Jahrhundert sich so sehr gegen die Religion versündigt, daß er mit Fug und Recht nun auch seine Verbündeten stellen müsse, die sich um den Altar sammeln, um mindestens die Frevler ferne zu halten, ohne die Priester in ihrem Amte zu hindern. Die jungen Streiter aus dem Priesterstande, welche die Stelle der abgetretenen einnehmen, seien noch in zu geringer Zahl und noch nicht zum Kampfe ausgebildet, der ihrer wartet; der Clerus sei außerdem viel zu sehr durch das Amt, die Last und Hitze des Tages in Anspruch genommen. Aber sie hoffen, daß der ‚französische Clerus dereinst durch den Reichthum seines Wissens zu gleicher Bewunderung zwingen werde, wie durch die Heiligkeit seiner Sitten'.

Dieses Laienelement im ersten Drittheil unseres Jahrhunderts mußte der katholischen Apologetik und Polemik nothwendig einen eigenthümlichen Charakter aufprägen; die weltlichen Wissenschaften, Politik, Aesthetik, Nationalökonomie,

nehmen einen breiten Raum in ihren Entwicklungen ein und wirkten auch auf die Form der Darstellung. Frayssinous, der zuerst in Notre-Dame unter dem Namen von ‚Conférences‘ seine Vorträge hielt, war noch aus der alten Theologenschule hervorgegangen; diese sind darum auch ganz in Weise eines höhern katechetischen Unterrichtes gehalten. Lacordaire dagegen sucht neue Wege auf; für ein Geschlecht, das ein ganz anderes geworden als jenes, welches Bossuet zu seinen Füßen sah, sollte auch eine neue Form der Rede geschaffen werden, um auch jene um seine Kanzel zu sammeln, die längst den Weg dahin vergessen hatten. Die Wahrheiten, unveränderlich wie Gott und ewig alt, wollte er unter neuen Gesichtspunkten darstellen, den Bedürfnissen und dem Ideenkreise der heutigen Welt entsprechend. Was der moderne Mensch sucht, erstrebt, was das Ziel ist der Edelsten unserer Zeit, das wollte er ihnen zeigen, aufbewahrt für sie in der Hinterlage des katholischen Glaubens; christianisiren wollte er die modernen Ideen, nicht die christlichen Gedanken modernisiren — eine Gefahr, die da freilich immer sehr nahe liegt.

Viele sind seitdem in Frankreich seine Nachahmer geworden, die wenigsten aber in glücklicher Weise. Lacordaire hatte sich selbst gebildet, er hatte keine Vorgänger für seine Predigtweise; der Weg, auf dem er zum Glauben gekommen war, hatte ihn auch zu dieser Methode geführt. Anders war es bei seinen Nachahmern, welche auf den Kanzeln in Frankreich — und auch hie und da in Deutschland und Italien — unter dem klingenden Namen von Conferenzen ihre dilettantenmäßigen, oberflächlichen, verworrenen und nicht selten unrichtigen Lucubrationen vor den Zuhörern kundgaben. Die Phrase sollte den Schein höherer Bildung, halbverstandene Sätze aus dem Gebiete der Philosophie, Aesthetik, Volkswirthschaftslehre, Politik das Ansehen von ausgebreiteter, tiefer Wissenschaft geben. Und dabei war das Ganze oft nur ein unfruchtbares Spiel der

Eitelkeit, wobei der wahrhaft gebildete Zuhörer sich zurücksehnte nach den markigen, einfachen, anspruchslosen und doch so belehrenden Worten eines Seelsorgers in seinem bescheidenen Dorfe.

Lacordaire selbst hatte seine Mängel, große Mängel; wer hat sie nicht? Er war nicht ganz frei von Phrase und Declamation; darin sind denn seine Nachahmer ihm besonders gefolgt und haben ihn natürlich noch übertroffen; er war nicht immer einfach; die Einfachheit aber ist das Siegel des Genius. Die Grundideen für seine Entwicklungen schöpfte er aus Thomas von Aquin; dessen großen, tiefsinnigen Ausspruch hören wir hindurchklingen durch diese so ganz aus der Gegenwart herausgewachsenen Reden; was von Wahrheit und bleibendem Werth in ihnen ist, hat er ihm entnommen. Die Reminiscenzen aus den römischen Classikern mochten dem Geschmack seiner Zuhörerschaft entsprechen; aus Bossuet aber hätte er lernen können, welch unvergleichlich erhabenere Ideen die Kirchenväter, namentlich Augustinus, dem Redner bieten.

Die ‚Conférences' selbst kann ich nur als eine Ausnahme von der Form und Regel des katholischen Predigtamtes betrachten; sie sind in einem gewissen Grade berechtigt, weil ganz Frankreich sich in einem Ausnahmszustand befindet. Der höhere Unterricht ist in lauter Specialschulen zersplittert — Normalschule, polytechnische Schule, Rechtsschule, medicinische Schule u. s. f.; hiermit fällt für den strebenden Jüngling jede Möglichkeit hinweg, in philosophisch-religiöser Beziehung sich weiter zu bilden. Wohl wird dieser Unterricht in den Seminarien ertheilt; allein diese sind eben auch nur Fachschulen für den Clerus und zunächst zu dessen Ausbildung für das priesterliche Amt bestimmt. So ist es zur Nothwendigkeit geworden, durch solche Art von Lehrvorträgen zu ersetzen, was in Deutschland durch apologetische und religionsphilosophische Vorlesungen an den Universitäten und Akademien geboten wird,

wo dann jeder, welcher Wissenschaft er sich auch widmen mag, wenn er nur will, ausreichende Belehrung empfangen kann. Anregen, zum Nachdenken wecken mögen wohl solche Conferenzen; wer aber wollte sagen, eine Reihe von sechs Vorträgen im Advent oder in der Fastenzeit könne einen eingehenden und gründlichen Unterricht ersetzen?

Sollen daher solche Conferenzen nicht geradezu eine Gefahr für den Clerus werden, so muß der theologische Unterricht auf eine breitere Grundlage sich aufbauen, als dieses unter dem Drange der Zeiten zu Anfang dieses Jahrhunderts geschehen konnte. Die Nachtheile einer ‚inutilis pietas, quae scientiae discretione caret‘ [1], liegen so offen vor, daß es nicht nöthig ist, darauf aufmerksam zu machen. Was de Maistre hoffte, daß der französische Clerus durch seine Wissenschaft dereinst wieder wie ehedem unsere Bewunderung verdient, darf nicht unerfüllt bleiben. Und bereits sind Stimmen laut geworden, welche auch für Frankreich wieder katholische Universitäten begehren, und in dem Beispiele, welches das kleine Belgien gegeben, eine Aufmunterung für ihr Land erblicken [2]. —

Blicken wir auf die religiöse Geschichte Frankreichs in diesem Jahrhundert zurück, so stellt sich uns eine auffallende Parallele mit der Geschichte der christlichen Kirche in den ersten Jahrhunderten vor Augen. Die ersten Apologien des Christenthums, als es in die Oeffentlichkeit trat, sind geschrieben nicht mit Feder und Tinte, sondern mit dem Blute seiner Bekenner. Und so ist es auch in Frankreich geschehen. Die Bluttaufe, welche die Kirche in Frankreich durch die Revolution empfangen, hat abgewaschen so manchen Flecken, der an einzelnen ihrer Priester gefunden wurde, hat ihr den Segen des Himmels und die Bewunderung der Welt erworben. Nicht Speculationen

---

[1] Gregor. in I. Moral. 15. Thom. 2. 2. q. 188. a. 5.

[2] Ist geschehen.

und philosophische Systeme haben die heidnischen Völker zum Christenthume geführt, sondern die großen Thaten der Liebe. ‚Sehet,‘ riefen sie, ‚wie sie einander lieben.‘ So auch in Frankreich. Umhergeworfen von den Stürmen der politischen und socialen Revolution, zerfressen in seinem Innersten von der Gier nach Habe und Genuß, muß es durch die Thaten großer, aufopfernder, heroischer Liebe, die es sieht und nicht läugnen kann, das göttliche Siegel wieder erkennen, mit welchem der Herr seine Kirche bezeichnet hat. Und so wollen wir auch hierin, in dieser vorwiegend praktischen Thätigkeit des französischen Clerus, die Hand Gottes nicht verkennen. Die thatsächliche Erscheinung einer ursprünglichen, die kranken Völker heilenden Kraft voll Segen und Heil, die im Leben der katholischen Kirche, seiner Glieder und Institute sich so sichtbar erweist, wird immer jene mit Uebermacht zu ihr hinziehen, die in dem Leben der Materie noch nicht untergegangen sind, die nach Höherem und Bleibendem verlangen. Und das bietet ihnen die Kirche, die Kirche allein.

III. Die Wohlthätigkeit in Paris.

Die Wohlthätigkeit in der katholischen Kirche. — Grund und Ausdruck der katholischen Opferliebe. — Der Pauperismus und die katholische Liebe; Protestantismus und innere Mission. — St. Lazare.

I.

Voltaire sagt in seinem ‚Essai sur les Moeurs': ‚Vielleicht gibt es nichts Erhabeneres und Größeres auf der Welt, als das Opfer von Schönheit, Jugend und nicht selten einer hohen Geburt, welches ein zartes Geschlecht bringt, um in den Spitälern jene Masse von menschlichem Elend zu lindern, dessen bloßer Anblick so demüthigend ist für unsern Stolz, so verletzend für unser verzärteltes Gefühl.' Und in derselben Schrift legt er das Geständniß ab: ‚Es ist nicht zu läugnen, die von der römischen Kirche getrennten Völker ahmen die großmüthige Nächstenliebe nur unvollkommen nach.' — Es war die Macht der Wahrheit, die den Todfeind des Glaubens und der Kirche zu diesem Ausspruche zwang, in dem er den göttlichen Charakter der Kirche selbst zugleich ausgesprochen hat. Die Kirche allein kennt und bethätigt den Geist einer barmherzigen Liebe, die ganz Opfer ist. Und wenn heute, wie zur Zeit des Patriarchen von Ferney, wir durch die Spitäler und vielen Wohlthätigkeitsanstalten von Paris gehen, so werden wir mehr als einmal ähnliche Aeußerungen hören aus dem Munde von Reisenden, die im Interesse der Staatsökonomie oder der Arzneikunde oder auch aus bloßer Neugierde diese Orte mit uns besuchen; selbst weltlich gesinnte Frauen werden eine augenblickliche Rührung empfinden beim Anblick dieser engelgleichen Wesen, die unter

Elend, Laster und Schmerzen ihr Leben hinbringen. Man betrachtet dieses alles, belobt es auch wohl und kann nicht umhin, der katholischen Kirche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die solche Anstalten gegründet hat; man wünscht, daß die protestantischen Confessionen solches nachahmen, freilich mit Entfernung alles dessen, was selbst hier noch als zu viel, als übertrieben und unnütze Frömmelei erscheint. So oft ich ähnliche Reden hörte, konnte ich in der Stille nur das Wort des Herrn wiederholen: ‚Herr! verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie reden!‘ Ach, sie fühlen es gar wohl, daß eine große Lücke in der socialen Welt entstehen und ein furchtbar drohender Abgrund sich öffnen würde, wäre die katholische Kirche nicht mit all ihrer Liebe, mit den Tausenden ihrer Söhne und Töchter, die sich täglich und ihr Lebenlang opfern, um ihre Brüder zu retten, wo immer statt des einen, der als Opfer gefallen ist, eine Schaar schon bereit steht, seinen verlassenen Posten einzunehmen. Sie fühlen es wohl, daß die gesammte sociale Welt verschmachten müßte, hätte ihr die katholische Kirche nicht ein Kapital hinterlegt, von dem sie zehrt, daß die Kirche seit Jahrhunderten das große Problem der Armuth, dieses Kreuz der Staatsökonomie, gelöst, daß sie allein es lösen kann. Darum lassen sie die Kirche zu und gestatten ihr einen Platz im Hause, aber eben nur als die Dienstmagd, um alles aus ihren Augen zu entfernen, was den Stolz demüthigt und das verzärtelte Gefühl verletzt. Aber sie wollen ihr das nicht gestatten, ohne welches sie nicht leben kann, woraus sie all ihre Kraft, ihre ganze Stärke und unermüdete Ausdauer schöpft; sie wollen die reife, süße Frucht der Liebe, aber ohne den Baum, auf dem sie gewachsen ist; sie wollen die Liebe, aber ohne Motiv und ohne Object. — Und so hätten denn diese Genossenschaften Gnade gefunden in den Augen der Welt, sie sind ja doch zu etwas gut; aber ein betendes und beschauliches Ordensleben ist nur ein frommer

Müßiggang — und erst wenn sie predigen und lehren — das könnte aufreizen, den confessionellen Frieden stören und staatsgefährlich werden!

Die Thoren — sie wollen theilen das Untheilbare. Nur weil das Herz im Himmel wandelt, kann der Leib ohne Schauer zwischen Kranken und Sterbenden wohnen; nur weil die Seele Gott sieht, kann das Auge ohne Ekel die Wunde des armen Bettlers sehen, und der Mund diese kostbaren Glieder Christi mit Ehrfurcht küssen.

II.

Gehen wir in einen dieser großen, weiten Krankensäle. Es ist Mitternacht. Die Schwester wacht allein — ringsum lautlose Stille, nur unterbrochen von dem Stöhnen der schwer Kranken, dem fieberhaften, unheimlichen Schrei der Träumenden. Sie geht leise durch diese traurigen Räume: überall nur Schmerzen, Thränen, Todeskampf! Sie ist noch jung, sie ist fast noch Kind. — Nachsinnend bleibt sie stehen — was mag vorgehen in dieser geopferten Seele? Die dumpfe, schwüle Krankenluft erinnert sie an die grünen, frischen Thäler ihrer Heimat — halb träumend hört sie die Stimmen ihrer Gespielinnen — sie sieht ihre alte Mutter, die um die Tochter weint. Nie mehr zurückkehren, hier sein, nicht Stunden, nicht Tage lang, nicht Jahre und Jahrzehnte — ein ganzes langes Leben! Abschreckende Kranke pflegen, häßliche Geschwüre verbinden, Todte begraben — jeden Tag, jede Stunde, ein ganzes langes Leben! — Ihr Herz schlägt heftig und ihre Seele kämpft den schweren Kampf der Gnade mit der Natur.

Ach, selbst die Mutterliebe muß ja immer aufs neue sich entzünden durch den Anblick des lächelnden Kindes, der Vater muß eine Zukunft sehen, die er seinem Sohne bereiten will, um für ihn arbeiten und sorgen zu können. Das Herz findet oft Ueberdruß an Genüssen, und es sollte nicht Ueberdruß

empfinden an der Entsagung? Der Gesang der Freude muß uns endlich ermüden — und die Stimme der Klage sollte es nicht? Und wenn das Herz dem Dienste der Armuth sich geweiht hat, hat es darum aufgehört ein Menschenherz zu sein mit all seinen Neigungen und Erinnerungen, so schwach, so schwankend, so bald versucht?

Der hl. Vincentius von Paulo hat das menschliche Herz gekannt, wie alle Heiligen es kannten. ‚Wenn ihr fühlt,‘ spricht er darum zu seinen Töchtern, ‚daß bei der Erinnerung an die Heimat die Natur sich regt in euch und gegen die Gnade kämpft, und wenn ihr euch versucht fühlt, das Haus der Armuth und Schmerzen zu verlassen, eurem Berufe untreu zu werden — eilet zur heiligen Communion.‘ Er wiederholt: ‚Die heilige Communion! die Communion! die Communion! Und wenn Gott sich euch geschenkt hat, dann bleibt auch ihr den Armen treu und schenkt auch euch den Armen!‘

Die Jungfrau eilt an den Altar, und hier gibt ihr Gott hundertfach, was sie geopfert — der Kampf ist vorüber — das zarte Kind empfängt Riesenkraft und spricht mit dem hl. Paulus: ‚Christus lebt in mir, der sich hingegeben für die Brüder, auf daß auch ich mich hingebe für die, in deren Seelen ich den Abglanz seiner ewigen Schönheit sehe.‘ Hier haben wir denn den letzten erklärenden Grund gefunden für eine Erscheinung, die Voltaire und mit ihm seither Millionen, die besser sind als er, bewundern, die sie aber nie verstehen. Es ist die katholische Liebe, die da wurzelt in dem, was das Herz und der Mittelpunkt der Kirche selbst ist, in der heiligen Eucharistie; diese ist das ewige Urbild und die Quelle zugleich, aus der alle Kraft strömt zu gänzlicher Hingebung.

Und wie der Grund, so ist auch die Form der Opferliebe nur in der katholischen Kirche. Es ist das heilige Gelübde der Virginität, so innig mit der Eucharistie verwandt, die göttliche Vermählung, welche die Jungfrau mit jedem Tage

zum Altare, zum Hochzeitsmahl des Lammes ruft, und mit dem Bräutigam vereint ihr die höchste aller Gunstbezeugungen gewährt, mit ihm sich opfern zu dürfen. Vater und Mutter haben diese Freiheit nicht mehr, ihre Liebe gehört der Familie.

Man hat nicht selten hier in Paris befürchtet, die so außerordentliche und rasche Vermehrung wohlthätiger Anstalten und Vereine dürfte durch die Theilung der Kräfte der guten Sache selbst zum Nachtheil gereichen. Die Befürchtungen haben sich als unbegründet erwiesen; das Herz der katholischen Kirche ist ein unerschöpflicher Brunnen von Liebe und Erbarmen. Die Armuth ist in der Geschichte der Menschheit das Kind der Sünde, und häufig auch im Leben der einzelnen; wie oft ist nicht das Laster die Mutter der Armuth, die dann umgekehrt wieder das Verbrechen erzeugt! Darum ist die Armuth nicht bloß ein Uebel, sie ist eine Summe von Elend — das Geist und Leib in gleicher Weise zu Boden drückt. Der Arme hat so oft nicht bloß kein Brod, ihm mangelt auch gänzlich das Wort Gottes, so nothwendig für sein Leben wie das tägliche Brod; er ist nicht bloß auf Erden einsam und verlassen, er kennt auch keinen Himmel, hofft und ersehnt ihn nicht. Darum kann nur die Kirche ausreichende Hilfe bringen, die allein nebst der Pflege für den armen, kranken Leib ein kraftvolles Wort hat und eine stärkende Gnade für die oft noch ärmere und noch viel mehr kranke Seele.

All diesen einzelnen und so vielfachen Nothständen, wie sie das Leben der ungeheuern Hauptstadt bietet, hat die christliche Liebe ihre Sorge zugewendet. Sie vergißt keinen Augenblick im Leben des Armen, der ihren Beistand erheischt. Sie bereitet ihm vor der Geburt schon eine Wiege und eine zweite Mutter, die ihn mit Liebe pflegt; sie erzieht ihn als Kind, bringt ihn in die Lehre, tröstet die Gefangenen, besucht die Kranken, ruft die Verführten zurück und bietet ihnen Mittel und Gelegenheit zur Buße und Besserung, sucht das

verborgene Elend auf, um ihm im Stillen wohlzuthun, und während ihre Hand das Almosen spendet, spricht ihr Mund Worte des Glaubens und Vertrauens, belehrt, erhebt und erquickt den Leidenden.

III.

Wenn wir auch nur in einem kurzen Ueberblicke auf die mannigfaltigen und gottgesegneten Institute hinsehen, welche die rettende Liebe hier gegründet, da erheitert sich wieder unser trüber Blick und das gebeugte Herz ermannt sich zu neuen Hoffnungen. Es liegt wie ein Geruch des Todes über dieser Stadt, die sociale Welt erscheint uns wie ein moderiger Leichnam; der segenlose Reichthum hier mit seiner versumpften Intelligenz, seiner ekeln, faulen, den Armen herausfordernden Behaglichkeit und krankhaft gereizten und gesteigerten Vergnügungssucht — das Proletariat dort mit seiner schweren, harten Arbeit ohne Labung von Oben, seinem wüsten Rausch und gottlosen Taumel in guten Tagen und wieder mit seiner eiskalten, wilden Verzweiflung im Elend. Die jüngste Vergangenheit hat den Vorhang hinweggezogen und den grauenhaften, alles vernichtenden und zertretenden Feind gezeigt, den die Gesellschaft in ihrem eigenen Schoße trägt und mit ihren besten Säften nährt — den Pauperismus. Das ist ein Wort, das unsere Väter nicht kannten, weil die Sache selbst nicht vorhanden war. ‚Arme habt ihr immer bei euch', spricht der Herr, immer hat es in der Welt Arme gegeben, aber der Pauperismus ist ein Product der Neuzeit, ist das traurige, aber nothwendige Resultat unseres den ewigen göttlichen Principien entfremdeten Staatslebens; der Pauperismus und sein Milchbruder Communismus sind die Kinder unserer unchristlich und gottlos gewordenen Staaten. Ihr habt den Armen ihren Himmel geraubt und die Bande zerrissen, welche die Elenden oben festhielten; nun sind sie hinuntergestürzt in die Tiefe, und ihre entfesselte Gier und ihr

grimmiger Haß und ihre gottlose Verzweiflung haben dort eine Hölle gebaut. Und sie haben sich erkannt als Brüder an dem Malzeichen der Verwerfung, das allen auf der Stirne geschrieben steht, und haben sich verbündet zu einem finstern, verhängnißvollen Bunde. Und sie arbeiten rastlos dort unten wie der Todtenwurm im morschen Holze, um die letzten Fundamente zu untergraben. Werden sie nicht wieder gewonnen für Gott und Ewigkeit, christliche Gesinnung und echte Bildung, dann sind unsere Staaten, wie ehedem das gewaltige Römerreich, reif zum Untergang, und eines Tages stürzt der ganze Bau, und die Fluten der Barbarei und verwilderter Horden bedecken seine Trümmer.

Das ist so, das ist wahrhaftig so, und wir müßten an der Rettung der Gesellschaft verzweifeln und im voraus Tag und Stunde berechnen können, wann die Katastrophe einmal eintreten wird, wäre nicht die rettende Liebe der katholischen Kirche, die einen himmlischen Bund geschlossen, den sie diesem höllischen Bündniß entgegensetzt, dessen Wahlspruch der Fluch ist, dessen Bande der Haß geknüpft und dem die Verzweiflung Stärke gibt. Es ist die hohe, heilige Charitas, welche mitten in die Verwesung neue Lebenskeime aussäet, und wir wissen, es ist eine himmlische Saat verborgen unter dieser winterlichen Decke von Eis und Schnee, eine bessere Zukunft schlummert unter ihr. In einem Lande, dessen großer Bischof und Redner jene ewig denkwürdige Rede ‚Sur l'éminente dignité des pauvres dans l'Église' vor König und Hof halten konnte, wo zur Stunde noch zarte Frauenhände, die vordem vor jedem Sonnenstrahl sich sorgfältig schützten, den giftzerfressenen, halb verfaulten Leib der Sünderin pflegen mit einer Zärtlichkeit, wie kaum die Mutter ihr Kind, um die Seele der Unglücklichen zu retten — da liegt noch tief im Boden eine kräftige Lebenswurzel, ist auch der Stamm vom Blitz zersplittert und sind auch die Aeste vom Sturm gebrochen.

Es ist in jüngster Zeit viel die Rede gewesen von der innern Mission der evangelischen Kirche, angeregt durch J. H. Wichern, Vorsteher des Rauhen Hauses bei Hamburg. Wir Katholiken können dieses Unternehmen und noch mehr die gläubige, von ernstem christlichen Geiste zeugende Gesinnung, die in ihm sich ausspricht, nur freudig begrüßen und mit Theilnahme seiner Entwicklung folgen. Aber das Werk selbst und die Art und Weise, wie es in Büchern und Zeitschriften besprochen wurde, ist eine laute, öffentliche Verurtheilung des Protestantismus, enthüllt, wie es keine Polemik vermocht hätte, die innere Unwahrheit, Haltlosigkeit und Lebensunkräftigkeit des ganzen Systems. Als die gewaltigen Ereignisse der letzten Jahre (1848) mit Ungestüm an unsere Thüre anklopften, da merkten auch jene, die bisher blind und taub waren, auf die Zeichen der Zeit. Daß nun doch etwas geschehen müsse für das arme, verwahrloste Volk, dies durfte man nicht länger sich verhehlen. ‚Wer das Buch von Wichern durchliest,‘ sagt ein Berichterstatter in Tholucks Literarischem Anzeiger, ‚der wird nicht zur Schmach unseres Bekenntnisses, aber zur Schmach unserer Thätigkeit finden, daß das protestantische Deutschland in den meisten Zweigen dieser aufopfernden Liebesthätigkeit fast tabula rasa ist. Es schreibt viel Bücher, macht einen klugen Schwatz und läßt hübsch alles auf seinem alten Platz.‘ ‚Es ist eine anerkannte und von wahren Freunden der Kirche am allerwenigsten zu läugnende Thatsache, daß das kirchliche Leben unter uns in einem raschen, durch die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit auch dem blödern Auge sichtbar gewordenen Verfalle sich befindet‘, schreibt ein anderer [1]. Er gesteht ein, daß die Ursachen dieser Erscheinung weit zurückgehen, durch viele Generationen hindurch, und daß ‚niemand wird läugnen

[1] (Augsb.) Allg. Zeitung, Beilage zu Nr. 190, Jahrg. 1849.

wollen, daß das Verhalten der Kirche selber und der in ihr berufenen Diener die gegenwärtige Lage der Dinge zum großen Theil herbeigeführt hat. Gerade durch die überwiegend intellectuelle Richtung ist die Kirche aus ihrer normalen Entwicklung herausgerissen und ihrem wahren, unmittelbarsten Berufe entfremdet worden. Sie hat, unähnlich dem Vorbilde der ältesten Kirche, den Sinn und mit diesem vielfach auch das Herz und die Liebe für das Volk, für seine Leiden und Bedürfnisse verloren, und darum auch das Volk sich ihr entfremdet. Die innere Mission ist der Lebensact, in und durch welchen die Kirche sich jetzt wieder auf ihren ersten, ursprünglichsten, eigensten Beruf zu besinnen beginnt. Es gilt für sie jetzt wieder, sich, wie die Jahrtausende vorher, als eine Macht zu bewähren, Menschen und Völker vom Untergang zu erretten ... Das ist eben das Große und Bedeutende an diesem jetzt unter uns begonnenen Werke der innern Mission, daß dieselbe jenes lange unberücksichtigte Bedürfniß, dessen fernere Vernachlässigung für die Kirche leicht letal werden könnte, zum Mittelpunkt ihrer Thätigkeit macht, und aus einer Professoren- und Geistlichkeitskirche wieder eine Volkskirche zu machen verspricht.'

Wir nehmen einfach Act von diesem reuigen Geständnisse, aber wir vermögen nicht mehr die Bedeutung einer Kirche zu begreifen noch an ihren göttlichen Charakter zu glauben, die nach Jahrhunderten — und ihr Leben selbst zählt ja kaum ein paar Jahrhunderte — wie aus tiefem Schlaf erwachend, gewahrt, daß sie nichts mehr ist als eine Schule für hadernde und zänkische Gelehrte, ein Tummelplatz für tausend sich entgegengesetzte und bekämpfende Meinungen, und ihrem eigentlichen unmittelbarsten Berufe ist entfremdet worden; wir bekennen freimüthig, daß wir die Idee der wahren Kirche nicht mehr finden können in einem Institut, das, nachdem es Jahrhunderte verträumt, sich jetzt erst wieder auf seinen ursprüng-

lichen Beruf besinnen muß. Wir halten uns vielmehr an dem Worte des Herrn, der da sagt: ‚An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.‘

Wie ist dies doch ganz anders hier in der katholischen Kirche, wo bei diesem Uebermaß von Elend und Sünde, das der antikatholische Geist der Revolution gebracht, die heilige, rettende Liebesmacht nur immer mächtiger sich erwies, immer fruchtbarer, immer größer und herrlicher sich gestaltete. Hier bedarf es nicht vieler Schriften und literarischen Besprechungen und Beweise, die Kirche muß nicht erst erweckt werden, um sich zu besinnen auf das, was das Ziel der Erlösung, die Aufgabe ihres Lebens ist, das Heil der Seelen, die Rettung des Volkes, des armen Volkes, dem die frohe Botschaft zu verkünden ihre Mission, ihr ganzes und eigentliches Leben ist. Das Leben bedarf keines Beweises, und die Liebe, die lebendige Opferliebe braucht nichts als den Anblick des Elendes, um zur begeisterten That sich zu entflammen. Die Geschichte der heiligen Charitas ist darum keine andere als die Geschichte der heiligen Kirche selbst, und ihre Thaten sind Thaten der Liebe. Eben weil sie die katholische, d. h. allgemeine ist, hält sie, wie die ganze Menschheit, so den einzelnen nach allen Richtungen seines Geistes, allen Seiten seines individuellen und socialen Lebens umspannt, so daß kein menschliches Bedürfniß der Einwirkung ihrer göttlich-menschlichen Thätigkeit entgangen ist. Wie sie immer dem Leben zugewendet blieb, so hat sie nicht minder der Wissenschaft Rechnung getragen, sie wandelte mit dem Denker auf der schwindelnden Höhe der Speculation, sie versenkte sich mit dem ernsten Einsiedler in die Tiefen der heiligen Mystik, sie lehrte in der Schule der Unmündigen, trat in die niedere Stube des Armen und hin an das Schmerzenslager des Kranken — weil sie, ihrem Meister ähnlich, allen alles geworden ist. Sie hat in der Beschaulichkeit der Maria den Marthadienst nicht ver-

gessen, das Werk geweiht durch die Betrachtung und die Betrachtung bethätigt durch das Werk. Alles, was der Mensch braucht für seinen Geist und für sein Herz, in seinen Freuden und in seinem Leid, was die Menschheit bestimmt, trägt und erhält, findet sich in ihr, sie hat über alle den heiligen Dom ihres Gotteshauses gewölbt, und hier jeder individuellen Eigenthümlichkeit, jeder besondern Begabung eine Stätte gegönnt, wo sie blühe zu Gottes Preis und Ehre, zu der Brüder Heil und der Wahrheit zum Zeugniß. Außer ihr gibt es darum keine Kirche mehr, sondern nur entweder Schulen für die Kritiker oder Lehrkanzeln für streitsüchtige Theologen oder Conventikel des Mysticismus oder Anstalten für schalen, seichten Philanthropismus.

Aber wir begrüßen bei all dem freudig diese Bewegung in der protestantischen Kirche, und heißen von Herzen jede neu auftauchende Bestrebung willkommen. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr ferne, da das Leben eint, was die Theorie geschieden; denn die innere Mission ist ein, wenn auch manchem unbewußter, aber thatsächlicher Schritt zur Versöhnung mit der alten, viel und bitter gelästerten Kirche. Uns dünkt, als schäme sich der verlorne Sohn seiner Nacktheit und Blöße, nachdem er mit den Rationalisten die letzten Reste seines Erbtheiles verspielt, und von der Grundsuppe zu essen ihm gewehrt wird, mit der die Materialisten sich sättigen, und sehne sich zurück nach den Reichthümern im Vaterhause. Denn daß dieser Nothstand der protestantischen Kirche nur ‚der eigenen Trägheit zur Schmach' gereiche und nicht auch dem Bekenntnisse, das dürfte doch wohl im Ernste niemand behaupten. Lieben heißt opfern, und es ist nur die katholische Kirche, welche die Opferidee nach allen Richtungen hin beherrscht, deren Leben, in allwege mit dem Kreuze bezeichnet, ein wahrhaftiges Opferleben wird, das immer am Opferaltare von neuem sich entzündet und in der unendlichen Liebeshingabe des gegenwärtigen, mit dem Gläubigen

wesenhaft sich einenden Opferlammes sein heiliges Vorbild hat. Und dieses Opferleben schöpft seine stärksten Motive im Dogma von der Möglichkeit und relativen Nothwendigkeit der durch Christi Verdienst verdienstlichen und genugthuenden Werke, welche Lehre den ganzen Umkreis des ethisch-praktischen Lebens von seiner Spitze an in dem Berufe der Vollkommenheit und der evangelischen Räthe bis herab zu den einfachsten Verrichtungen des armen Arbeiters bestimmt und allseitig durchweiht.

Wo aber der Glaube allein alles Heil wirkt, da ist der Lebensnerv durchschnitten für jede sittliche That; wo der Geist nur in der Erinnerung das Opfer Christi festhält, und nicht wahrhaftig und wesentlich der Mensch eingegliedert wird dem lebendigen Opferleibe, was sollte und könnte da noch für die Seele ein Impuls werden zur Opferliebe, zum Opferleben, zu großer, hingebender Opferthat! Kann man denn Trauben von den Dornen sammeln, und Feigen von den Disteln? Nein, nicht bloß zur Schmach der eigenen Trägheit, sondern viel mehr noch zur Schmach seines Bekenntnisses muß der Protestantismus finden, daß ‚das protestantische Deutschland in den meisten Zweigen dieser aufopfernden Liebesthätigkeit tabula rasa ist'. Und wenn Luther von sich sagt, er wolle sich nicht scheuen noch fürchten, kranke Leute zur Pestilenzzeit zu besuchen, ‚wenn ihn das Loos träfe' [1], so hat eine solche

[1] Tischreden. Frankfurt 1574. f. 195 b: ‚Wenn mich das loß treffe, wollte ich mich nichts scheuwen oder förchten.' Er selbst sprach früher, als er noch nicht die Kirche verlassen hatte, ganz anders. Vgl. oben II. S. 256. Die schönen Worte lauten ausführlich (de Wette, I. S. 42): ‚Wir haben gegenwärtig die Pest hier, sie wirkt plötzlich und heftig, namentlich unter den jüngeren Leuten. Du räthst mir und dem M. Bartholomäus zur Flucht. Wo soll ich hinfliehen? Auch hoffe ich, die Welt wird nicht untergehen, wenn der Bruder Martinus stirbt. Die Brüder werde ich allerdings von hier wegsenden nach verschiedenen Orten; ich bin hierher gesetzt, der Gehorsam erlaubt mir

Gesinnung ihren Grund in dem Bekenntnisse dieses Mannes nicht minder als in seiner ‚Trägheit'. Da hat freilich die älteste

---

nicht, zu fliehen, bis der Gehorsam, der mich hierher gerufen, mich wieder abruft. Ich sage dies nicht, als hätte ich keine Furcht vor dem Tode (denn ich bin nicht der Apostel Paulus, sondern lese nur den Apostel Paulus); doch hoffe ich, der Herr wird mich von der Todesfurcht erretten.' Das sind Worte, aus denen eine edle, fromme Priesterseele spricht. Ganz anders war er aber später gesinnt. Nachdem er hervorgehoben, daß jetzt die Leute eine viel größere Angst vor der Pest hätten als unter dem Papstthum (was er bei den Seinen dem Satan zuschreibt, während die Katholischen ein eitles Vertrauen auf die Verdienste der Mönche gesetzt und darum weniger ängstlich gewesen seien), spricht er in zwei Briefen (25. November 1539 und 26. November 1539; de Wette, V. S. 226—228) sich also aus: ‚Es müßte das Volk in den Kirchen vom Predigtstuhl fleißig gelehrt und ermahnet werden, daß ein jeglicher zum wenigsten drey- oder viermal im Jahr das hochwürdige Sacrament empfinge. Wenn sie den guten Bericht des Wortes haben, und christlicher Lehre gewiß bericht sind, mögen sie, was für eine Ursach des Todes für fället, immerhin in dem Herrn entschlaffen.

‚Das riethe ich erstlich darumb, denn die Leut in Häusern ein jeden einzelich zu berichten, sonderlich zur Zeit der Pestilenz, würde ein sehr schwer und schier unmüglich Werk und Arbeit geben. Zudem ists nicht fein, daß die Kirche zu solchem Dienst (wollt schier sagen Knechtschaft) sollt verbunden sein, daß sie denen, die etliche so viel Jahr das heilige Sacrament veracht, etliche aber wohl ihr Leben lang nicht empfangen (will schweigen, daß sie sollten wissen, was Sacrament sey, und warumb es Christus eingesetzt), so sollt bald zur Hand gehen, und sie doch keinen Gehorsam jemals der Kirchen erzeigt haben. Auch so bringts die Einsetzung Christi nicht mit, daß einzelne Personen sollen bericht werden; denn so lauten die Worte: Nehmet hin, esset, thuts zu meinem Gedächtniß; redet nicht von einzelnen Personen, sondern von vielen.'

In dem zweiten Brief an A. Lauterbach über denselben Gegenstand schreibt er (a. a. O. S. 227): Ego cogito et vellem communionem privatam simpliciter sublatam ubique... Erit ista privata communio tandem intolerabile et impossibile onus, praesertim in peste. Nec justum est ita facere Ecclesiam servilem cum

Kirche anders gesprochen und gehandelt, von der Dionysius bei Gelegenheit einer Pestseuche schreibt: ‚Uns traf jene Seuche, das Furchtbarste und Schrecklichste für die Heiden, für uns aber eine besondere Prüfung und Erweis unseres Glaubens. Sehr viele unserer Brüder, welche aus so großer Nächsten- und Bruderliebe sich selbst nicht schonten, indem jeder für den andern sorgte, welche ohne Vorsicht die Kranken besuchten, sie beständig pflegten und in Christo ihnen dienten, gaben mit ihnen freudig ihr Leben hin. Viele, welche andere durch ihre Pflege gesund gemacht hatten, starben selbst statt ihrer. Auf diese Weise schieden aus diesem Leben die Hälfte unserer Brüder, Priester und Diakonen und erprobte Männer aus dem Laienstande, so daß diese Art des Todes, welche aus großer Frömmigkeit und starkem Glauben hervorging, dem Martyrertode nicht nachzustehen scheint.‘ Das ist geschrieben im dritten Jahrhundert der Kirche[1]; und dünkt es uns nicht, als hörten wir die Ge-

---

Sacramentis, praesertim apud istos, qui tanto tempore contemnunt, et postea volunt in omnem eventum sibi paratam Ecclesiam servam.

Zur Zeit der Pest in Genf im Jahre 1542 erbot sich von allen Predigern nur einer, Pierre Blanchet, den Pestkranken religiösen Trost zu spenden. ‚Wenn Blanchet etwas zustoßen sollte,‘ schrieb Calvin, ‚so fürchte ich, selbst das Wagniß unternehmen zu müssen‘ (Kampschulte, Johann Calvin, I. S. 148). Als Blanchet i. J. 1543 der Pest zum Opfer gefallen war, erklärten sämmtliche Prediger Genfs, Calvin an der Spitze, Gott habe ihnen den Muth nicht gegeben, in das Pesthospital zu gehen. Calvin selbst ließ sich auf Staatskosten zu einer Commissionsreise ins Ausland schicken. Nach der von ihm eingeführten Kirchenordnung durfte das Abendmahl den Kranken im Hause nicht gereicht werden. Selbst der gläubige Harms (Pastoral II. S. 256) meint, im Hinblick auf Luthers Aeußerung, es seien die Gemeindeglieder zu belehren, daß man ‚des Predigers Leben nicht unnöthigerweise in Gefahr setzen dürfe, und in ansteckenden Krankheiten schuldig sei, andere Menschen soviel nur immer thunlich von sich entfernt zu halten‘.

[1] Apud Euseb. VII. 22.

schichte des Opfertodes so vieler katholischen Jungfrauen, die zur Zeit der Cholera Martyrer der Liebe wurden?

Da hat ein heiliger Karl Borromäus anders gesprochen, als er in den Tagen jener furchtbaren Pest, die Mailand verheerte, den Priestern gebot, ‚lieber mit freudigem Herzen dem Tode entgegenzugehen, als den Gläubigen auch nur den geringsten Dienst zu entziehen‘ [1]; ein hl. Aloisius, Vincentius von Paulo und Tausende mit ihnen haben anders geredet und gethan. Aber das mußte ja auch so sein, sie gehören ja alle zu derselben Kirche, derselbe eine Geist redet in ihnen und wirkte so Großes in ihnen.

Derselbe Heilige, der diese hehre Schaar katholischer Jungfrauen berufen und ihr seinen Geist eingehaucht, daß sie nun hingehen wie die Lämmer, mit dem Blumenkranze geschmückt, zur Schlachtbank und in den Tod für ihre Brüder in Christo, er hat uns auch das Geheimniß dieser heroischen Liebe geoffenbart. ‚Wenn ihr den heiligen Leib Jesu Christi empfangen habt,‘ spricht er, ‚fühlt ihr da nicht die göttlichen Flammen in eurer Brust lodern?‘ [2] —

Das ist die Quelle und der unversiegbare, unerschöpfliche Brunnen der rettenden, aufopfernden Liebe. Sie geht aus vom Altare, sie kehrt zurück und führt hin zum Altare, sie wohnt und weilt immer am Altare. Vom Altare hinweg trug der Diakon die Gabe zum Armen, neben dem Altare hat die Liebe der Noth und Krankheit Zufluchtsstätten gebaut. Darum

---

[1] Concil. Mediol. V. p. II. cap. 4.

[2] Vie de saint Vincent de Paul, par Louis Abelly. Tom. III. p. 183. Die Jesuiten und Schüler der von ihnen gegründeten Anstalten thaten sich gerade zur Zeit der Reformationsstürme besonders durch ihre Liebe zu den Kranken hervor. Bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges fielen nach Alegambe's (Heroes charitatis S. J. Rom. 1658) Angabe als Opfer ihres Seeleneifers in dem Besuche von Pestkranken einhundertundeinundzwanzig Priester dieser Gesellschaft.

tragen alle Werke der Liebe hier in Paris wie überall in der katholischen Kirche das Siegel ihres Glaubens. Und darum können wir dem Werke der innern Mission nur insofern Bestand und Gedeihen versprechen, als es mehr und mehr auf katholischen Principien sich aufbaut, denn nur hier ist fester Grund, überall sonst Flugsand der Meinungen. Wo nicht, dann wird die Befürchtung wahr, die der schon erwähnte Berichterstatter ausgesprochen: ‚Sie sahen die Noth, sie schwatzten elegisch und dramatisch über dieselbe, machten auch schöne, gegliederte Pläne, hüpften einmal empor, wie wenn sie heraus wollten aus dem Sumpfe, zankten sich aber gleich dabei über die Theorie des Heraushüpfens und — blieben drinnen.‘

Die katholische Liebe redet nicht viel, aber sie handelt. ‚Plurimum facere et minimum de se loqui‘ [1], dieses Wort des ernsten Römers ist ihr Wahlspruch. Mit Büchern läßt sich ja auch nicht der klaffende Riß ausfüllen, noch mit Theorien eine Brücke über den Abgrund schlagen. Oft sind es schüchterne, ungelehrte und einfache Frauen, die den Grund legten zu den herrlichsten Vereinen der Liebe, und doch zeugen Plan und Anlage ihrer Schöpfungen von tiefer Weisheit — das Geheimniß der göttlichen Liebe auf dem Altare war ihr Lehrer und ewiges Vorbild. —

Es ist besonders in den letzten Jahrzehnten Außerordentliches hier geschehen zur Linderung der Noth; die Lage der Armen hat sich wesentlich gebessert; aber auch die Noth selbst ist in raschem Fortschritte gestiegen. Nur die große Anzahl wohlthätiger Institute, Personen und Vereine kann auch nur mit einigem Erfolg gegen diese massenhafte Verarmung kämpfen und dem socialen und sittlichen Verderben in ihrem Gefolge einen Damm entgegensetzen. In einer Stadt, wo jeden Morgen achtzigtausend Menschen aufstehen, die nicht wissen, wovon

[1] Sehr vieles thun und sehr wenig von sich reden.

sie den Tag leben sollen, und mehr als hunderttausend von Unterstützungen leben, muß bei jeder Krankheit, jedem Steigen der Lebensmittel, jeder politischen Bewegung, die einen unvermeidlichen Rückschlag auf alle industriellen und commerciellen Verhältnisse übt, alsbald die bitterste Noth für viele Tausende eintreten. Die Zeiten für reiche Stiftungen und großartige Almosen sind mit dem Reichthume der früheren Jahrhunderte verschwunden, viele Anstalten mit ihren Gütern und Einkünften hat die Revolution verschlungen, die Kirche selbst ist arm; nur Associationen können hier stellvertretend durch Aufbieten vereinter Kräfte eintreten.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich, abgesehen von den öffentlichen staatlichen und städtischen Anstalten, die verschiedenen Vereine und Corporationen schildern, welche die Kirche zur Linderung der Noth gegründet hat und fortwährend überwacht und leitet. Es wäre mir aber auch dies nicht einmal möglich, denn die Liebe ist erfinderisch, und so entstehen mit jedem Jahre neue Unternehmungen für Bedürfnisse, die sich aufs neue fühlbar machen.

Vor der Februar-Revolution zählte Paris nach amtlichen Erhebungen dreiundsechzig Anstalten, gegründet und geleitet von wohlthätigen Vereinen; vier Gesellschaften zur Unterstützung armer Wöchnerinnen; fünfundzwanzig Vereine mit Häusern für Erziehung armer Kinder; elf Vereine, bestimmt, die Kranken, Armen und Altersschwachen in ihren Wohnungen aufzusuchen; sieben Besserungs- und Zufluchtshäuser; fünf Vereine für besondere Bedürfnisse der Armen; elf religiöse Congregationen mit dem besondern Berufe der Krankenpflege; fünfzehn Hospitäler mit ungefähr sechstausend Betten; dreizehn Pflegen — Hospices — mit ungefähr zwölftausend Betten; fünfundzwanzig Kinderbewahranstalten; dreiunddreißig Schulen der Brüder der christlichen Lehre für unentgeltlichen Unterricht der Knaben; sieben Unterrichtsanstalten derselben für Erwach-

sene; achtundzwanzig Schulen von Ordensschwestern für unentgeltlichen Unterricht der Mädchen; dreißig Schulen mit unentgeltlichem Unterricht, von Laien geleitet; fünf Schulen für Lehrlinge; zwölf öffentliche Armencommissionen — Bureaux de Bienfaisance; vierunddreißig Häuser für augenblickliche Hilfeleistung — Maisons de Secours.

IV.

Ein Bild aus St. Lazare, wo gegen dreizehnhundert Büßerinnen eingeschlossen sind, ist mir seit meinem Aufenthalte in Paris nicht mehr aus der Erinnerung gewichen.

Im allgemeinen hat man hier drei Klassen unterschieden: solche, die zum erstenmale hierher kommen, dann die Rückfälligen und endlich die Unverbesserlichen. Jeder der hohen, luftigen Säle faßt gegen fünfzig bis sechzig Büßerinnen; auf einer kanzelartigen Erhöhung befinden sich beständig zwei Ordensschwestern, welche die Arbeiten leiten, die Ordnung aufrechthalten und von Zeit zu Zeit belehrende Lectüre vornehmen. Ueberall herrscht strenges Stillschweigen, eine der ersten Regeln dieses Hauses. Eine sanfte, milde Klosterfrau, aus deren Angesicht großer Ernst sprach, führte mich von Abtheilung zu Abtheilung. Ueberall dieselbe Einrichtung, dieselbe Ordnung, dasselbe Stillschweigen — aber auch überall dasselbe Elend, derselbe traurige Anblick tief entwürdigter Seelen. Wir betraten den großen, geräumigen Speisesaal; eine Schwester sprach das Dankgebet nach der Mahlzeit; aber man sah es vielen dieser verstörten Gesichter an, sie hatten schon lange das Beten verlernt. Eine Deutsche wurde mir vorgestellt; weil der Sprache unkundig, hatten die Schwestern noch wenig auf sie einwirken können. Es war ein ganz verwahrlostes Gemüth; sie erzählte mir ihr Schicksal, das sie zuletzt hierhergeführt hatte; es war die Geschichte eines großen Theiles ihrer Unglücksgefährtinnen. Den Versprechungen eines fahnenflüchtigen Soldaten trauend,

hatte sie mit ihm in dem stürmischen Jahre 1848 Vater und Mutter und Heimat an dem schönen Rheine verlassen und war ihm nach Paris gefolgt. In kurzer Zeit hatte ihr Verführer ihre Habe verschwendet und war mit dem Rest spurlos verschwunden — ohne Brod, ohne Hilfe, von aller Welt verlassen, sank sie nun immer tiefer in Elend und Sünde.

Wir stiegen hinauf zu der Abtheilung der Kranken. Hier war Saal an Saal, Bett an Bett, Elend an Elend. Erprobte Büßerinnen hat man im Hause zurückbehalten, und sie werden nun als Dienstmägde und Wartfrauen bei den Kranken verwendet unter der Leitung und Aufsicht der Nonnen, von denen je zwei einem Saale vorstehen.

Einen vollen Nachmittag brachte ich in St. Lazare zu. Ich habe die Carthäuser gesehen, die sich lebendig in ihre strenge Abgeschiedenheit begraben; ich war bei den Mönchen von St. Bernhard, die auf den eisigen, von ewigem Schnee bedeckten Höhen der Alpen weilen und auf den Wanderer harren, um ihm ein gastliches Asyl zu bereiten und die Verunglückten aufzusuchen, und war gerührt von diesem mächtigen Erweise heiliger Liebe; ich habe die Trappisten gesehen im rauhen Büßerhabit und die Kraft ihres Glaubens bewundert — aber was ich hier gesehen und gehört, ist mehr als alles dies. Ich war aufs tiefste erschüttert und Thränen traten mir in die Augen, als ich diese Thaten eines heiligen Heroismus schaute, diese Wunder gänzlicher Hingebung, dieses Opferleben, das zarte, schwache Frauen, darunter viele aus den höheren Ständen, sich erwählt haben. Mein ganzes Leben erschien mir unnütz und nichtig im Vergleiche zu diesem Berufe, der jeden Augenblick und unausgesetzt eine fast übermenschliche Selbstverläugnung fordert. Ich schämte mich in meine innerste Seele hinein, daß ich auch nur eine Minute lang wähnen konnte, wir katholische Priester hätten Gott Opfer gebracht, hätten Großes vielleicht geopfert! Hierher möchte ich jeden Priester führen,

hier herein in dieses Haus, wo alle Armuth, Krankheit, Ekel, Elend, Sünde eines Babel, wie Paris, wo alles vereint ist, was nur immer dem Leibe schwer wird und die Seele niederbeugt, hierher zu diesen Engeln himmlischer Liebe, die ein Paradies bauen mitten in der Hölle, möchte ich ihn führen, und ihr bloßer Anblick würde ihn so mächtig ergreifen, so wunderbar erheben und stählen und mit frischer Opferkraft ausrüsten, daß er nie mehr die Bürde seines priesterlichen Berufes fühlen, nie mehr sich weigern würde, die Last seines heiligen Amtes zu tragen. Wie aus dunklem Nachthimmel hell und mild die Sterne hereinleuchten in dieses Leben, so müssen diese reinen, klaren, jungfräulichen Seelen hellglänzend hinaufstrahlen vor dem Angesichte Gottes und seiner Heiligen mitten aus dem wüsten, trüben Nebel der sündigen Stadt, und Gottes Auge muß wohlgefällig ruhen auf diesem heiligen, geweihten Eiland in den dunkeln Fluten des Verderbens, die es rings umwogen. Das sind seine auserwählten Bräute, die ganz nahe sich unter sein Kreuz gestellt, die sein größtes und schwerstes Kreuz aus Liebe zu ihm mit ihm getheilt, seine Oelbergstrauer um die Sünden der Welt, seine Betrübniß bis zum Tode — auch sie theilen bis zu ihrem Tode diese Trauer wegen der Sünden ihres Volkes.

Nein, ein Volk, das solche Töchter hat, kann nicht untergehen; denn die Liebe überwindet alles, die Liebe ist stärker als der Tod; und wären die Sünden ihres Volkes noch so groß, größer ist die Liebe. Sie ist ein göttliches Element für dieses Geschlecht, auf solchen Erscheinungen beruht unsere Hoffnung für die Zukunft von Frankreich.

Wir schritten über einen weiten Hof. Arm in Arm, mit rohen, frechen Geberden keck auftretend, ging eine Abtheilung der Verworfenen hier auf und nieder. Mir ekelte bei diesem Anblicke der tiefsten Entartung; es war ein Bild, der Schilderung eines Dante würdig als passende Staffage eines der

tiefsten Kreise seiner Hölle. Ich wandte mich ab von ihnen, aber wie erschien mir die einfache, anspruchslose Gestalt der frommen, sanften Schwester so groß, so unendlich erhaben! Welch schneidender Gegensatz war das zwischen dort und hier! Wahrhaftig, Unschuld und Reinheit verklären, vergöttlichen den Menschen. Welch ein greller Abstand zwischen diesen verwelkten, verfallenen, verwilderten Gesichtern mit erloschenen, ausdruckslosen Augen, mit stierem Blicke, in dem nur noch das unreine Feuer niedriger Lüste lodert, und diesen engelgleichen Wesen, die nichts sind als Unschuld, Liebe, Mitleid und Hingebung!

Wir kamen in eine andere Abtheilung des weiten Gebäudes, um nach der Kapelle zu gehen, von der ein zweiter Hofraum uns trennte. Während wir hinübergingen, hörte ich in einiger Entfernung ein wildes Toben und Lärmen, rohes Singen, durch gellendes Kreischen weiblicher Stimmen und wieherndes Gelächter von Zeit zu Zeit unterbrochen. Mir ward ganz unheimlich zu Muthe. ‚Ach mein Herr,‘ antwortete die Schwester, die mein Befremden bemerkt hatte, ‚es sind die Unbezähmbaren — les Indomptables.‘ — Sie sind hier in einem besondern Gefängnisse abgesperrt. Man könnte an eine Prädestination zur Hölle glauben, wenn man hört, wie alle Mittel an diesen verstockten, verhärteten Herzen umsonst verschwendet sind, Liebe und Strenge, Lohn und Strafe, Gebete und Gnade — alles, alles umsonst. Denn kein Laster, hat es seine scharfen Krallen tief in die Seele eingeschlagen, hält so sein Opfer fest, das es einmal recht erfaßt hat, wie dieses, und läßt es nicht mehr los, bis es das Mark in den Knochen aufgezehrt und sein Herzblut ausgesaugt hat, um es dann hinzuwerfen, eine Leiche an Leib und Seele, einen lebendig Gestorbenen. Sie haben sich der Sünde hingegeben, und nun sind sie Knechte der Sünde geworden, die ihre Sklaven mit ehernen Ketten gebunden, willenlos, wie das Thier zur Schlacht=

bank, zum ewigen Verderben schleppt. Sie denken gar nicht mehr daran, diese unglücklichen Opfer, daß sie das eiserne Joch der Sünde abschütteln wollen — es gibt einen Grad von sündiger Gewohnheit, wo die Freiheit des Menschen fast auf den Nullpunkt herabgesunken ist und Gott die Sünden durch Sünden straft. Und sie singen, die Unseligen! — ‚Bin ich nicht froh? Daß Gott erbarm!‘ sagt Clemens Brentano in den ‚Lustigen Musikanten‘.

Ich beschloß meine Wanderung durch diesen Jammer mit einem Besuch bei der Oberin. Man führte mich in ein einfaches, aber reinliches Zimmer, mit ziemlich dürftiger Ausstattung; einige Lithographien, mehrere Ordensstifter vorstellend, und ein großes Crucifix bildeten dessen vorzüglichsten Schmuck. Während ich hier wenige Augenblicke wartete, tönten von ferne die rauhen, wilden Stimmen der ‚Unbezähmbaren‘ zu mir herüber. Es war eine eigenthümliche Situation. Die Oberin war eine Frau in den mittleren Jahren, aus ihren Zügen sprach vor allem Festigkeit des Charakters, Umsicht, verständiger Blick und gereifte Erfahrung; ihre Unterhaltung und ihr freundliches, taktvolles Benehmen, mit vieler Würde und großem Ernste gepaart, verriethen eine Frau von Welt und guten Formen, aber alles veredelt und geheiligt durch den christlichen Geist. Ihre Congregation, deren Stifterin noch am Leben ist, unter dem Namen der ‚Schwestern von Maria Joseph‘, ist ausdrücklich zum Dienste in den Gefängnissen für lasterhafte und verwahrloste Frauen gegründet worden, und die meisten Centralgefängnisse von Frankreich werden von ihrem Institute geleitet. In Paris sind gegenwärtig dreiundvierzig Schwestern, theils hier in St. Lazare, theils in dem Privatarbeitshaus — Ouvroir — in der Straße Vaugirard. Jene Sünderinnen, welche in St. Lazare hinlängliche Beweise von Besserung gegeben — und wie mir versichert wurde, soll immer eine beträchtliche Anzahl aus ihren Verirrungen zurück-

kehren, seit die Schwestern dieses Gefängniß übernommen haben — und für die Zukunft ein Leben in Buße und Arbeitsamkeit geloben, finden in diesem zu dem Zwecke besonders gegründeten Hause Aufnahme, wo ein Verein wohlthätiger Frauen — Dames de Patronage — für Unterhaltung und Beschäftigung so lange sorgt, bis ihre Sittlichkeit erprobt ist und sie irgend einen Dienst in guten Häusern übernehmen können.

Ich drückte der ehrwürdigen Oberin meine Hochachtung und Bewunderung aus für einen Verein, der vor solchen Großthaten heiliger Opferliebe nicht zurückbebt, der sich einschließt mit den Gefangenen in die Gefängnisse, um hinter schwerem Schloß und Riegel, zwischen hohen finstern Mauern, über die kaum ein Stück Himmel hereinsieht, in dumpfen, sittlich verpesteten Räumen mit dem Auswurfe der verderbten Städte ein ganzes langes Leben voll Mühe, Entsagung und Selbstverläugnung hinzubringen, bis der Tod ihnen Befreiung gewährt. ‚Und wir haben unter uns zarte, kaum siebzehnjährige Jungfrauen,' setzte sie bestätigend hinzu, ‚aber betrachten Sie dieses blühende Leben, die Frische der Gesundheit auf ihren Wangen. Das bleibt freilich', fuhr sie fort mit einem Tone tiefer, heiliger Ueberzeugung, ‚den Ungläubigen ein Räthsel, aber der Glaube löst es uns. Das ist die Macht des Glaubens, alles hängt ab vom Glauben, alles kommt darauf an, ob man glaubt, denn im Glauben vermögen wir alles. Und so wandeln wir hier im Glauben unter diesen armen, verlorenen Kindern wie in einem Garten voll Rosen.'

Das war das letzte Wort, was ich in St. Lazare hörte. Aber noch lange nachher tönte in meinem Innern dieses Wort der Oberin nach: ‚Nous nous promenons ici comme dans un jardin de roses!'

IV. Die Königsgräber zu St. Denis [1].

Anblick der Abtei. — Die Revolution; Zerstörung und Wiederaufbau; in Meudon.

I.

Im prächtigen Schlosse von St. Germain wohnte Ludwig XIV., von den französischen Schriftstellern ‚der Große' genannt. ‚Der Staat, das bin ich!' hatte er gesagt, und keiner hatte ihm widersprochen. Als Sonnengott stellten ihn die Maler dar, der älteste Adel von Europa, in seiner innersten Kraft gebrochen, haschte gierig nach einem Strahl seiner Gunst und die ganze Nation sonnte sich in seiner Größe. Alle Monumente schmückte die Kunst mit seinem Bilde, Corneille und Racine besangen ihn dankbar als den Mäcenas des Jahrhunderts, und selbst von heiliger Stätte herab hatte die Schmeichelei nicht selten ihn den Größten der Sterblichen genannt. Aber wenn er am Morgen hinaussah von dem Balcone seines Schlosses hin über die heitere Landschaft mit den wogenden Kornfeldern, dem saftigen, abwechselnden Grün der rebenumkränzten Hügel, von tausend blendend weißen Landhäusern übersäet, da ward seine Stirne finster und seine Seele traurig, die eben noch Träume voll Lust und Pracht umgaukelt hatten.

Vor seinem Blicke stand der graue, finstere, unheildrohende Thurm von St. Denis; am äußersten Saume der Landschaft stand er da, wie die düstere Gestalt des Todes, der ernste Mahner mit hochausgestrecktem Finger, der ihm das ‚Memento

---

[1] Geschrieben i. J. 1854.

mori!‘ schrieb auf die goldene Wand seiner Prunksäle, gierig wie das Raubthier nach der Stunde, da es auch ihn verschlingen sollte, wie die übrigen Könige von Frankreich, deren Leichname in seinem Innern ruhen seit tausend Jahren.

Ludwig konnte diesen Anblick nicht ertragen. Die Gestalt, die dort jeden Tag aufs neue seines Namens ‚der Große‘ zu spotten schien, und immer hinwies auf die Stunde, da all’ seine Pracht in Rauch zerfließen sollte — verjagen konnte er sie nicht. Seine Marschälle Villars, Catinat, Condé konnten Länder verheeren und zu Einöden machen — aber jene Gestalt verjagen, das konnten sie nicht. So floh er denn weit weg vom Anblicke des Todes; eine sandige Wüste schuf er in Versailles um; hier sah er nichts mehr als Lustgärten, Schmeichler und Lakaien aus jedem Stande. Aber der Thurm von St. Denis blieb stehen, und dem Tode war er nicht entflohen.

Eines Tages stand ein schwarzumflorter Sarg vor dem Altare, umgeben von allen Größen der Nation, und von der Kanzel rief eine Stimme durch die Stille des Todes — es war die Stimme Massillons: ‚Dieu seul est grand, mes frères!‘

An einem freundlichen Morgen besuchte ich die Abtei St. Denis. Der Weg führt durch die Vorstadt St. Denis. Es ist ein Gefühl, wie wenn man von der Küste des Meeres aus weiter landeinwärts geht, so oft man vom Mittelpunkt von Paris nach seinen äußersten Linien wandert; mehr und mehr verstummt das Wogen und Brausen der großen Stadt, und das Herz wird uns wieder weiter, der Geist freier und ruhiger. Durch ein Dorf jenseits des Walles, Lachapelle St. Denis, hatte ich noch zu gehen und eine unabsehbar weite Ebene lag vor meinen Blicken. Nach einer halben Stunde hatte ich St. Denis erreicht. Es ist eine stille Stadt, die gegenwärtig kaum über 5000 Einwohner zählt. Die Sonne goß ihren Glanz vom reinsten blauen Himmel herab, aber es

war doch kein rechtes Leben, keine Freude in diesen Gassen — es war alles so öde und schwermüthig wie in dem Vorhofe eines Leichenackers. Ich folgte der am wenigsten öden Straße, nach wenigen Minuten stand ich vor der Abtei. Sie wurde gegründet zu Ehren des Schutzheiligen von Frankreich, Dionysius, durch König Dagobert im Jahre 613; Karl der Große ließ die Kirche neu aufführen i. J. 775. Abt Suger, der von einem Bauernknaben zum allmächtigen Minister und Regenten von Frankreich sich aufgeschwungen hatte, ließ i. J. 1130 auch diese zweite Kirche niederreißen und begann einen großen und prachtvollen Neubau. Unter Philipp dem Schönen erhielt sie ihre letzte Gestalt bis zum verhängnißvollen Jahre 1793. St. Denis war Jahrhunderte lang die mächtigste und reichste Abtei, Könige bekleideten die Würde eines Abtes. Hier wurde die Oriflamme aufbewahrt, die den Heeren vorausgetragen ward zum Siege; ‚Montjoye und St. Denis!‘ war durch Jahrhunderte der Schlachtruf der Franzosen. St. Denis war die Nekropolis von Frankreich. Alles, was in den Palästen geglänzt und auf den Thronen geherrscht, was die Völker gefürchtet oder geliebt — es kam hierher zur ewigen Ruhe in den Reihen der Väter; alle Häupter, die Kronen getragen, legten sich nieder zum langen Schlafe auf den steinernen Pfühlen von St. Denis. Wenn die Thore der Todtenstadt sich aufschlossen, da ging Trauer durch das Land. ‚Le roi est mort!‘ rief der Herold von Frankreich; es war das nur eine Handvoll Asche mehr zu dem Aschenhaufen, ein neuer Tropfen Vergänglichkeit in das Meer der Vergangenheit. Alle Wege des Lebens, welche die Könige von Frankreich, seine stolzen Prinzen und Herzoge gegangen, alle führen hin, alle münden aus in die Todtengruft von St. Denis; der Strom der Zeit, der sie getragen, stürzt sie dort hinab, wie der Wasserfall seine Wellen in den Abgrund stürzt, schnell und immer schneller. Und jetzt sind es nicht Könige mehr, nicht Fürsten,

keine Hoheit trennt sie mehr und keine Größe; Asche und Verwesung, Würmer und Moder haben alle gleich gemacht. Der letzte Todte weilte auf der Mitte der Stufen, die hinab ins Todtenreich führen, als warte er, als rufe er seinem Nachfolger. Dieser kommt und säumt nicht lange. ‚Sieh', du bist geworden wie einer aus uns!' ruft die Todtenstadt ihm entgegen — und der Wächter steigt vollends hinab und streckt sich hin auf sein schwarzes, marmornes Bett. Und nun hält der neue Ankömmling die Wache an der Pforte der Unterwelt. Alle Generationen der Könige sind da hinabgesunken, lauter Könige und Fürsten, die hier Staub geworden, wie der Staub des letzten ihrer Unterthanen, nur daß vielleicht mehr Sünden ihn entweihten und mehr Thränen der Unterdrückten an ihm hängen. ‚Wie sind die Reihen so enge,' rief hier Bossuet in der Leichenrede auf Henriette von England, ‚wie hat der Tod Eile, alle Plätze auszufüllen! O Eitelkeit, o Nichtigkeit! Alles ist eitel, außer das Bekenntniß unserer Eitelkeit!'

Als ich eintrat in die majestätischen Hallen, waren eben die letzten Töne des Requiem verklungen, das jeden Morgen hier gesungen wird. Vom altersgrauen Thurme herab scholl der dumpfe Ton der Glocke, und hallte wieder unter diesen vielhundertjährigen Säulen und Gewölben. Es war recht traurig in der Kirche, öde, kalt, leer, ausgestorben, wie der verlassene Grabstein eines Menschen, an den keine Seele denkt, der von allen vergessen ist. Da steht der Sarkophag der Könige, aber es ist kein Volk da, das um sie trauert; einige Personen aus den niederen Klassen traten mit mir ein; gleichgiltig, neugierig ahnten sie nicht, daß sie hier vor dem Reliquienschrein ihrer Größe stehen, daß die Geschichte von einem Jahrtausend in dieses Buch von Stein gemeißelt ist. St. Denis hat keinen Platz mehr in dem Herzen des jetzigen Frankreich; St. Denis ist ein Anachronismus in der Gegenwart.

II.

Ludwig XV. war der letzte König, der hier auf den sechzehnten seines Namens wartete, welcher ihn ablösen sollte von der Todtenwache. Aber er harrte vergeblich. Gott hatte beschlossen, Frankreich zu züchtigen für die Sünden seiner Könige. Ludwigs XVI. Haupt fiel auf dem Schafott, sein Leichnam wurde schmählich in eine Grube eingescharrt, fern von den Gräbern seines Geschlechtes. Aber das war noch nicht genug; die Fürsten hatten schrecklich gefrevelt an Gott und seinem heiligen Gesetze — sie sollten schrecklich büßen vor dem Angesicht aller Völker der Erde. ‚Die Gräber von St. Denis‘, sagt Chateaubriand, ‚waren berühmt unter den Gräbern der Menschen; die Fremdlinge strömten von allen Seiten herbei, seine Wunder zu schauen; aber da erhob sich eine Windsbraut des göttlichen Grimmes und trieb die Wogen der Völker hin gegen den Palast des Todes, und erstaunt rief die Welt: „Wie ist untergegangen der Tempel Ammons in der Wüste!" Es sollte die größte Rache Gottes an Frankreichs Königen geübt werden, es sollte ein Strafgericht über sie fallen, wie der Prophet Gottes kein furchtbareres mehr kennt: „Ich will heraufführen über euch das Schwert, und zu Schanden soll werden all' eure Herrlichkeit — ich will zerstören eure Gräber und eure Gebeine umherstreuen. . . An jenem Tage werden sie hinauswerfen die Gebeine der Könige von Juda und die Gebeine seiner Fürsten aus ihren Gräbern — die Sonne soll auf sie scheinen und der Mond und alles Heer der Sterne; nicht gesammelt sollen sie werden und nicht begraben, ein Haufen Koth sollen sie werden über dem Angesichte der Erde."‘ [1]

Am 16. October 1793 wurde es laut in den stillen Mauern der Abtei. Statt der frommen, wehmüthigen Choräle, die für die ewige Ruhe der Begrabenen beten, heult wie ein Gewitter-

[1] Jerem. 8, 1.

sturm die Marseillaise aus tausend und tausend wilden Kehlen durch die alten, ehrwürdigen Hallen — mehr und mehr strömt die Menge herein durch die eingebrochenen Thore. Die Republik hält ihren Gottesdienst — Camille Desmoulins und die übrigen Gesandten des Convents — es war ein schauerlicher Tag. Statt der Mitra die Jakobinermütze, statt des feierlichen Zuges der Mönche zum Grabe der Könige der tolle Tanz der Carmagnole; an der Stätte, wo Bossuet und Massillon unsterbliche Worte gesprochen, hallt der Ruf der Männer des Bergs zum Beginn der Feier. Da fallen die Kreuze; sie werden zerschlagen und zertreten, die Altäre zertrümmert und besudelt, die ernsten Gestalten der steinernen Aebte und Ritter und Herren verstümmelt, verhöhnt, unter Fluchen und wieherndem Gelächter durch die Stadt geschleift. ‚Vorwärts!‘ ruft Desmoulins. — Die Republik hatte Blut gekostet und Blut getrunken, das Blut des Königs und das Blut der Priester — aber sie ist nicht satt. Ihre Hyänennatur treibt sie vorwärts; sie wühlen die Gräber auf, sie wollen Leichen. Die Pforten der Grüfte — ein Werk Karls des Großen — werden gesprengt; hinab stürzt sich der zügellose Haufe. Da lagen sie alle in ihren Betten von Stein — die Merovinger, die Karolinger, die Capetinger, die Valois, die Bourbons — alle Größen der Geschichte von Frankreich — die Herzoge und Herzoginnen, die Prinzen, Dauphins und Marschälle. Einen Augenblick schauerte die Rotte — die ernsten, scharfen Gesichter der alten Helden jagten ihnen nach Jahrhunderten noch Furcht ein — es lag noch Majestät in den verblichenen Zügen dieser Könige — aber Desmoulins geht voran, die anderen folgen. Die Leichname werden herausgeworfen, die Gewänder in Fetzen zerrissen — da liegen sie schmählich in ihrer Blöße. Die Sansculotten, die Fischweiber kühlten ihre Wuth an den entehrten Leichnamen; sie gaben ihnen Faustschläge, zerrauften ihre Haare, schnitten ihnen die Glieder ab und warfen die

verstümmelten und besudelten Leiber dann hin, den Straßenjungen zu Spott und Spiel. Doch lassen wir den Schleier fallen über dies scheußlichste Schauspiel in der Geschichte von Europa. Es waren der Todten so viele — ein Tag reichte nicht aus, die Hyänen waren müde geworden. Sie kamen des andern Tages wieder und am dritten wieder. Frankreich sollte gereinigt werden von dem letzten Reste des Königthums; alles wurde durchsucht, alles besudelt. Das Volk sollte Rache nehmen für das Unrecht, das es seit Jahrhunderten von seinen Königen erlitten — keine einzige Leiche entging den Bestien. Alle wurden sie hinausgeworfen — Heinrich IV., der König des Volkes, und Ludwig XII.; die Väter des Landes und seine Dränger, der Regent, der schändliche Orleans, und Fenelon's trefflicher Zögling, der Dauphin; die Medicis und die gute Henriette von England; Ludwig der Heilige und Ludwig XV. — da lagen sie alle übereinander in einer schmählichen Grube. ‚Ein Haufen Koth sollen sie werden über dem Angesicht der Erde.‘ Das war ein schreckliches Gottesgericht! So wurde der Frevel gerochen, den des ‚großen‘ Ludwigs Mordbrennerbanden an den Kaisergräbern zu Speier einst verübt hatten.

Aber noch läßt der Zorn des Herrn nicht nach, und seine Hand bleibt ausgestreckt. Das letzte Andenken an die Könige sollte verschwinden. St. Denis, das Heiligthum der Nation, St. Denis, an dem zwölf Jahrhunderte in Ehrfurcht vorübergegangen waren, in dem jede Generation ihr Kostbarstes niedergelegt, St. Denis, geweiht durch so viele Thränen, die hier geflossen, so viele Seufzer, die hier aus dem Herzen gestiegen, so vielen Schmerz, der hierher getragen war, St. Denis sollte der Erde gleich gemacht werden. Seine starken Säulen wurden zerschlagen und stürzten ein, der Wind zog klagend durch die leeren Hallen, der Regen schlug durch die offenen Fensterbogen, und in sein Inneres schien die Sonne bei Tag, der Mond zur Nacht, und alles Heer der Sterne — die Re-

publik hatte das Bleidach abgedeckt und Kugeln daraus gegossen. Die letzten Anhänger der Könige sollten durchbohrt werden von den letzten Resten der Königsgräber. ‚St. Denis ist zerstört,' klagte Chateaubriand im Anfange dieses Jahrhunderts, ‚die Vögel fliegen durch seine öden Räume und Gras wächst auf seinen zerschlagenen Altären. Statt des Grabgesanges, der einst unter seiner Wölbung widerhallte, hört man nur noch den Regen, der von seinem zertrümmerten Dache niederträuft, oder das Fallen eines Steines, der sich von dem Gemäuer ablöst.' Erst Napoleon that dem Werke der Zerstörung Einhalt. Er war in das Erbe Karls des Großen eingetreten und hatte seine Kaiserkrone sich aufs Haupt gesetzt; darum sollte die alte kaiserliche Gruft auch ihn und seine Familie aufnehmen. Aber er hatte Wind gesäet und erntete Sturm; er und seine Familie wurden zerstreut wie Spreu über dem Angesichte der Erde — ein felsig Eiland ward sein Kerker und sein Grab. Und sein Sohn, der Erbe seines Ruhmes, schläft ferne von ihm bei den Kapuzinern in der Todtengruft zu Wien.

Ludwig XVIII. und Karl X. setzten die Arbeiten fort, und unter Ludwig Philipp wurde die innere Restauration vollendet. Alle bauten sie an ihrem Grabe — aber sie sollten nicht sagen dürfen: ‚Solum mihi superest sepulchrum!' Nicht einmal das Grab wurde ihnen gegönnt — so eitel ist die größte Größe auf Erden. — Beide, Karl X. und Ludwig Philipp, liegen begraben in fremder Erde, im Lande der Erbfeinde ihrer Nation. Ludwig Napoleon ist auch in St. Denis seinem großen Oheim gefolgt; er fährt fort, der Kirche seine Fürsorge zu widmen. Wird er hier einst seine letzte Ruhe finden? Oder schmückt er nur das Monument, das den verherrlichen soll, der ihn einmal vom Throne stößt? [1]

---

[1] Geschrieben im Jahre 1854.

Beim ersten Eintritt in die schöne Kirche bemerkt man kaum, was für gewaltsame Katastrophen an diesen Mauern vorübergegangen sind. Es ist ein herrlicher Bau, fast wie aus einem Gusse, mit Ausnahme der Krypten mit nur wenigen Resten im Stile der vorgotischen Zeit. Einen Augenblick könnte man sich täuschen, sich um ein Jahrhundert zurückversetzt glauben. In reichen Gewändern umgeben die Hüter des Grabes der Könige den Hochaltar. Ludwig Philipp stiftete hier ein Kapitel, bestehend aus 10 Bischöfen und 24 Canonikern; helle Rauchwolken steigen zwischen den schlanken, strebenden Säulen empor und ziehen langsam unter der Wölbung hin. Das Requiem, unterbrochen von den mächtigen Tönen der Hörner, wie sie in Frankreich den Choral begleiten, fleht um die ewige Ruhe der Todten. Aber die Gräber sind leer — ihre Asche ist in alle Winde zerstreut; nur Ludwig XVI. und die unglückliche Marie Antoinette, Ludwig XVIII. und der Herzog von Berry liegen hier und einige wenige Reste von Gebeinen, die man gefunden hatte nach der schauerlichen Feier von 1793 und sorgfältig gesammelt und hierhergetragen, wie der Mensch am Tage nach der Feuersbrunst auf die Brandstätte eilt, um unter dem Schutte ein halbverkohltes Andenken an sein früheres Besitzthum zu finden. Wir hören die dumpfdröhnenden, langsam hinzitternden Schläge der Glocke vom altersgrauen Thurme herab, so ernst, so melancholisch, als wären es die Pulsschläge der unwiederbringlich hinabeilenden Zeit — aber es strömt kein Volk mehr herbei, um zu trauern am Grabe seiner Könige. Der Name des Königs, bei dessen Nennung der Franzose von ehedem sein Haupt entblößte, hat seinen Zauber verloren; es sind nur noch wenige, die wie Du Guesclin sprechen: ‚Mon âme à Dieu, ma vie au roi!‘ Die Gesalbten des Herrn hatten sich selbst entweiht, und darum verwarf er sie von seinem Angesichte. Und das Volk rief ein furchtbares: Amen!

St. Denis ist wieder hergestellt — ein Grab ohne Leich-

name, ein Katafalk ohne Todte; seine Grüfte sind leer, St. Denis selbst ist ein Leichnam. Ich weiß nicht, ob ich nicht die Abtei lieber sehen möchte in dem Zustande, wie sie nach 1793 war. Da war es eine Ruine, aber da war es doch etwas; da konnte man sich niedersetzen unter Trümmer und hinaufblicken zu den schweren grauen Wolken, die vom Sturme gejagt über die zerrissenen Mauern ziehen, und nachdenken über die Vergänglichkeit aller Dinge, wie der Einsiedler vor dem Todtenkopf. Jetzt wird es uns nicht wohl zu St. Denis; es ist uns unheimlich hier, es ist eine Leiche, man hat sie geschminkt, mit Flittern und Bändern geziert. Man hat neue Glasmalereien an den Fenstern angebracht; ich sah eine im Seitenschiffe, die Stiftung des Kapitels durch Ludwig Philipp vorstellend. Er und seine Minister erscheinen in blauem Frack, den Galanteriedegen an der Seite. Das ist die Malerei auf einem gotischen Fenster in einer herrlichen gotischen Kirche mit den Heldengestalten Chlodwigs, Dagoberts, des ritterlichen Franz I. und Heinrichs IV.!

Das neugierige Volk läuft hinzu, es drängt sich hinein in die Grüfte, man gafft, man schwätzt, man lacht und man macht Bemerkungen über diese ernsten, langgestreckten, steinernen Bilder. Der Concierge geht voran, der Haufen Fremder und geschwätziger Pariser folgt; neben mir ging ein Weib aus dem Volke in unordentlichem Anzuge, sie hatte ein säugendes Kind an der Brust. Man sieht es recht deutlich: der Franzose der Gegenwart hat kein Verständniß mehr für seine Könige. Wie könnte auch der junge Mensch, der seinen Voltaire gelesen, oder die Grisette, die Paul de Kock und Sue und wie dergleichen schmutzige Literaten mehr heißen, in Andacht studirt hat, anders hier eintreten als mit einem Gefühle souveräner Verachtung der Vorurtheile und Tyrannei dieser barbarischen Jahrhunderte! ‚Hier liegt Pipin der Kurze,‘ ruft die monotone Stimme des Concierge, ‚hier in der Mönchskutte Chlodwig,

hier Blanca, hier Franz I., hier Karl, der in der Bartholomäusnacht auf seine Unterthanen schoß, hier . . .' doch die Reihe scheint nimmer enden zu wollen; man bleibt stehen, man betrachtet, betastet diese eigenthümlichen, oft sehr ausdrucksvollen Gestalten, aber der Führer drängt vorwärts und mahnt zur Eile, denn es gibt hier viel zu sehen, der Tod hat reiche Beute. In buntem Wechsel ziehen diese Bilder an uns vorüber, es schwindelt uns, die schweren, niederen Gewölbe scheinen auf unserer Brust zu liegen und den Athem zu beengen. Endlich ist der lange Katalog zu Ende, den der Aufseher herabliest, wie der Kerkermeister die Liste seiner Gefangenen, als wollte er sagen: Die alle da sind mein und es entgeht mir keiner.

Ich habe einen Edelmann gekannt; als dieser bei geänderten Vermögensverhältnissen die Burg seiner Väter nicht mehr behaupten konnte, trug er das Dach ab und machte sie zur Ruine. Man hatte sie ihm abkaufen wollen, der eine, um eine Fabrik, der andere, um eine Brauerei darin zu errichten. Er machte lieber eine Ruine daraus, als daß er sie hätte entweiht gesehen; als er zum erstenmale vom Thale hinaufschaute und die nackten Mauern ihn anblickten, sah sein Begleiter eine Thräne an seinem dunklen Barte hängen. Die Philister sagen, er hätte nicht recht gethan. Aber um die zerfallenen Mauern schwebt etwas wie vom Hauch der Ewigkeit, und mit dem dunklen Epheu winden sich ernste Gedanken an den geborstenen Thürmen hinauf.

Als ich heraustrat aus St. Denis, war es Mittag. Der Himmel war rein, wie von geschliffenem Stahl; die Herbstsonne meinte es so gut, als wollte sie Abschied nehmen auf lange Zeit. Einzelne vergilbte Blätter fielen leise von den Pappeln, die den Weg umsäumen. Die alte Abtei stand so traurig da, wie ein Greis, der seine kalten, fast erstorbenen Glieder an der Sonne wärmt; ein heller Strahl fiel über ihre Vorderseite,

die Fenster glänzten bei diesem Sonnenblick, es war wie ein plötzlich aufzuckendes Lächeln auf dem Angesicht des Sterbenden.

Ich nahm einen Wagen, fuhr nach der Richtung von Paris über die Ebene hin, auf der die Kämpfe der Ligue gewüthet und die getränkt ist mit dem Blute des ritterlichen Connétable Anne de Montmorency, bog dann gegen Südwest ab und gelangte nach Meudon.

Es ist dies ein älteres Lustschloß der Könige auf einer sanft ansteigenden Höhe, welche die Gegend weithin beherrscht, mit großen Gartenanlagen im Geschmacke Le Nôtre's. Die Aussicht von der Terrasse herab ist entzückend. Paris lag vor mir, nahe genug, um die Stadt mit ihren Kuppeln, Säulen, Thürmen und Triumphbögen ganz zu sehen, aber wieder zu ferne, um über dem Labyrinthe zu stehen und es vollständig zu überschauen. Unmittelbar zu meinen Füßen in malerischer Abwechslung die Reihen der Landhäuser, halb versteckt unter Bäumen und Laubwerk in den mannigfaltigsten Schattirungen, die in einem unermeßlich weiten Bogen sich um die Stadt ziehen. Unter einem so schönen Himmel, in dieser lachenden Landschaft, die vor uns liegt wie überschüttet von allen Gütern und Gaben und Genüssen des Lebens, wo nichts als Glück ausgestreut scheint, da ist es, als wolle alles zum frohen Genusse des Lebens einladen. Rabelais wäre vielleicht der Welt nicht bekannt geworden, hätte er anderswo gelebt, an den verödeten Küsten der Bretagne oder zwischen den rauhen Bergen des Jura.

Ja, der Pariser Sybarite hätte Recht — wenn nur eines nicht wäre. Mein Blick schweifte weithin über die Stadt mit all ihrem Glanz und ihrer Pracht; am äußersten Horizont stand etwas, scharf herausgehoben durch den hellen Hintergrund, düster, drohend wie die Gestalt des Todes. Es war der Thurm von St. Denis. Er stand da, als wollte er spotten des ohnmächtigen Treibens der Millionen da herum, als wollte er sagen: Und doch seid ihr mir alle verfallen!

Das ist der eine bleibende Hintergrund in dem heitersten Gemälde des Lebens, das ich je gesehen; das gellt wie eine schneidende Dissonanz durch die Festgesänge der Freude. Ja, wenn St. Denis nicht wäre mit seinem finstern Thurme und seinen kalten Gräbern, mit seinem Moder und Geruch der Verwesung — wenn der Tod nicht wäre, da hättet ihr vielleicht Recht, ihr Männer und Frauen des Genusses!

Ich ließ mich nieder unter einer schattigen Platane; ihre Blätter rauschten in der Abendluft, als wollten sie erzählen von den Festins und was sie alles schon hier gesehen hatten. Da dachte ich an Bossuet's Worte unter dem Dome von St. Denis: O Eitelkeit, o Nichtigkeit! Alles ist Eitelkeit, außer das Bekenntniß unserer Eitelkeit.

Ich öffnete mein Brevier; es war eben das Fest der Kreuzerhöhung. Ich las den Hymnus zur Vesper: O crux ave, spes unica!

Orts- und Personenverzeichniß.

Anmerkung: Die römische Zahl bezeichnet den Band, die arabische die Seite.

C.

D.

E.

F.

G.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

Hettinger, Franz,

Aus Welt und Kirche Bilder und Skizzen

Bd.: 2

Freiburg im Breisgau 1888